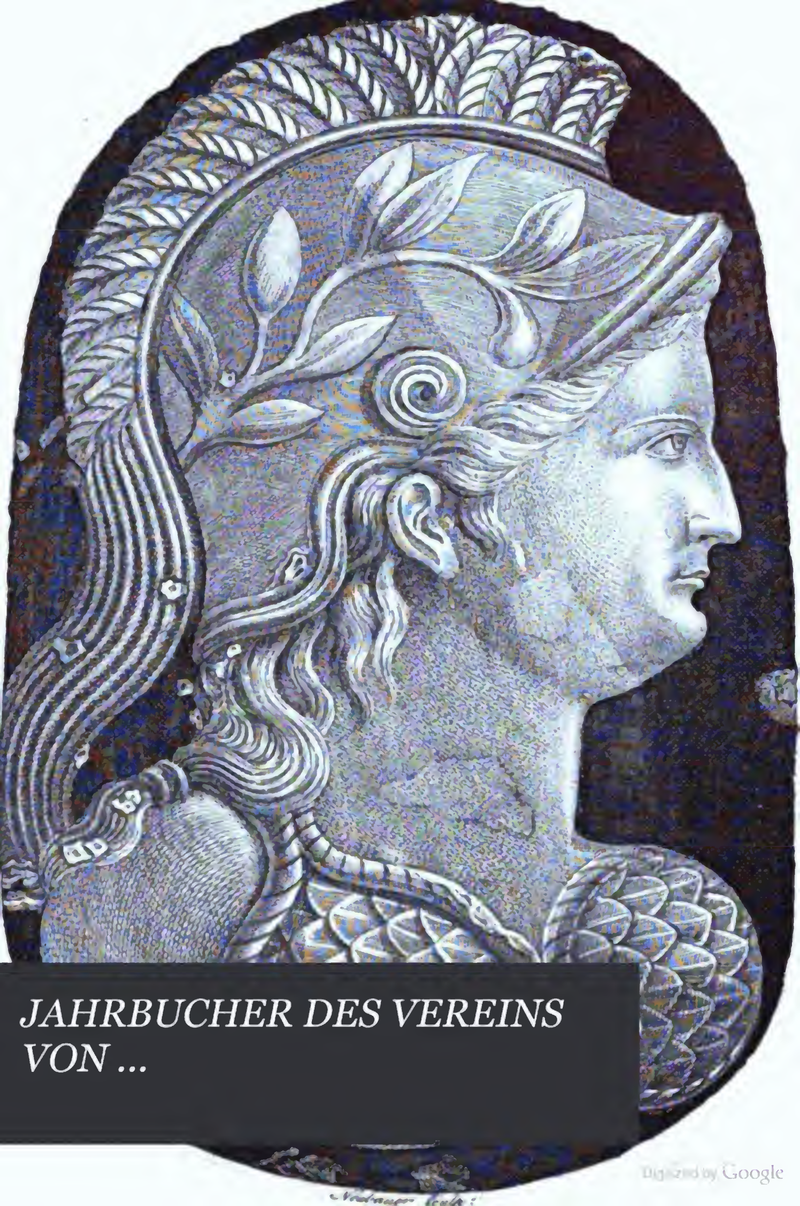

JAHRBUCHER DES VEREINS
VON ...


Digitized by Google






JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXVIII.



MIT 7 TAFELN UND 10 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1884.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXVIII.

MIT 7 TAFELN UND 10 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1884.

Inhaltsverzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

III. Berichte.

IV. Miscellen.

I. Geschichte und Denkmäler.

I. Neue Forschungen über die Römerstrassen auf der linken Rhein- und Moselseite[1]).

I.

Die Heerstrasse, welche von Trier aus die Fortsetzung der grossen Heerstrasse von Marseille durch das Rhone- und Saonethal über das Plateau von Langres nach Metz und Trier bildet, ist von dem Oberstlieutenant Schmidt von Trier bis nach Lehnholz (Jahrbb. XXXI), und in ihrer weiteren Fortsetzung durch das deutsche Reich in den „alten Herr- und Handelswegen etc. I" beschrieben worden.

1. Diese Strasse sendet bei Kaisersesch nach Osten einen Seitenarm aus, der mit der Chaussee über Düngenheim, Kehrig, Polch, wo römische Gräber und Inschriften gefunden wurden, dann über Kerben und Metternich nach Coblenz führt[2]).

2. Von diesem Seitenarme geht wieder ein Arm bei Kehrig ab, der über Allenz, wo ein bedeutendes römisches Gebäude aufgedeckt wurde, dann über Mayen, wo römische Alterthümer zum Vorschein kamen, nach Ettringen und Bell führt, wo ebenfalls römische Alterthümer gefunden wurden, dann von einer vom Laacher See nach Westen ziehenden Grenzwehr durchschnitten wird, und nach Niederzissen geht, wo ein römisches Gebäude entdeckt wurde; von da führt er an einer römischen Ruine, dem sog. Römerbade, vorbei über Koisdorf nach Sinzig. Hier überschreitet die Strasse den Rhein, geht über Dattenberg und, nachdem sie beim Ronigerhof von einer Grenzwehr durchschnitten worden, nach Ginsterhahn, wo sie in die an dem Etappenlager zu Asbach vorbeiführende Strasse, die in Pick's Monatsschrift V 22 beschrieben, einmündet.

3. Von der vorgenannten Seitenstrasse geht noch ein Arm bei

1) S. Jahrbb. LXVII.

2) Vergl. Jahrbb. LXVII.

Kerben ab über Ochtendunk, Saffig und bei Weissenthurm, wo römische Alterthümer gefunden wurden, an den Rhein. Ueber die Fortsetzung auf dem rechten Ufer s. „die alten Heer- und Handelswege etc. I“.

4. Von der Hauptstrasse geht der zweite Seitenarm jenseits Krufft ab und zieht über Burgenerhaus und St. Thomas an den Rhein, dicht östlich von Andernach. Jenseits des Flusses geht er von Fahr über Feldkirchen nach dem römischen Kastell Montiacesena bei Niederbieber. (S. „die alten Heer- und Handelswege etc. I“.)

5. Der dritte Seitenarm der Hauptstrasse führt von der Nettemühle, wo viele römische Alterthümer gefunden wurden, an den Rhein, und jenseits desselben nach der Römerstadt Rigodulum bei Heddesdorf.

Wir beobachten hiernach bei unsrer Strasse wiederum dieselbe Erscheinung, wie wir sie bei Erörterung der Römerstrassen zwischen Maas und Rhein kennen gelernt, dass nämlich die Hauptstrasse nach dem Rheine hin eine Anzahl sich wieder verzweigender Seitenstrassen aussendet, die auf der anderen Seite des Flusses sich unter einander oder mit andern Strassen vereinigen. Dieselbe Erscheinung beobachtet man bei der Köln-Mastrichter Strasse.

6. Von der Köln-Mastrichter Heerstrasse geht bei Falkenburg die bekannte Seitenstrasse ab, die an den Rhein bei Xanten führt, auf welcher auch eine Route des Ant. Itinerars läuft, und deren Fortsetzung auf dem rechten Rheinufer Jahrbb. LXXVI angegeben ist.

7. Die zweite Seitenstrasse geht östlich von Jülich, bei Nummerstein 29,1 der Chaussee, zuerst als Pfad ab und zwischen dem Hause Lindenberg und dem Dorfe Stetterich durch, dann mit der Chaussee bis Hambach; hier geht sie östlich um das Dorf her, durchschneidet die Chaussee bei Nummerstein 7,0, führt dann westlich an Nieder- und Oberzier vorbei und man trifft auf letzterer Strecke noch den einen Seitengraben neben dem alten Wege, und auf eine kurze Strecke daneben auch noch den alten Strassendamm. Dann geht die Strasse als alter Feldweg, der nur selten noch Spuren von alten Kiesresten zeigt, in südlicher Richtung weiter und führt, nachdem sie die Chaussee von Stammeln nach Oberzier bei Nummerstein 2,0 durchschnitten, nach Düren. Von hier läuft sie mit der Chaussee über Stockheim nach Soller, wo römische Gräber und Inschriften gefunden wurden, dann über Froitzheim nach Embken, in dessen Nähe zahlreiche römische Inschriften zum Vorschein kamen; sie ist von hier nicht weiter verfolgt worden.

8. Von der vorgenannten Seitenstrasse geht unter dem Namen „alte Heerstrasse“ eine andere bei Niederzier ab und mit der Chaussee

bis Oberzier, dann bald als breiter Kommunal-, bald als schmaler Feldweg, bald nur als Pfad über das erhöhte Terrain nach Haus Rath und Merzenich, schneidet hierauf die Chaussee zwischen Binsfeld und Frauwüllesheim, dann die Zülpicher Chaussee beim Seeghaus und läuft über Sievernich, wo römische Alterthümer gefunden wurden, und Wichterich nach Gr. Büllesheim und Essig. Von da geht die Strasse stets mit der Chaussee über Oberdrees, Rheinbach, wo römische Münzen, und Gelsdorf, wo römische Gräber gefunden wurden, bis Bölingen. Dann steigt sie über Lantershofen ins Ahrthal hinab, durchschneidet jenseits Wadenheim die Ahrstrasse und läuft, dem linken Ufer der Ahr entlang, bei Kripp an den Rhein[1]). Jenseits des Flusses zieht sie von Linz, wo römische Münzen gefunden wurden, die Höhe hinan, und vereinigt sich jenseits des Ronigerhofes mit n. 2[2]).

9. Eine zweite Seitenstrasse geht von n. 7 südöstlich von Düren bei dem Muttergotteshäuschen von der Chaussee ab, und als alter geschmälerter Weg über Jakobwüllesheim und Vettweis, wo römische Alterthümer gefunden wurden, nach Geich, wo ebenfalls

---

1) Die Strasse wird auch von v. Veith (Jahrbb. LXXV, 9) erwähnt: „Die Chaussee senkt sich mit geringem Fall zum Seeghaus, wo eine alte Strasse unsre Römerstrasse (die Köln-Rheimser) kreuzt. Sie führt aus dem unteren Ahrthal bei Sinzig an Rheinbach vorbei über Euskirchen und Düren (die Strasse lässt Euskirchen $^1/_2$ Meile südlich und Düren $^1/_2$ Meile westlich liegen) nach Aachen und Jülich und wird die Aachen-Frankfurter Heerstrasse genannt, bei Lacomblet wiederholt schon im 10. Jahrhundert erwähnt. Sie ist beim Seeghaus wie bei Rheinbach ein 6 m breiter, 1 m hoher Dammweg mit Seitengräben, von dem oft nur ein Grasweg, oft gar keine Spur mehr übrig blieb. Sie gehört vielleicht schon der Römerzeit an, ist nach römischer Art erbaut, und doch kann sie nicht als eigentliche Römerstrasse gelten (— warum? —). Wohl unzweifelhaft benutzte Kaiser Karl der Kahle diese Strasse, als er nach der Schlacht bei Andernach am 8. Oktober 876 entfloh und für seine Person in kaum 36 Stunden Lüttich erreichte, welches ca. 20 deutsche Meilen vom Schlachtfelde entfernt ist. Die Wege müssen also schon damals dort ganz brauchbar gewesen sein.“ Der Grund, warum wir schon in der frühen fränkischen Zeit hier wie anderwärts eine so grosse Zahl wohlgebauter Wege treffen, ist eben der, dass die Franken, wie in so vielen andern Stücken, auch bezüglich der Strassen das römische Erbe angetreten hatten.

2) In Linz kommt der Name „Kym“ und „Kimm“, die häufige Bezeichnung für Römerstrassen auf der linken Rheinseite, schon im 15. und 16. Jahrhundert urkundlich vor. (Pick's Monatsschr. IV 269.)

römische Alterthümer zum Vorschein kamen, und dann nach Zülpich, wo sich eine römische Niederlassung befand. Dann führt die Strasse an Enzen vorbei, wo römische Alterthümer gefunden wurden, über Billig, in dessen Nähe eine römische Niederlassung lag, dann südlich an Stotzheim vorbei nach Rheinbach, von da mit der Chaussee nach Meckenheim, wo zahlreiche Alterthümer entdeckt wurden, und hierauf südlich an Vilipp vorbei über Liessem, und bei Mehlem an den Rhein. Zwischen Zülpich und Billig war die Strasse schon früher als Römerstrasse bekannt, und östlich neben der Chaussee, in der Nähe von Stotzheim, wurde der Kiesdamm vor einigen Jahren in einer Breite von 5 m unter dem Boden aufgedeckt. Jenseits des Rheines setzt sich die Strasse links am Drachenfels und dem Oelberg vorbei über Bennert bis Bellinghausen fort, wo sie in die, Jahrbb. LXVIII beschriebene Strasse einmündet.

10. Eine dritte Seitenstrasse ging von der Hauptstrasse bei Elsdorf, eine vierte bei Ichendorf ab; diese sind bereits in Jahrbb. LXVIII beschrieben.

Von der dritten Hauptstrasse, der Köln-Rheimser, welche General v. Veith Jahrbb. LXXV eingehend erörtert, ist bis jetzt, soweit sie durch die rheinpreussische Provinz geht, keine einzige Seitenstrasse aufgefunden worden[1]). Dagegen läuft von der vierten Hauptstrasse, der Trier-Bonner, eine grössere Zahl von Seitenarmen aus, die später erörtert werden sollen.

Ausser den Hauptstrassen mit ihren zahlreichen Seitenarmen gibt es nun noch eine Azahl von Strassen, die, von Westen her über die Maas kommend, nach dem Rheine hinlaufen, und sich, gleich den übrigen, auch jenseits des Stromes weiter fortsetzen. Aber die Beziehungen dieser Strassen unter sich und zu den bereits genannten bleiben unbekannt, so lange dieselben nicht weiterhin nach Westen, durch Holland und Belgien, bis zu ihrem Anfange verfolgt worden sind. Diese Strassen sind folgende:

a. Zwei Strassen von der Maas bei Gennep (Jahrbb. LXXIII, Pick's Monatsschrift VI).

b. Eine Strasse von der Maas bei Heukelon (Jahrbb. LXXVI).

c. Eine Strasse von der Maas bei Bergen (Jahrbb. LXXVI).

d. Eine Strasse von der Maas bei Well (Jahrbb. LXXVI).

---

1) Die bei Morscheck abgehende Strasse setzt sich, neuern Untersuchungen zufolge, weiter nach Süden fort.

e. Eine Strasse von der Maas bei Arcen (Jahrbb. LXXVI).

f. Zwei Strassen von der Maas bei Venloo (Jahrbb. LXXIII, Pick's Monatsschrift VI).

g. Eine Strasse von der Maas bei Swalmen (Jahrbb. LXXIII, Pick's Monatsschr. VI).

h. Zwei Strassen von der Maas bei Roermonde (Jahrbb. LXXIII).

i. Eine Strasse von der Maas aus der Gegend von Maaseyk (Jahrbb. LXXIII).

Von einer der Strassen h (Jahrbb. LXXIII n. 18), die über Erkelenz und Caster führt, geht bei Wockerath eine Seitenstrasse ab und an Kückhoven vorbei über Titz, wo römische Alterthümer gefunden wurden, nach Ameln und Rödingen, dann über Bettenhoven, wo bedeutende römische Alterthümer zum Vorschein kamen, und Oberembt nach Elsdorf, wo römische Gräber gefunden wurden. Dann zog die Strasse über Heppendorf nach Kerpen, und hierauf in einiger Entfernung westlich von Gymnich nach Lechenich, wo an verschiedenen Stellen römische Alterthümer entdeckt wurden. Die weitere Fortsetzung nach dem Rheine ist noch nicht untersucht.

Es ist die Meinung geäussert worden, „dass die Verbindungen der niederrheinischen Emporien direkt auf Rheims hinweisen, mehr als auf Trier“; Gründe für diese Meinung sind nicht angegeben. Von den 4 Hauptstrassen, die aus dem Innern von Gallien nach dem Rheine ziehen, kömmt, wie wir gesehen, nur eine einzige von Rheims, und, was noch beachtenswerther ist, von den zahlreichen nach dem Rheine ziehenden, bis jetzt bekannten Seitenstrassen gehört keine einzige der Rheimser Strasse an. Da nun überhaupt von den sehr zahlreichen Punkten am Rhein, von denen Strassen nach dem Innern von Gallien auslaufen, nur von einem einzigen eine Strasse nach Rheims geht; so könnte viel eher die gegentheilige Meinung Platz greifen, so lange nicht nachgewiesen ist, dass von den vorgenannten, vom Rhein nach der Maas laufenden Strassen wenigstens ein Theil nach Rheims geht oder mit dorthin ziehenden Strassen in Verbindung steht; daher wir die Verfolgung dieser Strassen jenseits der Maas den Interessenten besonders empfehlen, wobei auch die Frage in Betracht zu ziehen sein wird, ob diese Strassen nicht zum Theil blosse Seitenstrassen der Maasstrasse sind.

Fassen wir unsre bisherigen Beobachtungen über die Römerstrassen zwischen Rhein und Mosel zusammen, so finden wir dieselben, wie wir sie bereits bei den Römerstrassen zwischen Maas und Rhein kennen gelernt:

Alle diese Strassen zeigen eine vollkommene Planmässigkeit in der Anlage.

Alle nach dem Rheine laufenden Strassen haben ihre Fortsetzungen auf der rechten Rheinseite.

Alle Fundorte römischer Alterthümer befinden sich an den Seiten dieser Strassen.

Indem wir früher den Nachweis zu erbringen gesucht, dass in den römischen Itinerarien nicht einzelne Strassen, sondern Reiserouten, die auf verschiedenen Strassen von einer zur andern laufen, enthalten sind, haben wir zugleich auf die daraus entspringende Nothwendigkeit der lokalen Untersuchung aufmerksam gemacht, und deren möglichste Ausdehnung nach Kräften zu fördern gesucht. Wenn unsere neue Auffassung, im Gegensatze zu der bisher gültigen, die richtige ist; so kann offenbar auch ein richtiges Verständniss der Itinerarien hauptsächlich nur durch die Lokalforschung erreicht werden, und wir halten es daher für durchaus nothwendig, dass nicht bloss die Strassen, auf welche in den uns hinterlassenen schriftlichen Dokumenten der Alten Bezug genommen wird, sondern alle zur Römerzeit vorhandenen und in römischer Weise gebauten Strassen in die Untersuchung gezogen werden, wodurch dann zugleich das so oft genannte, aber niemals nachgewiesene römische „Strassennetz" in unsrer Provinz, das durch die wenigen angeblich in den Itinerarien aufgeführten Strassen nicht zum Vorschein kommen kann, seine faktische Bestätigung erhält[1]).

J. Schneider.

1) Die Ueberschrift dieser Arbeit und der Titel der folgenden könnten leicht die Vermuthung erwecken, es handele sich hier um dieselben Strassen. Dass dem nicht so ist, wird eine genaue Durchsicht der beiden Aufsätze darthun. Zudem gehen ja beide Mitarbeiter in etwa von anderen Gesichtspunkten aus, und behandeln die vorliegende Frage in verschiedener Weise. D. R.

2. Die Römerstrasse von Trier nach Cöln.

Hierzu Tafel I.

Die Strassenverbindung der alten Kulturstätten und römischen Hauptwaffenplätze Trier und Cöln bietet in vielfacher Beziehung historisches Interesse. Ueber Gebirge und Flüsse wurden schon vor Jahrtausenden feste Wege gebahnt, um dem Handel, dem Kriege, aber auch der Kultur die Länder der Erde zu öffnen. Durch solche Wege erfüllte Rom seine Aufgabe der Weltbeherrschung, und diese Strassen bilden in ihrer zweckmässigen Führung die rothen Fäden, auf denen die Erobrer vom mittelländischen Meer über die Alpen zur Nordsee vordrangen.

Oestlich von Agrippa's Heerstrasse, die von Lyon über Langres und Reims nach Boulogne führte, ging eine ebenso wichtige Römerstrasse von Langres über Toul, Metz und Trier über die waldige Eifel zum Rhein nach Cöln. Sie fand in Trier einen wichtigen Abschnitt und Stützpunkt zur Abwehr der Germanen, welche in dem halben Jahrtausend der römischen Herrschaft immer von Neuem den Rhein drohend überschritten, und sie bietet in ihrem Bau und in ihren Befestigungen ein reiches Forschungs-Material, wo das Dunkel der Wälder und beschränkter Anbau manche Reste der Vorzeit für uns erhalten hat.

Die Geschichte der Trevirer, vor ihrer Berührung mit den Römern, verliert sich in Sagen und Mythen. Im Jahr 53 v. Chr. betraten Cäsar's Legionen unter Labienus zum ersten Mal das Gebiet und die Hauptstadt der Trevirer, eines kriegerischen Volkes, das sich seiner germanischen Abstammung rühmte, und ein Jahrhundert hindurch die römische Herrschaft in immer wiederholten Empörungen bekämpfte. Im batavischen Kriege (70 n. Chr.) hatte Trier als Colonia Augusta nach Tac. hist. IV 62 u. 77 eine Mauerbefestigung und eine Mosel-Brücke, an welcher der römische Feldherr Cerialis die Germanen und deren Verbündete schlug. Das schön und günstig gelegene Trier wurde dann die zeitweilige Residenz der römischen Kaiser, von denen die

Stadt namentlich im 4. Jahrhundert mit den glänzendsten Bauwerken geschmückt wurde, deren wohlerhaltene Reste noch heutzutage ihres Gleichen suchen. Bei den Zerstörungszügen der Völkerwanderung erwehrte sich die Stadt im Jahr 406 der Vandalen durch erfolgreiche Vertheidigung der arena, wie es in den Chroniken heisst. Der grossartige Circus, welcher in der Stadt wahrscheinlich eine Vertheidigungslinie von der porta nigra zur Mosel bildete, konnte gewiss die Stadt besser schützen und retten als die arena des Amphitheaters, welches 400 m entfernt von derselben, in ihrem Südosten lag. In den Jahren 407, 411, 413, 428, 451 wurde die Stadt immer von Neuem geplündert und verbrannt, und endlich drangen die Franken nach der Eroberung von Cöln siegreich gegen die Römer über die Eifel vor, besetzten und zerstörten Trier im Jahr 464. Unter dem Brandschutt dieser Verwüstungen liegt das römische Strassenpflaster noch jetzt 3 bis 4 m unter der Erdoberfläche.

Die Stadtmauer bezeichnet ein Rechteck von 1000 bis 1200 m Seitenlänge, ähnlich gross wie die Colonia Agrippinensis. Durch die Nordfront führt die prächtige porta nigra als propugnaculum, welches nach Hettner's gründlichen und verdienstlichen Studien im 4. Jahrhundert n. Chr. erbaut ist. Das verschwundene Moselthor lag vielleicht am heutigen Krahnenthor, wo man eine ältere Brücke von Trier annimmt. In der südöstlichen Ecke der Stadt liegt der römische Kaiserpalast, in dessen Nähe die Basilica und wahrscheinlich das Forum, während die grossen Villen und Bäder ausserhalb der Stadt lagen, ebenso das bereits erwähnte Amphitheater, an welchem die römische Wasserleitung vorbeifliesst, die aus der Gegend von Waldrach durch das Ruwerthal geht, ein gewölbter Kanal, 1,25 m weit, 1,84 hoch, bis zur Stadt 12 km lang.

Von Trier führten Römerstrassen:

1) über Ehrang und Hetzerath nach Andernach und Coblenz,

2) über Ruwer, Riol nach Neumagen und über Büdlich, Stumpfen Thurm nach Coblenz, Boppard, Bacharach, Bingen und Kreuznach,

3) über Mertesdorf und Büdlich in die Strasse 2,

4) über Mertesdorf an Birkenfeld vorbei nach Kreuznach,

5) über Nieder-Zerf und Tholey nach Strassburg,

6) auf dem rechten Moselufer über Conz nach Metz und weiter über Toul und Langres nach Lyon,

7) auf dem linken Moselufer über Wasserbillig nach Dalheim und Metz, sowie über Luxemburg, Arlon nach Reims,

8) unsre Römerstrasse über Bitburg nach Cöln und Bonn, mit Zweigstrassen aus der Gegend von Wasserbillig und Biewer zur Hauptstrasse.

Betrachten wir letztere Strasse Trier-Cöln im grossen Ganzen, so wird der Bau, vielmehr die Renovation der Strasse nach den beiden im Jahr 1823 bei Nattenheim gefundenen Meilensteinen auf die Jahre 121 und 139 n. Chr. bezogen. Der leider verloren gegangene Marmaguer Meilenstein, der auf Vipsanius Agrippa zweites Konsulat im Jahr 20 v. Chr. bezogen wird, mag vielleicht bestreitbar sein, insofern die auf demselben genannte „Colonia Agrippina" erst im Jahre 50 n. Chr. gegründet wurde. Ein vierter Meilenstein unsrer Strasse, zwischen Zülpich und Cöln gefunden, im 75. Heft dieser Jahrbücher Seite 8 besprochen, nennt das Jahr 200 n. Chr. Nach Tac. hist. I 61 zogen aber bereits im Jahr 70 n. Chr. die Heere des Vitellius „auf zwei Heerstrassen" vom Rhein nach Italien, und zwar 40,000 Mann von Cöln über Trier, Lyon über die Cottischen Alpen, 30,000 Mann durch Helvetien über die Penninischen Alpen, so dass danach jene Strasse schon im ersten Jahrhundert n. Chr. bestand. Germanicus schickte im Jahr 14 n. Chr. seine Familie von Cöln nach Trier (Tac. ann. I 40), wahrscheinlich auf einer gebauten Strasse, auf welcher bereits Kaiser Augustus und dessen Stiefsöhne wiederholt von Lyon her an den Rhein kamen. Sie ist daher die älteste Römerstrasse des Rheinlandes, gehört nach Strabo IV 6 bereits dem Strassen-Entwurf Agrippas in den letzten Jahrzehnten vor unsrer christlichen Zeitrechnung an.

Für diese Strasse ergeben sich aus dem Itinerar des Antonin, nach der Peutingerschen Tafel und aus Messungen auf unserer Generalstabskarte folgende Stationen und Wegelängen:

A Treveris

		Leugae		Millien	Passus
I.	Beda vicus (Bitburg)	XII		18	18450
II.	Ausava vicus, (Büdesheim)	XII		18	18700
III.	Egorigio vicus (Jünkerath)	VII [a]		11	11000
VI.	Marcomago vicus (Marmagen)	VIII		12	11750
	— — — — — — — —				
V.	Keldenicher Lager [b] resp. vicus Supenorum (Königsfeld)	III	XXVIII [c]	$4^1/_2$	4500
VI.	Belgica vicus (Billig)	VIII		12	12000
VII.	Agrippina civitas (Cöln)	XVII		26	26350
	A Treveris Agrippinam i. S.	LXVII [c,d]		$101^1/_2$	102750

Eine zweite Linie über Zülpich ergiebt:	Leugae	Millien	Passus
Von Marmagen nach Zülpich	XI	17	17100
Von Zülpich nach Cöln	XVI	24	24000
	XXVII	41	41100
A Treveris Agrippinam i. S.	LXVI	100	101000

Dabei ist zu bemerken:

ad a) Sowohl im Itinerar wie im Peutinger ist XII statt VII unzweifelhaft verschrieben, würde auch keine richtige Summirung ergeben.

ad b) Statt der Punkte, welche im Text die Auslassung einer vielleicht unleserlichen Station bezeichneten, ist hier Keldenicher Lager (Königsfeld) gesetzt, in dessen Nähe wohl jener vicus Superorum lag.

ad c) Die Summe Marmagen-Cöln mit XXVII erscheint im Itinerar sub 373,2, ebenso

ab d) die Summe LXVII in mehreren Handschriften des Itinerar.

Hiernach ist die Linie über Zülpich um $1^1/_2$ millien kürzer als die Linie über Belgica. In der Peutinger'schen Tafel finden wir Zülpich und Belgica gar nicht, und im Itinerar steht die Linie über Belgica vor der Linie über Zülpich. Der später als „Marmagner" bezeichnete Meilenstein stand nicht im heutigen Marmagen selbst, sondern wie schon Brambach im corpus inscriptionum Rhen. sagt, nördlich von Marmagen „auf dem Aquädukt" wahrscheinlich bei Dalbenden, bei dem sich die Strassen über Zülpich und Belgica auf Cöln gabeln. Dann passen die auf jenem bestrittenen Meilenstein gegebenen 39 millien, nach welchen früher gezählt wurde als nach Leugen, für die Richtung über Belgica nach Cöln, differiren um $1^1/_2$ millien = 1 leuge für die um so viel kürzere Linie über Zülpich. Schlussfolgerungen daraus, ob die eine der beiden Strassen danach älter oder jünger als die andre ist, würde bei der geringen Differenz gewagt sein. (Siehe Prof. Bergk, Geschichte und Topographie der Rheinlande, Leipzig 1882, Seite 154.)

Die Bauart und die Dimensionen des Strassendammes sind nicht überall dieselben. In der Eifel dient als Grundlage (Statumen) eine 0,30 hohe Schicht von Kalkstein oder von weissen quarzhaltigen Sandsteinen von 0,30 bis 0,50 Seitenlänge, meist auf der hohen Kante stehend, bei dünneren Platten oft flachliegend gepackt, zuweilen durch Mörtel festgelegt. Darüber als ruderatio eine 0,30 hohe Schicht zer-

schlagene Kalk-, Sand- oder Grauwackensteine, oft mit Lehmerde vermischt, dann eine ebenso hohe Kiesschicht (nucleus), dann als summa crusta kleine zerschlagene Steine mit Kies und Sand gemischt. Die ganze Steinlage ist 1 m hoch, jedoch sind die oberen Schichten meist abgewaschen, oft auch das Statumen und besonders die grösseren Seitenborde für anderweitige Verwendung abgeräumt. Am Fuss der Eifel bis zum Rhein finden wir statt dieser Steinlagen eine 0,20 bis 0,50 hohe Kieslage, welche sich unter einer schützenden Erddecke oft erhalten hat. Die Stein- oder Kieslage ist 4 bis $5^1/_2$ m breit, durch Erdbankets oft auf 6 m, das sind 20 römische Fuss verbreitert, oft auf beiden Seiten mit Grabenresten von wenigstens 1 m Breite und Tiefe, je nach der Höhe des angeschütteten Dammes, jetzt meist verweht. Der Strassendamm (agger) war 1 bis 3 m hoch, mit Seitenböschungen von 30 bis 40°. Je höher der Damm war, desto schmaler, oft nur für die Steinlage ausreichend, wurde die Krone desselben.

I. Strecke Trier-Bitburg, 12 leugen = 18 millien.

1. Trier-Neuhaus, 3 millien.

Die Römerstrasse Trier-Cöln ging von der Moselbrücke aus, deren untre Basaltpfeilerreste aus der Römerzeit stammen. Der Oberbau der Brücke, 200 m lang, und auf 7,50 verbreitert, ruht auf 8 Bögen, welche 1689 von den Franzosen theilweise gesprengt wurden. Eine ältere Römerbrücke soll 500 m unterhalb der jetzigen in der Gegend des Krahnenthor gelegen haben.

Die Mosel hat unmittelbar an ihrem Ufer die Spuren alter Wege zerstört, die noch vor 80 Jahren sichtbar waren, während auf der Thalsohle, da wo die Eisenbahn, Trier gegenüber, die Chaussee beim Meterstein 2 kreuzt, ein dammartiger Strassenrest, 5 bis 6 m breit, 1 m hoch die Richtung zur Mosel andeutet. Dieser Damm führt südlich von Pallien quer durch das Thal, ging dann mit einer späteren Strasse schräg an den Wohnhäusern des Thalrandes hinauf um den Marxberg, überschritt den Sirzenicher Bach 500 m oberhalb der jetzigen Chausseebrücke, und erreichte die Bitburger Chaussee beim Meterstein 0,9, wobei zu bemerken, dass der Nullpunkt dieser Meterzählung nicht bei Trier oder an der Moselbrücke, sondern in Pallien liegt, wo sich die Coblenzer Chaussee von der jetzigen Aachener Chaussee trennt. Diese Römerstrasse ist von Trier bis Neuhaus gemessen, an 200 m kürzer, als die jetzige Chaussee, welche im Jahr 1809 durch die Felsen

bei Pallien gebrochen wurde. Oberhalb Pallien beim Meterstein 0,9 überschritt die höchst zweckmässig geführte Römerstrasse einen 8 m tiefen Wasserriss, über den jetzt eine 15 m lange, 5 m breite Steinbrücke führt, und geht südlich von diesem Wasserriss, parallel der jetzigen Chaussee nach Neuhaus, hier zweimal von der Chausse durchschnitten. Der alte Strassendamm liegt theils neben, theils unter einer späteren Strasse, die nach dem Bau der Chaussee wenig benutzt wird, ist $^1/_2$ bis 1 m hoch, 6 m breit, zeigt nur noch stellenweise Reste der römischen Steinlage von sehr festem, weissen Quarz, während die Umgegend hier vorherrschend nur rothen Sandstein bietet.

Bei Neuhaus lag am südlichen Abhang des Geisberges beim Meterstein 4,7 eine römische Ansiedlung, und wurden in den Feldern östlich neben der Strasse beim Pflügen Bausteine, römische Dachziegel und Münzen gefunden. Auf der weithin beherrschenden Kuppe des Geisberges lag wahrscheinlich eine römische Signalstation.

Zweigstrasse von Wasserbillig.

Bei Neuhaus mündete von Wasserbillig her eine römische Zweigstrasse, im 76. Heft der Bonner Jahrbücher bei der Trier-Reimser Strasse V 2 erwähnt. Sie ist sehr zweckmässig geführt, 4 bis 5 m breit, am Thalhange 4 m breit gepflastert, im Jahr 1850 erneut. Deutlichere Spuren ihres Alters zeigt der Weg von der Unter-Löwener Mühle über Liersberg zum Löberg.

2. Neuhaus-Brandenbusch, 3 millien.

Von Neuhaus führt die Römerstrasse westlich neben der jetzigen Chausse am Thalhange des Hungerberges zur Hohen Sonne, in deren Nähe römische Fundamente aufgedeckt sind (Bonner Jahrbücher III S. 74), liegt dann unter der Chaussee am Kuhpeterberg, über dessen Höhe die Spuren der Langmauer von Aach hinziehen. Zwischen Olk und Newel liegt die Römerstrasse westlich von der Chaussee, wird rechts von der Langmauer begleitet, und führt durch den Brandenbusch, in welchem zahlreiche tumuli ein altes Gräberfeld bezeichnen.

Zweigstrasse von Pfalzel.

Hier nimmt die Römerstrasse von Osten her eine römische Zweigstrasse aus dem Moselthal auf, die über Biewer eine Verbindung herstellte. Pfalzel zeigt römische und fränkische Mauerreste eines palatium, und vermuthet Oberstlieutenant Schmidt, Pfalzel sei ein Depot-

platz von Trier für den Transport von Kriegsbedürfnisten zu Wasser und zu Lande gewesen. Die Strasse führte im Biewerthal aufwärts, wo Geheime Rath Liebenow, der sich um die topographische Aufnahme dieser Gegend der Langmauer und um unser Kartenwesen hochverdient gemacht hat, die römischen Fundamente aufdeckte, die theilweise für die jetzige Strasse benutzt sind. Sie passirt im Thalgrunde westlich von Lorich die Langmauer und geht an Newel vorbei zur Hauptstrasse am Brandenbusch. In der Umgebung von Newel, namentlich im Südosten sind Reste römischer Gebäude, Geräthschäften etc. gefunden (Bonner Jahrbücher III 73). Eine Nebenstrasse geht von Pfalzel aus, führt vom linken Thalrand der Mosel, in schräger Richtung aufsteigend, 2 bis 3 m breit in die Felsen gehauen, in starker Krümmung um die später zu erwähnende Landburg. Von dieser Krümmung führt eine alte Felsentreppe in das Thal bei Biewer. Auf der Höhe schliesst sich eine Nebenstrasse an, direkt von Pfalzel her, mit einigen Serpentinen den Thalrand theils neben, theils unter der jetzigen Chaussee ersteigend. Die alte Strasse führte dann durch den Wald, westlich an der Hochburg vorbei, durch die Langmauer hindurch, vereinigt sich innerhalb derselben mit der Römerstrasse von Biewer her, und erreichte so die Hauptstrasse.

So führten zu beiden Seiten der letzteren, Zweigstrassen aus dem Moselthal zur Bitburger Hochfläche, und erleichterten wesentlich das Ersteigen der steilen Thalränder, wie wir dies ähnlich auch am Thalrande des Rhein, Wesseling gegenüber, bei Alteberg sehen werden.

3. Brandenbusch-Helenenberg, 3 millien.

Ueber den Brandenbusch hinaus zeigen sich von Aspelt an, deutlich zwei nur stellenweise unterbrochene Wälle, welche östlich parallel die Chaussee begleiten, 30 bis 50 m entfernt, 4 bis 6 m breit, meist 1 m hoch, bei Helenenberg so flach, dass sie mit Getreide besetzt sind. Beide Wälle wurden vom Oberstlieutenant Schmidt für Römerstrassen angesehen, bis er später im östlichen Wall die Langmauer erkannte. Das ehemalige Kloster Helenenberg beim Meterstein 14,5 ist eine sehr alte Ansiedlung. Dem Posthause gegenüber wurden vor 50 Jahren Fundamente eines römischen Gebäudes aufgedeckt, wobei zahlreiche kleine Hufeisen gefunden wurden, so dass hier, halbwegs zwischen Trier und Bitburg, eine der regelmässigen Signalstationen in Verbindung mit der ersten mutatio anzunehmen ist.

4. Helenenberg-Meilbrück, 3 millien.

Auf dieser Strecke liegt östlich neben der Chaussee die Langmauer, westlich neben der Chaussee die Römerstrasse. 1500 m südlich von Meilbrück, beim Meterstein 18,4 sind in einer gedeckten Niederung zahlreiche römische Dachziegel gefunden. An der Westseite der Strasse wurde bei Meilbrück römisches Mauerwerk aufgedeckt, wie überhaupt in dieser Gegend, so bei Meckel, Masholder etc. zahlreiche Spuren römischer Ansiedlungen gefunden sind, vom Prof. Schneider im 3. Heft der Bonner Jahrbücher beschrieben. Oestlich von der Strasse, auf der Höhe von Idenheim wurden im Jahr 1811 die Fundamente eines Mercur-Tempels mit der Weihe-Inschrift und dem Torso des Götterbildes gefunden, die sich im Trier'schen Museum befinden (Bonner Jahrbücher LVII S. 56).

5. Meilbrück bis zur Höhe Scharfbillig, 3 millien.

Die jetzige Chaussee liegt bei Meilbrück auf der Römerstrasse, welche sich dann mehrfach westlich neben der Chaussee zeigt, während die Langmauer östlich neben der Chaussee, namentlich in der Höhe von Eslingen als Wall erscheint. Am Wege von Scharfbillig nach Messerich liegen beim Meterstein 22,7 in einer Waldlichtung auf der westlichen Seite der Chaussee Reste von Wällen, wo römische Ziegel und Münzen gefunden worden sind, sodass die markirte Höhe dort die letzte Signalstation vor Bitburg annehmen lässt. Oestlich von Scharfbillig bei Röhl wurde 1876 eine Grabinschrift gefunden: „Desso filio —". Diese vielen Funde bekunden dort weit mehr eine reichbevölkerte Gegend in der Römerzeit, als ein von der Langmauer umschlossenes Jagdrevier der römischen Kaiser.

6. Scharfbillig-Bitburg, 3 millien.

Der östliche Wall erscheint zuletzt und verschwindet dicht bei Maximin, wohin er durch die Wiesen 40 m östlich von der Chaussee als ein 9 m breiter, $^1/_2$ m hoher, flacher mit Gras bewachsener Rücken zieht. Um die Häusergruppe von Maximin erhebt sich das Terrain am Strassenkreuz eigenthümlich als kreisförmiger Quadrant von 80 m Radius, 3 m über die Wiesen, und deutet mit seinem Namen und durch dortige Funde auf eine alte Wohnstätte, welche vielleicht der Beda vicus des Itinerar, im Gegensatz zu dem 500 passus nördlicher gelegenen castrum Bedense war. Die 18 millien des Itinerar von Trier nach Bitburg passen genauer für Maximin als für Bitburg, dessen

Kirche am Meterstein 27,3 liegt, das sind 18 millien von Pallien, 19 millien von der Moselbrücke. Es sei dies beiläufig in Betreff der Richtigkeit der Messungen und der Lage der Oertlichkeiten erwähnt, wenn man die auf S. 11 bemerkte kürzere Führung der Römerstrasse in der Nähe von Trier berücksichtigt.

Die Stadt Bitburg liegt auf einer etwa 15 m sanft über ihre Umgebungen ansteigenden Höhe, welche das Vorterrain weithin überblickt. Beda war der Hauptort der Betasier, die auf einem römischen Inschriftstein als Hülfstruppen der Römer genannt werden. Der Name des Bedense castrum findet sich nicht bei römischen Schriftstellern, erscheint zuerst im Jahr 715 in einer Schenkungs-Urkunde, nach welcher Herzog Arnulf die Villa Bollendorf an der Sauer dem Kloster Echternach übergiebt.

Die römische Befestigung Bitburgs stammt wahrscheinlich erst aus dem dritten oder vierten Jahrhundert, und dienten ihre Fundamente den jetzigen Mauern, welche der fränkischen Zeit und dem Mittelalter angehören. Sie bilden ein abgestumpftes Viereck, 150 m lang, 130 m breit, dessen Umfassung jetzt theilweise von Strassen und Häusern überdeckt ist. Bei einer Blosslegung jener römischen Fundamente im Jahr 1876 in der Nähe des Trierer Thors, zeigten sich diese Mauern 3,76 m stark. Alle 30 m stand ein starker Halbthurm von 7,50 Durchmesser, vielleicht wie jetzt 3 m die 6 bis 7 m hohe Mauer überragend. Vor der Mauer lag ein 20 m breiter, 6 m tiefer Graben, noch jetzt im Nordwesten der Stadt mit Wasser gefüllt.

Am nördlichen Ausgange von Bitburg wurden neben der Römerstrasse die Reste von Säulen und eine Jupiter-Statuette gefunden, die nach den Bonner Jahrbüchern LVII S. 56 wohl einem dortigen Tempel angehörten.

Die Bedeutung Bitburgs mit einer Vertheidigungs-Besatzung von 1 bis 2 Cohorten, erhellt aus dem reichen Strassennetz, welches sich hier auf der Höhe aus den Thälern der Mosel, der Sauer, Niems und Kyll vereinigt.

a. Von Maximin bezeichnet die jetzige Chaussee die Richtung einer früheren sehr alten Strasse über Niederweiss nach Echternach und Alt-Trier. Sie überschritt die Sauer bei Echternach auf einer Brücke, deren massenhafte Pfeilertrümmer 200 m oberhalb der jetzigen Bogenbrücke liegen. Nach Osten hin ging von Maximin eine Strasse über Röhl zur Kyll.

b. Von Bitburg gingen nach Westen hin Strassen über Stahl nach

Oberweiss und Brecht. Bei Stahl und Oberweiss deckte Prof. aus'm Weerth im Jahr 1878 römische Villen auf, in den Bonner Jahrbüchern LXII beschrieben, und bei Oberweiss wurden ausser andern Alterthümern römische Brückenreste gefunden. Von Oberweiss führt die Strasse über Enzen und Biesdorf zum Römerkastell bei Wallendorf an der Sauer, und weiter nach Alt-Trier. Eine Zweigstrasse führte von Rohrbach über die Wikinger Burg auf einem schmalen Saumpfade nach Bollendorf, wo zahlreiche Römerreste gefunden sind, dann über Berdorf nach Alt-Trier. Eine dritte Strasse ging von Fraubillenkreuz über Ferschweiler, in Verbindung mit der Niederburg und dem Sauerthal nach Echternach.

c. Von Brecht geht eine alte Strasse über Koosbüsch, Krautscheid nach St. Vith. Bei Brecht und Koosbüsch waren römische Ansiedlungen, und sind in Brecht Tempelruinen gefunden, zwischen denen ein oben abgerundeter Steinblock lag (wahrscheinlich vom Eingangsthor) mit liegender Mondsichel und den bisher noch nicht entzifferten, vielleicht keltischen Worten „Onom mousom." Der gut bearbeitete Stein 0,75 m breit, 0,60 hoch befindet sich im Bonner Provinzialmuseum.

d. Vom sogenannten Schloss, nördlich von Bitburg, geht endlich eine ebenfalls sehr alte Strasse in der Richtung der jetzigen Irscher Kommunalstrasse über Matzem zur Kyll bei Erdorf, stellenweise 4 m breit und mit weissen Quarzsteinen gepflastert.

Dies reich verzweigte Strassennetz deutet auf die ehemalige Wichtigkeit Bitburgs mit seinem früher sehr belebten Verkehr, so dass eine Beschreibung und Betrachtung der weit ausgedehnten Befestigungsreste seiner Umgebung hier gestattet sein möge, da die Römerstrassen mit ihren Befestigungen sachgemäss Hand in Hand gehen müssen.

II. Alte Befestigungen an der Mosel, Kyll und Sauer.

1. Die Langmauer.

Wir sahen wie unsre Römerstrasse auf ihrer östlichen Seite von der Langmauer aus der Gegend der Hohen Sonne bis Maximin bei Bitburg, $2^1/_2$ deutsche Meilen weit begleitet wird, anfänglich einige 100 m vom Brandenbusch an, ca. 40 m von der Römerstrasse entfernt. Die Langmauer ist hier ein dammartiger, zuweilen mit Gestrüpp bewachsener Erdrücken, $^1/_2$ bis 1 m hoch, mit den Resten 2 bis 3 m breiter, 0,60 m tiefer, fundamentartiger Steinlagen. Das Baumaterial

war Sand- oder Kalkstein, wie gerade die nächste Umgebung solche Bruchsteine bot, und ist vielfach Mörtel dabei verwendet worden. Stellenweise ist jede Spur dieser Fundamente und Dämme verschwunden.

Erst eine halbe Meile nordöstlich von Bitburg finden sich auf dem Höhenrücken, der von Pitshöhe zur Kyll führt, die Spuren der Langmauer wieder, einzelne 1 bis 2 m hohe Steinhaufen, dann ein 4 bis 6 m breiter, 1 m hoher mit Erde überwachsener Dammrücken, in welchem 2 m breite Bruchsteinlagen, $^1/_2$ m tiefliegend, ohne Mörtel gefunden werden. Sie zieht sich gleich einem alten Steinwege, oft nur 3 m breit, südlich von den Fliessener Tempelruinen auf Erdorf über den schroffen rechten Thalrand der Kyll, überschreitet den Fluss oberhalb Erdorf, wird aber erst auf der Höhe des linken Thalrandes wieder deutlicher. Sie macht auch hier an verschiedenen Stellen den Eindruck einer 1 bis 4 m hohen, 3 bis 7 m breiten Strasse, stellenweise mit einem nördlich davorliegenden, 1 m tiefen, 7 m breiten Graben. Sie führt dort über einige Thaleinschnitte auf mauerartig geschichteten breiten Sandsteinplatten, verschwindet in höher liegenden Ackerfeldern, zeigt Reste an den Seitenböschnngen der Chaussee, wo dieselbe hohlwegartig von Kyllburg nach Oberkail führt. Nördlich von dieser Chaussee werden die Spuren immer mehr durch den Pflug verwischt, und nur einzelne Heckenstreifen im Felde deuten ihren Lauf an.

Halbwegs zwischen Seinsfeld und Oberkail scheint ein Staudamm von Felsblöcken gelegen zu haben, der in einer Thalsenkung über den Kailbach zu einem Hohlwege des bewaldeten linken Thalrandes hinzieht. Allerdings würde ein 3 bis 4 m hoher Damm die Niederung kaum bis Seinsfeld gefüllt haben. Steininger sieht in dieser Gegend eine Abzweigung der Langmauer über den Bier- und Salmbach nach Deudesfeld und weiter (Geschichte der Trevirer S. 183). Mit Unterstützung ortskundiger Förster konnte ich diese Abzweigung nicht mehr auffinden, wohl aber ziehen südlich von Meisburg und Deudesfeld solche Steinwälle in der Richtung auf Meerfeld.

Die Generalstabskarte bezeichnet südlich von Oberkail die „Reste der heidnischen Langmauer", die bei Dahlem und Spang jetzt nur noch mit Hülfe Ortskundiger zu finden ist. Im Walde südlich von Herforst werden die Spuren deutlicher, ziehen bei Rothhaus und Zemmer vorbei über einen steilen und schroffen Felsrücken zur Deimlings-Mühle an der Kyll. Beim Winterbacher Hof steigen sie schräg am steilen Thalrande der Kyll wieder empor (Bonner Jahrbücher LXIV

S. 191), durchschneiden den Welschbilliger Bach, bilden bei der Butzweiler Mühle 9 m breite Steinhaufen in mehrfachen Absätzen, und wurden in den 3 m breiten Fundamenten römische Dach- und Plattziegel mit Mörtelresten gefunden.

Im Kyllthal bei Cordel sind schon vor Jahrzehnten römische Ansiedlungen mit Glasschmelzen gefunden, noch im Jahr 1879/80 durch neuere Ausgrabungen konstatirt.

An der Hochburg ist die Langmauer verschwunden, ihre frühere Lage nur noch stellenweise zu erkennen, und liegen einige Trümmerhaufen derselben westlich von der Hochburg am Waldrande, darunter zahlreiche behauene Bausteine und Mörtelreste.

Die Südfront der Langmauer trennt ähnlich wie an der Kyll die tiefsten Schluchten der Mosel von der Hochfläche. Nur einzelne Heckenstreifen zeigen die Reste der Langmauer, die nördlich von Lorich und Aach den Kuhpeter an der Hohen Sonne erreicht. Der auch am Rhein vorkommende Name Lorich, Lorch, kann vielleicht auf lorica Beziehung haben. Der Mauereinschluss verengt sich dort im Süden zu einem Rechteck von 4000 m Seitenlänge, und führten von der Mosel her die Strassen in diese Südfront, gleich Eingangsthoren, durch hohe Bergkuppen, namentlich durch den hohen Besselicher Kopf bei Aach gedeckt. Der nördliche Mauereinschluss ist dagegen $1^1/_2$ Meilen breit, 3 Meilen tief, die ganze Langmauer 9 Meilen lang, 4 Quadratmeilen umschliessend.

Innerhalb dieses Mauereinschlusses liegen bei Pickliessem in der Nähe der Kirche Mauerreste fränkischer Gebäude und Skulpturen, ähnliche Reste im Kyllthal bei Philippsheim, uralte Ansiedlungen bei Badem, Kyllburg, Kail, Erdorf, Speicher, Röhl, Welschbillig, Newel, Aach, Idenheim, Mötsch, Matzem etc. Grossartig sind die Fundamentreste der Villa Weilerbüsch südlich von Fliessem, an der Nordseite der Langmauer, mit Tempelresten in ihrer Nähe. Die schönen Mosaikfussböden sind dort von der Regierung in kleinen Häusern konservirt. In Schmidt's „Baudenkmäler Triers und seiner Umgebung, Trier 1843" ist der Grundriss des Gebäudes beschrieben und gezeichnet, 60 m lang, mit den Höfen 120 m tief, während die späteren Ausgrabungen des Herrn Prof. aus'm Weerth eine Frontlänge von ca. 360 m zeigten, so dass derselbe das Gebäude für eine Jagdvilla des Kaiser Gratian erklärte, die naheliegende Langmauer für die Umfassung seines Jagdparks.

Pfarrer Jansen, der viele Jahrzehnte an der Langmauer in Ober-

kail wohnte, schreibt über jene Gegend, und sagt, die Langmauer sei im Jahr 750 vom Erzbischof Milo für dessen Jagdpark angelegt.

Statt jedoch ein derartiges Terrain mit 2 bis 3 m breit fundamentirten Mauern unmittelbar am vicus Beda zu umschliessen, wäre ein Stangengehege, wie man dasselbe heutzutage für Einzäumungen benutzt, einfacher und zweckentsprechender gewesen. Die ca. 100 m hohen Thalränder der Kyll mit ihren bewaldeten Felsenschluchten sind vielfach so steil, dass kein Jäger dem Wilde dort folgen könnte, und die jagdverständigen Oberförster jener Gegend bestreiten entschieden die Bedeutung solches Jagdparks.

Die Bewohner der Gegend nennen die Langmauer auch Lamauer oder Lagermauer, sehen dieselbe oft als eine alte Strasse an, oft auch als ehemalige Besitzgrenze. Für letztere ist jedoch vergeblich nach historischen Anknüpfungspunkten gesucht worden, wenn auch der nördliche Theil heute noch das Weissland heisst, und an die mittelalterlichen Weisthümer mit gemeinsamen Besitz- und Rechtsverhältnissen erinnert.

Man bestreitet oft die militärische Bedeutung der Langmauer, da ein derartiges Lager als Zufluchtsstätte der Bevölkerung bei 9 Meilen Umfang überall leicht zu durchbrechen, als blosse Mauer ohne Wälle, Gräben und Türme wenig Vertheidigungsfähigkeit besitze, ausserdem vielfach vom Vorterrain dominirt werde, was indessen gerade hier überall mit Umsicht vermieden ist.

Abgesehen von unsern 100 deutsche Meilen langen römischen Grenzwällen an der Donau, am Neckar, Main und Rhein, die als Pallisadenwälle allerdings oft mehr im Sinne von Wacht- und Allarmlinien an der Grenze, nur an wichtigen Stellen als eigentliche Befestigungslinien dienten, finden wir solche Einschlussmauern von $1^1/_2$ Meilen Länge in der Heidenmauer des Odilienberg bei Strassburg, 2 m stark, 3 bis 4 m hoch, ohne Mörtel erbaut, anerkannt ein Zufluchtsort für die Bevölkerung jener Gegend. Wir sehen ferner die 15 deutsche Meilen langen Wälle, von Hadrian im Anfang des 2. Jahrhunderts in Britannien vom Tynefluss bis zum Firth of Forth angelegt, ein Jahrhundert später unter Severus auf ihrer nördlichen, vom Feinde mehr bedrohten Seite durch Mauern ersetzt oder verstärkt, die 70 bis 700 m von dem früheren Wall entfernt lagen. Diese Picten-Mauer wechselt in ihren Fundamenten, gerade wie unsre Langmauer zwischen 2 und 3 m Stärke, soll 3 bis 4 m hoch gewesen sein, mit einem Graben davor. Kleine Kastelle von millie zu millie, oft eine millie und weiter

vorgeschoben, verstärkten die Front, rückwärtige Läger nahmen die Truppen auf. Wir haben ausser Bruce's wallet book über die Lage und Bedeutung dieser Befestigung das grossartige Werk „Lapidarium septentrionale," 1875 in Newcastle erschienen.

2. Die Vorwerke der Langmauer.

Die Bedeutung der äusserst zweckmässig geführten Langmauer spricht verständlich aus der richtigen Benutzung und Befestigung ihres Vorterrains, indem man den Schwerpunkt der Vertheidigung in die Kastelle (praetenturae, procastra) legte, die man bis eine halbe Meile weit vor die Umfassung schob, sodass ähnlich wie in der heutigen Befestigungskunst die Hauptwiderstandskraft gegen feindlichen Angriff nicht in der Umfassung allein, sondern ganz besonders in den vorgeschobenen Befestigungen lag, im Sinne Kaiser Valentinian's 370 n. Chr. „castra extollens altius, et castella turresque assiduas per habiles locos et opportunos" (Ammianus Marcellinus XXVIII 2), der „hochliegende Castra mit starken Werken auf günstig gelegenen Punkten" anlegen liess.

So liegt eine halbe Meile vor der östlichen Front der Langmauer, am hohen Thalrande des Kailbach die Burtscheider Mauer, ein mit 2 bis 3 m hohen Steinwällen und Gräben befestigtes Lager von 200 m Durchmesser. Eine Meile südlich davon sollen bei Dodenburg auf einem Bergkegel alte Verschanzungen gelegen haben. Das im vorigen Jahrhundert dort zwischen doppelten Wallgräben erbaute Schloss hat alle Spuren der früheren Befestigung zerstört.

Die gefährdete Südostecke der Langmauer wird durch das Heidenperdchen östlich von Cordel, durch die doppelte Kyll-Sperre der Corpeslei und des mittelalterlichen Schlosses Ramstein, bei welchem aufgefundene Römerreste auf seine frühere Bedeutung hinweisen, und endlich durch die starke Hochburg geschützt. Die Steinwälle und Gräben derselben gleichen gigantischen Bauten der fernsten Vorzeit, wenn nicht die stellenweise Anwendung von Mörtel auch auf die römische Zeit hinwiese. Eine frühere Benutzung solcher Felsenreste wird dadurch nicht ausgeschlossen. Namentlich gilt das von der Hochburg, die auf einer 450 m langen, 75 bis 150 m breiten, weithin die Wälder überragenden Felsenzunge angelegt ist, durch 4 Quergräben mit stellenweise 6 m hohen Wällen in Abschnitte zerlegt, deren östlicher einer Hochwacht als Signalstation, nach Andern einem keltischen Druidenheiligthum zugeschrieben wird. Nur hin und wieder scheint hier wie

bei der Niederburg Menschenkraft den natürlichen Felsenwällen nachgeholfen zu haben.

Vor die Südfront der Langmauer sind bis zum Thalrande der Mosel über eine halbe Meile lange Befestigungslinien vorgeschoben. Hier zieht sich von der Kyll zum Biewer-Bach ein Bergrücken, die sogenannte Landburg hin. Als natürlicher Beobachtungs- und Signalposten liegt ca. 60 m über der Kyll, Ehrang gegenüber das Felschen, von einem Graben umgeben und mit einem tumulus, wahrscheinlich für den ehemaligen Holzthurm bestimmt, in der Mitte. Wo die alte Strasse von Pfalzel nach Newel und zur Hochburg durch einen leicht zu vertheidigenden Engpass des Bergrückens der Landburg führt, zeigen sich auf dem schroffen Thalrande die Reste von Sandstein-Fundamenten, theilweise mit Mörtelspuren, 1 m breit, $^1/_2$ m tief, etwa 50 m über der Mosel-Niederung. Nördlich von Biewer endigt die Mauer an einer vierseitigen Wallbefestigung, um deren Fuss die Krümmung der von Pfalzel zur Hochburg gehenden Römerstrasse führt. Jene Erdumwallung ist 100 m lang, 36 m breit, 1 bis 2 m hoch, mit Spuren von Gräben, in der Mitte mit einem Querwall, und der Länge nach von den Mauerfundamenten durchzogen. Diese Feldbefestigung soll aus dem Feldzuge des französischen Marschall Belleisle herrühren, der hier im Jahr 1735 eine feste Stellung nahm, und den Engpass bei Biewer sperrte.

Westlich von Biewer zieht sich in der Richtung der Landburg der ca. 30 m hohe Joster Bergrücken nach Pallien zur Mosel, steilbewaldet zum Thal abfallend, oben 10 bis 15 m, in der Mitte 50 m breit. Auch hier liegt zunächst bei Biewer auf dem Vorsprung eine französische Redoute mit Gräben, dann folgt ein steiler Felsabsatz, dann ein mächtiger vierseitiger Felsblock von 6 bis 9 m Seitenlänge, 3 m Höhe, weiterhin ein eben so hoher tumulus. Es folgen Fundamentreste, ganz eben so wie bei der Landburg, 120 m lang, mit einer Cisterne und den Fundamentresten eines Gebäudes 30 m lang, 10 m breit, mit mehreren, regelmässig bearbeiteten Felsplatten, von denen eine halbrunde 9 m Durchmesser, eine viereckige 4 m Seitenlänge hat. Auf der weniger steil abfallenden Nordseite zieht sich dann eine Terrasse hin, welcher eine halbrunde Felsplatte, dann ein 7 m hoher Erdkegel von 15 m Durchmesser mit vorliegendem Graben folgt, als Signalstation einst benutzt, 5000 Schritt, beinahe 3 millien vom Signalposten des Felschen und vom Signalposten des Marxberges entfernt, vielleicht mit einer Zwischenstation am Weissenhause bei Pallien. (Römerstrasse Reims-Trier C. 8.)

Die geebnete Oberfläche des Joster Bergrückens ist 750 m lang, sodass die Mauerreste hier und auf der Landburg sich wenigstens 1000 m weit verfolgen lassen. Pastor Schmitt, Präsident der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, gab im Jahr 1853 eine Beschreibung dieser alten Befestigungen auf den Bergen bei Trier, die für meine Rekognoscirung den leitenden Faden bot. Jene Fundamentreste trugen einst vielleicht 3 bis 4 m hohe Mauern, auf welche die sonst so räthselhaften Worte des Dichters Ausonius, der im Jahr 378 Trier beschrieb, passen können:

„Lata per extentum procurrunt moenia collem" —

Standen solche lange Mauern in jener Zeit auf den gedehnten Höhen des Mosel-Thalrandes, so ist des Dichters Wort ein wichtiges Argument für die damaligen Befestigungen dieser Vorwerke, die unzweifelhaft mit der Langmauer im sachlichen Zusammenhange stehen.

An diese Vorwerke schloss sich im Sinne eines Brückenkopfs das befestigte Trier.

Die Südwestfront der Langmauer wurde durch die vorliegenden tiefen Thaleinschnitte der Mosel und Sauer gedeckt, und erschien damals wohl weniger einem feindlichen Angriff ausgesetzt als die nördliche und östliche Front. Von Südwesten her rechnete man auf römische und gallische Hülfe von Metz, Dalheim, Alt-Trier her, die sich an den zahlreichen Uebergängen der Sauer sammeln konnte, ein natürliches festes Heerlager auf dem Plateau von Ferschweiler fand, eine Meile lang, eine halbe Meile breit, zwischen den ca. 100 m hohen Felsabhängen der Sauer, Prüm und ihrer Zuflüsse, im Norden durch ein Römerkastel bei Wallendorf an der Sauer gedeckt. Die Niederburg mit ihren Felsenwällen und Gräben hat den Charakter der Hochburg, ist aber grösser wie diese, 900 m lang, 300 m breit. Sie bildet das Reduit der natürlichen Festung, an deren Fuss das Dianen-Denkmal steht. Auf dem linken hohen Thalrande des Weilerbach, der Niederburg gegenüber, stand einst eine Warte zur Sperrung des Thals, in welchem ein Weg von der Sauer nach Ferschweiler führt. Die römischen Fundamente dieser Warte wurden 15 bis 20 m breit aufgedeckt, (Publications der Luxemb. archäologischen Gesellschaft 1863) und dabei ein hohler Stein mit römischen Urnen und Münzen aus der Zeit des Domitian, Nerva und Trajan gefunden. Der nördliche Hauptzugang des festen Plateau war im Norden durch die sogenannte Wikinger Burg oder Wikinger Mauern einst geschlossen, mächtige zusammengeworfene Steinmassen, 3 bis 8 m hoch, 5 bis 15 m breit.

Vor der Nordfront der Langmauer beschränken die ca. 100 m tiefen, steilen Thalränder und Schluchten der Kyll den feindlichen Anmarsch auf das Defilé der Römerstrasse beim Nattenheimer Kopf, und östlich von der Kyll, wo noch heute grosse Waldungen und Schluchten das feindliche Vordringen erschweren würden, auf den Bradscheider Pass mit seinen alten Wällen (siehe später III 5), dann an der Burg Seinsfeld vorbei. Seinsfeld ist ein geschlossenes achtseitiges Gehöft mit Thürmen, einem 20 m breiten Wassergraben und vorliegendem Wall. Diese Burg mit ihrem jetzt mittelalterlichen Gepräge soll uralt sein, und eine Befestigung war hier um so wichtiger, wenn die früher erwähnte Anstauung des Kailbachs bis in diese Gegend reichte, und den Zugang zur Langmauer beschränkte.

Der Nattenheimer Kopf, wie ein Bollwerk gegen Norden gerichtet, soll früher befestigt gewesen sein. Der langgedehnte Bergrücken erhebt sich 20 bis 30 m über die Römerstrasse, die an den Terrassen des östlichen Abhanges vorbeiführte. Die Kuppe des Bergrückens zeigt zwar keine Wallreste, aber die regelmässig nach Norden hin abgerundete Form der Kuppe schliesst sich auffallend an ein Viereck von 100 m Breite, 200 m Tiefe, welches den Eindruck einer ehemaligen Befestigung macht, von der die Bewohner der Gegend sprechen. An der südöstlichen Ecke ist auf einer Terrasse ein Juno-Tempel mit Inschrift aufgedeckt, in dessen Nähe die früher erwähnten Nattenheimer Meilensteine gefunden wurden.

Wenn hier der Nattenheimer Kopf, jenseits der Kyll die Bradscheid-Wälle und Seinsfeld die Sperrung der Höhenrücken übernahmen, so lag zwischen beiden Zugangsstrassen die Etteldorfer Kyll-Schleife gleich einer natürlichen Felsenfestung, von drei Seiten durch steile und tiefe Thaleinschnitte, in der Kehle bei Wilsecker durch die Langmauer geschlossen, ein gesicherter Lagerplatz für ein Heer von 20 bis 30000 Mann. Im Nordosten deckte hier die durch ihre Felsabhänge sehr feste Kyllburg gleich einem Brückenkopf den Zugang zur Kyllschleife. Ein zweiter Brückenkopf liegt westlich davon auf einer Felsenzunge des rechten Kyllufers zwischen Malbergweich und Malberg. Es sind die Reste eines Mauereinschlusses 225 m lang, 150 m breit, in der Mitte ein runder Steinwall von 120 m Durchmesser, den Fundamenten eines ehemaligen Thurmes entsprechend. Von der nordöstlichen Ecke des Einschlusses ziehen Spuren eines Steinwalles den Thalhang hinab, der hier weniger steil ist. Auch diese Steinwälle gleichen denen der Langmauer, sind 4 m breit, $^1/_2$ bis 1 m hoch. Im Süden des Einschlusses

unterbricht ein tiefer Steinbruch die Verbindung mit dem Kyllthal, während deutliche Spuren einer alten Steinstrasse mitten durch den Einschluss zur jetzigen Chaussee zwischen Malberg und Malbergweich führen.

Prof. Schneider hat in seiner Schrift „die alten Mauerwerke auf den Gebirgen der linken Moselseite, Trier 1844“ diese und ähnliche Steinwälle nördlich und östlich von der Kyllburg beschrieben.

Die Kyll war bei ihrer schmalen Thalsohle leicht anzustauen, um die Vertheidigung der Kyllschleife mit ihren aus- und einspringenden Winkeln zu verstärken, Hand in Hand vielleicht mit Verhauen (septae), die nach Ammianus Marcellinus in den Kämpfen des 4. Jahrhunderts oft eine sehr wichtige Rolle spielten.

In jener Gegend sind ausser Römermünzen wenige Funde römischer Alterthümer bekannt geworden. Wohl aber ergiebt sich die längere Anwesenheit der Römer aus den zahlreichen römischen Graburnen, die früher und in neuster Zeit an einer alten Strasse entlang gefunden wurden, die von der Kyllburger Brücke, den linken Thalrand aufwärts, durch die Langmauer nach Orsfeld führt.

Verhältnissmässig geringe Streitkräfte konnten das Vorterrain im Norden der Langmauer sehr nachdrücklich vertheidigen, um das Problem jeder Terrainbefestigung zu lösen, feindliche Uebermacht zu beschäftigen und aufzuhalten. Das führt uns auf die Frage: welcher Zeit jene Befestigungen angehört haben, deren Spuren auf die fernste Vergangenheit unsrer Geschichte hinweisen, und von Jahr zu Jahr immer mehr verschwinden.

1) Wiltheim, Hetzrodt, Minola, Steininger bezogen in ihren Schriften den Bau der Langmauer auf eine Stelle des Tacitus hist. IV 37, wo von dem batavischen Kriege im Jahre 70 v. Chr. die Rede ist: „Loricam vallumque per fines suos Treveri struxere, magnisque invicem cladibus cum Germanis certabant.“ Scheinbar hatte jene Erklärung viel für sich, bis später nachgewiesen wurde, dass diese Bauten nach dem Zusammenhang des Textes sich nur auf das rechte Moselufer, nicht auf die Langmauer beziehen konnten.

2. Dass die Römer die Langmauer erbauten, dafür haben wir ein urkundliches Zeugniss durch einen Inschriftstein, welchen Prof. Schneider unter den Trümmern der Langmauer bei Erdorf fand, im Bonner Universitäts-Museum sub 127 aufbewahrt: „Pedatura feliciter finita Primanorum D. P.“ Nach dem Hettner'schen Katalog stammt die Inschrift frühestens aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts, und be-

sagt, dass Soldaten der ersten Legion eine Strecke von 500 passus glücklich vollendet haben.

3) Zwischen Hohensonne und Helenenberg wurden vom Prof. Schneider unter den Steinen der Langmauer zahlreiche römische Bildfragmente, wahrscheinlich aus Tempeln herrührend, gefunden. Dies deutet auf die Zeit in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, wo man namentlich unter Theodosius die römischen Tempelbilder zerstörte, und an nachweisbar vielen Stellen in den Fundamenten von Bauwerken begrub.

4) Wir haben ferner das bereits erwähnte Dichterwort: „Lata per extentum procurrunt moenia collem", nach welchem Ausonius um das Jahr 378 auf dem langgestreckten Thalrand der Mosel bei Trier, womit wohl nur der Joster Bergrücken und die Landburg gemeint sein kann, weithin gedehnte Mauern sah, welche auf die südlichen Vorwerke der Langmauer zu beziehen sind, in jener Zeit also bestanden.

5. Endlich sagt Venantius Fortunatus, der im 6. Jahrhundert ein Zeitgenosse und Biograph des berühmten Baumeister und Bischof Nicetius von Trier war: „Solche Läger dehnten sich oft über die ganze Hochfläche des Gebirges aus, umschlossen grosse kultivirte Ackerfelder, waren mit Reduits oder Citadellen (aulae) versehen, die auf den steilsten Punkten oder im Centralpunkt der Befestigung lagen." Diese Stelle kann sich sehr füglich auf die Langmauer und speciell auf das engere Rechteck der Langmauer zwischen Aach und Brandenbusch beziehen, welches früher erwähnt wurde.

So sehr gering sind jetzt nach anderthalb Jahrtausenden die historischen Andeutungen über jene Wälle und Mauern! Nur die Steine sprechen, und lassen aus ihren ca. 12 deutsche Meilen langen Wall-Linien die Befestigungs-Ideen einer Zeit errathen, in der man die Bewohner mit ihrer beweglichen Habe gegen den Andrang der östlichen Völker zunächst schirmen wollte, um dann an geeigneten Punkten vorbrechend, die feindliche Uebermacht zu schlagen, wo sie sich in dem waldigen Berglande getheilt hatte.

Wer die Reste dieser Riesenwerke durchwandert, zu deren Ausbau ganze Heere vielleicht ein Jahrzehnt hindurch, oft wohl mit Benutzung alter Werke gehörten, kömmt zu der Schlussfolgerung, dass nur lange und schwer drohende Gefahren zu derartigen Arbeiten führen konnten. Solche Krisis fällt in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts. Franken, Alemannen und Sachsen bedrohten von Osten her seit der Mitte des vierten Jahrhunderts die Römerherrschaft am Rhein

und in Gallien. Jene kriegerisch tüchtigen Völker drangen verwüstend bis über Lyon, Strassburg, Metz und Cöln vor, wie Ammianus Marcellinus XVI 3 erzählt. Nach Julian's Siegen, die immer neue Feinde herbeiriefen, kam Kaiser Valentinian im Jahr 367 nach Trier, dessen günstige Lage die Stadt bisher vor Zerstörung bewahrt hatte. Bis zum Jahr 375 hielt sich der Kaiser wiederholt längere Zeit in Trier auf, drang von hier in mehreren Feldzügen siegreich gegen die Alemannen vor, und wird ausser andern Befestigungen damals auch die kaiserliche Residenz, diesen alten Stützpunkt der Römermacht, geschmückt mit den Werken der Natur, der Kunst und der Industrie, durch jene Mauern an der Mosel, Kyll und Sauer geschützt haben.

Die bezeichnenden Worte des alten römischen Legionärs, des Augenzeugen jener Kämpfe, Ammianus Marcellinus XXVIII 2, dass Kaiser Valentinian damals „magna animo concipiens et utilia" die gallischen Grenzen von den Alpen bis zum Rhein durch mächtige Wälle „hochliegender Läger mit starken Vorwerken auf günstigen Punkten" beschirmte, findet für die Umgebung von Trier in der Langmauer mit ihren Vorwerken eine sprechende Erklärung. Besser und umsichtiger konnte das wichtige Trier sammt den Bewohnern seiner alten Bitburger Kornkammer damals gegen solches Anstürmen nicht geschützt werden, da die Befestigungen am Rhein und an der Maas diesen Schutz nicht direkt gewähren konnten. Allerdings gingen dann im fünften Jahrhundert die mächtigen Fluthen der Völkerwanderung über alle diese Mauern und Wälle zerstörend hinweg, aber sie bleiben für jene Zeiten ein historisches Denkmal, dessen Reste sich ebenbürtig den grossartigen Bauwerken von Trier anschliessen, und eingehendere Studien für weitere Aufklärung oder Widerlegung dieser Angaben und Ideen wohl verdienen dürften.

III. Beda-Ausava (Büdesheim) XII leugen = 18 millien.

1. Bitburg-Weilerbüsch — 3 millien.

Ueber Bitburg hinaus ist die Römerstrasse östlich neben der Chaussee zu erkennen, und begleitet dieselbe ca. 20 m seitwärts. In der Nähe der Pitshöhe, in den dortigen Obstbaumpflanzungen hat man die Römerstrasse gleich einem Denkmal aus alter Zeit konservirt, ein 4 m hoher Damm, auf der Krone nur 4 m, auf der Sohle 15 m breit. Bei Weilerbüsch, am Fuss des Odrang, auf dem vielleicht die Signalstation stand, liegen die Reste der bereits erwähnten Villa von Fliessem,

mit den Tempelresten der Minerva und Juno, in den Bonner Jahrbüchern LVII S. 61 beschrieben.

2. Weilerbüsch-Staffelstein — $3^1/_2$ millie.

Die Römerstrasse verfolgte die Wasserscheide zwischen der Kyll und Niems, und liegt meistentheils unter der jetzigen Chaussee.

Der Nattenheimer Kopf, an dem sie vorbeiführt, wurde mit dem dortigen Junotempel bei den Vorwerken der Langmauer genannt. Dort sollen „beim Nattenheimer Wäldchen" jene beiden römischen Meilensteine gefunden sein, die jetzt im Trierer Provinzial-Museum sich befinden, deren ursprünglicher Standpunkt aber leider nicht ganz sicher festzustellen ist. Nach den Bonner Jahrbüchern LVII S. 59 wird dieser Standpunkt am Nattenheimer Kopf zwischen den Metersteinen 34,2 und 34,3 (7 km oder 5 millien von Bitburg) angegeben, würden aber statt der XXII millien von Trier, die auf beiden Steinen stehen, nach dieser Meterzählung, von Pallien her beginnend, schon 23,1 millien ergeben. Da die Römer die Entfernungen bekanntlich sehr zuverlässig massen, müssten die Steine mehr südlicher, etwa in der Gegend zwischen Fliessem und Weilerbüsch gestanden haben, und würde sich dies Resultat auch ergeben, wenn man nach I, 6 18 millien von Trier bis Maximin, 4 millien von Maximin bis Weilerbüsch-Fliessem rechnet, also 22 millien von Weilerbüsch bis zur Moselbrücke von Trier, auch wenn man einige Umwege der jetzigen Chaussee im Vergleich mit der Römerstrasse berücksichtigt.

3. Staffelstein-Neidenbach — 3 millien.

Die Römerstrasse ist nur stellenweise, südwestlich von Neidenbach zu erkennen, in der Generalstabskarte richtig angedeutet, und verfolgt auch hier den Höhenrücken, während die Chaussee, westlich von der Römerstrasse in der Richtung auf Prüm, sich in das Balesfelder Thal senkt.

Drei millien vom Staffelstein, in der Nähe der Neidenbacher Kalköfen, wurde vor einigen Jahren unmittelbar an der Römerstrasse, ein Grenzstein mit Inschrift gefunden, welcher den alten pagus der Carucer von seinen Nachbarn den Betasiern schied (S. J. 57, 7 u. Bergk's Beitr. zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in Römischer Zeit, Seite 103). Nahebei sind alte zerstörte Doppelwälle erkennbar, zwischen denen wahrscheinlich die Signalstation war, mit dem Staffelstein korrespondirend. Spuren römischer Ansiedlungen zeigen die Mauerreste

zweier Tempel, von denen der eine östlich bei Neidenbach vom Hummerich in das freundliche Thal blickte, der andre nördlich von Neidenbach bei Neuheilenbach von dem dort wohl orientirten Landwirth Herrn Ph. Mayers aufgedeckt wurde.

4. Neidenbach-Webbüsch — 3 millien.

Von der Grenze der Carucer wird die Römerstrasse östlich von der Pilgerstrasse begleitet, die stellenweise auf 6 bis 8 m Breite gebessert ist. Man verwechselt diese gewunden geführte Pilgerstrasse oft mit der Römerstrasse, welche in gerader Richtung durch die weiten Kyll-Waldungen läuft, oft als ein wenig erhöhter, 9 m breiter Haidestreifen erscheint, an mehreren Stellen mit den Resten ehemaliger, hier keilförmig gestellter Besteinung. Am Webbüsch ist sie ein unten 9 m breiter, 2 m hoher Damm, und kreuzen dort mit den Resten alter Gräben einige alte Waldwege in der Richtung auf Neustrassburg. Auf der Höhe des Webbüsch stand wahrscheinlich westlich über der Römerstrasse die Signalstation, von welcher 1000 m weiterhin die markirte Höhe des Kirchberg in der Generalstabskarte als Römische Ruine bezeichnet wird. An Ort und Stelle und bei den Bewohnern der Umgebung konnte ich Näheres darüber nicht erfahren.

5. Querstrasse Prüm-Mürlenbach-Schwarzenborn.

700 m nördlich von Webbüsch wird die Römerstrasse, die hier einen 6 m breiten, 2 m hohen Damm bildet, von einem sehr alten Wege senkrecht durchschnitten, der von Burg Schönecken und Seiwerath am Kirchberg vorbei nach Mürlenbach und über die Kyll führt. Bei einer Breite von 4 m hat der Weg hier zwar keine Spur römischer Bauart, zeigt diese aber weiter östlich, und hat umsomehr Bedeutung, als zahlreiche Römerspuren bei Seiwerath, am Kirchberg, namentlich bei Mürlenbach (Bonner Jahrbücher III 20, III 62, LVII 57) gefunden sind. Auf dem linken Kyllufer habe ich den Weg durch die weiten Waldungen über den bereits erwähnten Bradscheid im Norden der Langmauer verfolgt. Der Bradscheid ist ein mit dichtem Gestrüpp besetzter, weithin die tiefen Thäler überblickender Wasserscheiderücken, der sich ca. 260 m über den Kyllfluss erhebt, ein Wegedreieck 1000 m lang, 400 m breit, mit Wällen bis zu 1 m Höhe umfasst, in deren Mitte sich 3 bis 400 m weit theilweise noch 2 m hohe Wälle hinziehen, welche einst militärische Bedeutung hatten. Ueber den langgestreckten Höhenrücken des Keilerloch zieht sich auf Schwarzenborn eine regelmässig

gebaute alte Strasse, 6 m breit, kaum von Fuhrwerk jetzt benutzt, grün bewachsen, mit grossen, meist überwachsenen Steinen gepflastert, von kleinen Gräben eingefasst, und jenseits derselben, zuweilen auf beiden Seiten von 3 m breiten, 1 bis $1^1/_2$ m hohen Wällen begleitet. Auch diese Wälle, oben 1 m breit, sind vielfach mit Steinen gepflastert, theilweise mit Erde bedeckt. Auf der westlichen Seite neben der Strasse liegen einzelne von Wällen eingefasste Vierecke von 20 m Seitenlänge. Mit einer Seitenstrasse auf Oberkail soll die Fortsetzung dieser Strasse über Wittlich zur Mosel führen, während die nördliche Fortsetzung von Burg Schönecken in der Richtung der Chaussee nach Prüm über die Schnee-Eifel nach Mürringen und Sourbrodt, und über die Hohe Ven nach Limburg ging. (Siehe Römerstrasse Cöln-Rheims LXXV S. 16.)

6. Webbüsch-Wickenseifen, 3 millien.

Halbwegs zwischen Webbüsch und Wickenseifen, den Gehöften von Weissenseifen gegenüber liegt ein 20 m hoher isolirter Hügel, zu welchem die Römerstrassse aus ihrer sonst geraden Richtung eine Biegung macht. Vielleicht diente jener Hügel in den dichten Waldungen einst als Zwischenposten. Weiterhin erscheint die Strasse wieder als 9 m breiter, 1 m hoher Damm, wird von dem 2 bis 4 m breiten Pilgerpfade durchkreuzt, verschwindet dann, markirt sich aber westlich vom Gehöft Wickenseifen als ein 6 m breiter Wiesenstreifen, stellenweise bereits überpflügt.

7. Wickenseifen-Ausava (Büdesheim), 3 millien.

Nördlich von Wickenseifen ist die Römerstrasse „bei den alten Mauern“, einem ärmlichen Gehöft, Schank am Hützbach, durch erhöhte Ackerstreifen erkennbar. Deutlicher wird sie am östlichen Rande des Vogelsheck, zuweilen 1 m hoch, 8 m breit, stellenweise die weissen Steinlagen zeigend. Der nördliche Theil des Vogelsheck war mit undurchdringlichem Unterholz bewachsen, aus welchem dann plötzlich auf der Höhe, westlich vom Apert, der unten 9 m breite, $1^1/_2$ m hohe Wall der Römerstrasse hervortritt. Die breite Kuppe des Apert, eines wichtigen trigonometrischen Punktes, bietet eine schöne Rundschau über die Eifel, war gewiss einst ein Richtungspunkt und Signalposten für Ausava, wenn auch keine Spur von Wällen und Gräben dort mehr erkennbar ist.

Jener Damm der Römerstrasse ist nur 100 m weit freiliegend,

verdiente wohl seine Erhaltung, da er genau die frühere Richtung der Strasse östlich an Büdesheim vorbei bezeichnet. Weiterhin ist die Römerstrasse überpflügt, führt dann an einem von Wuhleu und kleinen Hügeln durchzogenen Haidestück vorbei, wo man früher ein Römerlager vermuthete.

Das Dorf Büdesheim zeichnet sich durch seine zahlreichen schönen Quellen aus, und ist unzweifelhaft das alte Ausava, wie auch seit ältester Zeit der ganze Thalkessel nach Oos hin diesen Namen geführt hat. Oestlich neben Büdesheim geht die Römerstrasse durch die Einsattlung eines markirten Höhenzuges, des sogenannten Hugscheid, der sich dort ca. 30 m über den Büdesheimer Kirchplatz erhebt. Oestlich neben jener Einsattlung liegen auf einer felsigen Kuppe hufeisenförmig angelegte Fundamente, nach dem schönen Thal von Oos hin geöffnet. Dies Gemäuer bildet 1 m hohe Wälle, 12 m tief, 9 m weit. Auf beiden Kuppen neben der Strasse sind zahlreiche Urnen und römische Münzen gefunden, die nach Aussage des Ortsgeistlichen in Prüm aufbewahrt sind. Im Volksmunde geht die Sage, dass dort auf jenem Gemäuer ein Heidentempel stand.

Büdesheim wird wohl ebenso wie Jünkerath eine mutatio und mansio gewesen sein.

IV. Ausava-Egorigio (Jünkerath) VII leugen = 11 millien.

1. Büdesheim-Scheuern, 4 millien.

Wie bereits erwähnt, geben das Itinerar und die Peutinger'sche Tafel die Entfernung von Ausava bis Egorigio mit XII leugen, ein erklärlicher Schreibfehler statt VII leugen = 11 millien, da die auf der Generalstabskarte gemessene Entfernung mit Berücksichtigung mehrfacher Windungen der Strasse 11000 passus beträgt.

Oberstlieutenant Schmidt sucht im 31. Heft der Bonner Jahrbücher S. 31 die Römerstrasse, abweichend von der deutlich erkennbaren Hauptrichtung, in einer tiefen und engen Schlucht westlich von Oos, an Duppach vorbei über Steffeln und den Weidesberg, und sagt, dass sich einzelne Spuren dieser Strasse im Lissendorfer Walde zeigen und dann verschwinden. Solche Nebenstrasse, stellenweise 5 m breit mit 4 m breiter Steinlage ist dort in der Schlucht bei Oos erkennbar, ging auch wahrscheinlich zwischen Schüller und Gönnersdorf auf Jünkerath, ausserdem aber in gerader Richtung über Stadtkyll und Dahlem zur nordwestlichen Ecke des Heidenkopfs. Sie bildete einen Nebenweg

(compendium) der Hauptstrasse, welcher überdies vorläufig nicht überall nachzuweisen ist, während die natürliche, zweckmässige und nachweisbare Hauptrichtung über Scheuern, Auel, Lissendorf, Gönnersdorf zur Befestigung bei Jünkerath und zum Heidenkopf keinem Zweifel unterliegt.

Zwischen Büdesheim und Oos weicht die Römerstrasse eine Strecke weit, links seitwärts und höherliegend, von der gut geführten jetzigen Chaussee ab, liegt sonst über derselben.

2. Scheuern-Weihersberg, 3 millien.

Auch nördlich von Scheuern behält die Römerstrasse ihre gerade Richtung auf Auel, während die Hillesheimer Chaussee rechts abbiegt. Die frühere Steinlage der Römerstrasse ist theilweise abgeräumt, wahrscheinlich für Neubauten. Wo diese Steinlage noch vorhanden ist, bildet sie einen sehr holprigen Weg von 5 m Breite auf 7 m breitem, stellenweise 1 m hohem Strassendamm.

Das freundlich in einem Wiesenthal gelegene Dorf Auel, auf eine halbe Meile Entfernung von mächtigen Bergkuppen umkränzt, liegt gerade halbwegs zwischen Büdesheim und Jünkerath. Die Kuppe zwischen Auel und Steffeln war vielleicht die Signalstation für den Burgberg bei Lissendorf.

In Auel dreht sich die Strasse um die Dorfkirche, deren ummauerter Kirchhof auf einem regelmässig 6 m erhöhten Viereck von 100 m Seitenlänge liegt, von 5 bis 6 m breiten, eben so tief, steileingeschnittenen Hohlwegen umgeben, in denen die Dorfwege führen. Das Ganze macht den Eindruck einer alten starken Befestigung, für welche jedoch alle weiteren historischen Anhaltspunkte fehlen.

Obgleich in der Umgebung, namentlich am Katzenstein schöner rother Sandstein bricht, ist nicht dieser, sondern der festere weisse Quarzstein zum Strassenbau der Römer benutzt, wo nicht die Strasse auf dem häufig zu Tage tretenden Fels liegt.

Am Weihersberg befinden sich, dem Namen entsprechend, zahlreiche ehemalige Weiher, wahrscheinlich einer früheren Ansiedlung angehörend.

3. Weihersberg-Jünkerath, 4 millien.

Ueber die breiten und tiefen Schluchten, die hier zur Kyll führen, konnte die Strasse nicht wie sonst auf langgestreckten Wasserscheiden in schnurgrader Richtung gebaut werden, wählte aber doch die zweckentsprechendsten Linien, und vermied starke Steigungen. Die grösste

Windung ist am Lissendorfer Kirchhof, und fast scheint es, als habe die Römerstrasse hier, nach der Angabe wohlorientirter Bewohner jener Gegend, und nach einigen Andeutungen im Terrain, das tiefe und breite Wiesenthal auf einem ca. 100 m langen Viadukt überschritten, um den jetzigen 600 m weiten Umweg an der Kirche vorbei zu ersparen.

Der Burgberg und der Möschelberg, beide ca. 50 m hoch, bilden dann für die Strasse einen militärisch wichtigen Pass, der vielleicht einst befestigt und mit einem Signalposten versehen war, um über das tiefliegende Jünkerath hinweg mit einem westlich bei Esch gelegenen Signalposten direkt zu korrespondiren. Bei Gönnersdorf ist die Römerstrasse an vielen Stellen in den deutlichen alten Steinlagen erkennbar, und jenseits Gönnersdorf benutzte die jetzige Chaussee den gewundenen, sehr zweckmässig geführten römischen Strassendamm.

An der sogenannten Krimm bei Jünkerath führt die Chaussee in die Kyllstrasse, während die Römerstrasse nach Ueberschreitung des Bachs an der Krimm ihren Weg parallel der Kyllstrasse fortsetzt, und durch einen Tannenbusch die Hauptstrasse zwischen den Metersteinen 16,8 und 16,9 erreicht. Sie durchschneidet die Chaussee und führt zu dem 2 m hohen Wiesenthalrand der Kyll, die in ihrem bisherigen Lauf jetzt abgedämmt wird. An diesem Thalrand zeigte sich das Profil der Römerstrasse 1,30 m über dem Wasserspiegel des Flusses, vom Oberstlieutenant Schmidt im 31. Jahrgang der Bonner Jahrbücher S. 39 und in einem dazu gehörigen Plan von Icorigium Tab. III beschrieben. Man fand dort Pfahlreste einer römischen Brücke über die Kyll, welcher Fluss früher die ganze Befestigung umschloss. In den Resten derselben sind zahlreiche römische Waffen und Tausende von werthvollen römischen Münzen gefunden. Neben der Eisenbahn sind die 5 m starken römischen Gussmauern erkennbar, welche vom Eisenbahndamm in der Mitte der Umfassung durchschnitten werden. Die Befestigung zeigt innerhalb einen Kreis, ausserhalb den Grundriss eines Achtecks an dem 2 m hohen, wenigstens 7,5 m breiten Erdwall, der mit Tannen besetzt ist. Dieser Erdwall birgt jene starken römischen Fundamente, sodass an den Ecken des Walles etwas vorspringende runde Thürme standen. Der Durchmesser des inneren Kreises beträgt 135 m, des äusseren Umfanges 150 m, gerade 500 römische Fuss. Die Befestigung sperrte das Kyllthal, und die das Thal überschreitende Römerstrasse. Zur Sicherung gegen die nahen hohen Thalränder war die Befestigung wahrscheinlich mit Hohlräumen versehen, und forderte zur Vertheidigung eine Cohorte von 500 bis 600 Mann.

Das mächtige Bauwerk erinnert in seinem Grundriss an unsre Montalembertschen Thürme, die freilich hohe Etagen, aber weit geringere Durchmesser von 20 bis 50 m mit 3 m starken Fundamenten haben.

Ueberblicken wir hier noch einmal die allgemeine Richtung der Römerstrasse Trier-Cöln, so war dieselbe bis Jünkerath auf die Verfolgung der Wasserscheide zwischen Kyll und Niems resp. der Prüm angewiesen, bevor sie die Hauptwasserscheide zwischen Mosel und Rhein die bei Schmidtheim liegt, erreichte. Von Trier her benutzte die Strasse als Richtungspunkte den weithin sichtbaren Geisberg bei Neuhaus, die Höhen bei Bitburg, von hier aus mit einer kleinen Abweichung nach Nordosten den wichtigen Höhenpunkt des Apert bei Büdesheim bis zum hohen Heidenkopf nördlich von Jünkerath.

Die Fortsetzung dieser Richtungslinie lässt sich weiterhin über das Königsfeld nördlich von Marmagen bis zur alten Zülpicher Burg verfolgen. Der Bau der Strasse konnte wegen der tiefen Thaleinschnitte keine absolut gerade Richtung inne halten, und eben hierbei ist die sachkundigste Wahl der Strassenrichtung in dem damals unübersichtlichen Waldgebirge bewundernswerth.

Diese Richtung von Trier auf Zülpich mochte ihre militärische Bedeutung haben, wobei die Abkürzung der Strasse nach Cöln um eine leuge, statt über Belgica, Wesseling gewiss nicht allein entscheidend war. Aber diese Linie über Zülpich zielt in ihrer weiteren Fortsetzung mehr auf Neuss-Grimlinghausen, als auf Cöln (Bonner Jahrbücher XXXI Seite 47), während die Römerstrasse über Belgica, Wesseling nach Cöln um diese eine leuge genauer als die Zülpicher Linie der Entfernungs-Angabe des alten Marmagner Meilensteins, 39 millien = 26 leugen nach Cöln entspricht, und wahrscheinlich mit dem Bau des Eifler Römerkanals im Zusammenhang steht, der mit jenen Strassen in den nächsten Heften dieser Jahrbücher besprochen werden soll.

von Veith.

---

3. Köln und seine Brücke in Römerzeiten.

In dem 68. Hefte der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande habe ich die zu Deutz aufgedeckten Reste eines Römerbaues beschrieben, aus seiner Lage und Beschaffenheit Folgerungen über die Bestimmung gezogen und an diese einige Bemerkungen über das Alter und den Ursprung geknüpft.

Ich komme jetzt noch einmal darauf zurück, nicht nur, weil ich neue Gesichtspunkte für eine schärfere Beurtheilung gefunden habe, sondern auch, weil ich die Aufmerksamkeit noch einmal auf den Deutzer Fund lenken will, um das Interesse rege zu erhalten, die dort gewonnenen Resultate nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern dieselben durch neue Ausgrabungen zu ergänzen. Wenn dieselben auch auf dem rechten Rheinufer vorläufig ihren Abschluss gefunden haben möchten, so bietet dagegen das linke Rheinufer in der Lage von Köln noch ein ergiebiges Feld für weitere Forschungen mit Hülfe des Spatens.

Ich bezweifle nicht, dass man hierdurch nicht allein die gemeinschaftliche Gründung und enge Zusammengehörigkeit der durch eine Brücke verbundenen römischen Befestigungen von Köln und Deutz nachweisen, sondern auch Aufklärung über manchen noch dunklen Punkt der römischen Geschichte Kölns von der Gründung der Ubierstadt bis an das Ende der Römerherrschaft erhalten wird.

Zunächst wiederhole ich noch einmal in aller Kürze die baulichen Verhältnisse der Deutzer Römerveste, um durch dieselben ihre Bestimmung und ihr Verhältniss zu Köln klar zu legen.

Dieselbe war ein fast gleichseitiges Rechteck. Die mit dem Rhein parallel laufenden Ost- und Westfronten sind zu 154 m und die senkrecht dazu stehenden Nord- und Südfronten zu 152 m (circa 500 römische Fuss) gemessen.

Für ihre Vertheidigung reichte eine Besatzung von 2 Cohorten aus, das Innere aber bot bei einem Flächeninhalt von ziemlich genau $2^1/_3$ Hektaren den Lagerraum für das Doppelte. Jetzt wird die Wasserfront unmittelbar von dem Rhein bespült, bei der Anlage war sie etwas davon abgerückt. Das lässt sich daran erkennen, dass dort der sonst vor der Mauer gelegene Theil der Thürme mit dem ihn stützen-

den Erdreich verschwunden ist, und die Fundamente der Interturrien nicht bis hinunter auf das Flussbett, sondern nur bis zu der halben Höhe des Wassers führen, nach der Wasserfronte daher jetzt vollständig bloss liegen.

Es muss daher noch ein Erdstreifen zwischen der Veste und dem Rhein gewesen sein, welcher die Thürme getragen und die Mauer gestützt hat, jetzt aber durch Wegspülung verschwunden ist. Dieser konnte aber nicht breit sein und betrug wahrscheinlich nur so viel, dass vor den Flankirungsthürmen noch der Raum für eine Strasse war, auf welcher zwischen der Veste und dem Rhein kommunicirt werden konnte.

Eine Stütze für diese Annahme haben wir in der Befestigung der Wasserfront, welche schwächer als an anderer Stelle ist, da die Mauern hier eine geringere Stärke haben und die Thürme kleiner sind, weil man an der von dem Flusse gedeckten Seite einen Angriff mit Belagerungsmaschinen nicht zu fürchten hatte.

In der Mitte der Ostfront war die porta praetoria, dieser gegenüber auf der Westfront die porta decumana. Eine durch beide Thore gedachte Linie traf auf der anderen Rheinseite die Mitte der Ostfront des römischen Kölns genau da, wo wir auch dort ein Thor zu suchen haben. Wallraf folgend habe ich dasselbe porta martis genannt, wenn man auch andererseits diese Benennung als eine schlechte Latinisirung von Marktpforten bezeichnet. Das ist aber wohl nicht der Fall, da schon lange vor Wallraf uns Stangefohl in seinen Annalis circuli Westphalici 1640 berichtet: „Die Kölner verehrten heidnische, römische Götter, Saturnum, Jovem, Venerem, Martem, dessen Götzenbild und Phanum auf den Marpforten (nicht Marktpforten) zu finden ist. Dieses nur beiläufig, denn der Name des Thores ist nebensächlich, hauptsächlich für uns ist, dass die alte Römerbrücke, deren Lage der städtische Ingenieur und Artillerie-Hauptmann Reinhardt im Jahre 1766 in der Richtung der jetzigen Salzgasse festgestellt hat, sich genau zwischen ihm und der Mitte der Deutzer Festung befand, diese daher offenbar zur Vertheidigung eines Brückenüberganges diente und im eigentlichsten Sinne des Wortes für Köln ein Brückenkopf war, da bei der starken Strömung des Rheins Angesichts des Feindes ein gedeckter und bei jeder Jahreszeit gesicherter Uferwechsel zwischen den Thoren von Köln und Deutz nur über eine Brücke bewirkt werden konnte.

Die fortifikatorische Stärke war dieser Bestimmung entsprechend

eine sehr bedeutende, sie war nicht nur gegen einen Angriff mit stürmender Hand, sondern auch gegen eine Belagerung mit Anwendung von Kriegsmaschinen berechnet.

Die Mauer war, auf dem Bauhorizonte gemessen, 3,50 m stark, und zahlreiche Thürme von einer noch bedeutenderen Mauerstärke und einem solchen Umfange, dass auf ihren Plateformen Wurfmaschinen zur Aufstellung kommen konnten, flankirten dieselbe. Auf jeder Ecke war ein grosser Rundthurm, zwischen den Eckthürmen waren auf der Nord- und Südfront je drei, auf der Ost- und Westfront je zwei Rundthürme, ausserdem noch je zwei halbrunde Thürme, welche die Thorpassage vertheidigten.

Die nach dem Felde führende porta praetoria bildete ein propagnaculum, fast so gross wie die porta nigra in Trier, die auf der Wasserseite gelegene porta decumana dagegen zeigte geringere Abmessungen.

Es waren hier nicht nur die Thürme kleiner, sondern es war auch die Thorpassage schmaler.

Die lichte Weite zwischen den Thürmen der praetoria mass 8,5 m, zwischen denen der decumana nur 6,4 m. Die praetoria musste einen breiteren Ausgang haben, um den Vorbruch der Angesichts des Feindes ausfallenden Truppen zu erleichtern, was bei der Vorliebe der Römer für die offensive Vertheidigung nothwendig war.

Dagegen konnte die decumana schmaler gehalten werden, da sie für Ausfälle nicht unmittelbar benutzt wurde.

Für einen Angriff gegen den das Werk bedrohenden Feind konnten die Truppen aus der Hauptstellung über die Brücke herangezogen und um die beiden Flanken vorgeführt werden; wurden aber die Truppen der Veste ausnahmsweise für Ausfälle benutzt, so traten sie nicht sofort aus dem Thore dem Feinde gegenüber, sondern sie konnten sich ungesehen hinter der Rückseite (retentura) des Werkes formiren, ehe sie zum Vorbruch um beide oder auch nur eine der Flanken schritten. Besondere Thore für Flankenausfälle waren unter den obwaltenden Verhältnissen überflüssig, daher auch Seitenthore nicht vorhanden.

So lange die Deutzer Veste existirte, so lange war sie auch ein Brückenkopf.

Die Veste ist aber sehr alt, denn ihr Ursprung fällt wahrscheinlich in die früheste Periode der Römer am Rhein. Die Thürme gehören allerdings nach ihrer Bauart und ihrem Mauerwerk der spätrömischen Periode an, dagegen stammen die Zwischenmauern aus einer

viel früheren Zeit. Das beweisen die Ziegel, womit das aus regelmässigen Hausteinen bestehende Mauerwerk des Oberbaues in der Weise durchsetzt war, dass je eine Lage Ziegel mit drei Lagen Hausteinen wechselte.

Leider erhielt man nur auf der Nordfront eine grössere Anzahl dieser Ziegel, weil sich nur dort erhebliche Reste des Oberbaues noch vorfanden.

Sie trugen den Stempel der 8. Legion, „Legio octava Augusta."

Auf der Ostfront fand man den Stempel einer anderen Legion, der 22., aber nur in sehr wenigen Exemplaren, an einer Stelle, wo die östliche Zwischenmauer an den linken Thorthurm der porta praetoria stösst, dessen Bau aus der späteren Periode stammt, zu dessen Einfügung man das ursprüngliche Mauerwerk des Interturriums zum Theil ausgebrochen und durch späteres ersetzt hat.

Die Ausführung des Stempels war aber von dem der 8. Legion verschieden, die Buchstaben waren grösser und weniger regelmässig, die Stempel waren bei den wenig gefundenen Exemplaren sogar ungleich, denn man fand L XXII, soviel mir bekannt, in zwei, L XXII C V und einem verkehrt gestellten Stempel L IIXX in je einem Exemplare.

Auf der Südfront fand man nur noch die Fundamente der Umfassungsmauern, aber keine Spur des Oberbaues, weswegen dort keine Ziegel zum Vorschein kamen. Auf der Westfront (Wasserseite) fand man allerdings nicht unerhebliche Reste des Oberbaues, derselbe gehörte aber der späteren Zeit an, aus welcher die Thürme stammten, sie trugen keine Legions-, sondern nur Zeichen- und Namenstempel.

In der Beschaffenheit der überall noch vorhandenen Fundamente konnte ich keinen Unterschied entdecken. Wahrscheinlich stammen sie sämmtlich aus der ersten Gründungszeit. Vielleicht hätte ein in der antiken Bautechnik vertrauter Fachmann das Alter, zum wenigsten annähernd, aus der Substanz feststellen können, ich selbst vermochte es nicht. Nur die Ziegel konnten einen Anhalt für das Alter des Oberbaues geben. Wie oben bemerkt, waren auf denselben die Stempel der 8. und 22. Legion.

Hierdurch veranlasst, hatte ich auf Grund der Forschungen des Dr. Bone, wonach die erste gemeinschaftliche Anwesenheit beider Legionen in Germanien um das Jahr 70 nachzuweisen war, seiner Ansicht beigepflichtet, dass wahrscheinlich um diese Zeit beide Legionen gemeinsam an dem Bau der Veste gearbeitet hätten, um die Zer-

störungen, welche sie im Bataverkriege durch Civilis erlitten hatte, wieder herzustellen.

Abgesehen davon, dass eine Zerstörung der Deutzer Veste im Laufe des Bataver-Krieges sich nicht aus dem Gange der historischen Ereignisse entnehmen lässt, musste ich von dieser Annahme bei der näheren Prüfung der Stempel, welche zweifellos verschiedenen Zeitperioden angehören, zurückkommen.

Den Stempel der 8. Legion halte ich unbedingt für den älteren, den der 22. für den jüngeren und bin deshalb der Ansicht, dass der erste Aufbau der Deutzer Veste in permanenter Weise mit Aufführung von Mauerwerk nur durch die 8. Legion erfolgt ist, dagegen die 22. Legion in späterer Zeit an einem Umbau oder einer Wiederherstellung gearbeitet hat.

Die Zeit, in welche beide Ereignisse fallen, will ich in der Entwicklung der historischen Verhältnisse festzustellen suchen und jetzt zunächst vorausschicken, dass innerhalb der Veste ein mit Steinen zugeschütteter Graben, welcher einer noch älteren Befestigung zugeschrieben werden muss, gefunden wurde, und ein sehr wichtiger Umstand darauf hinweist, dass die Deutzer Veste mindestens von gleichem Alter mit der ersten römischen Befestigung Kölns ist. Erstere liegt gerade auf der höchsten Stelle des Köln gegenüber ebenen Rheinufers. Sie überragt zwar ihre Umgebung nur etwas über einen Meter, dieses Mass reichte jedoch aus, um sie vor den Ueberschwemmungen des Rheines sicher zu stellen. Bei dem Hochwasser im Herbst 1882 war in Deutz nur die Lage der alten Veste frei von Wasser.

Da dieses, wie wir wissen, sich nun auch genau vor der Mitte der römischen Rheinfront befindet, so muss man fachmännisch den Schluss ziehen, dass nach Auswahl der Oertlichkeit im Allgemeinen von demselben Ingenieur der Befestigungsplan für Köln und Deutz gleichzeitig und mit der Absicht, beide Orte durch eine Brücke zu verbinden, entworfen ist.

Wir sind aber berechtigt, dieses Ereigniss wenigstens bis zur Gründung des Oppidum Ubiorum zurückzuverlegen, als Agrippa 37 v. Chr. die Ubier von dem rechten auf das linke Rheinufer führte, da das Oppidum auch befestigt werden musste.

Nach verschiedenen Mittheilungen aus dem Mittelalter ist die Gründung Kölns sogar auf Julius Cäsar zurückzuführen, z. B. in den Schriften des Deutzer Abtes Rupertus, in Securis ad radicem, in den Annales circuli Westphalici von Stangefohl und Anderen. Wenn die-

selben auch nicht wörtlich zu nehmen sind, so existiren doch wichtige Gründe dafür, dass die Römer unter Julius Cäsar zuerst in der Lage von Köln festen Fuss gehabt haben, und dazu die Gründung des Oppidum Ubiorum in engster Beziehung steht.

Zu Cäsars Zeiten wohnten auf dem rechten Rheinufer die Ubier. Sie werden uns von Cäsar, Bell. Gall. IV. 3, im Vergleich mit den anderen Deutschen, als eine auf einer höheren Kulturstufe stehende Völkerschaft dargestellt. Wir erfahren auch, dass sie mit Gallien, von dessen Kaufleuten sie häufig besucht wurden, einen lebhaften Handel trieben und zahlreiche Schiffe auf dem Rheine besassen. Sie hatten Städte und gewiss auch eine Hauptstadt, wo sich der Senat, dessen ebenfalls von Cäsar Erwähnung geschieht, wahrscheinlich auch schon die Ara Ubiorum, von welcher Tacitus, Annales I. 39, 57, uns Kenntniss gibt, befand. Einen bestimmten Anhalt für die Lage der Wohnsitze, welche die Ubier auf dem rechten Rheinufer inne hatten, gibt uns Cäsar nicht, wir sind aber berechtigt, dieselbe dem später auf dem linken Ufer entstehenden Ubierstaate gegenüber anzunehmen, und auch die alte Hauptstadt nicht weit von der Stelle zu suchen, wo wir die neue Hauptstadt, das Oppidum Ubiorum, die spätere Colonia Agrippinensis, das heutige Köln antreffen.

Als die Römer an dem Rhein erschienen, waren die Ubier die einzige Völkerschaft, welche sie als Freunde empfingen und ihnen Gesandte schickten. Den Grund hierzu haben wir in ihrer feindseligen Stellung zu ihren Nachbarn, besonders den Sueven, zu suchen. Bereits im ersten Jahre des gallischen Krieges hatten sie ein Heer der Sueven, welches dem Ariovist zu Hülfe eilen wollte, aber bei der Nachricht von dessen Niederlage am Rhein wieder kehrt machte, angegriffen und einen grossen Theil derselben getödtet, was nun zur Folge hatte, dass sie von den Sueven gedrückt und in ihrem Gebiete bedroht wurden. Gegen dieselben erbaten sie Hülfe bei Cäsar, gerade in der Zeit, als dieser die Usipeter und Tenkterer, welche Wohnsitze auf der linken Rheinseite suchten, am rechten Maasufer, wahrscheinlich an der Einmündung der Roer in die Maas im Gebiete der Eburonen, vernichtete. Sie baten ihn über den Rhein zu kommen. Da dieses Unternehmen in die Pläne Cäsars passte, wendete er sich bei seinem Abmarsch vom Schlachtfeld sofort, ohne uns irgend ein weiteres Ereigniss mitzutheilen, nach dem Rhein und baute dort seine Brücke,

das Anerbieten der Ubier, ihm Schiffe zum Uebersetzen zu stellen ausschlagend, weil es ihm nicht die hinreichende Sicherheit bot.

Was ist unter diesen Umständen wohl einfacher und natürlicher, als dass Cäsar seinen Uebergangspunkt möglichst in der Nähe des ubischen Hauptortes, in der Lage von Köln gewählt hatte, da ihm dort die Unterstützung durch die Ubier am sichersten war, und wir dorthin die Richtung der Strasse suchen müssen, auf welcher sich der ubische Handelsverkehr bewegte, auf welcher auch Cäsar seinen Anmarsch in kurzer Linie von dem Einfluss der Roer in die Maas bis an den Rhein ohne jedes Hinderniss bewerkstelligen konnte.

Die Lokalität war ausserdem in taktischer Beziehung eine günstige und bot keine Schwierigkeiten. Das Terrain war frei und offen und stellte ihn vor Ueberfällen sicher. Das Flussbett und die Uferverhältnisse waren für den Brückenbau durchaus günstig.

Der einzige Einwand, den ich von taktischer Seite dagegen erwarten könnte, ist, dass der Flusslauf in der Lage von Köln nicht die stark nach Westen gewandte Biegung zeigt, auf welche man bei einem Flussübergang vom linken zum rechten Ufer Werth zu legen hätte, wie er sie z. B. bei Wesslingen hat, weshalb auch sehr kompetente Beurtheiler römischer Verhältnisse Cäsars ersten Rheinübergang dahin verlegen wollen.

Ich möchte jedoch diesen Einwand unter den Verhältnissen, in welchen Cäsar den Rhein überschritt, nicht als widerlegend ansehen. Cäsar vollzog seine beiden Rheinübergänge nicht Angesichts eines Feindes, sondern betrat das rechte Ufer in dem Gebiete der Ubier, auf deren Hülfe und Unterstützung er rechnete, dagegen zeigt sich schon bei seinem ersten Uebergange die Besorgniss für einen Rückenangriff in den von ihm für die Sicherung der Brücke getroffenen taktischen und fortifikatorischen Anordnungen, indem er an beiden Ufern eine Besatzung in fester Stellung zurückliess, als er seinen Vormarsch in das Gebiet der Sugambrer antrat [1]). Bei seinem zweiten Uebergange weist er auf die Eventualität eines Rückenangriffs noch schärfer hin, indem er erzählt [2]), dass er erst, nachdem er eine Besatzung in fester Stellung bei der Brücke in dem Gebiet der Treverer zurückgelassen hatte, um den plötzlichen Ausbruch eines Aufstandes zu verhindern, die übrigen Truppen mit der Reiterei über den Rhein führte. Wir

1) Cäsar, Bell. gall. 4. 18.
2) Bell. gall. 6. 9.

müssen sogar annehmen, dass die Besatzung, welche er zurückliess, eine beträchtliche war, weil er sagt, dass er die übrigen Truppen über den Rhein führte.

Hat man aber bei einem Flussübergange einen Rückenangriff zu fürchten, so ist die Lage auf dem Scheitel eines stark gekrümmten Bogens keine günstige und ein annähernd gerader oder wenig gekrümmter Flusslauf, welcher dieselben Vortheile und Nachtheile für einen Uferwechsel nach beiden Seiten bietet, vorzuziehen. Gerade deshalb, weil die Lage von Wesslingen diese letztere Eigenschaft nicht besitzt, halte ich sie an dieser Stelle taktisch nicht vortheilhaft und möchte dort auch nicht den Ort suchen, wo Cäsar über den Rhein gegangen ist.

Ich schliesse aus Cäsars Worten[1]), wonach er die zweite Brücke ein wenig oberhalb der ersten erbaut hat, dass die Stellen für beide Brücken ganz benachbart waren, da die Worte ein wenig oberhalb aus der Feder des handelnden Feldherrn zu klar sind, um sie anders aufzufassen.

Eine Bestätigung dieser Annahme sehe ich aber noch in dem Umstande, dass Cäsar, welcher nach Herbeischaffung des Materials, also ohne die für das Zurichten der Hölzer erforderliche Zeit, welche Arbeit man des leichten Transports halber an dem Standorte der gefällten Bäume annehmen muss, 10 Tage für den ersten Brückenbau verwendet hatte, für den zweiten Alles in Allem nur wenige Tage brauchte. Eine so grosse Beschleunigung konnte, wenn auch Cäsar dieselbe durch die Kenntniss des Verfahrens und den Fleiss seiner Truppen erklären will, nur dadurch erzielt werden, dass ein Theil des bei dem ersten Brückenbau verwendeten, von seinen ubischen Bundesgenossen aufbewahrten Materials wiederum Benutzung finden, und der Brückenbau sofort bei der Ankunft beginnen konnte, ohne dass es nöthig war, Bäume zu fällen und das Holz zuzurichten. Man denke nur an das Schneiden der Bohlen für den Brückenbelag, welche Cäsar doch nicht mitführen konnte, und die Zeit, welche dasselbe in Anspruch nehmen musste. Die Wiederbenutzung des früheren Materials ist aber nur bei einer unmittelbaren Nachbarschaft beider Brückenstellen denkbar[2]).

---

1) Bell. gall. 6. 9. His constitutis rebus paulum supra eum locum, quo ante exercitum traduxerat, facere pontem, instituit.

2) Meine Schlussfolgerung wird jedem Fachmann verständlich sein. Ein

Wenn Cäsar die Aufbewahrung und Wiederbenutzung des bei seinem ersten Brückenbau verwendeten Materials verschweigt, so kann dieses in dem Geiste seiner Darstellung liegen.

Nach Mommsen, Röm. Gesch. III[6] S. 615, waren Cäsars Denkwürdigkeiten des gallischen Krieges eine Rechtfertigungsschrift, welche er unmittelbar nach der Beendigung seiner Thätigkeit als Galliens Prokonsul abfasste und veröffentlichte, worin er alle ohne Auftrag des Senats gemachten Kriegsunternehmungen als durch die Umstände bedingte nothwendige Vertheidigungsmassregeln darstellte.

Vielleicht waren sie sogar die Zusammenstellung der über die hervorragenden Thaten und Ereignisse an den Senat zu seiner Rechtfertigung geschickten Originalberichte, in welchen die dazwischen liegenden Ereignisse von untergeordneter Bedeutung nur soweit, als dieses zum Verständniss des Zusammenhanges nothwendig war, oder soweit Cäsar sie mittheilen wollte, eingefügt sind.

Von den wirklichen Triebfedern seiner Handlungen erhalten wir daher durch seine Darstellung nicht immer das rechte Bild. Von dem Standpunkte einer Rechtfertigungsschrift möchte ich ganz besonders Cäsars Darstellung seiner Rheinfeldzüge ansehen, welche er offenbar ohne Senatsvollmacht unternahm.

Neben der von den Ubiern gestellten Bitte um Beistand gegen die Sueven gibt Cäsar als die Motive für seinen ersten Feldzug die Nothwendigkeit an, die Germanen in ihrem eigenen Lande für ihre Sicherheit besorgt machen zu müssen, um ihnen die Lust zu späteren Einfällen in Gallien zu benehmen, ausserdem die Sugambrer für die Aufnahme der Reiterscharen der Usipeter und Tenkterer zu strafen, welche der ihnen durch Cäsar bereiteten Katastrophe entgangen waren, während uns Dio Cassius IXL. 48 daneben als sehr wahrscheinliche Hauptveranlassung mittheilt, dass Cäsar durch den Glanz seiner Thaten und durch die Vollbringung von etwas bis dahin noch nicht Dagewesenem den Ruhm des Pompejus überstrahlen wollte. Vielleicht hatte auch sein scharfer Blick schon erkannt, dass Gallien, ohne den Rhein als Grenze zu haben, schwer gegen die Germanen zu vertheidigen sei.

Sein Plan glückte nicht in der gehofften Weise, da er durch das

---

Kölner Gelehrter tritt ihr aber desshalb entgegen, weil die Wiederbenutzung des alten, schon einmal gebrauchten Materials unwürdig des grossen Cäsar gewesen sei. Pick's Westdeutsche Monatshefte, 7. Band. Die Römerbrücke zwischen Köln und Deutz.

geschickte Ausweichen der Sugambrer und Sueven den Triumph einer grossen Waffenthat, die Vernichtung eines deutschen Heeres auf deutschem Boden nicht erreichte. Unverrichteter Sache ging er zurück, aber mit der Absicht bei nächster Gelegenheit wieder zu kommen und das Verfehlte nachzuholen. Er trug die Brücke ab, sorgte aber für die Aufbewahrung des Materials durch die ihm befreundeten Ubier und verschwieg diese für die Berichterstattung an den Senat nicht geeignete Massnahme. Erst zwei Jahre später im sechsten Jahre des gallischen Krieges schreitet er zu seinem zweiten Rheinfeldzuge, während wir die Einleitung dazu bereits im Herbste des fünften Jahres nach seiner Rückkehr aus Britannien klar erkennen können.

Gegen die Gewohnheit früherer Jahre hielt er seine Armee nicht in einem Winterlager zusammen, vertheilte sie vielmehr in verschiedene Staten. Nur eine Legion unter Roscius verlegte er nach dem keltischen Gallien in das Gebiet der Esuvier (Departement de l'Orne). Mit den übrigen Legionen marschirte er in das belgische Gallien. Mit dem aus drei Legionen bestehenden Gros verblieb er in dem Gebiet der Somme, das Hauptquartier in Sammorabriva (Amiens), eine Legion unter Cicero schob er in das Gebiet der Nervier nach Charleroi, wie Napoleon III. angiebt, eine Legion und fünf Kohorten unter Sabinus und Cotta nach Aduatuca im Lande der Eburonen, nach General von Veith Limburg in Belgien, nach Napoleon III Tongern, das alte Aduatuca Tongrorum vor, beide Standquartiere wahrscheinlich an demselben Handelswege, welcher in kürzester Linie von Amiens nach dem Rheine führte und später eine Römerstrasse wurde. Nur drei starke Märsche, 80 Kilometer, war Aduatuca vom Rhein und ungefähr ebensoweit das Winterlager Ciceros von Aduatuca entfernt. Die Entfernung dieses von dem Hauptquartier Cäsars, Sammorabriva, betrug ungefähr das Doppelte.

Zur Deckung seiner rechten Flanke detachirte er eine Legion unter Labienus in das Land der Remer an einen Punkt, welcher sowohl von Aduatuca, wie von dem Winterlager Ciceros 75 Kilometer entfernt war und wahrscheinlich nicht weit von dem rechten Ufer der Sauer, an der späteren Römerstrasse Rheims-Kölns lag. Zur Deckung der linken Flanke schickte er eine Legion in das Gebiet der Moriner, an einen Punkt (Napoleon III. nennt ihn St. Pol), welcher sowohl von Cicero, wie von dem Hauptquartier 4 bis 5 Märsche entfernt war.

In diesen von Cäsar für die Dislokation seiner Legionen getroffenen Anordnungen erblicke ich die Herstellung einer gegen den Rhein

in die Lage von Köln vorgeschobenen befestigten Etappe und werde in dieser Ansicht durch den Umstand bestärkt, dass Cäsar seine Winterquartiere ausnahmsweise frühe im Herbst bezog, so dass die Legionen hinreichende Zeit hatten, vor dem Einbruch des Winters die Befestigung in solider Weise auszuführen und sich dort einzurichten. Die Bestätigung, dass das Winterlager zu Aduatuca nicht nur den dort im Herbst des fünften Jahres stationirten 15 Kohorten zur vorübergehenden Benutzung dienen sollte, dass man vielmehr bei seiner Anlage die dauernde Behauptung eines Punktes ins Auge gefasst hatte, finden wir in dem 32. Kapitel des sechsten Buches, worin Cäsar bei der Rückkehr vom zweiten Rheinischen Feldzuge Aduatuca als ein Kastell bezeichnet. Cäsar stellt allerdings die Vertheilung der Legionen in verschiedene Winterquartiere in einem ganz anderen Lichte dar, als eine in Folge der schlechten Ernte nothwendige Verpflegungsmassregel. Diese Erklärung ist aber offenbar nur ein Vorwand, denn es ist nicht denkbar, dass Cäsar der Verpflegung wegen 15 Kohorten fast bis zum Rhein in das Land der Eburonen vorschob, während er selbst sein Hauptquartier zu Amiens hatte. Rückwärts in Gallien hätte er gewiss weit bessere Hülfsquellen für die Verpflegung seiner Truppen gefunden, als in dem Gebiete der Eburonen, welches nach seinen späteren Berichten mit Wäldern und Sümpfen bedeckt war.

Jedenfalls wurden die Eburonen und Trevirer, wenn Cäsar ihnen dieselbe Erklärung gab, nicht getäuscht. Sie sahen in Cäsars Unternehmen eine Bedrohung ihrer Selbständigkeit und schon 15 Tage nach dem Einrücken der Römer standen sie mit den Waffen vor Aduatuca. Es glückte ihnen, die Römer durch List zum Abzug zu veranlassen und sie, wie Cäsar uns dieses darstellt, mit Hülfe von Verrath zu vernichten, so dass nur wenige dem Blutbad entrinnen und die Trauerbotschaft in das Lager des Labienus bringen konnten.

Hierauf wendeten sich die Deutschen sofort gegen das Winterlager des Cicero im Gebiete der Nervier, um dort den Römern dasselbe Schicksal zu bereiten, was auch ohne die rechtzeitige Ankunft Cäsars, welcher mit zwei Legionen zum Entsatz des belagerten Winterquartiers herbeieilte, gelungen wäre. Nur kurze Zeit wäre Ciceros Legion noch widerstandsfähig gewesen, da bei der von Cäsar angestellten Musterung kaum der zehnte Mann ohne Wunden gefunden wurde.

Auch das Standquartier des Labienus hatten die Trevirer bedroht, waren aber nach Cäsars Sieg über die Eburonen abgerückt. An

seinem einmal gefassten Plane hielt Cäsar jedoch ungeachtet der erlittenen Verluste fest. Sie hatten sogar eine günstige Folge für ihn, da sie die Veranlassung wurden, dass er zu Rom, wo man keine Niederlage der römischen Waffen ungerächt hinnehmen konnte, eine Verstärkung seiner Armee um 3 Legionen durchsetzte, wodurch er die verlorenen 15 Kohorten doppelt wieder erhielt.

Nachdem Cäsar noch während des Winters einen Straf- und Verwüstungszug mit 4 Legionen in das Gebiet der sich feindlich zeigenden Nervier unternommen hatte, eröffnete er sehr zeitig im Frühjahr seine Operationen. Zunächst deckte er sich den Rücken, indem er die Carnuten und Senonen zwang, ihrem Bündniss mit den Trevirern zu entsagen und wendete dann, wie er angibt, sein ganzes Thun und Trachten dem Kriege mit den Trevirern und Ambiorix zu.

3 Legionen übergab er dem Labienus zum Kampfe gegen die Trevirer, während er selbst mit 5 Legionen in drei Kolonnen auf schnell gebauten Brücken die Maas überschritt und in das Gebiet der Menapier einbrach, um sie zu zwingen, ihrem Grenznachbar Ambiorix, mit dem sie Freundschaft geschlossen hatten, ihre Hülfsmittel zu verschliessen, und ihn selbst zu verhindern, sich mit den überrheinischen Germanen über das Gebiet der Menapier die Hände zu reichen.

Nachdem Cäsar dort Häuser und Ortschaften niedergebrannt, eine grosse Zahl von Vieh und Menschen erbeutet hatte, bequemten sich die Menapier zu Cäsars Forderungen, worauf er gegen die Trevirer aufbrach und nur einen Theil seiner Reiterei zur Ueberwachung der Menapier zurückliess.

Unterwegs erhält er die Nachricht, dass die Trevirer von Labienus geschlagen sind und beschliesst nun unter dem Vorwande, dass den Trevirern von der anderen Seite Hülfe geschickt sei, über den Rhein zu gehen.

Diese Darstellung entspricht aber insoweit, dass der Krieg mit den Trevirern und Ambiorix als das eigentliche Ziel von Cäsars Operationen hingestellt wird, nicht der Wirklichkeit. Dasselbe war augenscheinlich, die römischen Waffen zum zweiten Male auf das rechte Rheinufer zu tragen, und die Besiegung der Trevirer ebenso wie die Aufklärung des mit Wäldern und Sümpfen bedeckten menapischen Gebietes, aus welchem ihm unangenehme Ueberraschungen bereitet werden konnten, waren die dazu nothwendigen Bedingungen.

Sobald er seine beiden Flanken gesichert wusste, marschirte er auf dem nächsten Wege an den Rhein und baute seine zweite

Brücke in wenigen Tagen, weil er nicht erst mit den Vorarbeiten, dem Fällen, dem Zurichten und dem Transport des Holzes nach dem Bauplatz sich aufzuhalten hatte, sondern die Arbeit mit Benutzung des alten Materials sofort beginnen konnte, nicht weit von der alten Stelle, nur ein wenig oberhalb.

Je weiter oberhalb Cäsar seine Uebergangsstelle gewählt hätte, desto länger wurde der Weg aus dem menapischen Gebiete bis zum Rhein, desto näher kam er dem Gebirgslande, woraus er störende Ueberraschungen durch seine Feinde zu fürchten hatte, desto schwieriger wurde seine Verbindung mit seinem nächsten befestigten Etappenorte Aduatuca, dessen Wiederherstellung in vertheidigungsfähigen Zustand ohne grosse Mühe bewirkt worden war, da die Eburonen die Schleifung der Wälle unterlassen hatten. Aus diesem Grunde war schon Bonn eine weniger günstige Uebergangsstelle als Köln, geradezu gefährlich war für ihn die Stelle Andernach-Neuwied, noch 45 Kilometer weiter oberhalb. Um dorthin aus dem Gebiete der Menapier zu gelangen, musste er im feindlichen Lande entweder seinen Marsch über die Eifel oder zwischen dieser und dem Rheine nehmen. Wenn die geschlossene Masse seiner Legionen auch dort die Trevirer nicht zu fürchten brauchte, so waren sein Train und seine Nachzügler in fortwährender Gefahr, aus jedem Schlupfwinkel der Berge überfallen und vernichtet zu werden. Ausserdem gerieth er mit der Brücke an die äusserste Grenze des ubischen Gebiets, wenn nicht schon ausserhalb desselben und fand für einen weiteren Vormarsch keine günstigeren Terrainverhältnisse, als er sie in der Lage von Köln hatte.

Geradezu undenkbar ist es aber, dass er nach den in dem eben vergangenen Herbste zu Aduatuca gemachten Erfahrungen, wo er 15 Kohorten in exponirter Stellung verloren hatte, in einer noch gefährlicheren Lage ohne Verbindung mit rückwärts ein Präsidium mit 12 Kohorten zurückgelassen hätte.

Wir haben auch nach Cäsars eigener Darstellung[1]) keine Veranlassung, seinen Rheinübergang nach Neuwied zu verlegen, denn er spricht von einem Einrücken in das Gebirgsland, Arduenna silva, worunter er den ganzen Gebirgsstock, Eifel, Ardennen und Argonnen begreift, erst bei der Rückkehr von seinem zweiten Rheinübergang

1) Bell. gall. 6, 29.

als er den Ambiorix in seine Hände bekommen will, welchen Umstand ich als einen unumstösslichen Beweis ansehe, dass die dem Uebergange vorangehende Operationen in der Niederung stattfanden.

Ein Hauptgrund, welcher für Andernach-Neuwied und gegen Köln geltend gemacht, ist die Lage des Uebergangspunktes in dem Gebiete der Trevirer „in Treviris". Aber dieser Grund ist kein durchschlagender, denn von der nördlichen Grenze des Gebietes der Trevirer wissen wir nicht, wie weit dieselbe den Rhein hinunterreichte. Nach Cäsars Darstellung müssen wir annehmen, dass am Rhein die Menapier an die Trevirer grenzten, da er im 10. Kapitel des 4. Buches das Land der Trevirer als das letzte Gebiet am linken Ufer des Rheines, an welchem er in raschem Lauf vorbeifliesst, nennt, nachdem wir in dem vorhergehenden 4. Kapitel desselben Buches die Menapier als die Bewohner des Niederrheins kennen gelernt haben. Als nördliche Grenzbewohner der Trevirer werden uns allerdings auch die Eburonen genannt, deren Gebiet an beiden Ufern der Maas, aber mit seinem grössten Theile zwischen Maas und Rhein lag[1]), ohne dass der Rhein als ihre Grenze bezeichnet wird, weswegen man annehmen kann, dass das Gebiet der Trevirer sich in einem schmalen Streifen zwischen den Eburonen und dem Rhein hinziehend, vielleicht von der Erft begrenzt, bis zu den Menapiern reichte.

In dieser Annahme werden wir durch Cäsars eigene Mittheilung bestärkt, da wir aus dem 6. Kapitel des 4. Buches des gallischen Krieges erfahren, dass die zwischen Maas und Rhein vordringenden Usipeter und Tenkterer aus dem Gebiete der Menapier in das der Eburonen und Condrusen gelangen, während nach dem 8. Kapitel des 6. Buches Cäsar, als er zum zweiten Male an den Rhein vordrang, aus dem Gebiete der Menapier unmittelbar in das der Trevirer marschirte.

Auch Strabo lässt in seiner Erdbeschreibung IV, 197 die Trevirer längs des Rheines direkt an die Menapier grenzen, wenn dieses auch zur Zeit, in welcher er das 4. Buch schrieb, im Jahre 18 oder 19 n. Chr. nicht mehr der Fall war, da damals bereits die Ubier zwischen die Trevirer und Menapier auf dem linken Rheinufer eingeschoben waren, ein Irrthum, welcher in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XVI, 42, durch den Nachweis Lamprechts aufgeklärt ist, dass Strabo diese Beschreibung aus dem älteren Poseidonias

1) Bell. gall. 5. 24.

übernommnn habe, wobei ältere geographische Ueberlieferungen und neuere historische Ereignisse durcheinander vermengt sind.

Nimmt man aber doch an, dass die Eburonen bis zum Rhein reichten, so ist es noch nicht nöthig, Cäsars Rheinübergang deswegen südlich ihres Gebietes zu suchen, weil die Lage in Treviris bezeichnet wird, da die Eburonen ebenso wie die südwestlich von ihnen wohnenden Condrusen die Schutzgenossen der Trevirer genannt werden, und Cäsar, welcher es mit den Gebietsbezeichnungen nicht immer ganz genau nimmt und beispielsweise dasselbe Winterquartier des Labienus in das Gebiet der Remer an die Grenze der Trevirer (Bell. gall. 5, 24), dann wieder (Bell. gall. 6, 5 und 6, 7) in das Gebiet der Trevirer verlegt, die Eburonen und Condrusen zu den Trevirern im weiteren Sinne rechnete, wenn dieses ihm passte. Einen Beweis, dass das Gebiet der Trierer nördlich weit über die Eifel reichend angenommen wird, sehe ich ferner in dem Umstande, dass Cäsar, als er am Schlusse des 3. Jahres die Unterwerfung der belgischen Küstenvölkerschaften der Moriner und Menapier in das Auge fasste, zur Sicherung seiner rechten Flanke den Titus Labienus in das Gebiet der Trierer, welches am Rheine zunächst lag, nur mit Cavallerie schickte, mit dem besondern Auftrage, die Germanen, welche von den Belgiern um Hilfe angegangen waren, zu verhindern, den Rhein mit Schiffen zu überschreiten. Die Detachirung eines grössern Kavalleriecorps ohne Beigabe von Infanterie ist aber nur in ein im allgemeinen offenes und ebenes Terrain, wo es ein Feld für eine wirksame Verwendung finden kann, nicht aber in ein coupirtes Gebirgsland denkbar. Fast scheint es mir richtiger, die nördliche Grenze der Trevirer am Rhein nach Cäsars Rheinübergängen zu beurtheilen als umgekehrt den Ort derselben nach der Lage jener Grenzen.

Den auffälligen Umstand, dass Cäsar die Lage seiner ersten Brücke nicht in Treviris bezeichnet, erkläre ich dadurch, dass er in dem Senatsbericht über seinen 1. Rheinübergang die Trevirer zur Motivirung desselben nicht ausdrücklich nöthig hatte, während er die kriegerischen Verwickelungen mit dieser Völkerschaft als rechtfertigenden Vorwand seines zweiten Rheinüberganges brauchte und desshalb in seinem Senatsberichte über dieses Ereigniss die Lage „in Treviris“ betonen musste.

Auch der zweite Rheinfeldzug brachte Cäsar nicht die gewünschte Glorie, denn die Sueven stellten sich wieder nicht zur Schlacht. Mangel an Verpflegung vorschützend, musste er ohne den Siegesruhm auf das

linke Rheinufer zurückkehren, nachdem er ohne tiefer in Deutschland einzudringen im ubischen Land, wahrscheinlich in der Nähe des Rheines, vielleicht auf der Wahner Heide, ein Lager bezogen hatte. An Stelle eines Siegesberichtes erhalten wir eine Beschreibung der gallischen und germanischen Sitten, wofür wir Cäsar sehr dankbar sein müssen. Aber wahrscheinlich knüpft sich an diesen Feldzug ein für die Herrschaft der Römer am Rhein sehr wichtiges Ereigniss, die Anlage des ersten festen römischen Platzes an seinen Ufern.

Im 29. Kapitel des 6. Buches des gallischen Krieges lesen wir wie folgt:

„Um die Eburonen nicht gänzlich von der Furcht vor seiner Rückkehr zu befreien und um ihre Hülfe (der rechtsrheinischen Germanen) zu erschweren, bricht Cäsar den letzten Theil der Brücke, welcher das ubische Ufer berührte, in einer Länge von 200 Fuss ab und befiehlt die Errichtung eines Thurmes von 4 Etagen am Ende (oder fortifikatorisch richtiger am Kopf der Brücke), verlegt zum Schutz der Brücke eine Besatzung von 12 Kohorten und gibt jener Stelle durch tüchtige Befestigungs-Anlagen eine gehörige Stärke. Zum Kommandanten der Stelle und der Besatzung bestimmt er den noch jungen Cajus Volcatius Tullus.“

Abweichend von der gewöhnlichen Auslegung dieser Stelle, dass Cäsar den Thurm von 4 Etagen auf dem Ende der von ihm abgebrochenen Brücke errichtete, glaube ich vielmehr, dass die Ausführung des Baues am eigentlichen Brückenende auf festem Grund und Boden statt fand. Der Thurm war jeden Falls eine Anlage von bedeutender Grösse und Stärke, sonst würde Cäsar ihn nicht besonders erwähnt haben. Ein solcher ist aber auf dem abgebrochenen Ende einer improvisirten Feldbrücke gar nicht denkbar. Stelle ich mir ihn auf diesem Punkte vor, so nimmt er für mich stets die Form des Sprunggerüstes auf einer Schwimmanstalt an.

Zudem hätte aber auch ein Thurm auf dem abgebrochenen Ende der Brücke nur einen sehr untergeordneten fortifikatorischen Werth gehabt, weil ein mit Fahrzeugen gegen die Brücke unternommener Angriff sich weit besser gegen jeden beliebigen Punkt ihrer Oberstromseite, als gerade auf das abgebrochene Ende richten konnte. Schliesslich wäre dort auch ein Thurm sehr unbequem gewesen, da er bei der Herstellung der Brücke wieder abgebrochen werden musste.

Als Kernwerk der am Ufer zur Sicherung der Brücke angelegten Verschanzung, sowohl als Kasernement wie als Vertheidigungs-Einrichtung benutzbar, war der Thurm eine sehr zweckmässige und auch schon damals gebräuchliche fortifikatorische Anlage. Auch die später von Drusus angelegten Kastelle besassen einen hölzernen Thurm als Kernwerk. Es geht daraus hervor, dass die Cohortenführer die Castelle im Friesenlande niederbrannten, als sie bei dem Ausbruch des Batavischen Krieges zu ihrer Räumung gezwungen wurden. Tac. Hist. IV, 16.

Ich bin aber auch der Ansicht, dass die Vertheidigungsanlage der Brücke, oder mit anderen Worten die Brückenkopfbefestigung, von welcher Cäsar im 29. Kapitel des 6. Buches bei seinem Rückmarsche spricht, nicht auf dem linken sondern auf dem rechten Ufer ausgeführt wurde, da wir ja bereits wissen, dass auf dem linken Ufer ein dort als Brückenkopf dienendes Präsidium mit einer starken Besatzung, welches er vor dem Ueberschreiten des Rheines angelegt hatte, bereits vorhanden war. Ich halte es auch vom militärischen Standpunkte für durchaus unwahrscheinlich, dass die Römer sich nur auf dem linken Ufer festgesetzt hätten, denn wer einen Brückenübergang festhalten will, muss beide Ufer besitzen. Zudem war das rechte Ufer kein feindliches, sondern in dem Besitze der befreundeten Ubier, mit welchen er durch die auf ihrem Gebiete angelegte Befestigung in enger Fühlung blieb. Den Einwand, dass auf dem rechten Ufer eine Befestigung desshalb nicht anzunehmen sei, weil Cäsar dort die Brücke in einer Länge von 200 Fuss abgetragen habe, widerlege ich durch die Nothwendigkeit, gerade dort die Brücke im Interesse der ubischen Schifffahrt, welche selbstverständlich auf dem rechten Ufer am lebhaftesten war, wo sich vermuthlich auch ein Leinpfad befand, öffnen zu müssen.

Ich gebe zu, dass die Stelle im 29. Kapitel des 6. Buches durch die Reihenfolge, in welcher Cäsar die Ereignisse aufführt, dunkel ist und nehme desshalb an, dass dieselben sich nicht so abgespielt haben, wie Cäsar sie aufführt. Nicht erst, nachdem er die Armee auf das linke Rheinufer zurückgeführt, hatte er die Brückenkopfsbefestigungen ausgeführt, sondern vorher, denn während der Zeit, dass er auf dem rechten Rheinufer sich mit der Armee im Lager befand und angeblich auf die Nachrichten der ubischen Kundschafter über die Bewegungen der Sueven wartete, hat er seine Legionen ganz gewiss nicht müssig gelassen, sondern die von ihm sofort geplanten Befestigungsarbeiten aus-

führen lassen und nicht eher seinen Rückmarsch angetreten, bis dieselben in vertheidigungsfähigem Zustande und alle wohnlichen Einrichtungen für die als Besatzung bestimmten 12 Kohorten getroffen waren, selbst wenn die Anlage der Befestigungen sich auf das linke Ufer beschränkt hätte. Die Ausführung der von ihm geplanten Befestigungen war sogar wahrscheinlich die eigentliche Ursache seines längeren unthätigen Aufenthaltes am Rhein und seine Angabe, die abgeschickten Kundschafter abwarten zu müssen, ein Vorwand.

Ich würde es nicht wagen, mich so positiv für die Lage von Cäsars Rheinübergängen bei Köln auszusprechen, wenn ich nicht frühere Autoritäten hinter mir hätte.

Ich habe es bereits erwähnt, dass die meisten älteren Chronisten derselben Ansicht sind, vor allen sind aber in der neueren Zeit Napoleon I. und General von Peucker für dieselbe Ansicht eingetreten. Napoleon III. verlegt beide Uebergänge nach Bonn, General von Veith den ersten Uebergang nach Wesslingen, den zweiten nach Bonn. Von der Lage in Neuwied-Andernach sind fast alle militärischen Forscher zurückgekommen.

Nur noch einmal erwähnt Cäsar seine Rheinbrücke und das dort zurückgelassene Präsidium, als er den kühnen Reiterzug der Sugambrer gegen Aduatuca beschreibt und angiebt, dass sie 30 Meilen (45 Kilometer) unterhalb über den Rhein gegangen sind. Auch hier bin ich im Zweifel, ob Cäsar bezüglich der Motive dieses kühnen Unternehmens nicht irre leiten will, indem er es in dem Lichte eines von ihm selbst durch die Einladung das Gebiet der Eburonen zu plündern, veranlassten Raub- und Beutezuges darstellt.

Gewiss musste es ihm schwer werden, den geringen Eindruck auch seines zweiten Rheinfeldzuges einzugestehen, welcher die Germanen so wenig geschreckt hatte, dass sie gleich nachher versuchten, ein befestigtes Lager der Römer, 3 bis 4 Märsche vom linken Rheinufer entfernt, zu überfallen. Die ausnahmsweise Erwähnung einer Entfernung soll wahrscheinlich darlegen, dass der Rheinübergang der Sugambrer sich ausserhalb des Ubierlandes und der Machtsphäre der römischen Brückenbesatzung vollzog.

In den beiden letzten Jahren des gallischen Krieges hören wir nichts mehr von Cäsars Rheinfestung, aber es liegt auch keine Nachricht vor, welche uns zu der Annahme, dass sie während dieser Zeit aufgegeben wurde, veranlassen könnte. Der Umstand, dass Cäsar im 8. Jahre des gallischen Krieges noch einmal nach dem Rhein marschirte

um wiederum das Gebiet der Eburonen zu verwüsten, dass er in demselben Jahre das Gebiet der Treverer durch Labienus besetzen und dorthin zeitig im Frühjahre des folgenden Jahres die Legionen aus ihren Winterquartieren marschiren liess und diese daselbst musterte, lässt im Gegentheil die entschiedene Absicht Cäsars, den Rhein als gallische Grenze festzuhalten und daher das Präsidium bestehen zu lassen, sehr wahrscheinlich erscheinen. Wohl wissen wir, dass Cäsar bei dem Beginn des Bürgerkrieges im Jahre 50 v. Chr. die Legionen, um sie gegen Pompejus zu führen, aus Gallien herausgezogen hat, das beweist aber noch nicht, dass dort keine Besatzungen zurückgeblieben sind. Die Besatzung der Rheinfestung bestand aus 12 Kohorten, zu welchen wahrscheinlich jede der Legionen, welche Cäsar bei seiner zweiten Rheinexpedition führte, Kohorten abgegeben, dieselben jedoch durch Neuformationen ersetzt erhalten hatte. In ähnlicher Weise werden auch Besatzungen an anderen wichtigen Punkten zusammengesetzt worden sein, welche mit gallischen und germanischen Hülfstruppen die Stütze der in der neu eroberten Provinz eingerichteten Civilgewalt bildeten.

Nach dem Anfange des Bürgerkrieges im Jahre 50 erfahren wir mehrere Jahre nichts über die Vorgänge in Gallien und am Rhein. Es ist aber anzunehmen, dass während dem die Römer die neue Provinz in ihren Grenzen behauptet haben und dieses im Jahre 40 der Fall war, als Octavianus bei der Theilung der Provinzen zwischen ihm, Antonius und Lepidus sich Gallien vorbehielt. Erst im Jahre 37 liegen uns wieder Nachrichten vor, als Octavianus zur Dämpfung der in Gallien ausgebrochenen Unruhen seinen Feldherrn Agrippa dorthin entsandte und nach den aphoristischen Angaben des Dio Cassius (XLVIII. 49) dieser thatkräftige Mann bei dieser Gelegenheit auch den Rhein überschritt, was wir wohl mit Sicherheit an der Stelle der cäsarischen Rheinfestung annehmen können. Wahrscheinlich stand dieses Unternehmen mit der Ueberführung der Ubier, der Bundesgenossen Cäsars bei seinen beiden Rheinfeldzügen, von dem rechten auf das linke Rheinufer in engster Beziehung. Sie vollzog sich sowohl im Interesse der Ubier, welche an der römischen Bundesgenossenschaft festhaltend, von den rechtsrheinischen Germanen bedrängt auf dem linken Ufer sichere Wohnsitze fanden, wie im Interesse der Römer, welche

sich damit eine feste Stütze für die Vertheidigung von Galliens Rheingrenze verschafften[1]).

Die Ueberführung der Ubier war gleichzeitig eine Uebersiedelung derselben in frühere treverische und eburonische Gebietstheile. Es wurde den Römern gewiss nicht schwer, ihnen im Gebiet der Eburonen neue Ländereien anzuweisen, da Cäsar aus Rache für die Vernichtung der 15 Kohorten zu Aduatuca und aus Verdruss, den Ambiorix nicht in seine Hände zu bekommen, dasselbe zu wiederholten Malen, zuletzt noch recht gründlich im letzten Jahre des gallischen Krieges verwüstet und entvölkert hatte[2]), so dass noch später die von Tiberius überführten Sugambrer dort Wohnsitze finden konnten.

Nach Peucker lagen die neuen Wohnsitze der Ubier im Allgemeinen den früher auf dem rechten Ufer innegehabten gegenüber, so dass östlich der Rhein von Uerdingen bis Sinzig, südlich die Ahr, westlich die Roer bis zu ihrer Mündung in die Maas und nördlich eine Linie von diesem letzteren Punkte bis Uerdingen die Grenze bildeten.

Gewiss geschah die Uebersiedelung nicht mit einem Schlage, sondern es gingen mehrere Jahre darüber hin, ehe die Beziehungen zu ihren alten Wohnsitzen, in welche später Tenkterer einrückten, vollständig gelöst waren.

Es ist anzunehmen, dass die Ubier bei ihrer Uebersiedelung die von Cäsar nach ihrem Gebiete gebaute und von Agrippa bei seinem Rheinübergange wieder hergestellte Kriegsbrücke benutzten und dieselbe ihnen wesentlich zu statten kam.

Ebenso ist anzunehmen, dass während der Uebersiedelung sich auch die Gründung des Oppidum Ubiorum vollzog, welches zuerst von Tacitus[3]) im Jahre 14 n. Chr. erwähnt wird, damals aber schon längere Zeit existirte und eine Stadt von einer gewissen Bedeutung war, da die bei dem Tode des Augustus auf ubischem Gebiete (in finibus Ubiorum) im Sommerlager stehenden 4 rheinischen Legionen vor ihrem Abmarsch in die Winterlager mit seiner Zerstörung drohten. Jedenfalls ist das Oppidum Ubiorum die Stadt an der Stelle des heutigen Kölns, welche später Colonia Agrippinensis wurde, es stellt sich aber die wichtige historische Frage, welches Verhältniss die Lage

1) Tac. germ. 28.
2) Bell. gall. 8. 24.
3) Tac. Ann. I. 36.

desselben bei seiner Gründung zu Cäsars Rhein-Präsidium, resp. dem ältesten römischen Standquartier der Römer am Rhein hatte.

So sehr ich auch dafür eintrete, dass Cäsars beide Rheinübergänge in der Lage von Köln zu suchen sind, so folgt daraus noch nicht, dass die zweite Brücke und die zum Schutz derselben angelegte Befestigung genau an derselben Stelle stand, wo wir das spätere Oppidum finden. Nur ungefähr 3 Kilometer oberhalb Kölns sind die Spuren einer römischen Befestigung, welche noch heute den Namen Alteburg führt, an einer Stelle, wo eine Ueberbrückung des Rheines unter gleich günstigen Verhältnissen stattfinden konnte, die Lage vom militärischen Standpunkte sogar noch etwas günstiger ist, weil die Gelände auf beiden Ufern sich etwas höher erheben und dort angelegte Befestigungen die Umgebung günstiger beherrschen. Der Altenburg gegenüber liegt das Dorf Poll[1]). Gerade dieser Punkt ist in der nächsten Umgebung der für die Anlage eines Brückenkopfs geeignetste. In diesem Umstande sehe ich daher die Veranlassung, warum Cäsar seine zweite Brücke nicht wieder an der Stelle der ersten, sondern an einer andern Stelle, etwas weiter oberhalb erbaute und halte Alteburg für das erste rheinische Standlager, während das Oppidum etwas unterhalb, vielleicht da, wo Cäsar seine erste Rheinbrücke geschlagen hatte, an der Stelle des heutigen Köln in späterer Zeit als Ubier-Colonie angelegt wurde.

Für die Thatsache, dass ein römisches Winterlager sich nicht an der Stelle des heutigen Kölns, aber in seiner unmittelbaren Nähe befand, erhalten wir einen bestimmten Anhalt in Tacitus Annalen[2]).

Wir erfahren dort, dass bei dem Tode des Augustus die 4 niederrheinischen Legionen 1, 5, 20 und 21 sich in einem Sommerlager im Gebiete der Ubier — in finibus Ubiorum — befanden. Von dort marschirte die 5. und 20. Legion nach dem Winterlager Vetera, die 1. und 21. Legion nach dem Winterlager in civitate Ubiorum. Unter civitas konnte Tacitus nicht den Staat verstehen, denn dahin brauchten die Legionen nicht zu marschiren, da ihr Sommerlager bereits im Gebiete der Ubier, „in finibus Ubiorum", erwähnt wird, aber auch nicht

1) Auch Vetera gegenüber an dem jetzt todten Rheinarm liegt ein Dorf Poll. Sollte der Name vielleicht eine Beziehung zu der Vergangenheit haben?

2) Tac. Ann. I. 31. 37.

die Stadt im engeren Sinne, welche Tacitus wiederholt Oppidum Ubiorum nennt, sondern er meint damit zweifellos das Stadtgebiet, was für die Lage des Winterlagers an der Stelle von Alteburg sehr gut passt.

Dass die Worte „Civitas und Oppidum" bei Tacitus nicht die gleiche Bedeutung hatten, muss man überhaupt schon bei der Klarheit und Bestimmtheit dieses Schriftstellers annehmen. Die Verschiedenheit geht aber auch aus der von Germanicus ausgesprochenen Befürchtung hervor, dass die empörten, im Sommerlager stehenden Legionen gegen das Oppidum Ubiorum ziehen und es zerstören möchten, wenn man ihre Forderungen nicht bewilligte. Diese Befürchtung war grundlos, wenn in dem Oppidum selbst das Winterlager war, da sich dort die Habseligkeiten der Soldaten, römische Frauen und Kinder befanden, welche die Legionen nicht der Vernichtung weihen konnten[1]).

Hierdurch wird aber auch in schlagender Weise die Annahme, welche sich in Ennens Geschichte Kölns findet, widerlegt, dass Alteburg das Sommerlager, dagegen das Winterlager identisch mit dem Oppidum gewesen sei, in der Weise, dass gegen Westen die Schenkel eines rechten Winkels, welchen die Verlängerungen der Peterstrasse und grossen Neugasse machen, gegen Süden die von Maria am Kapitol nach dem Dom gezogene Linie die Umfassung gebildet haben. Diese Annahme hat irgend örtliche Spuren nicht zur Grundlage, scheint daher eine völlig willkürliche zu sein. Wo das Sommerlager in finibus Ubiorum sich befunden hat, ist nicht ermittelt. Da es hart am Rhein lag, Germanicus von da direkt zur Beruhigung der Legionen nach Obergermanien reist, von da sogleich wieder nach Köln zurückkehrt, mag es an der Stelle des späteren Winterlagers bei Bonn gewesen sein. Die Möglichkeit, dass das erste römische Standlager ursprünglich an der Stelle der späteren Ubierstadt war und erst bei ihrer Gründung nach Alteburg verlegt wurde, ist allerdings nicht ausgeschlossen. Ich halte aber meine erste Annahme für wahrscheinlicher. Da man für jede Legion nur 6—8 Hektaren Lagerraum rechnete, wäre auch die Umwallung für die Aufnahme einer irgend erheblichen Bevölkerung zu eng gewesen, dieselbe musste beseitigt oder wenigstens erweitert werden, um den Raum für die Anlage des Oppidum zu gewinnen, wodurch erhebliche Schwierigkeiten entstanden wären, welche umsomehr in das Gewicht fielen, da noch ausserdem ein völlig neues Winterlager an anderer Stelle anzulegen war. Ein nicht ganz

1) Tat. Ann. 1, 36.

unbedeutender Ort war die Ubierstadt gewiss schon bei ihrer Gründung, da sie dieselbe der Verlegung der Hauptstadt von dem rechten auf das linke Ufer verdankte. Wahrscheinlich erhielt sie schon anfänglich den Umfang, den sie bei ihrer Erhebung zur Kolonie hatte, wenn die auch nicht durch Mauern von Stein, sondern durch Wälle von Erde beschützt wurde.

Da die Römer ihren Befestigungen damals eine regelmässige Form, am liebsten die eines Quadrats gaben, wenn sie nicht durch Terrainverhältnisse gezwungen wurden davon abzuweichen, so war auch höchstwahrscheinlich die ursprüngliche Umfassung des Oppidum eine quadratische.

Ich nehme an, dass es eine Seitenlänge von 600 römischen passus (888 m) hatte, dessen östliche Front nahezu parallel mit dem Rheinlauf, längs dem oberen Rande der leichten hügeligen Erhebung hinlief, welche hier den Rhein begleitet. Seine südöstliche Ecke stiess an den Mühlenbach, während die nordwestliche an der Stelle des Klarenthurms zu suchen ist, wonach sich die übrigen Verhältnisse durch Konstruktion leicht herstellen lassen. Uebrigens lässt schon die regelmässige Form der Deutzer Veste auf eine ähnliche Konstruktion der Kölner Umfassung schliessen. Zuerst war dieselbe, wie wir wissen, aus Erde und Holz. Bei ihrer Vollendung wird man den Brückenkopf gegenüber Altenburg aufgegeben und die Brücke verlegt haben.

Nach ihrer Uebersiedelung scheinen die Ubier sehr bald in geordnete Rechts- und Eigenthumsverhältnisse getreten zu sein, was daraus hervorgeht, dass die Römer das Terrain für die Befestigungen, welche unter Augustus in ihrem Lande angelegt wurden, baar bezahlten (Frontinus II, 11). Es zeigt dieses zu gleicher Zeit, dass die Römer die Ubier mit Gerechtigkeit und grosser Schonung behandelten, um ihre dauernde Freundschaft zu gewinnen.

Die Lage der neuen Hauptstadt auf dem linken Ufer war ganz bestimmt derjenigen der früheren auf dem rechten Ufer gegenüber. Die Ubier trieben, wie uns Cäsar berichtet, nicht nur Schifffahrt auf dem Rhein, sondern auch einen lebhaften Handel mit Gallien, welcher jedenfalls in der Hauptstadt seinen Mittelpunkt hatte, wohin daher die Handelswege führten, an welchen auch der neue Hauptort auf dem linken Ufer liegen musste, wenn ihm die früheren Verkehrsvortheile zu Gute kommen sollten. Die Ueberführung der Ubier auf das linke Ufer gehörte zu den Defensiv-Massregeln zum Schutz der Provinz Gallien. Sie beweist, dass Augustus anfänglich nicht an Eroberungen

jenseits des Rheines dachte und sich auf die Behauptung der Flusslinie beschränken wollte.

Die Besitznahme derselben bis Basel und die Verstärkung derselben durch die Anlage fester Plätze, von denen der wichtigste Mainz war, wird wahrscheinlich im Anschluss an dieses Ereigniss erfolgt sein.

Die ursprünglichen Absichten des Augustus wurden durch das kriegerische Verhalten der unruhigen rechtsrheinischen Germanen gestört, sei es, dass sie das Verlangen nach gallischen Wohnsitzen, welches früher die Usipeter und Tenkterer über den Rhein geführt hatte, nicht aufgegeben hatten, sei es, dass sie den Römern nicht trauten, weil diese sich auch ferner auf dem rechten Ufer in der dort angelegten und mit dem Oppidum durch eine Brücke verbundenen Befestigung behaupteten.

Zuerst drangen die Sueven im Jahre 29 über den Rhein, um dem südlich der Schelde an der Meeresküste wohnenden belgischen Stamm der Moriner, welcher sich gegen die Römer empört hatte, Beistand zu leisten, und wurden von einem römischen Heere unter dem Legaten Cajus Carinas wieder zurückgeworfen. Ungeachtet des Misserfolges der Sueven gingen die Sugambrer in Verbindung mit den Usipetern und Tenkterern unter ihrem Anführer Melo 4 Jahre später abermals über den Rhein und griffen das römische Gebiet am Niederrhein mit solcher Heftigkeit an, dass die gesammte gallische Streitmacht unter Marcus Vicinius zu ihrer Bekämpfung in Bewegung gesetzt werden musste.

Von da bis zum Jahre 19 war am Niederrhein Ruhe.

Wahrscheinlich dachte aber Augustus, dessen Machtstellung durch die Schlacht bei Actium im Jahre 31, welche ihn zum Alleinherrscher gemacht hatte und durch die Theilung der Provinzen zwischen sich und dem Senat, wodurch er im Jahre 27 die Verfügung über die gesammte Heeresmacht erhalten hatte, bedeutend erweitert war, schon in dieser Zeit an die Eroberung des rechtsrheinischen Germaniens, weil er den Rhein nicht mehr für eine sichere Grenze Galliens hielt. Sein Interesse für die Verhältnisse dieser Provinz bekundete er durch seine im Jahre 19 dahin unternommene Reise, und wurden wahrscheinlich während seines Aufenthaltes am Niederrhein wichtige militärische Anordnungen für die Anlage neuer Befestigungen und Strassen, sowie die Verstärkung der Legionen getroffen. Vielleicht erweckte gerade

die Ausführung derselben von Neuem die Besorgniss der rechtsrheinischen Germanen für den freien Besitz ihrer Gebiete, welche bereits im Jahre 19 zu neuen kriegerischen Verwickelungen führte.

Heftig entbrannte aber der Kampf im Jahre 16 in Folge des vom Legaten Lollius unternommenen Versuches, die Sugambrer tributpflichtig zu machen. Die Sendboten der Römer, 20 Centorionen, wurden an das Kreuz geschlagen und ein starkes germanisches Heer brach in das rheinische Gallien ein, überraschte die römischen Legionen und schlug sie vollständig, bei welcher Gelegenheit der erste römische Adler, derjenige der 5. Legion, von den Germanen erbeutet und im Triumph auf das rechte Ufer zurückgebracht wurde.

Auf die Nachricht von dieser Niederlage eilte Augustus selbst nach dem bedrohten Gallien und rückte an der Spitze der dortigen Streitmacht gegen die Sieger. Dieselben zogen sich jedoch, zufrieden mit ihrem Erfolge, in ihre heimathlichen Gauen über den Rhein zurück, wohin ihnen Augustus jetzt nicht zu folgen wagte und vorläufig Frieden mit ihnen schloss.

Er traf jedoch umfassende Anordnungen, die Eroberung des rechtsrheinischen Germaniens vorzubereiten[1]), um nach dem Grundsatze, die Offensive ist die beste Defensive, sich des ungestörten Besitzes zu versichern. Die wichtigste war die Anlage von Vetera. Sie erfolgte unweit des heutigen Xanten, ein wenig oberhalb des Punktes, wo damals sich der Rhein zur Bildung der batavischen Inseln zum ersten Male spaltete, gegenüber der alten Lippemündung an einer Stelle, welche wiederholt von den Germanen für Einbrüche in das linksrheinische Gebiet benutzt worden war.

Dorthin hatten sie nicht nur einen bequemen Weg zu Lande, nördlich der niederrheinischen Gebirge durch die westphälische Ebene, sondern auch zu Wasser auf der schiffbaren Lippe. Dieselben Vortheile, welche die topographischen Verhältnisse den Germanen dort für ihre Züge an den Rhein boten, gewährten sie auch den Römern für das Eindringen in das rechtsrheinische Germanien.

Die Armeen fanden, von Vetera aufbrechend, an der Lippe eine Anlehnung für ihren linken Flügel, ausserdem auf diesem schiffbaren Flusse einen vortrefflichen Weg für den Nachschub ihrer Verpflegungsbedürfnisse. Sie konnten an seinem oberen Laufe die Gebirge, hinter

---

1) Tac. hist. IV. 23. Quippe illis hibernis obsideri premique Germaniam Augustus crediderat.

welchen die Germanen sie gern erwartet hätten umgehen und den Feind im Rücken fassen und erhielten bei einem weiteren Vordringen in die nördlichen unwirthlichen germanischen Gauen eine Verbindung mit der Nordsee, von wo aus die Armee von der Flotte unterstützt werden konnte.

Die Lage von Vetera war für die Römer, so lange sie mit den Germanen in kriegerischer Berührung standen, eine Offensiv- und Defensiv-Position ersten Ranges. Dort befand sich auch eine Brücke, welche bei den römischen Autoren mehrfach Erwähnung findet und gewiss auch eine durch den veränderten Rheinlauf später spurlos verschwundene Brückenbefestigung.

In die Zeit der Gründung von Vetera durch Augustus fällt höchstwahrscheinlich die Erweiterung des Strassennetzes Untergermaniens zur Herstellung vollständig gesicherter Verbindungen mit rückwärts. Der Mittelpunkt desselben wurde die Ubierstadt, der Hauptort der von ihm gegründeten Provinz Niedergermanien.

Es ist bereits erwähnt worden, dass schon bei Cäsars Erscheinen am Rhein verschiedene Handelswege nach dem Hauptorte der Ubier, damals noch auf der rechten Rheinseite, führten.

Diese Wege wurden jetzt zu Heerstrassen ausgebaut, soweit die Richtung derselben den Römern bequem lag. Nach einem zu Marmagen gefundenen Meilenstein hat die Verbindung mit Trier bereits Agrippa hergestellt. Ebenso alt ist ganz sicher der Ausbau der Strasse nach Rheims, welche sich bei Zülpich von der Trierer Strasse abzweigt und der Strasse über Jülich, Mastricht und über Jülich, Aachen, Lüttich, in das belgische Gallien, auf welchen Linien Cäsar seinen Marsch an den Rhein bewerkstelligt hatte. Aus Augustus späterer Zeit sind wahrscheinlich die Strassen Köln-Venlo und die Rheinstrassen, welche längs dem Rhein nach Norden die Verbindung zwischen der Ubierstadt mit Vetera und nach Süden mit Bonn, Mainz sowie den weiter oberhalb gelegenen römischen Niederlassungen herstellen.

Köln war der Knotenpunkt für 7 auf der linken Rheinseite zusammenlaufenden Strassen. Wenn Vetera bei der militärischen Wichtigkeit ausser mit Köln auch noch direkte Verbindungen mit den von Köln nach dem belgischen Gallien führenden Hauptstrassen erhielt, so blieb demungeachtet Köln als Centralplatz Niedergermaniens der Hauptknotenpunkt des niedergermanischen Strassennetzes und Vetera der sich auf ihn stützende vorgeschobene Posten.

Im Jahre 13 v. Chr. kam Augustus nach Gallien, um sich von

der Ausführung seiner Anordnungen zu überzeugen und übergab seinem Stiefsohn, dem jugendlichen, an Körper und Geist glänzend begabten Drusus den Oberbefehl über das germanische Heer. In 4 Feldzügen von 12—9, zuletzt bis an die Elbe vordringend, besiegte dieser die Germanen und sicherte die eroberten Landstriche durch die Anlage zahlreicher Kastelle. Der Tod setzte in dem vierten Feldzuge seiner Siegeslaufbahn ein Ziel.

Ihm folgte sein Bruder Tiberius im Oberbefehl, welcher in den beiden folgenden Jahren 8 und 7 die Unterwerfung Germaniens fortsetzte, so dass es sich nach Vellejus schon damals kaum von einer steuerpflichtigen Provinz unterschied.

Es scheint jedoch nach dem Rücktritt des Tiberius vom Kommando, welcher kurz nach seinem zweiten Feldzuge erfolgte, wenn auch sein Nachfolger Domitius Ahenobarbus noch einmal weiter als irgend ein römischer Feldherr über die Elbe drang, ein Umschwung zum Nachtheil der Römer eingetreten zu sein, bis Tiberius im Jahre 4 n. Chr. wieder den Oberbefehl übernahm und die Unterwerfung Niedergermaniens im Laufe des folgenden Jahres zur vollendeten Thatsache machte.

Die Umwandlung zur römischen Provinz wurde nun sofort in Angriff genommen und dem Prokonsul Varus, welcher sich bereits als Statthalter in Syrien bewährt hatte, anvertraut. Wie wir von Dio und Vellejus erfahren, lagen in Niedergermanien römische Soldaten in Winterquartieren, Städte wurden gegründet und die Germanen durch römische Sitten wie umgewandelt, Märkte wurden eröffnet, ein friedlicher Verkehr unterhalten und von römischen Tribunalen öffentlich Recht gesprochen.

Während dieses stattfand, musste das Oppidum Ubiorum, von welchem uns der eigentliche Name nicht mitgetheilt wird, durch seine centrale Lage der organisatorische Mittelpunkt der neuen Provinz, die Residenz des Prokonsuls sein und hierdurch zu grosser Bedeutung gelangen.

In diese Zeit, vom Jahre 5 bis zum Jahre 9, fällt daher wohl auch der Brückenbau, von welchem uns Strabo in dem 4. Buche seiner Erdbeschreibung wie folgt berichtet:

> „Nächst den Mediomatrikern und Tribokern wohnen am Rheinufer die Trevirer, bei denen jetzt die gegen die Germanen kriegführenden Römer eine Brücke gebaut haben. Jenseits, diesem Punkte gegenüber, wohnten die Ubier, welche Agrippa mit ihrem Willen auf das diesseitige Ufer übersiedelt hat."

Wenn Strabo angibt, dass die Brücke im Trier'schen Gebiet war, so begeht er damit einen bereits weiter oben an der Stelle, wo von den Grenzen der Trevirer die Rede war, aufgeklärten Anachronismus. Ueber die Lage der Brücke lässt aber wohl der Schlusssatz „Jenseits, diesem Punkte gegenüber, wohnten die Ubier, welche Agrippa mit ihrem Willen auf das diesseitige Ufer übersiedelt hat,“ keinen Zweifel. Dass dieser Satz zu dem im Vordersatz von Strabo erwähnten Brückenbau keine Beziehung haben sollte, wie H. Düntzer[1]) meint, ist nicht denkbar.

Gegen die Annahme, dass der Brückenbau in das Prokonsulat des Varus fällt, ist auch kein Bedenken zu erheben. Wir wissen zwar, dass Strabo das 4. Buch im Jahre 18—19 geschrieben hat, aber er meldet den Brückenbau als eine bereits vollendete Thatsache.

Dass dieselbe eine gewöhnliche Kriegsbrücke war, kann man ebenfalls nicht annehmen, da sie in diesem Falle wohl keine Erwähnung in Strabo's Erdbeschreibung gefunden haben würde. Eine Kriegsbrücke war nach meiner Annahme bei der Gründung des Oppidum schon vorhanden, genügte aber unter den durch die Besitzergreifung des rechten Rheinufers wesentlich veränderten Verhältnissen nicht mehr dem Bedürfniss. Wir wissen, dass das Oppidum der Knotenpunkt eines ausgedehnten Strassennetzes für die linke Rheinseite war. Nach der Besitzergreifung der rechten Rheinseite war dort die Herstellung solider Heerstrassen und die Verbindung derselben mit dem linksrheinischen durch eine solide Brücke, um die von ihnen in Germanien gegründeten Städte und Winterlager auf dem kürzesten Wege in Verbindung mit Gallien und Italien zu bringen, die nächste und hauptsächlichste Aufgabe der Römer.

Es ist auch eine nachgewiesene Thatsache, dass die nach Köln führenden linksrheinischen römischen Strassen ihre Fortsetzung auf der rechten Rheinseite gefunden haben, wodurch man allein schon berechtigt wird, auf das Dasein einer Brücke in frühester römischer Zeit zu schliessen.

Möglicherweise war diese Brücke nicht von Stein, sondern nur von Holz in starker Konstruktion, das ist aber nebensächlich, denn auch von Holz sind Brücken für lange Dauer gebaut worden. Bei Thorn führte eine hölzerne Brücke über die Weichsel seitdem sich

1) Pick's Monatsschrift, Band 7. Die Römerbrücke zwischen Köln und Deutz.

dort der deutsche Orden niedergelassen hatte und ist erst in neuerer Zeit beseitigt worden. Es ist sogar ziemlich sicher, dass am Niederrhein nur bei Köln eine dem allgemeinen Verkehr dienende Brücke über den Rhein führte, während andere von den Römern in Niedergermanien gebaute Brücken Kriegsbrücken waren.

Die Brücke bei Vetera ist bereits genannt, aber es kann nur eine Kriegsbrücke gewesen sein, denn sie wurde nach Tacitus nach Bedürfniss abgebrochen und wieder hergestellt. Auf zwei andere durch Drusus bei Bonn und Caesoriacum[1]) erbaute Brücken lässt sich aus einer Angabe des Geschichtsschreibers Florus schliessen.

Nach Annahme neuer Forscher soll das bis jetzt unermittelte Caesoriacum das Kastell gegenüber Mainz bedeuten. Mit Rücksicht auf Bonn spreche ich meine Ansicht dahin aus, dass jenes von Drusus gegründete Castellum Bonna nicht identisch mit dem von Tacitus erwähnten Winterlager gewesen sein kann, sondern halte es, wenn die Stelle des Florus auf die Lage von Bonn zu beziehen ist, für ein auf der rechten Rheinseite gebautes Castell, welches mit dem linken Ufer durch eine Brücke verbunden wurde. Dieser als Brückenkopf zu dienen, wäre in diesem Falle die Bestimmung des Castells gewesen. Unter dieser Annahme könnte man es unter Berücksichtigung der Terrainverhältnisse an die Stelle der Kirche von Schwarzrheindorf versetzen. Dort sicherte es einen wichtigen Rheinübergang für einen wahrscheinlich schon altgermanischen Handelsweg, welcher sich bei Zülpich von der Köln-Trierer resp. Rheims-Trierer Strasse abzweigte und auf der linken Seite der Sieg in das Innere Deutschlands führte.

Als besondere Veranlassung für die Anlage des Castellum Bonna könnte man sich vorstellen, dass Drusus bei seinem letzten Feldzuge die linke Flanke seines von Mainz aufbrechenden Hauptcorps durch ein auf dem linken Siegufer in der Richtung nach Wetzlar und Giessen operirendes Seitencorps decken wollte und dieses vor dem Abmarsch Castellum Bonna gegenüber auf der linken Rheinseite im Sommerlager stand. Ein auf dem linken Ufer der Sieg operirendes Corps hatte dann durch Castellum Bonna eine sicherere Verbindung mit dem Rhein,

---

1) Für die frühere Leseweise „Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibus que firmavit", auf Grund welcher man annahm, dass eine Brücke das Winterlager bei Bonn mit dem Theile des Dorfes Rheindorf, welcher Gensem oder richtiger Geisen heisst, verbunden habe, liest man jetzt wohl richtiger wie oben: „Bonnam et Caesoriacum pontibus junxit classibusque firmavit." Florus 4. 12.

als ihm der Brückenkopf bei Köln gewähren konnte, da es von diesem durch ein Hochwasser der Sieg abgeschnitten werden konnte.

Als später das Winterlager, in welchem bei dem Ausbruch des batavischen Krieges die 1. Legion stand, dem rechtsrheinischen Kastell genau gegenüber errichtet wurde, möchte der Namen desselben auf das Winterlager übertragen worden sein. Hierbei steht man aber ganz auf dem Boden der Vermuthungen. Ebenso gut kann sich die Mittheilung des Florus auch auf das Standlager bei Köln bezogen haben, wenn sie auch in diesem Falle eine ungenaue ist. Es ist nicht unmöglich, dass dieses ursprünglich den Namen Bonna hatte und diesen bei seiner Verlegung an die Stelle des heutigen Bonns behielt, denn erst nach dieser Verlegung finden wir wieder den Namen. Gerade der Umstand, dass Florus von einer Flottenstation spricht, macht die Bezugnahme auf die Lage von Bonn verdächtig. Welche Vortheile sollte gerade dort eine Flottenstation gehabt haben, und wo sollte der Hafen gewesen sein? Ganz bestimmt nicht in der dafür ganz ungeeigneten Siegmündung. Köln und Mainz waren die Centralpunkte der römischen Herrschaft am Rhein, dort müssen wir auch die Stationen der Rheinflotillen suchen. Jedenfalls kann die bei Bonn immer noch sehr fragliche Brücke ebenso wie die bei Vetera nur eine Kriegsbrücke gewesen sein. Bei der grossen Uebung, welche die Römer durch die Kriegführung in dem unwegsamen Terrain Germaniens im Feldpionierdienste hatten und bei dem grossen Ueberfluss an Holz in den deutschen Wäldern war es für sie keine grosse Aufgabe, je nach dem Bedürfnisse Brücken zu schlagen und abzubrechen.

General von Peucker hat höchst wahrscheinlich recht, wenn er auch bei den römischen Standlagern am Rhein, zu Asciburgum und Novesium Kriegsbrücken annimmt. Selbstverständich verschwinden sie, wenn sie nicht mehr benutzt wurden, ebenso wie Cäsars Kriegsbrücken spurlos verschwunden sind, und es würde vergebliche Mühe sein, jetzt noch nach ihren Spuren im Terrain suchen zu wollen. Zweifellos aber ziehen diejenigen einen irrigen Schluss, welche bei Köln in der ersten Römerzeit desshalb keine Brücke bestehen lassen wollen, weil von römischen Autoren nur Vetera und Bonna als Brückenstellen genannt werden. Da Vellejus, Dio, Florus und Tacitus, welchen wir hauptsächlich unsere Nachrichten verdanken, sich mit Vorliebe bei der Beschreibung der kriegerischen Ereignisse in Germanien aufhalten, und die Kölner Brücke darin keine Rolle spielte, wird sie von diesen Schriftstellern auch nicht genannt.

Hätten wir genaue Mittheilungen über die administrative und organisatorische Thatigkeit der Römer, dann würde auch die Kölner Brücke, die während der Statthalterschaft des Quintilius Varus geradezu unentbehrlich war, gewiss mehrfach Erwähnung gefunden haben.

Im Jahre 9 machte die Vernichtung von 3 Legionen in der Varusschlacht durch Arminius der Hoffnung des Augustus, das römische Reich durch eine neue Provinz, Germania magna, zu vergrössern, ein Ende. Durch diese Niederlage geschah es, dass das Reich, welches am Gestade des Oceans nicht hatte Halt machen wollen, nunmehr am Ufer des Rheinstromes stillstand[1]).

Die vernichteten Legionen wurden zwar von Augustus durch neue Aushebungen sofort ersetzt und Tiberius, mit dem für Varus ernannten Proconsul Germanicus machten an der Spitze einer Armee einen Einfall in Deutschland. Sie durchzogen dort einige Landstriche, siegten aber weder in einer Schlacht, da man mit den Germanen nicht handgemein wurde, noch unterwarf man irgend eine Völkerschaft.

Aus Furcht, wieder in das Verderben zu gerathen, hatte man sich nicht weit vom Rhein entfernt und war im Herbst auf dessen linke Seite zurückgekehrt. Nach Sueton operirte Tiberius mit der äussersten Vorsicht und that keinen Schritt anders als auf Beschluss des Kriegsrathes.

Die Hauptthätigkeit der Armee hatte wahrscheinlich darin bestanden, zum Schutze gegen einen befürchteten Angriff den limes[2]) nördlich der Lippe anzulegen. Nicht nur der Schrecken über die Niederlage, sondern die Unverlässlichkeit eines Theiles der von ihm geführten Legionen mag zu dem vorsichtigen Verhalten des Tiberius die Veranlassung gegeben haben, denn in seiner Armee waren die durch Zwangsaushebung mit Einrechnung von schon ausgedienten Freigelassenen und Stadtpöbel schleunigst formirten Legionen die 1. und 21.

Die schlechte Beschaffenheit dieser Legionen mag den Aufstand bei dem Tode des Augustus, der in Niedergermanien durch Germanicus beschwichtigt wurde, zum Theil hervorgerufen haben. Bei der Darstellung dieses Aufstandes wird von Tacitus, wie wir bereits wissen, ein Sommerlager auf ubischem Gebiet — in finibus Ubiorum — ein

---

1) Worte des Florus IV. 12.

2) Tac. Ann. 1. 50.

Winterlager im Stadtgebiet — in civitate Ubiorum — und auch die Ubier-Stadt, das Oppidum Ubiorum genannt, worüber ich bereits weiter oben meine Ansicht mitgetheilt habe.

Bei der Gelegenheit des Aufstandes hören wir das erste Mal von der Ara Ubiorum. Aus dem Zusammenhange, in welchem Tacitus[1]) sie erwähnt, können wir schliessen, dass sie eine für die Römer und für die Ubier wichtige Bedeutung hatte. Sie hat desshalb zu verschiedenen Erörterungen Veranlassung gegeben, ohne dass eine befriedigende Erklärung gefunden wurde.

Germanicus hatte die niederrheinischen Legionen durch Versprechungen bewogen, aus dem Sommerlager in ihr Winterlager abzurücken, sich von da zu den ebenfalls unzufriedenen Legionen Obergermaniens begeben, deren Beruhigung ihm ohne Schwierigkeiten gelang.

Unmittelbar nachher finden Abgesandte des Senats den am Altar der Ubier — apud Aram Ubiorum — wieder eingetroffenen Germanicus. Dass hier, wie sonst wohl angenommen wird, Ara Ubiorum für Oppidum Ubiorum steht, glaube ich nicht, sondern nehme an, dass der Ausdruck „Ara Ubiorum" in der Absicht, damit etwas besonderes auszudrücken, gebraucht ist. Ehe ich mich über diesen Punkt ausspreche, will ich zunächst meine Ansicht über die Bedeutung der Ara vorausschicken, für deren Definition ich den Schlüssel in dem 64. Kapitel des 4. Buches Tac. Hist. zu finden glaube. Dort lässt der Autor die Anrede eines Abgeordneten der Tenkterer an die Ubier, worauf ich noch einmal an anderer Stelle zurückkommen werde, mit folgenden Worten beginnen:

„Dass ihr zur Gemeinschaft und zum Namen Deutschlands zurückgekehrt seid, dafür danken wir den gemeinsamen Göttern, besonders dem höchsten der Götter, dem Mars, und wünschen euch auch Glück, dass ihr wieder Freie unter den Freien geworden seid; bis auf diesen Tag hielten die Römer Flüsse und Länder, ja gewissermassen den Himmel selbst verschlossen." etc.

Die Schlussworte des letzten Satzes beziehe ich auf die Ara, indem der Tenkterer den Himmel mit der Ara identifizirt, welche durch die Ueberführung auf das linke Rheinufer den rechtsrheinischen Germanen jetzt verschlossen ist, und entnehme daraus, dass sie keine ausschliesslich ubische, sondern eine mit anderen deutschen Stämmen gemeinschaftliche, dem Kriegsgotte, welcher im Ein-

1) Tac. Ann. 1. 39.

gang der Rede als oberster Gott bezeichnet ist, geweihte Kultusstätte war.

Nach Simrock's Handbuch der deutschen Mythologie war dieses derjenige, welcher altnordisch Tyr (Genetiv Tys), angelsächsisch Tiv, gothisch Tius, hochdeutsch Zio hiess und neben Odhin (Wuotan) und Thor (Donar) dritter Hauptgott war. Nach ihm benannten die Germanen, wie nach dem Mars die Römer, den dritten Tag der Woche. In der Edda ist Tyr einer von Odhins Söhnen, war aber doch ein älterer Himmelsgott, welcher vor Odhin zurücktritt.

Tacitus nennt in der Germania[1]) nicht den Mars sondern den Merkur als Hauptgott der Deutschen, bezeichnet aber abweichender Weise in seiner Geschichte den Mars als obersten Gott der Tenkterer und Ubier. Auch die Schwaben verehrten nach Simrocks Handbuch der deutschen Mythologie den Mars als Hauptgott und nannten ihn hochdeutsch Zio, die niederrheinischen Stämme wahrscheinlich Tiv oder Tiu, Genetiv Tivs oder Tius. Die Grundbedeutung des Namens ist leuchten, glänzen; denselben Stamm hat ursprachlich auch das lateinische Deus und Divus. Ursprünglich leuchtender Himmelsgott, wurde er später Sieges- und Schlachtengott. Die Germanen hatten für ihre Götter gewisse Symbole. Odhin wurde unter dem Zeichen des Speers, Thor unter dem des Hammers, Tiu unter dem des Schwertes verehrt, denn von dem Schwerte kamen Glanz und Ruhm. Ihm war, so schliesse ich aus den gegebenen Andeutungen, die Ara Ubiorum geweiht. Wenn auch ursprünglich die Germanen ihren Göttern keine Altäre errichteten, so wurden dieselben doch durch die Symbole vertreten. Auch Tacitus nennt die Opferstätten, auf welchen die Germanen nach der Varusschlacht die gefangenen höheren Offiziere hingeschlachtet hatten, „arae“ (Ann. 1. 61).

Zuerst auf dem rechten Ufer des Rheins wanderte die Ara später mit den Ubiern auf das linke. Dieselbe scheint hier nicht in dem Oppidum, aber dicht dabei, vielleicht in einem Hain, zwischen dem Winterlager und dem Oppidum, welcher Raum für eine grosse, dem Opfer beiwohnende Menschenmenge hatte, gestanden zu haben. Sie wird später, als das Oppidum zur Kolonie erhoben wurde und die Ubier römische Sitten angenommen hatten, in einen Tempel, das Delubrum Martis, verlegt worden sein[2]). Hier finden wir auch das seinen

1) Tac. Germ. 9, 9. Deorum maxime Mercurium colunt.

2) Nach Vitruvius I, 7 sollten auch die dem Mars geweihten Tempel ausserhalb der Stadt liegen. Wenn das auch nicht immer der Fall war, so er-

Kultus kennzeichnende Schwert, es war sogar das Schwert des Julius Cäsar, welches nach Sueton der zum Imperator ausgerufene Vitellius in die Hand nahm und damit seinen Umzug hielt. Die Verehrung des deutschen Kriegsgottes unter dem Schwerte des Divus Julius lässt uns auf die Stellung schliessen, welche die Römer zu der Ara genommen hatten. Sie gaben dadurch nicht nur in politischer Weise den Germanen ein Zeichen der Achtung für ihre oberste Gottheit, sondern auch der römischen Oberhoheit. Ich vermuthe sogar, dass der römische Statthalter oberster Priester ad honorem apud aram war, und dass Tacitus dieses Verhältniss dadurch kennzeichnen will, dass er den Germanicus apud aram, wo ihn auch die Gesandten des Senats antreffen, zurückkehren lässt, als den Ort, wohin er nach seiner Stellung gehörte. Dort[1]), ausserhalb des Oppidum, zwischen diesem und dem Winterlager der 1. Legion, scheint auch seine Wohnung gewesen zu sein, in welche die aufrührerischen Soldaten über Nacht eindrangen, ihn aus seinem Schlafgemach schleppten und zur Herausgabe des bei ihm aufbewahrten Vexillum nöthigten.

Ich füge noch hinzu, dass die Würde eines Priesters für den römischen Statthalter noch dadurch an Bedeutung gewinnt, weil bei den Germanen nur die Priester Todes- und Leibesstrafen verfügen durften (Tac. Germ. 7), dass ausserdem die Assimilirung des römischen mit dem deutschen Mars dadurch erleichtert wurde, dass ihm nur Thieropfer, nicht wie dem deutschen Merkur (Odhin) auch Menschenopfer gebracht wurden (Tac. Germ. 9).

Göttliches und weltliches Gesetz waren in Germanien noch ungeschieden und beide hatten die Priester zu hüten. Opferstätten, Tempelhöfe und Gerichtshöfe fielen zusammen. Die Gewohnheit des Varus, selbst vom Tribunal Recht zu sprechen, knüpfte sich vielleicht an seine Würde als erster Priester des obersten Gottes, wodurch er die Ueberführung Germaniens zum römischen Rechtsstaat vermitteln wollte. Nach Vellejus, II. 128, verleitete den Varus sein Richteramt zu so grosser Sorglosigkeit, dass er glaubte, als Stadtprätor auf dem

---

scheint mir doch die Angabe Simrock's, dass das Delubrum Martis innerhalb Kölns oberhalb Marspforten da gestanden habe, wo sich später eine jetzt zerstörte Kapelle des Erzengels Michael befand, zweifelhaft. Demungeachtet ist es aber möglich, dass die Verehrung des Erzengels Michael an dieser Stelle mit dem alten Mars- oder Tius-Cultus im Zusammenhange steht, und die Bilder des Mars und des Michael auf beiden Seiten der Strasse daran erinnern sollen.

1) Tac. Ann. 1. 39.

Forum Recht zu sprechen, nicht mitten in deutschen Landen ein Heer zu befehligen. Die Priester der Ara waren die Vornehmsten des Landes. Einen derselben, Segimundus, Sohn des Segestes, nennt uns Tacitus. Anfänglich sich der Bewegung gegen Rom anschliessend, zerriss er seine Priesterbinde, kehrte aber später zum Gehorsam gegen Rom zurück. Wegen der Abhängigkeit des Priesterthums der Ara von Rom bezeichnet Arminius (Tac. Ann. I. 58) dasselbe als ein römisches, aber ganz sicher war die Ara nicht lediglich ein Altar des Augustus nach Analogie der Ara Lugdunensis, wie neuerdings angenommen wurde. Durch das Beiwort Lugdunensis erhielt ein dem Augustus geweihter Altar die Bezeichnung seiner örtlichen Lage, während Tacitus mit Ara Ubiorum eine den Ubiern als Völkerschaft eigenthümliche Kultuseinrichtung bezeichnen will.

Mit dem an der Ara Ubiorum verehrten Kriegsgott steht aber wahrscheinlich auch der Name Deutz im Zusammenhang, welcher aus Tiu oder Tius sich leicht ableiten lässt. Der lateinische Name von Deutz im Mittelalter war Tuitium oder Divitium, auch Castellum Tuitiense, Divitiense. In den Annales Circuli Westphalici wird er auch Castellum Tuisconis genannt.

Ich möchte aber noch weiter gehen und annehmen, dass der ursprüngliche Hauptort der Ubier auf dem rechten Ufer auch nach der Gottheit benannt war, weil dort oder in einem ihm benachbarten Haine der Sitz seiner Verehrung war. Möglicherweise erhielt auch zuerst denselben Namen das Oppidum auf dem linken Ufer, vertauschte ihn aber bei seiner Erhebung zur Kolonie mit seiner römischen Benennung Colonia Agrippinensis. Die spätern römischen Schriftsteller, z. B. Eutropius und Ammianus, nennen die Stadt kurzweg Agrippina. — Den rechtsrheinischen Germanen blieb sie die römische Kolonie und Köln wurde ihr Name, als sie nach Vertreibung der Römer in den Besitz der Franken gelangte. Nur der Brückenkopf auf der rechten Rheinseite behielt den alten Namen.

Tacitus nennt denselben wahrscheinlich desshalb nicht, weil Köln, als er seine Geschichte um das Jahr 100 n. Chr. schrieb, ihn bereits abgelegt hatte und die Erwähnung bei seiner stylistischen Kürze überflüssig erschien.

In meiner Beschreibung der Deutzer Veste in den Bonner Jahrbüchern hatte ich den Namen direkt von dem Begriffe „deutsch" abgeleitet. Eine indirekte Beziehung dazu bleibt auch jetzt noch, da der Stammvater der Deutschen Tiusco, zusammengezogen aus Tivisco (Tac. Hist. 2), ein Sohn des Tyr resp. Tio oder Tius war.

Nach dem Delubrum Martis war auch die Porta Martis benannt. Verdeutscht man aber Porta Martis, so wird es das Thor des Tius, nach gegenwärtigem Sprachgebrauch Deutzer Thor[1]).

Dem Muthe und der Entschlossenheit des Germanicus gelang es schliesslich, den Aufstand der bei der Ubierstadt im Winterlager befindlichen Legionen zu bemeistern. Er führte dieselben nach dem unteren Winterlager Vetera, brachte auch die dort stationirten Legionen, die 5. und 21. zum Gehorsam zurück und führte unmittelbar darauf die Armee der 4 vereinigten Legionen über die bei Vetera wieder hergestellte Brücke zu einem Kriegszuge in das rechtsrheinische Germanien.

Es ist nicht meine Aufgabe, bei den Feldzügen des Germanicus in den folgenden drei Jahren zu verweilen. Von beiden Seiten wurde mit grosser Tapferkeit, mit grösserem Glück auf Seite der Römer gefochten. Im dritten Jahre (16 n. Chr.) erlitten die Germanen eine entscheidende Niederlage bei Idistavisus an der Weser. Nur noch ein Jahr forderte Germanicus für die völlige Wiederunterwerfung Germaniens, doch Tiberius rief ihn aus Eifersucht auf seine Thaten und aus Furcht vor seiner stetig wachsenden Popularität zurück, und die

1) An mehreren Stellen des Niederrheins findet sich auch ein Deutzgau. Als Pagus Tustenis erwähnt ihn Lacomblet in seiner Geschichte des Niederrheins. Hierzu bemerkt Merlo (Ann. d. h. V. 9/10. S. 28): „Der Pagus Tustenis, richtiger Tuistenis, ist der heutige Schwistgau, welcher vom Schwist- oder Swistbache durchflossen wird. An seinem oberen Laufe liegt Meckenheim, an seinem unteren Weilerswist. Da nun der Gau entweder seinen Namen von dem ihn durchströmenden Bache oder dieser seinen Namen von dem Gau hat, so ist derselbe auf alle Fälle ein sehr alter und könnte daher ebenfalls mit dem Kultus des germanischen Kriegsgotts im Zusammenhange stehen. In demselben befinden sich die Dutzhöfe, welche nach Harless (Festschrift des internationalen Congresses im Jahre 1868 „Die Grafen von Bonn") in alter Zeit als Villa Tucchove erwähnt werden, und durch ihre Lage auf dem Kamm des Vorgebirges, nach drei Seiten vom Walde umgeben, als eine alte Kultusstätte gelten können. Der Name Deutzgau befindet sich auch zweimal in dem Urkundenbuche für die Geschichte des Niederrheins. Einmal in einer Schenkungsurkunde (161) des König Konrad an die Abtei Deutz aus dem Jahre 1025 als Pagus Tucinchove im Kirchspiel Merheim auf der rechten Rheinseite, das andere Mal in einer Schenkungsurkunde (177) des Erzbischofs Heriman II an die Abtei Deutz aus dem Jahre 1041 als Pagus Tuizihgove, dessen Lage wir bei einem Orte Westhofen auf der linken Rheinseite suchen müssen, da die aus Dortmund datirte Urkunde ihn „super Rheni fluvii ripa sitam" bezeichnet. Möglicher Weise waren die Germanen durch die Romanisirung der Ara zur Errichtung neuer Kultusstätten veranlasst worden.

Legionen zogen wieder in ihre Winterquartiere auf dem linken Rheinufer. Unter der Botmässigkeit der Römer blieb damals in Untergermanien auf dem rechten Rheinufer nur das Land zwischen der Lippe und dem Meere, sowie ein schmaler Streifen längs dem Rhein.

Unter dem Nachfolger des Tiberius, Caligula, dem verrückten Sohn des grossen Germanicus, wurde in diesem Verhältniss nichts geändert. Derselbe unternahm allerdings einen Feldzug an den Rhein, welcher aber seine Feinde nicht schädigte und für uns nur insofern Interesse hat, als Sueton verschiedene Tollheiten Caligulas erzählt, welche an dem Orte ihrer Ausführung eine Brücke über den Rhein voraussetzen lassen, daher vermuthlich in der Ubierstadt passirt sind. Er schickte einmal einige Germanen seiner Leibwache über den Rhein und liess sie sich dort verbergen. Nach dem Frühstück liess er sich mit grossem Lärm ankündigen, der Feind sei da. Auf die Nachricht stürzte er sich mit seinen Freunden und einem Theile seiner Prätorianer zu Pferde in den nächsten Wald (wahrscheinlich in den Gremberg), errichtete dort aus umgehauenen Bäumen eine Siegestrophäe und stiftete für seine Begleiter einen besonderen Orden, den Orden für tapferes Suchen. Auch Geiseln liess er aus der Schule holen und heimlich herausbringen, dann verfolgte er sie als Deserteure und brachte sie in Ketten zurück.

Dass Köln der Ort dieser Tollheiten war, möchte auch daraus hervorgehen, dass er, ehe er die Provinz verliess, die Legionen, welche sich 26 Jahre früher bei dem Tode des Augustus empört und ihn damals als Kind geängstigt hatten, zur Strafe dafür niederhauen lassen wollte. Er befahl sie unbewaffnet zu einer Versammlung und liess sie mit Reiterei umzingeln; da sie aber bewaffnet kamen und Miene machten, sich zu wehren, verliess er fliehend die Versammlung und eilte ohne Aufenthalt nach Rom.

Wichtiger für Köln ist die Regierung des dem Caligula im Jahre 43 folgenden Claudius, durch welchen das Oppidum Ubiorum im Jahre 53 unter dem Namen Colonia Agrippinensis mit Verleihung des jus italicum zur Veteranen-Kolonie erhoben wurde.

Ich möchte nicht glauben, dass diese Auszeichnung der Ubierstadt lediglich auf das Interesse Agrippinas, deren Namen die neue Kolonie erhielt, für ihren Geburtsort zurückzuführen ist, offenbar hatte dieselbe auch einen sachlichen Untergrund.

Im Jahre 47 hatte Claudius die Zurücknahme sämmtlicher römi-

scher Besatzungen auf das linke Rheinufer befohlen, als gerade der Consular-Legat Corbulo siegreich gegen die Chauker vorgedrungen war, weil er Frieden haben wollte.

Damit war die Wiedereroberung Germaniens am rechten Ufer des Niederrheins definitiv aufgegeben. Hierdurch wurde eine veränderte militärische Situation geschaffen, welche eine Verlegung der Legionen zur Folge hatte. Bis dahin war die Vertheilung der Legionen Niedergermaniens 2 zu Vetera, 2 bei Köln mit Rücksicht auf eine bequeme Offensivverwendung erfolgt, nun musste man eine Defensivstellung schaffen.

Das Winterlager bei Köln wurde aufgegeben und von den beiden dort stationirten Legionen die eine nach Bonn und die andere nach Neuss verlegt. Man erreichte auf diese Weise nicht nur eine bessere Ueberwachung des Rheins, sondern sicherte auch zwei Uebergangspunkte durch Militärstationen.

Diese Dislokation konnte jedoch erst zur Ausführung kommen, nachdem der wichtigste der Uebergangspunkte Köln zu einer starken Festung gemacht war und eine selbständige Vertheidigungsfähigkeit erhalten hatte. Es ist daher fast mit Sicherheit anzunehmen, dass in dieser Zeit die bis dahin vorhandene provisorische in eine permanente Befestigung verwandelt, dass die Erdwälle durch eine aus Mauern und Thürmen bestehende Umfassung ersetzt wurden.

Vermuthlich erfolgte die Ausführung durch die 1. Legion, die wir bei dem Tode des Augustus mit der 20. im Winterlager bei Köln antreffen. Man hat auch Ziegelplatten mit ihrem Stempel gefunden, einen bestimmten Anhalt gewähren sie aber nicht, da der Fund vorläufig nicht in dem kompakten Mauerwerk der Umwallung nachgewiesen ist.

Später treffen wir die 1. Legion im Winterlager zu Bonn, wohin sie nach Vollendung der Kölner Umwallung verlegt wurde.

Die 20. Legion war bereits im Jahre 43 nach Britannien marschirt. An ihre Stelle scheint zunächst die 8. Legion, leg. VIII Augusta, gekommen zu sein, deren Stempel wir in Deutz gefunden haben.

Ihre Anwesenheit in Untergermanien während der Regierung des Claudius soll jetzt nachgewiesen werden.

Die Legio VIII Augusta gehörte zu den alten Legionen, welche schon unter Cäsar ruhmreich in Gallien gefochten hatten. Unter Augustus stand sie in den Donauländern und wurde im Jahre 9 v. Chr. zur Bezwingung des dort ausgebrochenen Aufstandes mit der Legio IX und der Legio XV Apollinaris der Provinz Pannonien überwiesen. Bei dem Tode des Augustus betheiligte sie sich mit den beiden anderen

Legionen an dem Aufstande, welcher in Pannonien von Drusus, dem Sohn des Tiberius, unterdrückt wurde. Die 8. war die erste, welche ihre Unterwerfung dokumentirte. Hierauf hatte sie wahrscheinlich im Jahr 43 ihr Standquartier in Pannonien verlassen, da ihre Theilnahme an dem Feldzuge, welcher zur Unterwerfung Britanniens von Claudius geführt wurde, durch Inschriften nachgewiesen ist.

Da sie aber von den römischen Schriftstellern nicht unter den in Britannien verwendeten Legionen, zu welchen die Legio XX Victrix aus Untergermanien, Legio II und Legio XIV Gemina aus Obergermanien, sowie Legio IX aus Spanien gehörten, genannt wird, so vermuthe ich, dass die Legio VIII Augusta nicht nach Britannien, sondern zum Ersatz von Legio XX Victrix nach Niedergermanien marschirt ist, aber von dort eine Vexillatio[1]) nach Britannien geschickt hat. Ihre Anwesenheit in Niedergermanien um diese Zeit ist auch noch dadurch dokumentirt, dass man zu Vetera, welches im batavischen Kriege zerstört und später durch castra Trajana ersetzt wurde, Ziegel mit ihrem Stempel gefunden hat.

Ich möchte sogar glauben, dass die Legio VIII Augusta diejenige nicht namentlich aufgeführte Legion ist, welche im Jahre 58 zur Verstärkung Corbulo's, unter welchem sie wahrscheinlich schon in Niedergermanien gedient hatte, nach Syrien abgerufen wurde[2]).

Da sie aber auch unter den dort zur Verwendung gekommenen Streitkräften nicht genannt ist, so nehme ich an, dass sie Syrien nicht mehr erreichte und in Mösien blieb, wo sie die Legio IV Scythica ersetzte, welche aus ihren Standquartieren in Mösien den Kriegsschauplatz schneller erreichen konnte. Ich halte diese Annahme für weniger gewagt als diejenige Pfitzner's[3]), welcher ein Vexillum der Legio VIII direkt aus Pannonien nach Britannien und gleichzeitig die Legio IV Scythica aus Mösien nach Niedergermanien, wo von ihr keine Spur zu finden ist, und von da wieder nach Syrien marschiren lässt.

Ist meine Annahme richtig, so war die Legio VIII Augusta von 43—58 in Niedergermanien, in welchen Zeitraum ihre Bauthätigkeit an dem Deutzer Brückenkopf zu setzen ist.

Erst im batavischen Kriege erscheint die Legio VIII Augusta

1) Vergl. Huebner, Hermes XVI, 521.

2) Tac. Ann. 13. 25.

3) Geschichte der römischen Kaiserlegionen etc. von Dr. W. Pfitzner S. 116.

wieder in Germanien, nachdem sie inzwischen im Jahre 68 mit dem gesammten illyrischen Heere nach Italien aufgeboten, von dort von Galba wieder nach Mösien zurückgeschickt, im Jahre 69 auf die Seite Vespasians getreten war und an der Schlacht von Cremona Theil genommen hatte.

Von da nach Mösien zurückgekehrt, marschirte sie bald nachher zur Verwendung im batavischen Kriege nach Germanien, verblieb aber wahrscheinlich in Obergermanien, weil sie in den in Untergermanien stattgefundenen Kämpfen nicht genannt wird.

In Obergermanien finden wir sie auch noch, als M. Aurelius die Besatzung Germaniens um die Hälfte verringerte. Unter Antoninus Pius stand sie in Argentoratum (Strassburg) und überall in Obergermanien, besonders in dem Limes findet man die Spuren ihrer Bauthätigkeit.

Mit der Aufgabe des rechtsrheinischen Niedergermaniens mussten die Verhältnisse der Ubierstadt eine Veränderung erleiden, da sie der organisatorische und kommerzielle Mittelpunkt der neuen Provinz gewesen war.

Alle geschäftlichen Beziehungen mussten hierdurch zum Nachtheile der Ubier beeinflusst werden, und es war billig, dass Rom sie dafür entschädigte. Es geschah dieses durch die Verleihung des jus italicum, welches die Ubier mit den Römern auf dieselbe bürgerliche Stufe stellte. Die Einführung der Veteranen-Kolonie war allerdings in erster Reihe eine den Römern gebotene Sicherheitsmassregel, sie verschaffte aber zugleich der Ubierstadt eine materielle Entschädigung für das aus seiner unmittelbaren Nachbarschaft verlegte Winterlager. Aus Landeskindern formirte Cohorten, welche wir in dem batavischen Kriege kennen lernen werden, bildeten fortan einen nationalubischen Streitkörper, und der Ausspruch des Tacitus, dass die Ubier auf das linke Rheinufer gezogen seien, um zu bewachen, nicht um bewacht zu werden, gewann jetzt seine eigentliche Bedeutung. Die Ubier fühlten sich als römische Bürger und liessen sich seit der Erhebung ihrer Stadt zur Kolonie lieber Agrippinenser, als bei ihrem Stammesnamen nennen. Trotzdem blieben sie stolz auf ihre ermanische Abstammung und rühmten sich derselben. (Tac. 9. 28.)

Das erste, was wir über Köln nach seiner Erhebung zur Kolonie erfahren, ist die von Tacitus (Ann. 14. 57) gebrachte, uns dunkle und

räthselhafte Nachricht eines Unglücks, welches dieselbe betroffen hat, indem ein aus der Erde plötzlich hervorgebrochenes Feuer Landhäuser, Dörfer und Felder vernichtet habe, sogar über die Mauern der kürzlich gegründeten Kolonie gedrungen, und durch kein Wasser, sondern nur durch das Bedecken mit Kleidungsstücken zu löschen gewesen sei, je schlechter und älter sie waren, desto besser dämpften sie das Feuer.

Man könnte an Petroleum denken, welches im Braunkohlenrevier westlich von Brühl zu Tage gekommen, sich brennend verbreitet habe und durch die römische Wasserleitung sogar in die Stadt eingedrungen sei.

Durch Tacitus wissen wir, dass im Jahre 69 in Niedergermanien sich 4 Legionen befanden, von welchen die 1. zu Bonn, die 16. zu Neuss und die 5. und 15. zu Vetera im Winterlager standen, dass aber demungeachtet das Oberkommando des Niedergermanischen Heeres sich zu Köln befand. Dort residirte der Konsularlegat Vitellius, welchen die deutschen Legionen auf den Kaiserthron erhoben. Zuerst begrüsste den Imperator der Legat Fabius Valens, welcher mit der Legions- und Auxiliar-Kavallerie schleunigst aus dem benachbarten Bonn herbeikam, worauf die übrigen Truppen Niedergermaniens aus ihren bezüglichen Winterquartieren sich ebenfalls mit der grössten Eile in Bewegung setzten und sich dem Vitellius zur Verfügung stellten, welcher mit ihnen und den obergermanischen Legionen nach Rom marschirte. Noch in demselben Jahre erfolgte der Ausbruch des batavischen Krieges, welchen uns Tacitus in dem 4. und 5. Buche seiner Geschichte ausführlich erzählt. Die Mittheilung der Ereignisse, soweit sie Köln berühren, dürfte am Platze sein, da sie einen interessanten Einblick in seine damaligen Verhältnisse verschafft.

Der Bataver-Herzog Julius Civilis benutzte den um den Kaiserthron ausgebrochenen Bürgerkrieg zu einer Erhebung gegen Rom Die Gelegenheit war günstig, da Vitellius mit dem Kern der in Germanien stehenden Legionen nach Italien marschirt war, und in den Winterlagern nur schwache Stämme, welche zwar den Namen ihrer Legion führten, jedoch nur aus wenigen gedienten Soldaten bestanden und durch Aushebungen in Gallien und Germanien wieder auf ihre normale Stärke gebracht werden sollten, zurückgeblieben waren.

Julius Civilis zeigte jedoch nicht sofort die Absicht, sich von der römischen Herrschaft befreien zu wollen, sondern er ergriff die Waffen unter der Parteinahme für Vespasian und erreichte hierdurch, dass der Legat Obergermaniens, Hordeonius Flaccus, unter dessen Befehl

Vitellius die Truppen Niedergermaniens gestellt hatte, als ein heimlicher Anhänger Vespasians nicht sofort energische Massregeln gegen die Erhebung ergriff, indirekt derselben sogar Vorschub leistete.

Die Kölner waren treue Anhänger des Vitellius und ubische Cohorten fochten in dem ersten Feldtreffen, welches die aus Vetera ausgerückten Legionen, die 5. und 15., unter Munius Lupercus dem Civilis lieferten, auf römischer Seite. Kriegsruhm erlangten sie nicht. Nachdem die batavische Kavallerie gleich im Anfang des Treffens zu Civilis übergegangen war, warf sich die Wucht des Angriffs auf die Bundestruppen, Ubier und Trevirer. Dieselben flohen, leisteten aber indirekt einen Dienst, indem sie die Verfolgung der feindlichen Hauptkräfte auf sich zogen und die Legionen Vetera ungefährdet erreichen konnten. Das gewonnene Treffen ermuthigte den Civilis zu einem kühneren Vorgehen. Gleichzeitig erhielt er Verstärkung durch alte Soldaten, welche lange unter römischer Fahne gedient hatten.

Es waren Cohorten der Bataver und Kanninifaten, Hülfstruppen der 14. Legion, welche Vitellius nach Rom beordert hatte, und sich in Mainz befanden, als sie eine Botschaft des Civilis, nach der Heimath zurückzukehren, erreichte. Hordeonius liess sie nach mehrfachem Schwanken ziehen, schickte aber schliesslich doch einen unbestimmten Befehl nach Bonn, die Cohorten aufzuhalten.

3000 Legionäre der 1. Legion und belgischer Landsturm stellte sich ihnen entgegen, wurden aber gänzlich geschlagen. Die Bataver drangen in das Winterlager ein und richteten dort ein grosses Blutbad an, worauf sie mit Umgehung Kölns, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt, zu Civilis marschirten.

Dieser, durch den Zuzug der alten Cohorten jetzt an der Spitze einer wirklichen Armee, schloss die in Vetera befindlichen Legionen ein und schickte Streifpartien in die den Römern treu gebliebenen benachbarten Gebietstheile, dieselben auszuplündern. Ganz besonders traf die Ubier der Hass der deutschen Stämme, weil sie mit Verschwörung des deutscheu Vaterlandes den römischen Namen Agrippinenser angenommen hatten.

Aber auch die Ubier blieben nicht müssig, auch sie unternahmen Plünderungszüge in das deutsche Gebiet. Nach der Kriegslage, welche darzulegen zu weit führen würde, stand ihnen hierzu nur die rechte Rheinseite offen, auf welche sie unter dem Schutze des Deutzer Brückenkopfes Ausfälle machen konnten. Zunächst geschah dieses ungestraft,

bald aber folgte die Wiedervergeltung, indem einige ihrer Cohorten, welche, wie es scheint, zur Deckung des ubischen Gebietes gegen feindliche Streifzüge sich zu weit vom Rhein entfernt hatten, bei Düren (in vico Marcoduro) in die Pfanne gehauen wurden.

Dieser Unglücksfall gibt Tacitus zu der Bemerkung Veranlassung, dass die Agrippinenser während des ganzen Krieges grösser in ihrer Treue als in ihrem Glücke waren. In eine sehr gefährliche Lage kam die Kolonie, als Civilis nach dem Tode des Vitellius seine Maske der Parteinahme für Vespasianus ablegte und mit dem Plane eines von Rom unabhängigen Germanisch-Gallischen Bundes offen hervortrat.

Auch die Trevirer schlossen sich jetzt ihnen an. Zwei Trevirer, welche hohe Kommandostellen im römischen Heere bekleideten, Classicus, Reiterbefehlshaber, und Tutor, welchen Vitellius als Präfekten der Rheinufer eingesetzt hatte, gehörten sogar zu den Häuptern der Verschwörung gegen Rom, welche in einem Privathause Kölns heimlich ohne Wissenschaft des dem Bunde feindlichen Gemeinwesens zum Abschluss gebracht wurde.

Die Folge dieses Verraths war der Fall von Vetera, dessen Besatzung nach der Uebergabe, welche durch Hungersnoth erfolgte, niedergemacht wurde, und die Kapitulation der zu Bonn und Neuss stehenden Legionen, der 1. und 16., welche von Civilis nach Trier geschickt wurden.

Die Kölner wurden zum Anschluss an den Bund gezwungen. Während die Verhandlungen darüber noch schwebten, war Köln in grosser Gefahr, den Germanen zur Plünderung und Zerstörung überlassen zu werden. Obschon es befestigt war, hätte es einem Angriff nicht lange widerstehen können, da es nach den im freien Felde erlittenen Unfällen keine ausreichende Besatzung hatte.

Der Vortheil, welchen die Erhaltung der reichen Stadt für die eigene Kriegführung bot, der Wunsch, die neue Herrschaft lieber durch Milde angenehm, als durch Grausamkeit verhasst zu machen, die Dankbarkeit für die gute Behandlung seines Sohnes, welcher bei dem Ausbruch des Krieges in Köln festgehalten worden war, vielleicht auch die Absicht, es zu der Hauptstadt des von ihm zu gründenden Reiches zu machen, bestimmten schliesslich Civilis, von einem gewaltsamen Unternehmen Abstand zu nehmen und mit Köln ein Bündniss einzugehen.

Vor dem Abschluss desselben zeigten sich die rechtsrheinischen Grenznachbarn, die Tenkterer, am feindseligsten, wozu der Neid wegen

des Reichthums und des Wachsthums der Stadt nicht die am wenigsten wirkende Triebfeder war.

Wenn der Friedensabschluss mit Köln nicht allen Germanen freien Zutritt verschaffte, so wollten sie die Zerstörung der Stadt und die Zerstreuung der Ubier.

Sie schickten eine besondere Gesandtschaft nach Köln und verlangten im Namen der gemeinsamen Götter die Zerstörung der Mauern, als die Zwingburgen der Knechtschaft, und die Tödtung aller auf ihrem Gebiete befindlichen Römer.

Von der Anrede ihres Sprechers (Tac. Hist. 4, 64) war bereits bei der Erwähnung der Ara Ubiorum die Rede. Wir erfahren ferner durch dieselbe, dass die Tenkterer bis dahin nur unbewaffnet unter Aufsicht und gegen Bezahlung nach Köln kommen konnten, und dass die Ubier römische Sitten angenommen hatten, zu deren Beseitigung die Tenkterer sie aufforderten.

Auf die Forderung erwiderte der Kölner Sprecher wie folgt:

„Wir haben die erste Gelegenheit, welche sich für unsere Befreiung geboten hat, mehr begierig als vorsichtig ergriffen, um auch uns den übrigen deutschen Namensbrüdern anzuschliessen.

Da aber eben jetzt eine römische Heeresmacht gegen uns zusammengezogen wird, halten wir es für sicherer, nicht die Mauern zu zerstören, sondern sie zu verstärken. Fremde aus Italien oder aus den Provinzen, die sich auf unserem Gebiete aufhielten, sind durch den Krieg hinweggenommen worden, oder in ihre Heimath zurückgeflohen. Die vor Zeiten zu uns gekommenen und durch eheliche Bande Vereinten haben mit ihrer Nachkommenschaft hier ihre Heimath.

Wir halten euch nicht für so schändlich, dass ihr unsere Väter, Geschwister, Kinder durch unsere Hände getödtet haben wolltet

Die Zölle und Belästigungen des Handels werden wir abschaffen. Auch soll der Uebergang (selbstverständlich über den Rhein) unbeaufsichtigt, aber vorläufig, so lange die neuen Gerechtsame nicht durch die Gewohnheit Bestand gewonnen haben, nur bei Tage und unbewaffnet gewährt werden.

Unsere Schiedsrichter sollen Civilis und Veleda sein, bei welchen unsere Verträge ihre Bestätigung finden mögen.“

So geschah es auch. Es wurden Gesandte zu Civilis und Veleda geschickt, und die von den Kölnern angebotenen Bedingungen genehmigt. Veleda war eine Jungfrau im Brukterer Land, welche dort in

einem Thurme wohnte und göttliche Verehrung genoss. Welchen Werth Civilis auf den Bund mit den Agrippinensern legte, geht daraus hervor, dass er ihnen Gattin und Schwester, sowie auch die Tochter des Classicus als Unterpfand des geschlossenen Vertrages überliess.

Das ihnen von Civilis geschenkte Vertrauen rechtfertigte Köln nicht. Die Ankunft des Cerealis mit neuen Legionen bewirkte einen Umschwung zu Gunsten der Römer. Civilis wurde bei Trier geschlagen. In seinem Heere hatten auch ubische Cohorten gefochten, welche er zwischen den Batavern und Tenkterern aufgestellt hatte.

Sobald die Nachricht des Sieges bekannt war, schickten die Kölner sogleich Gesandte an den Cerealis mit der Bitte um Hülfe, zugleich boten sie ihm die Auslieferung der bei ihnen als Unterpfand zurückgelassenen Frauen an.

Eine zu Zülpich (Tolbiacum) auf ihrem Gebiete stehende Cohorte, aus Chaukern und Friesen zusammengesetzt, verbrannten sie nach einem Gelag, in welchem die Mannschaften durch Uebermaass von Speise und Trank schlaftrunken gemacht waren, in ihrem Quartier, als Vergeltung für die Niederlage bei Düren.

Aus den Mittheilungen des Tacitus müssen wir nun den Schluss ziehen, dass Köln auch nach seiner Erhebung zur Kolonie und der Einführung der Veteranen eine national ubische Bevölkerung hatte, wenn sie auch durch die mit den Römern geknüpften verwandtschaftlichen Bande römische Elemente enthielt und römische Sitten angenommen hatte. Köln war aber während des Bataverkrieges eine national ubische Stadt, sie war es gewiss umsomehr bei ihrer Gründung, und ich sehe in diesem Umstande einen neuen Beweis, dass Colonia Agrippinensis sich nicht wie andere Kolonien aus einem römischen Standlager entwickelt hat, dass daher das Oppidum Ubiorum niemals identisch mit einem Winterlager gewesen ist, womit auch die Sage des Ubierdorfes, welches vor der Ringmauer, zwischen der Römerstadt und dem Rhein gelegen haben soll, in nichts zerfällt.

Dabei waren aber die Beziehungen der Ubier zu den Römern freundschaftliche, woraus hervorgeht, dass die Herrschaft niemals eine drückende war, und die Römer auch hier, wie auch sonst, den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Besiegten Rechnung getragen hatten. Die Stadt selbst war im Wachsthum begriffen, sie imponirte den Nachbarn durch Grösse und Reichthum, und war eine Macht, mit welcher sie rechnen mussten. Wir erhalten aber auch durch Tacitus den nicht

misszuverstehenden Hinweis, dass bei Köln während des Bataverkrieges eine Brücke war.

Nur an einer Brücke konnten die Agrippinenser von den rechtsrheinischen Germanen bei ihrem Verkehr mit dem linken Ufer Gefälle erheben, nur über eine Brücke konnten sie ihnen den Uebergang mit Waffen und bei Nacht verbieten.

Mit der Brücke bestand aber auch der Brückenkopf.

Wäre derselbe in die Hände des Feindes gefallen und zerstört worden, so konnten die Agrippinenser die Brücke nicht intakt lassen, sondern mussten sie, um die Benutzung durch den Feind zu verhindern, ungangbar machen.

Da die Deutzer Veste nun während des Bataverkrieges nicht zerstört wurde, so kann unmittelbar nach demselben auch keine Legion an ihrer Wiederherstellung beschäftigt gewesen sein.

Die durch die Ziegel nachgewiesene Bauthätigkeit der 22. Legion kann daher nur mit einer späteren fortifikatorischen Umänderung und Verstärkung der Veste im Zusammenhang stehen. Die Legio XXII erscheint zuerst als Dejotariana, benannt nach dem galatischen Tetrarchen Dejotarus, von welchem sie übernommen wurde.

Als römische Legion mit dem Standquartier in Alexandria wurde sie nach der Niederlage des Varus anerkannt. Als Claudius durch den batavischen Krieg im Jahre 43 zur Errichtung einer Legion veranlasst wurde, zweigte man von ihr eine zweite, die Legio XXII, ab welche den Namen Primagenia erhielt, wahrscheinlich diejenige, welche die alten Legionsinsignien behielt. Gleich nach ihrer Errichtung wurde sie nach Mainz verlegt. Von ihrer kriegerischen Thätigkeit hören wir zuerst im Jahre 68, als sie mit den zusammengezogenen Legionen Germaniens den von dem Proprätor Vindex geleiteten Aufstand niederschlug. Im Jahre 69 erklärte sich die Legion für Vitellius, doch nur ein Theil derselben mit dem Legionsadler folgte ihm nach Italien, während der andere in Deutschland verblieb. Der letztere, wahrscheinlich aus den jungen Soldaten bestehend, wurde in den batavischen Krieg verwickelt und theilte im Kampfe gegen Civilis das Unglück der übrigen germanischen Legionen. Inzwischen hatte der Kern der Legion für Vitellius in Italien gekämpft. Bei Cremona geschlagen, wurde sie mit den übrigen besiegten Legionen nach Illyrien geschickt.

Von dort kehrte sie erst im Jahre 91 wieder in ihr altes Standquartier Mainz in Obergermanien zurück, als bei dem verfehlten Auf-

standsversuche des Saturninus die Legio XIII Gemina nach Pannonien verlegt wurde.

Seit dieser Zeit hat die Legion Obergermanien nicht wieder verlassen, nur ein Vexillum von 1000 Mann schickte sie unter Hadrian im Jahre 120 nach Britannien.

Jedenfalls ist die Bauthätigkeit der Legion in die Zeit nach dem Bataver-Kriege zu verlegen und kann mit der von Dio[1]) gebrachten Nachricht im Zusammenhang stehen, wonach Hadrian von einer Provinz zur anderen reisend, Länder, Städte, Lager und Festungen besichtigte, von denen er diese an einen passenden Ort verlegte, jene ganz eingehen liess und andere verstärkte. Da Hadrian Deutschland in seiner ersten Regierungszeit bereiste, mag damals eine Verstärkung der Deutzer Veste durch Anlage neuer Thore und Thürme angeordnet, vielleicht aber erst später zur Ausführung gekommen sein.

Ist die Ansicht Düntzers[2]) richtig, dass die auf dem einen der Stempel gefundenen Buchstaben C. V. constans victrix bedeuten, so kann das nach Britannien geschickte Vexillum diesen Beinamen dort verdient haben, und dasselbe bei seiner Rückkehr von Britannien, ehe es sich mit der Legion in Strassburg wieder vereinte, zu Deutz thätig gewesen sein. Von Hadrian kann man ein Interesse für die 22. Legion voraussetzen, da er (Spartian. Hadr. 2, 5. C. I. L. 3, 550) dem Trajan, als er als Consular-Legat Obergermanien verwaltete, bei seiner Adoption durch Nerva die Glückwünsche des Donauheeres überbrachte und dieser ihn als Tribun der 22. Legion bei sich behielt. Später übernahm Trajan die Verwaltung des ganzen Germaniens und hatte in Köln seinen Sitz, wohin ihm die Botschaft seiner Erhebung zum Kaiser ebenfalls durch Hadrian überbracht wurde.

Setzt man die Bauthätigkeit der Legion nach Hadrian, so kann das zu Deutz gefundene Inschriftsfragment „Imp(erator) iterum M(arcus) Aurelius Antoninus Pius et Imp(erator) iterum Lucius Aurelius [Ver]us Com[modus]“ (Jahrb. LXVIII, 22), welche Mommsen a. a. O. S. 47 den Jahren 163—165 zugeschrieben hat, damit im Zusammenhang stehen.

Köln war bis zum Untergange des römischen Reiches die Hauptstadt Untergermaniens und behielt auch seine Brücke.

Sie war ein bleibendes Bedürfniss zur Vermittelung des Handels-

1) Dio 69. 9.

2) Pick's Westdeutsche Monatshefte, 7. Band. Die Römerbrücke bei Köln.

verkehrs, welcher sich mit den überrheinischen Germanen entwickelte, da diese durch die allmählig eindringende Kultur auch den Luxus kennen lernten, wenn sie auch nicht mehr unter römischer Herrschaft standen. Vor allem blieb sie aber auch nach wie vor eine militärische Nothwendigkeit im Interesse der Rheinvertheidigung. Am Niederrhein waren die Römer gezwungen worden, auf das linke Ufer zurückzuweichen. Dort standen sie mit ihren kriegerischen Gegnern Klinge an Klinge und mussten jeder Zeit auf einen Einbruch gefasst sein. Je mehr die Stärke des römischen Reiches abnahm, desto mehr wuchs die Gefahr. Dieselbe war aber wesentlich geringer, so lange die Römer sich in dem Brückenkopfe von Köln behaupteten und von dort jeden Versuch, den Rhein zu überschreiten, in Flanke und Rücken fassen konnten.

Günstiger waren die Verhältnisse am Oberrhein. Dort hatten die Römer die rechte Rheinseite nicht preisgeben müssen und konnten sich in dem vorgeschobenen limes behaupten. Die Besatzung derselben bildeten, wie wir aus den an verschiedenen Stellen zurückgelassenen Spuren wissen, Bestandtheile der 22. und 8. Legion. Höchstwahrscheinlich waren in den bezüglichen Hauptquartieren Mainz und Strassburg nur wenige Cohorten, während die übrigen für die Vertheidigung des limes zerstreut standen. Von einer ähnlichen Zersplitterung der Legionen am Niederrhein zeigen sich keine Spuren. Dort scheint man die Legionen, im Anfang des 2. Jahrhunderts die 1., 6. und 30., in ihren Standquartieren Bonna, Novesium und Castra Trajana, später die 1. und 30. in Bonna und Castra Trajana in Verwendungsbereitschaft zusammengehalten zu haben.

Wie nöthig man es hielt, am Niederrhein die Legionen in ihrer Stärke zu belassen, beweist auch der Umstand, dass man im Jahre 120 nicht von dort, sondern von den am Oberrhein stationirten Legionen ein Vexillum von je 1000 Mann nach Britannien schickte.

Nicht am Oberrhein, sondern am Niederrhein lag daher der Schwerpunkt der Rheinvertheidigung, dort musste daher auch, zweifellos in Köln, der Mittelpunkt der Befehlsführung und Sitz des obersten Legaten sein. Die fortbestehende Bedeutung Kölns erkennen wir auch dadurch, dass es im Jahre 258 Haupt- und Residenzstadt des germanisch-gallischen Kaiserreichs wurde, welches der von den aufständischen Legionen zum Kaiser ausgerufene Gallier Postumus errichtete, aber im Jahre 267 zerfiel, als Postumus durch den Dolch des Lollianus getödtet wurde, worauf Probus Gallien und Germanien mit dem römi-

schen Scepter wieder vereinigte. Die grösste Gefahr drohte bald darauf der Römerherrschaft durch die Franken.

Nachdem bereits unter Aurelianus ein Einbruch derselben erfolgt war, wiederholte sich ein solcher von grösserer Bedeutung unter Kaiser Constantin, endete aber mit ihrer gänzlichen Niederlage. Zwei ihrer Könige wurden bei dieser Gelegenheit gefangen und zu Trier den wilden Thieren vorgeworfen. Bei dieser Gelegenheit wurde vermuthlich auch die Brücke zerstört, wenn auch nicht durch die Franken, welche dazu keine Veranlassung hatten, sondern durch die Römer, in deren Interesse es war, die Benutzung derselben dem Feinde zn entziehen.

Durch Constantin erfolgte die Wiederherstellung der Brücke. Der unbekannte Verfasser des Panegyrikus auf Constantin c. 13 preist sie als ein Wunderwerk. Wie viel davon auf Rechnung seiner Schönrednerei zu setzen ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls war sie das feste Werk von Stein, dessen Reste im vorigen Jahrhundert rekognoszirt sind.

Die Worte des Panegyrikus geben uns aber durchaus keinen Grund für die Annahme, dass damals der Rhein an derselben Stelle zum ersten Male überbrückt wurde, denn er bezeichnet sie selbst als eine neue Brücke, indem er sagt: „Rhenus ille non solum superioribus locis etiam ibi novo ponte calcetur ubi totus est etc." Der Einwand, dass novus hier nicht seine gewöhnliche Bedeutung von etwas, was an die Stelle eines anderen tritt, sondern die abgeleitete Bedeutung von etwas Ausserordentlichem, Niedagewesenen haben soll[1]), wird dadurch widerlegt, dass ihre Dauer für die Ewigkeit gerühmt wird, was doch nur desshalb geschieht, weil damit die Vergänglichkeit der früheren in Erinnerung gebracht werden soll.

„Hac opus et difficile factu et usu futurum est sempiternum." Wenn der Lobredner von der alten Brücke nicht besonders spricht, so ist dieses ganz natürlich, weil er in seiner Eigenschaft als Hofredner sich die Aufgabe stellen musste, die in der Gegenwart vollbrachten Grossthaten seines Kaisers, nicht diejenigen der Vergangenheit, zu verherrlichen.

An eine Erwähnung der älteren Brücke als historische Mittheilung für seine Zeitgenossen konnte der Lobredner nicht denken, da sie denselben bekannt war. Nur für diese und nicht für deren Nachkommen hat er seine Rede gehalten.

---

1) Pick's Westdeutsche Monatshefte, 7. Band. Die Römerbrücke bei Köln. H. Düntzer.

Selbst wenn aber novus in dem Munde des Lobredners die ihm untergelegte abstrakte Bedeutnng gehabt hätte, so ändert dieses an der Thatsache nichts, denn wir wissen durch die Entwickelung der Ereignisse, dass an dem Hauptorte Niedergermanicus eine Brücke war und sein musste. Mit dem Bau der Brücke durch Constantin fand auch der Umbau und die Verstärkung des Brückenkopfs durch die Anlage grosser und weit vorspringender Flankirungsthürme statt. Darüber, dass dieselben aus seiner Zeit stammen, ist kein Zweifel, da Hettner festgestellt hat, dass die Namensstempel, welche auf den dabei verwendeten Ziegeln gefunden wurden, dieselben sind, welche auch die Ziegel der Constantinischen Bauten zu Trier und Metz tragen.

Die bessere Zeit war aber vorüber und man hatte nicht einmal die aus dieser stammenden Denkmäler geschont, da die jetzt in Bonn befindliche bartlose Brustbüste, sowie eine mit Pinienzapfen verzierte Säule in einer Thurmwand als Mauerstücke eingefügt gefunden wurden.

Bald nach Constantin erfolgte ein abermaliger Einfall der Franken, in welchem Köln und die aus der Zeit seiner Erhebung zur Colonia stammenden Mauern zerstört wurden. Wahrscheinlich wurde aber die Deutzer Veste, als ein Bollwerk, welches sie selbst benutzen konnten und auch die Brücke, deren Erhaltung ebenfalls im Interesse der Franken war, geschont. Nach der Vertreibung derselben erfolgte der Wiederaufbau der Kölner Mauern durch Julian.

Ueber die feste Brücke bei Köln schweigen die spätern römischen Schriftsteller ebenso wie die frühern. Ein Segen für Köln war sie während der Auflösung des römischen Reiches nicht, denn sie leitete wiederholt den Strom der deutschen Heerhaufen nach der niedergermanischen Hauptstadt und wurde dadurch die Ursache ihrer Verwüstung. Die Stürme der Völkerwanderung überstand sie. Erst im Jahre 930 erfolgte ihre Beseitigung durch Erzbischof Bruno, welcher das Material zu Kirchenbauten benutzte. Wahrscheinlich lag sie bereits in Ruinen, und man beseitigte nur die Pfeiler, weil sie den Verkehr hemmten und bei einem Eisgang die Gefahr der Ueberschwemmung für die am Fluss gelegenen Stadttheile steigerte.

Als die römische Brücke verschwand, mögen auch von dem römischen Köln nur noch wenige Spuren über der Erde gewesen sein. Die zahlreichen monumentalen Gebäude, welche es zweifellos besessen hat, mögen schon in der letzten Zeit der Römerherrschaft in Verfall gerathen sein, welcher sich unter fränkischer Herrschaft vollzog. Wie

an andern Orten werden die Gebäude einfach als Steinbrüche benutzt worden sein, woraus man das Material für die neuen christlichen Kirchen und Wohnungen gewann. Nur geringe Spuren der alten römischen Mauer befinden sich noch über der Erde, aus welcher man die Umfassung zu rekonstruiren versucht hat.

Nach dieser Rekonstruktion, welche in einer sehr verdienstvollen Arbeit „Beitrag zur Feststellung der Lage und jetzigen Beschaffenheit der Römermauern zu Köln“ des Oberlehrers Mertz (S. Jahrb. LXXV S. 150) veröffentlicht worden ist, hatte die Umfassung Kölns annähernd die Form eines Trapezoides, wovon nur die Nordfront eine gradlinige Richtung zeigt, die Ostfront eine in ihrer Mitte gebrochene Linie bildet, und die Süd- und Westfronten convex nach aussen hervortreten. Wenn nicht schon die Beschaffenheit der über der Erde befindlichen Mauerreste den spätrömischen Ursprung verrieth, würde die unregelmässige, offenbar planlose Form darüber keinen Zweifel lassen, denn die Römer gaben den Umfassungen eine regelmässige Form, wenn sie nicht durch Terrainverhältnisse gezwungen wurden davon abzuweichen. Die älteste Form war quadratisch oder rechteckig mit vierseitigen Thürmen. Wenn man auch schon in der Zeit des Augustus anfing davon abzuweichen, da sein Zeitgenosse Vitruvius (I, 5) die polygonale Form mit runden oder mehrseitigen Thürmen als zweckmässiger für die Vertheidigung empfiehlt, so scheint hier offenbar die unregelmässige trapezoide Form aus einer ursprünglich quadratischen Construktion in der Weise hervorgegangen zu sein, dass Julian bei dem Neubau der Mauern die ausserhalb der Thore entstandenen Ansiedelungen in die Umfassung eingeschlossen hat. Ich bezweifele aber, dass die vorliegende Rekonstruktion uns die Umfassung genau in der Weise zeigt, in welcher sie Julian wieder hergestellt hat, sondern vermuthe, dass nicht nur eine Erweiterung nach Westen und Süden, sondern auch nach Osten stattgefunden hat, welche bis zu der Kuhgasse, dem Rothenberg und dem Buttermarkt reichte; denn verfolgt man diese Strassen, so nimmt man dort Erhebungen mit gleichen Intervallen wahr, welche sich als die Stellen, wo früher Thürme gestanden haben, zu markiren scheinen. Besonders auffallend tritt dieses am Buttermarkt hervor, da wo er von der Salzgasse, welche sowohl genau in der Mittelaxe des alten Köln, wie in der Verlängerung der römischen Brücke liegt, geschnitten wird. Hier treten zwei Erhebungen derartig hervor, dass man an dieser Stelle das Thor vermuthen kann, durch welches die Brückenpassage führte.

Für die Existenz einer östlichen Erweiterung spricht auch die vom Dombaumeister Voigtel nach Osten festgestellte Verlängerung der Nordfront, welche bis 210' vom Dom verfolgt ist.

Allerdings findet sich eine östliche Erweiterung auch nicht auf früheren Zeichnungen, welche das römische Köln darstellen sollen.

Dieselben sind jedoch nur wenige Jahrhunderte alt und ebenfalls nur nach den damals über der Erde befindlichen Spuren entworfen. Wie wenig man sich auf diese früheren Zeichnungen verlassen kann, sieht man aus der Darstellung der Deutzer Veste, welcher man eine kreisförmige Form gegeben hat, während sie nach dem Resultate der Ausgrabungen einen quadratischen Grundriss hatte. Offenbar erkennen wir aus der Zeichnung, dass der Rekonstrukteur den Bau der Veste in die Zeit Constantins versetzt hat, in welcher man nicht nur runde Thürme anlegte, sondern auch den Mauern eine gekrümmte Flucht gab, um sie widerstandsfähiger gegen den Stoss des Widders zu machen. (Vegetius IV, 2.)

Vorläufig halte ich daran fest, dass die erste Umfassung Kölns eine quadratische war, wenngleich sie in dieser Form noch nicht festgestellt ist.

Zum Gegenstand einer besonderen Forschung ist sie aber auch noch nicht gemacht worden. Freilich wird auch, wenn wir sie entdecken, die Feststellung des Alters auf Schwierigkeiten stossen, da der Oberbau gänzlich verschwunden ist, und wir nur die Fundamente finden, in welchen wir Ziegelplatten, deren Stempel uns Aufschluss geben könnten, wahrscheinlich nicht antreffen werden. Immerhin ist deshalb die Forschung nicht aufzugeben.

Schwerlich werden wir aber durch fortgesetzte akademische Erörterungen die dunkeln Punkte der topographischen Verhältnisse des römischen Kölns aufklären. Die alten Bücher sind nach allen Richtungen durchwühlt, und wir werden aus ihnen kaum noch mehr erfahren, als wir bereits wissen, wie gewaltige Daumschrauben wir auch dem Texte anlegen. Der einzige Weg, auf welchem wir unser Wissen noch bereichern können, sind planmässig betriebene Ausgrabungen. Vielleicht stellen wir durch dieselben nicht nur den Grundriss der ältesten Mauerbefestigung, die Zeit der Erbauung und die später vollzogenen Erweiterungen fest, sondern finden auch noch die Spuren der Brücke, welche im Freihafen zu suchen sind und erfahren etwas Definitives über den sagenhaften Rheinarm, welcher an der Ostfront vorbeifliessend eine Insel gebildet haben soll. Dass man sich darüber

noch nicht durch Terrainuntersuchungen in das Klare gesetzt hat, ist charakteristisch für die bis jetzt fast nur aus Bücherquellen schöpfende Forschung.

Sehr leicht hätte die Existenz des Armes durch Ermittelung der Tiefe, in welcher man da, wo sein Bett vermuthet wird, auf den gewachsenen Boden stösst, nachgewiesen werden können. Man brauchte nur bei Gelegenheit der dort vorkommenden Neubauten die Fundamentirungs-Tiefen durch die städtische Baubehörde notiren zu lassen und würde sehr bald ein genügendes Material erhalten haben.

Nach Ennens Geschichte der Stadt Köln lief der Arm quer durch die obere Zugasse und Rosengasse, den Filzengraben, dann weiter durch das Terrain einer Reihe der vom Malzbüchel bis zur Johannisstrasse gelegenen Gassen, den westlichen Theil des Heu- und Altenmarktes sowie des Domhofs, ging dann quer durch die Trankgasse, bis er sich „am Ufer" wieder mit dem Hauptarme vereinigte. Ich habe mich bereits früher in den Jahrbüchern dahin geäussert, dass die Höhenverhältnisse einen natürlichen Wasserweg in dieser Richtung sehr unwahrscheinlich machten, und man nur einen künstlich angelegten Kanal annehmen könne.

Nun zeigte sich neuerdings bei der Fundamentirung eines Hauses in der Bolzen- und St. Martinsstrasse, zwischen dieser und dem Gässchen „vor St. Martin", welches sonst, wie aus einer jetzt noch sichtbaren Bezeichnung hervorgeht, den Namen „am alten Rheinufer" hatte, dass 3—5 m vor der alten römischen Ostmauer, welche noch in ihren Fundamenten erhalten ist, wo also nach den bisherigen Annahmen der alte Rheinarm seinen Lauf haben sollte, der gewachsene Boden bei einer Tiefe von 10,30 m unter dem Strassenpflaster, 3,60 m über dem Nullpunkte des Rheinpegels liegt.

Diese Höhenlage steht nicht nur in Widerspruch zu der Legende des Rheinarms, sondern macht auch einen Kanal, welcher oberhalb der Römerstadt sich von dem Hauptstrome abzweigte und unterhalb wieder eintrat, unwahrscheinlich, besonders wenn man berücksichtigt, dass das Rheinbett in alten Zeiten vielleicht noch etwas tiefer als gegenwärtig lag. Eine Neubildung des gewachsenen Bodens ist nicht anzunehmen, da die römische Mauer der Ostfront auf eben dieser Schicht fundamentirt gefunden wurde. In dieser Materie würde nicht der Philolog, sondern der Architekt und Geognost die entscheidende Stimme haben. Da man nun aber doch an dem nördlichen Theile der Ostfrontmauer die deutlichen Spuren gefunden hat, dass dieselbe als Schiffswerft benutzt

worden ist, so ist anzunehmen, dass man dort den vorliegenden Befestigungsgraben mit dem Rheine verbunden und zu einem Hafen vertieft und erweitert hatte.

Selbstverständlich würden Ausgrabungen auch ausserhalb Kölns in der Lage von Alteburg vorzunehmen sein. Dort können wir leicht auf Monumente stossen, deren Inschriften uns Aufklärung über die Vergangenheit geben.

Innerhalb Kölns werden die Ausgrabungen freilich auf Schwierigkeiten stossen, weil man nur an wenigen Stellen den freien Spielraum für die Ausführung hat. Immerhin können sie auch hier bei richtiger Leitung, vorausgesetzt dass die Mittel dazu beschafft werden, zu einem guten Resultate führen.

Auf keinen Fall aber genügt das uns jetzt zu Gebote stehende Material, um mit demselben die archäologischen Forschungen über das römische Köln und seine Brücke als abgeschlossen anzusehen.

Deutz. G. M. Wolf.

---

4. Die ägyptischen Denkmäler des Provinzialmuseums zu Bonn und des Museum Wallraff-Richartz zu Köln.

Der Aufforderung, die in dem Wallraff-Richartz-Museum zu Köln und in dem Provinzialmuseum zu Bonn aufbewahrten ägyptischen Denkmäler zu publiziren und zu besprechen, bin ich gerne nachgekommen. Einmal liegt eine derartige Veröffentlichung im Gesammtinteresse der Wissenschaft, deren Kenntniss sich solche Monumente, die in vereinzelten Exemplaren in sonst andersartigen Denkmälern gewidmeten Museen zerstreut sind, zu entziehen pflegen. Und doch können gerade sie durch ihre Inschriften und sonstige Eigenthümlichkeiten zur Vervollständigung der Reihen uns aus dem Alterthume überkommener Reste der ägyptischen Kultur von grossem Werthe sein und trotz ihrer oft unscheinbaren Form weitgehende Bedeutung gewinnen. Dann aber haben unsere Stücke für diese Jahrbücher ein ganz besonderes Interesse. Wenn sich nämlich ein Fundort in den Rheinlanden auch nicht für sie alle mit Sicherheit nachweisen lässt, so ist ein solcher doch für eine Reihe derselben in hohem Grade wahrscheinlich. Und darin liegt nichts besonders Ueberraschendes. Hat doch, wie sonst in dem ganzen Gebiete des römischen Reiches [1]) so auch in den Rheinlanden, wie dies besonders Prof. Schaaffhausen in diesen Jahrbüchern [2]) ausgeführt hat, der Kult der ägyptischen Isis in hohem Ansehen gestanden. Zur Feier dieses Kultes aber war es, wie wir aus zahlreichen Beispielen wissen, üblich, ägyptische Denkmäler der verschiedensten Art aus dem Nilthale selbst herbeizubringen und in den Tempeln der Isis oder in den Wohnungen ihrer Anhänger aufzustellen. War der Tempel reich und die Gemeinde zahlreich, so brachte man umfangreiche und grossartige Monumente, wie Statuen, Sphinxe, Obelisken und ähnliches herbei und schmückte mit diesen das Tempelgebiet, wie dies vor Allem die schönen Funde der letzten Jahre auf dem Grund und Boden des

---

1) Ueber den ausserägyptischen Kult ägyptischer Gottheiten besitzen wir eine sorgfältige Zusammenstellung von G. Lafaye, Histoire du Culte des divinités d'Alexandrie, Sérapis, Isis, Harpocrate et Anubis hors de l'Egypte. Paris. 1884.

2) Heft LXXVI (1883) S. 31—62.

einen der Isistempel der Stadt Rom gezeigt haben [1]). War dagegen die Gemeinde nur klein, so begnügte man sich damit, einige wenige kleine und leicht transportirbare Gegenstände zur Verehrung herbeizuschaffen.

Eine Thatsache ist hierbei höchst eigenthümlich und für die Beurtheilung des gesammten römischen Isiskultes von hoher Bedeutung. Die ägyptischen Originalmonumente, deren man sich bei demselben bediente, brauchten, wie aus den aufgefundenen Stücken selbst hervorgeht, weder durch ihre Darstellungen noch durch ihre Inschriften mit der Göttin Isis in irgend welcher Beziehung zu stehen. Ganz im Gegentheile findet sich auf dem ausserägyptischen Boden kaum eine originalägyptische Statue der Isis — was wir finden, sind nur römische, bez. provinziale Abbildungen der Gottheit — und kaum ein Monument, dessen Texte sich wirklich auf die verehrte Göttin bezögen. Es zeigt dies, wie wenig Verständniss die Isisdiener für die wirkliche Bedeutung der von ihnen verehrten Gegenstände besassen und wie dieselben keinenfalls im Stande waren, die Texte, welche die Monumente bedeckten, zu lesen oder gar zu verstehen. Unter diesen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir unter derartigen Denkmälern Weihgeschenke verschiedener Könige an ganz heterogene Götter, an Ra, Amon-Ra, Osiris, Thoth u. s. f. finden, oder wenn dieselben zum grossen Theile Gegenstände sind, welche ursprünglich dem Kulte verstorbener Aegypter geweiht waren. Dabei ging die Nachlässigkeit so weit, dass man Monumente, welche ihren Inschriften zufolge bestimmt waren, in den Gräbern namentlich bezeichneter Aegypter ihre Stelle zu finden, in das Ausland schleppte und hier dem Isiskulte weihte. Einer der auffallendsten Belege hierfür ist es, dass sich in den Trümmern von Pompeji eine Uschebti-Statuette des Königs Nectanebus II. (367—350 v. Chr.) gefunden hat, während doch das Grab dieses Herrschers jedenfalls in Aegypten, vermuthlich in Memphis, zu suchen sein wird [2]). Alle diese Stücke spielten im Isiskulte eben nur deshalb eine Rolle, weil sie ägyptischen Ursprunges waren und hieroglyphische Zeichen trugen, nicht aber, wie man logischer Weise vermuthen sollte, wegen des symbolischen Sinnes, der den einzelnen Gestalten inne wohnte, oder wegen der Gedanken, denen durch die verschiedenen Inschriften Ausdruck verliehen wurde.

---

1) Schiaparelli in dem Bullettino della Commissione Archeologica Comunale, fascicolo II, Anno 1883.

2) Vgl. Wiedemann, Handbuch der ägyptischen Geschichte S. 718.

Nach diesen Vorbemerkungen, welche es erklären werden, woher unsere Monumente, obwohl dieselben vermuthlich mit dem Isiskulte in enger Verbindung standen, doch mit keiner Sylbe auf denselben Bezug nehmen, wenden wir uns ihrer Besprechung selbst zu und theilen dieselben dabei am bequemsten nach ihrer Form in drei Kategorien, in die Uschebti-Figuren, die Skarabaeen und in verschiedene Darstellungen.

A. Uschebti-Figuren.

Unter Uschebti-Figuren [1]) versteht man kleine Statuetten in Mumienform, welche das Bildniss eines Verstorbenen in mehr oder weniger vollkommener Form reproduziren. Das Material, aus welchem dieselben gefertigt wurden, war in der älteren Zeit, von der 13ten bis zu der 21ten ägyptischen Königsdynastie, d. h. etwa 3000—1000 v. Chr., Stein, Holz oder Metall; in jüngerer Zeit wurde bemalter und in noch späterer gravirter Thon zu denselben verwendet. Der Thon wurde dabei in Formen gepresst und erhielt so die gewünschte Gestalt. Dann ward er entweder leicht glasirt, mit Malerei versehen und dann nochmals überglasirt; oder es wurden in den weichen Thon Inschriften eingegraben und diese zugleich mit der Figur gebrannt und glasirt.

Die Uschebtis haben, wie gesagt, Mumienform, d. h. sie sehen aus, wie eine mit Mumienbinden umwickelte menschliche Gestalt, von der nur noch die Hände und der Kopf wirklich sichtbar sind. Nur eine scharf abgegrenzte Periode, die der 19.—21. Dynastie (1400—1000 v. Chr.), macht hiervon eine Ausnahme, indem während derselben die Uschebtis in der Form eines Lebenden dargestellt wurden. Doch wurden auch damals nur der Kopf und die Hände ausgearbeitet, der übrige Theil des Körpers ward durch eine lange, breite, vom Körper steif abstehende Schürze vollkommen verdeckt. In den Händen, welche über der Brust gekreuzt liegen, halten die Uschebtis der älteren Zeit heilige Embleme, wie das Zeichen des Lebens, der Gesundheit, der Beständigkeit und ähnliches; in der späteren Zeit dagegen tragen sie Ackergeräthe, den Pflug, die Hacke und einen geflochtenen Korb. Das

1) Unter der Litteratur über die Uschebtis ist hervorzuheben: Chabas, Observations sur le chapitre VI du Rituel Egyptien, in den Mémoires de la société historique et archéologique de Langres. Paris. 1863. — Birch, On sepulchral figures, in Zeitschrift für ägyptische Sprache 1864 S. 89 ff., 103 ff.; 1865 S. 4 ff., 20 ff. — Loret, Les statuettes funéraires du Musée de Boulaq, in Recueil de travaux relatifs à la philologie Egyptienne IV p. 89 ff. V p. 70 ff.

Haupt wird geschmückt durch ein breites Tuch, welches etwa von der Mitte der Stirn an diese bedeckt und dann breit über den Nacken herabfällt, während 2 Zipfel, die Ohren freilassend, rechts und links vorn über die Schultern fast bis zu den Händen herabhängen. Das Gesicht ist meist klar und scharf ausgebildet und zeigt individuelle Züge. Man kann bei den Uschebtis die Physiognomien der einzelnen Aegypter fast ebenso gut auseinander halten, wie bei den Statuen. Der natürliche Bart ist auf ihnen nicht mehr zu sehen, dagegen tragen dieselben den künstlichen Bart, den wir bei den ägyptischen Götter- und Königsbildern zu erblicken gewohnt sind, einen Bart, der aus Pferdehaaren in Form von verschlungenen Strähnen geflochten wurde und der zuletzt in der Gestalt eines langen, an der unteren Spitze häufig nach vorn vorstehenden Zopfes vom Kinn herabhängt. Befestigt ward derselbe am Kopfe durch Bänder, welche um die Ohren geschlungen wurden.

Die Statuette als solche steht meist auf einer viereckigen Basis, welche es ermöglichen soll, dieselbe aufrecht aufzustellen, doch ist dies bei zahlreichen Exemplaren in Folge der unsorgsamen Arbeit der antiken Thonarbeiter nicht mehr thunlich. Auf dieser Basis erhebt sich hinten in rechtem Winkel ein Pfeiler, der bis zum Ende des Kopftuches heraufragt und der der ganzen Figur als Stütze zu dienen bestimmt ist; seine vordere Seite schmiegt sich dabei vollkommen den Körperformen des Uschebti an. Er ist demnach nicht als ein selbstständiger Pfeiler, sondern als ein integrirender Bestandtheil der Figur überhaupt anzusehen. So haben denn diese Uschebti-Statuetten die Form des hieroglyphischen Zeichens 𓍅 tut, welches „die Form, die Gestalt" bedeutet, wie sie denn auch die Gestalt des Verstorbenen, dem sie geweiht waren, uns vor Augen führen sollen.

Gefunden werden die Uschebtis in den ägyptischen Gräbern. Entweder liegen sie daselbst auf dem Boden in der Nähe des Sarkophages umher, oder sie stehen neben diesem in Kästen von Holz oder von Papyrusgeflecht, oder endlich, sie erfüllen, wie dies z. B. im Grabe Seti I. in Theben der Fall war, ein besonderes Gemach des Grabes. Dabei finden sich von dem einzelnen Todten zahlreiche ihm geweihte Uschebtis, so dass wir deren oft Hunderte, ja Tausende besitzen, welche in ein und demselben Grabe gefunden worden sind und deren Inschriften auf den gleichen Namen lauten.

Die ältesten derartigen Statuetten, welche uns erhalten geblieben

sind, entstammen der 13. Dynastie und befinden sich meist in dem Museum von Bulaq bei Kairo. Doch giebt es nur wenige Exemplare aus dieser Zeit, während solche aus späteren Jahrhunderten, besonders aus denen der 19.—21. Dynastie häufig sind. Die Mehrzahl jedoch aller erhaltenen Uschebtis, und dieser Kategorie gehören auch fast alle diejenigen, welche sich in den Rheinischen Museen finden, an, entstammen der sogenannten saitischen Periode, welche die 26.—30. Dynastie umfasst und sich von dem Beginne des 7. Jahrhunderts v. Chr. bis zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch Alexander den Grossen erstreckt. Aus noch jüngerer Zeit sind wiederum nur wenige derartige Monumente erhalten trotz der grossen Zahl von Gräbern, welche gerade aus den Regierungen der Ptolemäer und römischen Kaiser in Aegypten entdeckt worden sind. Mit dem Eindringen griechischer Einflüsse scheint der Glauben an die Wirksamkeit der Uschebti geschwunden zu sein und man hat aufgehört, dieselben den Todten mit in das Jenseits zu geben.

Die Herstellung der Uschebtis erfolgte rein fabrikmässig in den altägyptischen Necropolen. Mit diesen Gräberstätten waren ausgedehnte Gebäudecomplexe verbunden, in welchen die Leute hausten, denen die Beaufsichtigung und Ausschmückung der Gräber, die Einbalsamirung und Bestattung der Todten und die Herstellung all des erforderlichen Leichengeräthes, von dem Sarkophage an bis zu den kleinsten Schmuckperlen, oblag. Unter diesen Leuten fand eine geregelte Arbeitstheilung statt und für jede Amulettgattung gab es besondere Arbeitsklassen, so erfahren wir denn auch durch eine Stele des Museums zu Florenz[1]), dass es besondere år-u schebti-u „Macher von Uschebtis" gab. Da uns nur wenige Erwähnungen derartiger Leute erhalten geblieben sind, so sind wir auf Grund zahlreicher Analogien zu dem Rückschlusse berechtigt, dass diese Arbeiterklasse in keinem grossen Ansehen stand, wie denn auch zur Ausübung ihres Gewerbes keine besondere Kunstfertigkeit erforderlich war. Wie die Fabrikation der Uschebti im Einzelnen erfolgte, erfahren wir zwar weder durch die Inschriften noch durch Abbildungen direckt, doch wird die Methode bei ihnen kaum eine andere gewesen sein, wie bei den übrigen glasirten Thonamuletten. Für letztere aber, speziell für die kleinen Götterstatuetten, für die Ut'a-Augen, die Skarabäen u. s. f. wurden Formen aus rohem Thon gefertigt und gebrannt. In diese Formen presste man sodann gewöhn-

1) Stele Nr. 2592; publ. Berend, Monuments du Musée de Florence I p. 90.

lichen weichen Thon und gab diesem derart die gewünschte Form, welche durch Brennen dauerhaft gemacht ward. Uns sind für letztere Amulette zahlreiche derartige Formen erhalten geblieben, welche sich auf den Gebieten der Necropolen besonders von Theben und Bubastis (das heutige Zagazig) in grossen Mengen gefunden haben und zwar fast regelmässig in grösserer Zahl bei einander, ein Beweis dafür, dass man hier auf Stellen gestossen ist, an denen im Alterthume Amulettfabriken standen. Formen für Uschebtis selbst haben sich bisher nicht gefunden oder sind doch nicht bekannt geworden, allein wir haben dieses Fehlen nur dem Zufalle zuzuschreiben, auch hier wird die Fabrikationsmethode eine analoge gewesen sein und dürfen wir nicht annehmen, dass jeder der zahllosen Uschebtis eine besondere Handarbeit verlangt habe. In der That sind unter den Uschebtis, welche ein und dieselbe Person darstellen, meist viele, wo nicht alle, in ihrer Form identisch, so dass diese Exemplare dann ein und derselben Form entstammt sein werden. Diese Identität erstreckt sich jedoch nur auf die Gestalt der Uschebtis, nicht auf ihre Inschriften. Diese letzteren sind niemals oder fast nie vollkommen identisch, auch dann nicht, wenn sie sich auf ein und denselben Todten beziehen. Wir ersehen hieraus, dass die Formen nicht auch die Inschriften ergaben, sondern dass diese dann auf den geformten Uschebti aus freier Hand aufgetragen werden mussten. Nur so lassen sich die zahllosen kleinen Abweichungen in der Anordnung der hieroglyphischen Gruppen und Zeichen in den Inschriften der Statuetten erklären, welche sonst in ihrem Sinne vollkommen übereinstimmen.

Im Allgemeinen wurden die Uschebtis für jeden Vorstorbenen besonders hergestellt und trugen dessen Portraitzüge. Diese Individualisirung erstreckte sich jedoch nur auf das Gesicht, nicht auch auf den übrigen Körper. Dieser letztere hat vielmehr eine ganz schematische Form und ist für Alt und Jung, ja sogar für Mann und Weib vollkommen identisch, wie es ja auch bei der eingewickelten Mumie aus dem Körper allein oft fast unmöglich ist, über das Alter des Verstorbenen und sein Geschlecht ein Urtheil zu fällen. Ist eine derartige Individualisirung des Kopfes der Uschebti die Regel, so giebt es von derselben doch auch Ausnahmen. Es sind uns einige Uschebtis erhalten geblieben, welche auf der Brust die gleich zu besprechende gewöhnliche Inschrift tragen, bei denen jedoch der Name des Verstorbenen fehlt. Es waren dies offenbar Statuetten, welche die Amuletthändler auf Lager hatten und den Hinterbliebenen ohne vorherige Bestellung zu liefern

vermochten, genau ebenso, wie man Todtenbuchtexte besass, welche mit Ausnahme des Personennamens verfasst worden waren und dann jedem beliebigen Todten mit in's Grab gegeben werden konnten. Bei den Todtenbuchtexten konnte man freilich leicht, falls man dies für nöthig hielt, in die frei gelassenen Stellen den Namen des Todten eintragen, was auch, wie mehrere Todtenbuchexemplare, in denen der Eigenname mit anderer Tinte und anderer Hand nachgetragen worden ist, zeigen, zuweilen geschah. Bei den Uschebtis war dies unmöglich, denn hier sind die betreffenden Exemplare bereits gebrannt und glasirt und auf der Glasur Hieroglyphen einzuritzen, war unthunlich, ohne das ganze Denkmal zu beschädigen oder doch wenigstens zu entstellen. So sind denn diese Exemplare namenlos geblieben und wir dürfen annehmen, dass in allen den Fällen, in denen die Uschebtis Namen tragen, die betreffenden Exemplare auch in der That für den auf ihnen genannten Todten gefertigt worden sind und diesen darstellen sollten. Freilich werden sie dies nicht immer gethan haben, denn, wenn auch die reichere Klasse auf wirkliche Portraitähnlichkeit gehalten haben wird, so sind uns doch zahlreiche so schlecht ausgeführte Uschebtis erhalten geblieben, dass wir in diesen jedenfalls reine Fabrikwaare zu sehen haben, bei der man nur im Allgemeinen eine menschliche Gestalt zu erzielen suchte, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieselbe dem Todten, dem sie in das Jenseits folgte, auch wirklich ähnelte.

Abzeichen des Standes, dem der dargestellte Verstorbene angehörte, tragen die Uschebtis nicht. Das Einzige, was sich nach dieser Richtung hin findet, ist, dass die Uschebtis von Königen und zuweilen die von Königinnen und Prinzen an der Stirne die Uraeusschlange, das Zeichen ihrer Herrschermacht tragen. Sonst sind die Bilder alle gleich und die Embleme, welche sie in den Händen halten, beziehen sich auf die künftige Thätigkeit der Uschebtis im Jenseits, nicht auf die ehemalige ihrer Besitzer auf dieser Erde. Giebt dergestalt das Bild keinen Aufschluss über die Stellung des Verstorbenen, so thut dieses die Inschrift. Hier wird derselbe mit seinen Titeln oder, falls diese zu zahlreich waren, um in dem engbegrenzten Raume des Textes Platz zu finden, mit seinem Haupttitel bezeichnet. Daneben nannte man gerne den Namen der Mutter des Verstorbenen, um ihn so von gleichnamigen Genossen zu unterscheiden. Nur sehr selten findet sich der Name des Vaters genannt, wie man überhaupt im alten Aegypten auf die mütterliche Abstammung weit grösseres Gewicht zu legen pflegte, als auf die

väterliche, eine Erscheinung, die sich unmittelbar aus der hohen socialen Stellung der Frau im Nilthale erklärt.

Aus den Titeln, welche die Inhaber von Uschebtis tragen, ersehen wir, dass derartige Statuetten Angehörigen aller Stände der ägyptischen Bevölkerung ohne Unterschied mit in's Grab gegeben wurden. Von dem Könige und Oberpriester bis zum Soldaten und Handwerker herab finden sich alle Stände und Gewerbe in gleicher Weise vertreten. Der Glaube an die Wirksamkeit dieser Uschebti war demnach nicht das Monopol einzelner Klassen, sondern ein Gemeingut des ganzen Volkes. Diese Thatsache hervorzuheben, ist durchaus nicht überflüssig. Auf Grund besonders von Andeutungen Herodots und späterer Schriftsteller hat man sich gewöhnt, in Aegypten zwei Formen der Religion, eine exoterische und eine esoterische anzunehmen. Man hat geglaubt, dass neben der Volksreligion, welche im Thierdienste und in der Symbolenverehrung ihren Ausdruck fand, eine priesterliche Religion der höheren Klassen bestanden habe, welche tief-philosophisch denkend in den Symbolen nur die Zeichen höherer Kräfte sah und suchte. Man ist dann weiter gegangen und hat diese esoterische Priesterlehre für eine monotheistische Religion im Gegensatze zu dem Polytheismus des Volkes erklärt. Eine derartige Annahme, welche sich aus den Klassikern und besonders den neuplatonischen Schriften zu ergeben schien, bestätigen die Denkmäler und Inschriften jedoch keineswegs.

Wir haben eben gesehen, dass alle Stände Uschebtis mit in das Grab nahmen, also an deren Wirksamkeit glaubten, ebenso finden sich die übrigen Amulettklassen, Skarabäen, Ringe, Perlen, Steine u. s. f. bei Angehörigen aller Klassen, alle besassen sie analoge Sarkophage und Todtenbücher; nur in der mehr oder weniger kostbaren Ausführung der einzelnen Stücke zeigt sich ein Unterschied. Waren aber dergestalt alle dem Todten mitgegebenen Amulette gleich, so war damit auch der Glaube an dieselben Allen gemeinsam. Mögen immerhin einzelne Individuen an der Wirksamkeit der heiligen Amulette gezweifelt haben, das Volk in seiner Gesammtheit glaubte sicher an dieselben, ebenso wie an die durch sie bewirkte Unsterblichkeit und die durch sie vermittelte Erhaltung des menschlichen Körpers für alle Zukunft. So findet sich denn im Glauben an die Schicksale des Menschen im Jenseits kein Unterschied, das Grab war für alle Aegypter in gleichem Sinne die Pforte des ewigen Lebens. Ebenso wenig aber, wie in dem Glauben an die Götter, welche im Reiche der Todten regieren, lässt sich ein Unterschied finden in der Verehrung der Götter dieser Welt.

Der Glaube an diese und die Darlegung ihrer Bedeutung und Macht finden wir in den Tempeltexten. Hätte man nun die Kenntnis des tieferen Sinnes der Gottheit dem Volke vorenthalten wollen, so musste die erste Aufgabe die sein, das Volk daran zu verhindern, diese Texte zu lesen. In der That hat man denn auch vermuthet, das Volk habe zu dem inneren Tempel, in dem sich diese Texte fanden, keinen Zutritt gehabt. Nur in den Vorhof der Götterhäuser habe es eintreten dürfen und hier sei es bei den Prozessionen stehen geblieben, während die Geweihten weiter vordrangen und je nach dem Grade ihrer Weihen sich mehr und mehr dem Sanctuarium des Tempels nähern konnten. Diese aprioristische Annahme, welche dem Esoterismus zu Liebe gemacht worden ist, ist wiederum durch die Inschriften nicht belegbar, ja sie lässt sich sogar als falsch erweisen. Einmal machen die Texte zwischen Geweihten und Ungeweihten keinen Unterschied. Nirgends wird gesagt, dass die Einen den Tempel hätten betreten dürfen, die Anderen aber nicht; vielmehr erscheinen hier überall alle Menschen als gleich vor der Gottheit, die sie alle in gleicher Weise erschaffen hat, die sie, wie die Hymnen besagen, ernährt und tränkt. Dann aber wissen wir durch gelegentliche Notizen, wer die Tempel überhaupt betrat und demnach auch betreten durfte.

In fast allen ägyptischen Tempeln finden wir an den Wänden der Säle und oben auf den Dächern eingekratzte Inschriften, durch welche Besucher der Tempel der Nachwelt Kunde von ihrem Hiersein zu hinterlassen gedachten, genau in derselben Weise, wie dies später durch römische Reisende geschah und wie es noch jetzt an hervorragenden Bauwerken oder anderen Stellen zu geschehen pflegt. Unter den Orten nun, an denen sich solche Grafiti besonders häufig finden, nimmt eine der ersten Stellen das Dach des Chunsu-Tempels zu Karnak ein, welches mehrere Hundert derartiger Inschriften trägt.

Unter den Leuten, welche sich hier verewigt haben, finden sich Angehörige aller Stände, Priester, Gelehrte, Handwerker u. s. f.; sie müssen also hier herauf gestiegen sein. Das Dach dieses Tempels aber ist, wie dies auch aus seinem Plane bei Lepsius [1]) hervorgeht, nicht von Aussen oder von dem ersten Vorhofe aus zu ersteigen, sondern, wer hierhin gelangen wollte, der musste die inneren Gemächer des Bauwerkes durchschreiten. Er konnte also auch die hier angebrachten Inschriften sehen und, da der grösste Theil des aegyptischen Volkes

1) Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien I, 83.

zu lesen vermochte, auch ihren Inhalt kennen lernen. Ein deutlicher Beweis, dass die Priesterschaft aus den hier aufgezeichneten Notizen und Glaubenssätzen kein Geheimniss gemacht hat. Mag man immerhin annehmen, dass manchem der hier aufgezeichneten Göttertitel u. s. f. ein tieferer Sinn, als der wörtliche, zu Grunde liegt, ihn konnte der ägyptische Leser auch der niederen Klassen jedenfalls ebenso gut verstehen, wie wir, oder wie etwa in moderner Zeit der ungebildete Leser unsere Glaubensdogmen. Hätte man die hier dargelegten und angedeuteten Lehren geheim halten wollen, dann hätte man die Tempel dem Volke verschlossen und dieses nicht zur Besichtigung der Texte zugelassen. Dass dies geschah, das ist der beste Beweis dafür, dass es im Nilthale für alle Klassen im Grunde nur einen Glauben gab, dass hier von Weihen, wie in den späteren, von den Römern angenommenen und umgestalteten ägyptischen Kulten keine Rede sein kann.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass die höheren Klassen des Volkes in Aegypten eine erhabenere Vorstellung von ihren Gottheiten gehabt haben werden, als die niederen, aber das ist in allen Religionen mehr oder weniger der Fall und so scharf war der Unterschied in der Auffassung der höheren Wesen keinenfalls, dass man im Nilthale von dem Vorhandensein zweier gesonderter Religionsformen für die esoterischen Priester und das exoterische Volk reden könnte. Damit fällt zugleich die Annahme, dass diese esoterische Religionsform der Monotheismus gewesen sei. In den ägyptischen Texten finden sich freilich Stellen, welche zeigen, dass der reine Polytheismus auch hier zuweilen dem Monotheismus oder richtiger gesagt einem Pantheismus oder Henotheismus gewichen ist. Diese Andeutungen finden sich aber ganz vereinzelt in den verschiedensten Texten und Tempeln und im Verlaufe fast der ganzen ägyptischen Geschichte, so dass wir es hier keinenfalls mit einem fest ausgeprägten monotheistischen Glaubenssysteme zu thun haben, sondern dass nur hier und da eine derartig gefärbte philosophischere Auffassung der Gottheit sich Bahn gebrochen hat. Als Gesammtheit sind die Aegypter stets Polytheisten gewesen und dies die Priesterschaft ebensowohl wie der König oder das Volk. Die Kultusreform des Königs Chu-en-aten (um 1600 v. Chr.), welche oft als eine rein monotheistische dargestellt wird, ist viel eher eine henotheistische gewesen, indem dieser König den Sonnengott Ra zum höchsten Gotte in Aegypten zu erheben und besonders an die Stelle des Amon-Ra zu setzen gedachte. Daran, dass Ra der alleinige Gott sein solle, daran hat Chu-en-aten nicht gedacht, er hat denselben nur

zum Hauptgotte in Aegypten machen wollen, so dass wir auch hier nicht an eine monotheistische Religionsreformation zu denken haben.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, welche durch die Bedeutung der behandelten Fragen für die altägyptische Religion überhaupt und damit auch für die uns vorliegenden religiösen Denkmäler geboten schien, zu diesen selbst zurück und fassen wir die Inschriften in's Auge, welche die Uschebti-Statuetten als solche bedecken.

Ebenso wie die Form der Statuetten selbst, so haben auch ihre Inschriften im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen erfahren. In der ältesten Zeit tragen dieselben nur den Namen des Verstorbenen oder eine Opferformel, welche im Allgemeinen von Weihgeschenken für die Gottheit, besonders für den Gott der Todten Osiris spricht. Allein bereits kurz darauf, noch auf Exemplaren aus der Zeit der 13. Dynastie (etwa 3000 v. Chr.), findet sich ein religiöser Text, welcher in aller Folgezeit in verschiedenen Redaktionen — wir können deren drei unterscheiden — die Uschebti-Statuetten bedeckt. Anfangs tritt dieser Text allein auf und in dieser Form ist er auch in das wichtigste ägyptische religiöse Sammelwerk, das sogenannte Todtenbuch übergegangen, in welchem er nach der Lepsius'schen Anordnung das 6. Kapitel bildet. In späterer Zeit, etwa in der 18. Dynastie, hat man sich gewöhnt, diesem Kapitel noch eine kurze Formel vorhergehen zu lassen, welche das Charakteristikum dieser jüngeren Exemplare bildet. Eine Zeit lang, besonders häufig in der Zeit der 19.—21. Dynastie, ersetzte diese kurze Formel sogar häufig den ganzen übrigen Text und bedeckte allein die Uschebti-Statuetten.

Beginnen wir unsere Betrachtung der Inschriften mit dieser kurzen und verhältnissmässig leicht verständlichen Formel, so lautet dieselbe regelmässig: N. N. se-ḥet' Ḥes-iri N. N., d. h. „erleuchte den Osiris N. N." — Hinter dem Namen des Gottes Osiris folgt dann der Titel und Name des Todten, dem der Uschebti geweiht war, der Name seiner Mutter u. s. f. Das Wort ḥet', mit dem die Formel beginnt, bedeutet „hell sein, klar sein, leuchtend sein", und diese Bedeutung wird auch dadurch ausgedrückt, dass dasselbe hinter sich als Determinativ das Zeichen der Strahlen aussendenden Sonne hat. Das vorgesetzte s ist das Präfix des Causativs, so dass die ganze Form absolut gesetzt „klar, leuchtend machen" bedeutet. Sie ist hier, wie zahlreiche analoge Beispiele zeigen, als ein Imperativ oder Cohortativ zu fassen, der sich an die Gottheit richtet. Dieses Erleuchten hat da-

bei keinen anderen Sinn, als unser verklären, also den von „selig machen". Der Ausdruck entspricht dem Sinne nach dem Namen chu „der Strahlende", welcher sehr häufig dem in das Jenseits angelangten Verstorbenen gegeben wird, ohne dass damit geradezu diesem eine leuchtende Fähigkeit zugeschrieben würde. Von Chabas ist freilich darauf hingewiesen worden, dass es sich hier um wirkliches Leuchten der Mumie handeln könne. Er verweist darauf, dass Suidas [1]) uns berichtet, als der Körper des weisen Heraiskus einbalsamirt worden sei und er die Gewänder des Osiris angelegt habe, da habe er plötzlich durch die Binden hindurch mystischen Glanz verbreitet, was die Vereinigung des Todten mit den Göttern angezeigt habe. So treffend auf den ersten Blick diese Parallele erscheinen mag, für unsere Formel ist dieselbe nicht zu verwenden. Dieselbe entstammt einer jungen Zeit, in welcher derartige Leuchterscheinungen verstorbener Weisen und Heiliger häufiger berichtet werden, ist daher auch dem Ideenkreise dieser Periode entsprungen. In älteren Texten und in den zahllosen Abbildungen der Verstorbenen und des Grabes aus klassisch ägyptischer Zeit findet sich nirgends ein ähnlicher Gedanke angedeutet, so dass die Suidas-Stelle für die ältere Periode unbenutzbar ist und wir hier nur an eine einfache Verklärung im Sinne des Uebergehens in eine andere höhere Welt zu denken haben werden. Die ganze Formel enthält demnach nur eine Bitte des Todten, denn er ist, wie wir gleich sehen werden, der Sprecher, an die Gottheit, ihn Theil nehmen zu lassen an der Seligkeit und an der für das Jenseits nöthigen Verklärung.

Auf diese Formel folgt der eigentliche Uschebtitext, welcher mit einer Anrufung eben dieser Uschebti beginnt. Aus dieser Anrufung lernen wir den Namen unserer Statuetten kennen. Die gewöhnlichste Bezeichnung derselben ist dabei Uschebti, doch finden sich daneben zahlreiche andere Formen, wie Schuabti, Schabt, Schebti u. s. f. Alle diese Formen gehen auf den Stamm scheb zurück, dessen vokalisirte Form schab oder schuab lautete. Das t, vokalasirt ti am Schlusse, dient zum Zeichen, dass wir es hier mit einem Substantiv zu thun haben. Das u am Anfange der gewöhnlichsten Form ist ein prosthetischer Buchstabe, der hier und auch sonst in demselben Sinne verwendet wird, wie sonst in den ägyptischen Texten der Buchstabe à, nämlich um das kurze Stammwort, welches nur zwei Radikale besass, zu einem mit drei Radikalen versehenen Worte umzugestalten, ebenso

1) s. v. Ἡραΐσκος.

wie dies ja auch in ähnlicher Weise die semitischen Sprachen mit ihren ursprünglich zweiradikaligen Wortstämmen gethan haben. Das Wort uscheb selbst bedeutet „antworten“, so dass also der Name unserer Statuetten dieselben als die Antworter und damit als die Diener bezeichnen würde. Was der Zweck dieser Diener war, das sagt uns die Inschrift dieser Statuetten selbst und diese fassen wir daher nunmehr in's Auge, wobei wir den Text zu Grunde legen wollen, welcher das besterhaltene Exemplar des Bonner Provinzialmuseums (Nr. 398) bedeckt. Derselbe lautet im Urtexte:

Diese Inschrift ist transcribirt zu lesen: (1) se-ḥet' Ḥes-iri ḥer-menfit-u Pa-cha-ās mes Uschāṭāṭ maā-cher (2) T'et-f à uschebti-u àpen àr àp-tu Ḥes-iri ḥer-menfit-u Pa- (3) cha-ās mes Uschāṭāṭ maā-cher er cher ket (4) neb àr àm em neter-ker às-tu ḥu šera-u àm (5) em à er cher-t-f màku (6) ka-ten-u àpen er nennu neb àr-t (7) àm ruṭ sechet er se-meḥ (8) uteb cheu schāīt-u àmenti àb- (9) ti māku ka-ten-u.

Wörtlich übersetzt würde dieser Text wiederzugeben sein als: (1) Verkläre den Osiris, den Vorsteher der Soldaten Pa-cha-ās, welcher geboren ward von Uschatat, der Seeligen. (2) Er spricht: Oh ihr, diese Uschebtis, berufen ist der Osiris, der Vorsteher der Soldaten Pa-(3)

cha-ās, welchen geboren hat Uschatat, die Verstorbene um zu machen (statt der fehlerhaften Gruppe ist nach Massgabe zahlloser Varianten er ār zu lesen) jegliche Arbeit, (4) welche man dort in der Unterwelt vollbringt. Siehe da, es ist verjagd das Uebel dort (5) von seiner Person (lies em sa), welche in gutem Zustande ist. Hier bin ich! (6) Ich rufe Euch zu jeglicher Zeit, welche dort (7) herrscht. Bebaut die Felder, bewässert das (8) Uferland, führet den Sand vom Westen zum Osten. (9) Hier bin ich! Ich rufe Euch!

Zweimal hatten wir im Verlaufe der Uebersetzung unseres Textes hervorzuheben, dass sich in demselben Fehler vorfanden. Durch diese Fehler wird die Echtheit unseres Monumentes in keinerlei Weise in Frage gestellt. Es ist eine Erscheinung, welche sich nur zu oft in den ägyptischen Inschriften wiederholt, dass die Schreiber derselben mit einer ungemein geringen Sorgfalt gearbeitet haben. Die kalligraphisch noch so schön ausgeführten Tempeltexte zeigen grobe Schreibfehler; Todtenbücher, wie das der Königin Net'em-t, welche mit Vignetten von hohem künstlerischem Werthe geschmückt sind, wimmeln förmlich von solchen; und es lässt sich kaum ein längerer Text finden, welcher wirklich fehlerfrei wäre. Dass dem so ist, liegt nicht nur an der Nachlässigkeit der Schreiber selbst, welche gedankenlos ihre Vorlagen kopirten, bez. die ihnen in hieratischer Schrift übergebenen Texte in Hieroglyphen umschrieben, sondern auch an der Schwierigkeit, bez. Unmöglichkeit, auf dem altägyptischen Schreibmaterial, einmal entstandene Schreibfehler zu verbessern. Auf dem Papyrus war dies unmöglich, da sich auf dem rauhen Pflanzenpapier, ohne es zu durchlöchern, nicht radiren liess, und dass es auf Stein unthunlich war, liegt auf der Hand. Auch bei den gebrannten Thonuschebtis war es, selbst wenn man nachträglich ein Versehen bemerkte, nicht mehr möglich, dasselbe zu verbessern, und da gab der alte Aegypter denn den fehlerhaften Text dem Todten lieber mit in das Grab, als dass er das Denkmal, auf welchem sich derselbe befand, selbst zerstört hätte. Sollte doch, nachdem das Grab einmal sich geschlossen hatte, kein Sterblicher mehr den Text erblicken und konnte daher auch die Nachlässigkeit der Schreiber und Hinterbliebenen später nicht mehr gerügt werden. Die Zahl der auf Grabmonumenten sich findenden Fehler ist dergestalt eine sehr grosse und oft ist man gezwungen, Dutzende von Exemplaren ein und derselben Formel zusammen zu tragen, ehe es möglich wird, einen korrekten Text derselben sich zu bilden, einen Text, auf Grund dessen allein

eine wissenschaftlich verwerthbare Uebersetzung sich herstellen lässt [1]). Unter diesen Umständen können Schreibfehler auf ägyptischen Monumenten allein nicht als Merkzeichen für deren Unechtheit verwendet werden; um hierüber zu entscheiden, müssen andere Faktoren zu Rathe gezogen werden, und alle diese lassen die Echtheit unserer Statuette als vollkommen sicher stehend erscheinen. Wir haben es bei derselben mit einem sicher orginal-ägyptischen Denkmale zu thun; auch der Gedanke, es könne eine römische Nachbildung eines solchen vorliegen, ist mit vollkommener Bestimmtheit von der Hand zu weisen. Unser Uschebti wurde an den Ufern des Nils gefertigt und ist von dort her in völlig vollendetem Zustande an den Rhein gebracht worden, wenn sich auch der Zeitpunkt, wann dies geschah, nicht mehr feststellen lässt. In den Akten des Provinzialmuseums finden sich keine Notizen über den Fundort des Stückes, doch hat es Prof. Schaaffhausen wahrscheinlich zu machen gesucht, dass dasselbe nicht etwa erst in neuerer Zeit herüber gekommen ist, sondern einem rheinischen Gräberfunde entstammt. In diesem Falle wäre die Statuette also bereits zur Römerzeit hierher gebracht worden.

An welcher Stelle Aegyptens der Uschebti gearbeitet worden ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch macht der Styl der Arbeit eine Herkunft aus Memphis wahrscheinlich. Die beiden Eigennamen, welche er trägt, finden sich beide sonst in den Texten nicht, so dass wir auch über ihre Träger nichts genaueres auszusagen vermögen. Ihre Bildung und der Gesammteindruck der Statuette genügt jedoch um zu zeigen, dass dieselbe während der saitischen Periode und zwar im Verlaufe deren zweiten Theiles, also zwischen 500 und 300 v. Chr. gefertigt worden ist, jedenfalls lange vor dem Zeitpunkte, in welchem das Stück nach Europa gebracht ward.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die verschiedenen grammatischen Schwierigkeiten des Nähern einzugehen, welche in der Uschebti-Formel uns entgegentreten. Hier genüge die Versicherung, dass aus zahlreichen Varianten die oben gegebene Uebersetzung des Textes als eine in ihren Grundzügen vollkommen sichere sich ergiebt und in ihrem Sinne vollkommen feststeht. Dieselbe enthält eine An-

---

1) In welche tiefgehende Fehler man verfallen kann, wenn man eine derartige Vorsicht und Textvergleichung ausser Acht lässt, das hat kürzlich Naville in der Zeitschrift für ägyptische Sprache 1882 S. 186 ff. an einer Reihe schlagender Beispiele gezeigt.

rufung der Uschebti-Statuetten durch den Todten. Dieser hebt zuerst hervor, er sei berufen, alle irgend nöthigen Arbeiten in der Unterwelt zu vollbringen; alles Uebel sei von ihm genommen und er befinde sich im Zustande möglichster Vollkommenheit. Nun rufe er die Uschebtis an, die Feldarbeiten in der Unterwelt, welche eigentlich ihm oblagen, zu vollbringen, die Felder zu bebauen, zu bewässern und vom Flugsande zu befreien. — Demnach wären denn die Uschebtis die Vertreter des Todten bei den Arbeiten in der Unterwelt.

Um diese Rolle richtig zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass die Aegypter sich das Leben im Jenseits als eine direkte Fortsetzung des Lebens auf dieser Erde dachten. War der Mensch gestorben, so verliess die Seele den Körper, durchwandelte zahllose Räume des Jenseits, lernte die verschiedenen Gottheiten persönlich kennen und musste vor jeder derselben Zeugniss ablegen, dass sie den betreffenden Gott, seine Funktionen und die ihm gebührenden Gebete kenne. War ihr dies gelungen, hatte sie ihre Kenntniss der ägyptischen Pantheons bewährt, dann ward die Seele eingeführt in die Halle der doppelten Wahrheit, um dort Rechenschaft zu geben über ihr Thun und Treiben zu der Zeit, als sie noch auf der Erde wandelte.

Hier sass Osiris, der Herr der Ewigkeit und Gott des Todtenreiches auf seinem Throne, umgeben von seinen 42 Beisitzern mit ihren mannigfachen Attributen, während die Göttin der Wahrheit selbst den Todten in die Gerichtshalle einführte. Vor jedem Beisitzer hatte er das Bekenntniss abzulegen, dass er eine bestimmte Sünde nicht begangen habe und dabei den betreffenden Beisitzer namentlich anzurufen und seine Herkunfts- beziehentlich Hauptverehrungsstelle anzugeben. Da beginnt er: „Oh Du Weithinschreiter aus Heliopolis, nicht that ich Böses! Oh Du Mundöffner aus der Stadt Cher, nicht fügte ich Schaden zu! Oh Du Riecher aus Hermopolis, nicht war ich wankelmüthig! Oh Du Schattenfresser aus Elephantine, nicht stahl ich! u. s. f.“ So folgen sich Sünde auf Sünde und bei jeder versichert der Todte, dass er keinen Theil an ihr gehabt habe. Der Beisitzer schwieg, wie es scheint, zu den Worten. Ohne Widerspruch oder Beifall endete der Verstorbene sein Bekenntniss. Dann aber traten Anubis und Horus hinzu; sie legten das Herz des Verstorbenen auf eine Wage, auf deren anderer Seite die Göttin der Wahrheit stand. So prüfte man die Wahrheit des Bekenntnisses, während der Gott Thoth dabei stand, um das Resultat der Untersuchung aufzuzeichnen. Ward der Todte gerecht erfunden, was der Text des Todtenbuches als selbstverständlich vor-

aussetzt, und dies in so hohem Grade, dass er den Verstorbenen noch vor der gerichtlichen Untersuchung als den Gerechtgesprochenen bezeichnet, dann ging die Seele ein in die Gefilde Aalu, in das Land der Seligen. Was dem Ungerecht-Erfundenen geschah, wissen wir nicht, doch scheint derselbe der Vernichtung geweiht gewesen zu sein, denn im Saale des Gerichtes sitzt in der Gestalt eines phantastisch ausgeschmückten Nilpferdes die Fresserin der Amenthe, der es wohl oblag, den Bösen zu vertilgen. Vielleicht sind es auch die hier Verurtheilten, welche uns in religiösen Texten als Feinde des Ra u. s. f. wieder begegnen, welche von den Göttern verstümmelt, in Feuerpfuhle geworfen und vernichtet werden.

In den Feldern Aalu lebte der Todte ebenso weiter, wie er es im Diesseits gethan hatte. Er fuhr hier, wie die Vignette des 110. Todtenbuchkapitels es uns vor Augen führt, auf Booten spazieren, er opferte den verschiedenen Gottheiten, besonders dem heiligen Nil, er pflügte die Erde mit seinem Kuh-Gespann, er säete, schnitt die hoch empor wachsenden Aehren, liess das Getreide durch darüber getriebene Ochsen austreten und schichtete es endlich in hohen Haufen auf, um aus ihm Brod für seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Denn, ebenso wie die Gottheit, so bedurfte auch der Todte im Jenseits Speise und Trank. Einen Theil der nöthigen Lebensmittel erhielt er freilich durch die Opfer, welche die Hinterbliebenen ihm am Tage des Begräbnisses und an späteren bestimmten Festtagen spendeten oder welche ihm durch die Priester auf Grund von Vermächtnissen regelmässig dargebracht werden mussten, aber diese Gaben genügten zuweilen nicht. Dann lief der Todte Gefahr zu hungern, und um diesem vorzubeugen, war er gezwungen, das Feld zu bebauen, wie er es einst im Nilthale gethan hatte, um sich seine Speise zu verdienen.

Naturgemäss war eine derartige Aussicht auf Feldarbeit im Jenseits für den vornehmen Aegypter nicht sehr verlockend und so sah sich derselbe nach einem Auskunftsmittel um, um dieser Thätigkeit zu entgehen. Da bot denn wiederum das Diesseits eine Analogie. Hatte der Reiche hier die Arbeiten, die ihm zukamen, durch seine Diener verrichten lassen, warum sollte er dies im Jenseits nicht weiter fortsetzen? So handelte es sich denn nur darum, ein Mittel zu finden, Dienerschaft mit hinüber zu nehmen, welche dort ebenso für den Herrn arbeitete, wie sie es einst hier gethan. Im alten Reiche scheint man dabei auf den Gedanken verfallen zu sein, dass dieselben Leute, welche im Diesseits Diener gewesen waren, es auch im Jenseits bleiben wür-

den und scheint aus diesem Grunde Statuen der Dienerschaft dem Todten mit in die Grabkammer gestellt zu haben. Es ist dies ein ähnlicher Gedanke, wie er bei verschiedenen Naturvölkern, auch den Germanen, im Laufe der Geschichte aufgetreten ist, welche dem verstorbenen Krieger Pferde und Sklaven nachsandten in die himmlischen Gefilde, damit er dort seiner Thiere und seiner Bedienung nicht entbehre. Im Verlaufe der ägyptischen Geschichte und unter dem Einflusse einer höheren Kulturentwickelung änderte sich diese Anschauungsweise und man begann zu fühlen, dass vor dem Tode doch alle Menschen sich gleich seien und alle Anspruch erheben könnten auf gleiche Seligkeit und gleiche Behandlung durch die Götter der Unterwelt. So musste der Reiche denn auf die Hoffnung verzichten, dass seine Diener und Sklaven auch nach ihrem Tode noch sein Eigenthum bleiben und ihm im Jenseits arbeitend zur Seite stehen würden, er musste ihre Gleichheit anerkennen. Aber darum hatte er keine Lust, seinerseits jetzt die schweren Dienste zu verrichten, welche ihm auf dieser Erde erspart geblieben waren, er sah sich nach einem Ersatz für die verloren gegangene Dienerschaft um. Diesen Ersatz fand die ägyptische Priesterschaft, welche mit grossem Geschick den Wünschen der höheren Stände entgegengekommen zu sein scheint, in einer neuen Klasse von Amulettfiguren, in den Uschebtis, wie sie uns in unseren Exemplaren vorliegen.

Man formte aus Thon Bilder des Verstorbenen in grosser Zahl, legte diese in das Grab, gab ihnen Hacken, Pflüge und Körbe in die Hand und hoffte nun, dass, kraft der Gebetformel, welche man auf den Statuettchen aufzeichnete, diese Leben gewinnen und dem Verstorbenen zu dienen bereit sein würden. Die Uschebtis repräsentiren demnach die Dienerschaft, welche die Hinterbliebenen ihrem Anverwandten mitgaben in das Jenseits, damit demselben dort alle schwere Feldarbeit erspart bliebe. So kommt es denn auch, dass in einzelnen Aufschriften[1]) sich die Uschebti selbst als „die Diener für die Unterwelt", „die Diener für das Ṭuat", „die Diener für den Osiris" bezeichnen. Je mehr Uschebtis man dem Todten mitgab, um so zahlreicher ward auch seine Dienerschaar, um so geringer die Gefahr, dass er je im Jenseits selbst an die Feldarbeit werde Hand anlegen müssen. Dies erklärt es, woher man sich, besonders in der Zeit der saitischen Könige, in welcher der Glaube an Amulette und deren mystische Wirksamkeit vor Allem im ägyptischen Volke rege war, bemühte, möglichst zahl-

1) Vgl. **Maspero** in der Zeitschr. für ägypt. Sprache 1883 S. 68 f.

reiche derartige Statuetten in den Gräbern zu deponiren. Man versah dieselben dabei mit dem Namen des Todten, dem sie geweiht waren, damit ja kein Irrthum möglich sei, wessen Befehlen sie zu gehorchen hätten, wenn die Zeit des Pflügens herangekommen sei. Dass die Arbeit, die den Uschebtis oblag, vor Allem auf den Ackerbau Bezug hatte, das zeigen bereits die Symbole, welche sie in der Hand zu halten pflegen, die Hacke, der Pflug und der Korb, dieselben drei Instrumente, welche der alte Aegypter gerade so wie der heutige arabische Bauer einzig und allein zur Feldbestellung braucht. Ausser durch diese Symbole wird dieselbe Aufgabe aber auch durch die Inschriften, welche die Uschebtis zu bedecken pflegen, diesen zugetheilt. Nach diesen sollen sie die Felder bebauen, oder, wie der betreffende Ausdruck wörtlich wiederzugeben wäre, wachsen lassen die Felder. Dann sollen sie die Uferdämme bewässern, d. h. das Nilwasser auf die Dämme heraufschöpfen, damit es sich dann von diesen herab über die dahinter liegenden Felder ergiessen könne. Endlich sollen sie den Sand von Osten nach Westen führen, wobei Varianten auch angeben, man solle denselben von Osten nach Westen und von Westen nach Osten bringen. Dies bezieht sich darauf, dass durch die Stürme Wüstensand über das ägyptische Ackerland geführt wurde und hier die Saaten zu ersticken drohte, wenn man ihn nicht bei Zeiten entfernte. Dass eine derartige Versandungsgefahr für die längs der Wüste sich erstreckenden fruchtbaren Gefilde des Nilthales und für die hier angelegten Denkmäler, wie in der Neuzeit, so schon im Alterthume vorlag, das zeigen die Inschriften selbst noch deutlich. Erzählt doch z. B. eine Stele [1]), wie sich der König Tutmes IV. in Folge eines Traumes veranlasst sah, die grosse Sphinx bei Memphis, welche vom Sande verschüttet worden war, wieder ausgraben zu lassen. Sie beweist, dass sich die klimatischen Verhältnisse hier in den seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. verflossenen Zeiträumen in keinerlei Weise verändert haben und dass wir in vollem Maasse berechtigt sind, die modernen derartigen Umstände zur Erklärung der Angaben der altägyptischen Texte zu verwerthen. Hierin liegt für den modernen Gelehrten bei der Untersuchung antiker Vorgänge im Nilthale ein grosser Vortheil, denn gerade die Fragen, welche sonst zu den schwierigsten zu gehören pflegen, da sie von den antiken Autoren als selbstverständlich vorausgesetzt werden, die nach dem täg-

1) Lepsius, Denkmäler III, 68. — Uebersetzt von Brugsch, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1876 S. 89 ff. und Geschichte Aegyptens S. 395 ff.

lichen Leben und Treiben des Volkes, die erledigen sich für Aegypten ohne Weiteres durch einen Hinblick auf die Sitten und Gebräuche der heutigen Bewohner des Landes, welche vollkommen denen ihrer Vorfahren vor mehreren Jahrtausenden gleich geblieben sind.

Die Hauptaufgabe der Uschebtis war demnach, Ackerbau im Jenseits zu treiben. Allein, daneben harrte ihrer auch sonstige Thätigkeit. Dass dem so war, deuten die Statuetten freilich in keinerlei Weise an, aber wir erfahren es durch andere Inschriften, welche uns zeigen, dass man dieselben im weiteren Sinne vollkommen als Diener betrachtete, welche in Allem und Jedem den dieslebigen Dienern analog waren. So ist uns eine Holztafel erhalten geblieben, welche aus dem vor wenigen Jahren eröffneten Grabschachte bei Dêr el bahari auf dem Westufer von Theben stammt, in welchem man die Mumien zahlreicher ägyptischer Könige aus den Zeiten der 18.—21. Dynastie sammt ihrem Mumiengeräthe entdeckt hat. Diese Holztafel [1]), so gut erhalten, dass man derselben keine Spur ihres hohen Alters ansieht, befindet sich jetzt im Louvre. Sie enthält einen Text, der ausgestellt ist auf den Namen einer Nesi-Chunsu [2]), einer Anverwandten der Familie, aus welcher die Priesterkönige der 21. Dynastie hervorgegangen sind. Dieser Text enthält ein Dekret des Gottes Amon-Ra von Theben zu Gunsten der Nesi-Chunsu, durch welches den für sie hergestellten Uschebtis befohlen wird, alle Klagehandlungen und Schmerzensäusserungen vorzunehmen, welche ihnen oblagen, die Todte zum Grabe zu geleiten und dafür zu sorgen, dass sie sich neu belebe. Zum Entgelt hierfür wird ihnen durch einen rechtsgültigen Kontrakt eine entsprechende Belohnung zugesichert. Also, ebenso wie im Diesseits Klageweiber die Leiche des Todten gegen entsprechende Belohnung begleiteten, laut jammerten und sich die Brust zerschlugen, gerade so sollten es die Uschebti im Jenseits thun. Naturgemäss ist dabei nicht daran zu denken, dass im Jenseits eine zweite Bestattung des Todten stattfand, die Klagen der Figürchen sollten den Göttern nur zeigen, wie werth der Todte den Hinterbliebenen, wie vortrefflich er also gewesen sei. Es war eben eine der Hauptbestrebungen des Aegypters, und diesem Wunsche geben die Inschriften mehrfach Ausdruck, einen guten

1) Publizirt von Maspero in dem Recueil de travaux relatifs à la philologie Egyptienne II p. 13—18.

2) Vgl. für dieselbe Wiedemann, Handbuch der ägyptischen Geschichte S. 539.

Namen auf dieser Erde zu hinterlassen, damit er nicht vergessen werde und regelmässige Todtenopfer empfange. Man glaubte, dass durch die Art des Andenkens, in welchem man auf dieser Erde stände, auch die Gottheit im Jenseits bei ihrer Beurtheilung der Thaten des Todten beeinflusst werden werde.

So sind denn, um die Resultate, zu welchen wir auf den vorhergehenden Seiten gelangt sind, kurz zusammen zu fassen, die Uschebti-Statuetten, welche uns in so grosser Zahl aus dem alten Aegypten überkommen sind und welche unsere Museen als charakteristische Denkmäler erfüllen, nichts weiter als Bilder verstorbener Aegypter. Diese Bilder sollten durch eine bestimmte Formel im Jenseits zum Leben erweckt werden und dann dem Todten als Diener zur Seite stehen. Vor Allem sollten dieselben Ackerbau treiben und der Seele Nahrung verschaffen, daneben mussten sie aber auch andere Dienste, die sich als nöthig herausstellen konnten, verrichten. Zum Entgelte hierfür erhielten sie eine entsprechende Bezahlung, welcher Art diese freilich war und woher sie der Todte entnahm, darüber drücken sich die bisher bekannt gewordenen Inschriften nicht mit Bestimmtheit aus, nur der einfachen Thatsache thun dieselben sichere Erwähnung.

Die Idee, dass eine solche Bezahlung überhaupt nöthig sei, ist jedenfalls einfach nach Analogien aus dieser Welt entstanden; gerade darum aber ist dieselbe doppelt interessant. Sie zeigt uns, dass der Aegypter glaubte, dass selbst ein derartiges Wesen, welches doch einzig und allein seiner Industrie das Dasein verdankte, nicht einfach ein Sklave seines Schöpfers sei, sondern, dass dieser gehalten sei, sich ihm erkenntlich für seine Dienste zu zeigen. Viel weniger als von einem solchen selbstgeschaffenen Wesen durfte man naturgemäss unbelohnte Dienste von einem Mitmenschen verlangen; auch ihm gegenüber war man zur Dankbarkeit verpflichtet. Die Idee eines willen- und rechtlosen Sklavenstandes war demnach nicht, wie man gerne annimmt, dem Aegypter so fest eingewurzelt, dass derselbe das niedere Volk als absolut rechtlos betrachtet hätte. Wäre dies der Fall gewesen, dann hätte man diese höchst bequemen Verhältnisse auch auf das Jenseits übertragen und hier den Uschebtis den Stempel des Sklaventhums aufgedrückt, sie aber nicht als freie Diener betrachtet und behandelt.

Diese Beobachtung, dass im Gegensatze zu den übrigen despotisch regierten Staaten Asiens dem Aegypter die Idee des Sklaventhumes des eigentlichen Volkes fern lag, wird durch die Texte bestätigt. Auch in diesen treten uns nur wirkliche Diener entgegen, welche theils dem

Staate, theils den Tempeln oder einzelnen Individuen angehörten, nicht aber Leibeigene. Freilich scheinen diese Diener an die Scholle gebunden gewesen zu sein und nicht beliebig ihren Herrn haben wechseln zu können. Natürlich bezog sich dieses Dienerthum nur auf einheimische Aegypter. Die Kriegsgefangenen, welche man in Asien und in Aethiopien erbeutete, die Zwerge und sonstigen Wesen, die man durch Handel besonders aus dem inneren Afrika bezog, sie waren jedenfalls Sklaven im vollsten Sinne des Wortes und rechtlos dem Herrn unterworfen. Nur dem Irrthume muss entschieden entgegen getreten werden, als wenn das ganze Volk eine solche Stellung im Staate eingenommen hätte und sich ohne jedes Recht dem Könige und den Mächtigen hätte beugen müssen.

Mit diesen Betrachtungen können wir die Uschebtis als solche verlassen. Es schien zweckdienlich, diese Denkmälerklasse etwas eingehender zu besprechen. Einmal ist sie es vor Allem, welche in den verschiedenen Funden, welche auf den Isiskult im römischen Reiche Bezug haben, eine Rolle spielt, obwohl dieselbe, wie wir sahen und aus der Natur der Amulette ohne Weiteres hervorgeht, mit diesem Kulte in keinerlei logischer Beziehung steht. Dann aber war es wünschenswerth, an einem konkreten Beispiele zu zeigen, wie sich die alten Aegypter das Leben im Jenseits dachten und welche Beweggründe es waren, die sie zu der Fertigung unserer Statuetten veranlassten. Dies schien um so nöthiger, als es galt, zahlreichen falschen Auffassungen entgegen zu treten und eine eingehendere Behandlung des Sinnes der Figürchen, auf welche hätte verwiesen werden können, bisher fehlt; nur ihre grammatische und lexikalische Bedeutung hat bisher Beachtung gefunden.

Ehe wir hiermit uns der zweiten in den rheinischen Museen uns entgegentretenden Amulettklasse zuwenden können, haben wir noch die Uschebtis, welche sich in unseren Sammlungen finden, hier im Einzelnen kurz zu charakterisiren.

Liste der in den Museen zu Bonn und Köln vorhandenen Uschebtis.

a. Im Provinzialmuseum zu Bonn.

Nr. 398. Uschebti aus gebranntem, hellgrün glasirtem Thon. Die Arbeit ist sorgsam ausgeführt, doch ist die Glasur beim Brennen mehrfach gesprungen. Das Gesicht ist ausdrucksvoll und trägt einen langen künstlichen Bart; das Kopftuch fällt auf den Rücken herab, während seine zwei Zipfel rechts und links auf die Brust herabreichen. In der

linken Hand hält die Gestalt eine Hacke, in der rechten einen Handpflug und einen über die Schulter hinten herabhängenden Korb. Die Brust ist bedeckt von einer Inschrift in 9 parallelen Horizontalzeilen, welche den Rückenpfeiler frei lassen. Der betreffende Text ist oben (S. 100) publizirt und übersetzt worden. Die Statuette steht auf einer niederen viereckigen, wie der Rückpfeiler unbeschriebenen Basis, welche mit ihr aus einem Stücke besteht. Die Höhe der ganzen Figur mit Basis beträgt 21 cm.

Nr. 407. Uschebti in der gewöhnlichen Form aus Knochen oder Elfenbein. Das Gesicht ist breit und zeigt auffallend dicke Backen; der künstliche Bart hat vollkommen die Form des gewöhnlichen Bartes des Gottes Osiris. Die linke Hand hält eine Hacke, die rechte Pflug und Korb. Vorn läuft über die Statuette eine Inschrift in einer Vertikalzeile von unsorgsam ausgearbeiteten Hieroglyphen. Dieselbe lautet [hieroglyphs] (unklarer Vogel, welcher etwa die Form der angegebenen Hieroglyphe hat, jedoch vermuthlich für das Zeichen [hieroglyph] steht) [hieroglyphs] (auch dieses Zeichen ist unklar, es könnte eventuell zwei Gottheiten, welche auf einer Basis einander gegenüberstehen, darstellen sollen, doch ist dies in Folge von kleinen Brüchen am Rande der Linien nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden) [hieroglyphs]. Diese Gruppen wären zu lesen Ḥes-iri U-ḥa-år-ka-Hor „Der Osiris (d. h. der Verstorbene) Uharkahor", sie ergäben demnach den Namen des Mannes, dem die Statuette geweiht war, einen Namen, welcher sich sonst in den ägyptischen Texten nicht zu finden scheint, aber nach Analogie anderer Namen vollkommen richtig gebildet worden ist. Höhe der Statuette 7,8 cm. — Dieses Exemplar ist, wie die Arbeit im Ganzen und die Ausführung der Hieroglyphen im Besonderen zeigt, kein ägyptisches Originalmonument, sondern eine Imitation aus römischer Zeit, wie sich solche besonders in Italien mehrfach gefunden haben. Zur Zeit des Kaisers Hadrian wurde hier, wie die jetzt im Vatikan aufbewahrten Funde aus der Villa desselben im Tivoli beweisen, der ägyptische Styl Mode und man arbeitete nach ägyptischen Originalen neue Denkmäler, wobei man freilich den original-ägyptischen Styl in höchst merkwürdiger Weise missverstand. Man versuchte vor Allem den steifen Gestalten Leben und Bewegung zu verleihen, dabei aber ihren Gesammteindruck zu erhalten, und erhielt dadurch Mischbildungen, welche keiner der beiden Kunstrichtungen angehörten und ebenso wenig Existenzberechtigung besassen, wie die

Nachbildungen ägyptischer Statuen, wie sie kurz nach der französischen Expedition besonders in Frankreich aufkamen, wo man gleichfalls den steifen Monumenten ein Leben einzuflössen suchte, welches für sie nicht passte. Der Zeit der römischen Imitationen nun gehört unser Monument an, welches nach einem ägyptischen Originale copirt, aber auf Grund römischer künstlerischer Ideen modifizirt worden ist. Gerade in dieser Zwitterform bietet dasselbe grosses Interesse dar, da es ihr zufolge wohl eigens zum Zwecke des Isiskultes gefertigt sein wird.

b. Im Museum Wallraff-Richartz zu Köln.

Nr. 1. Uschebti aus grauem Thon, schlecht gearbeitet und mit undeutlicher, aber noch lesbarer Schrift versehen, welche denselben Text, wie der oben besprochene Uschebti enthält. In der Anordnung der Schrift waltet dasselbe System, nur dass dieselbe hier auch die Basis bedeckt. Die Statuette gehörte an dem

(wird an dieser Stelle einmal gesetzt und in der Variante des Namens ausgelassen. Vielleicht ist der Titel Vorsteher des Südens hier einzusetzen)

„dem Vorsteher des Thores des Landes [1]), dem Vorsteher . . . . ., dem Liebling des Königs Pe-ṭu-Ḥor-em-ṭen, dem Sohne der Ta-mut". — Das Monument entstammt der Arbeit zufolge der saitischen Periode. Seine Höhe beträgt 17 cm.

Nr. 2. Uschebti von ähnlicher Form, welcher in der rechten Hand einen Pflug, in der linken eine Hacke hält. Derselbe ist nur schlecht gepresst worden und zeichnet sich durch ein auffallend breites Gesicht aus. Höchst bemerkenswerth ist die Behandlung der Inschrift auf dem Monumente. Dieselbe findet sich nur auf der Vorderseite in unabgetheilten Horizontalzeilen, so dass sie über Bauch und Beinen eine Art beschriebenes, fast doppelt so hohes, wie breites Rechteck bildet. Die Schrift ist gravirt und darüber dicke Glasur ausgebreitet, welche die Schriftzeichen fast völlig ausgefüllt hat. Nur durch eine etwas dunklere Färbung unterscheiden sich dieselben von dem schön blauen Denkmal. Der Text ist nicht mehr lesbar, doch scheint derselbe nach einigen erkennbaren Zeichen zu urtheilen, die gewöhnliche Formel enthalten zu haben. — Höhe 17 cm.

---

1) Für diesen Titel vgl. Brugsch in der Zeitschrift für ägypt. Sprache 1884 S. 93.

Nr. 3. Grüner Uschebti in der gewöhnlichen Form. Die Inschrift findet sich in je einer Vertikalzeile auf dem Rückenpfosten und auf der Brust und beginnt dabei auf der Rückseite. Ihr Inhalt ist eine verkürzte Form der Uschebtiformel und besagt: (Hinten) „Oh dieser Uscheb! Berufen ist der Osiris [Hieroglyphen] der Vorsteher der Soldaten Hertena um zu machen alle Arbeiten, welche dort in der Unterwelt gemacht werden von einer Person. Er ruft Dich!"

Das Denkmal gehört der saitischen Periode an. — Seine Höhe beträgt 14,5 cm.

Nr. 4. Sehr schlecht und roh gearbeiteter Uschebti in der gewöhnlichen Form. Vorne steht die Inschrift in 2 Vertikalzeilen:

[Hieroglyphen] (2) [Hieroglyphen]

„Es spricht der Osiris Un-sa-t-necht-Ḥesiri, der Sohn des Hausherrn Per-Ra-neb." — Höhe 14,5 cm.

Nr. 5. Hellgrüner, hübscher Uschebti der gewöhnlichen Form. Inschrift in je einer Vertikallinie auf der Vorder- und der Rückseite.

(Vorn) [Hieroglyphen] (Hinten) [Hieroglyphen]

„Der Osiris Kam-en-f-Ḥorbȧk, der Sohn der Mer-Ptaḥ-Ḥāp." — Höhe 12,2 cm.

Nr. 4—8. Drei Uschebti der gewöhnlichen Form im Style der saitischen Dynastien. Alle drei tragen identische Inschriften und gehören ein und derselben Person an, sind aber in Einzelheiten und in der Grösse (14 cm, 15,3 cm, 15,4 cm) verschieden, also nicht aus ein und derselben Form gepresst. Die Inschrift befindet sich vorn und besteht in einer Horizontallinie, die quer über die Brust läuft und in einer Vertikalzeile, welche von ihrer Mitte aus bis zur Basis hinab sich erstreckt. Der Text lautet:

[Hieroglyphen]

„Erleuchte den Osiris Uaḥ-ȧb-Ra-em-chut, den Sohn der Hathor-neb, den Seligen."

Nr. 9. Grüner Uschebti der gewöhnlichen Form. Die Inschrift besteht in folgender Vertikalzeile auf dem Rücken

[Hieroglyphen]

„Erleuchte des Osiris Tum-ḥetep, den Sohn der Hathor-neb-ḥeb, den Seligen." — Höhe 11 cm.

Nr. 10. Schöner graugrüner Uschebti in der gewöhnlichen Form. Die Inschrift ist, wie bei Nr. 6—8 vertheilt und lautet:

„Erleuchte den Osiris, den Siegelbewahrer Ḥor-ut'a, den Sohn der Ḥes-t-en-meḥ-t, der Seligen." — Höhe 13,3 cm.

Nr. 11. Gelblicher Uschebti von ganz schlechter Arbeit, dem Style nach der Zeit zwischen der 22. und 25. Dynastie (975—715 v. Chr.) angehörig. Die Arme sind über der Brust gekreuzt. Jede Hand hält einen Pflug, während auf der Rückseite ein breiter viereckiger Korb erkennbar ist; um die Stirn läuft eine Binde, deren Enden sich hinten kreuzen. Vorn nennt eine aufgemalte Vertikalzeile den Namen des Inhabers der Statuette ...... „des Osiris Chun-su-àrt-t'eṭ ......" — Höhe 10,7 cm.

Nr. 12. Uschebti aus weissem Thon, schlecht im Style der thebanischen Dynastien (von 1250 v. Chr.) gearbeitet. Die Perücke, Halsbänder und der Pflug, den jede Hand hält, sind schwarz gemalt, ebenso wie die in einer Vertikalzeile vorn sich findende, kaum mehr lesbare Inschrift. Die Statuette trägt eine vorn weit abstehende Schürze. — Höhe 14,3 cm.

Nr. 13. Uschebti aus Marmor. Derselbe hält in jeder Hand eine Schlange und über jede Schulter einen Korb. Der Bart spitzt sich nach unten zu. Inschriftzeichen finden sich vorn, sowohl wie hinten. — Höhe 15,3 cm. — Dieses Monument ist, wie seine Arbeit und die auf demselben eingegrabenen Zeichen mit Sicherheit zeigen, eine moderne Fälschung, vermuthlich vom Anfange unseres Jahrhunderts. An eine römische Imitation kann der Arbeit und besonders der ungeschickt gezeichneten Schriftbuchstaben zu Folge nicht gedacht werden.

B. Skarabäen.

Unter den Formen, welchen die alten Aegypter den Werth von Talismanen zuerkannten, ist die häufigste die des sogenannten Skarabäuskäfers, dessen Bild auch zur ideographischen Schreibung des Wortes cheper, d. h. werden, existiren, u. s. f. dient.

Der dabei zur Darstellung kommende Käfer ist unser Ateuchus sacer, ein grosser Mistkäfer, welcher in den Mittelmeerländern und besonders im Nilthale sehr häufig ist. Diese Thiere haben die eigenartige Gewohnheit, sich des Mistes, in welchen sie ihre Eier legen, zu

gleicher Zeit in ganz systematischer Weise zum Schutze des Eies zu bedienen. Sie formen aus dem Stücke Fladen, in welchen sie zuvor ein Ei gelegt haben, eine Pille um dasselbe, wälzen diese gehörig im Staube umher und rollen sie so, wohl geglättet und gerundet, damit sie sich länger frisch erhalte, in eine zuvor daneben gescharrte Grube, welche sie nach vollendeter Arbeit mit Erde zudecken. Es sind dabei die Weibchen, welche sich dieser Arbeit zu unterziehen haben.

Den Aegyptern war diese Gewohnheit der Thiere nicht entgangen, sie hatten dieselbe aber nicht richtig verstanden und sich daher in einem mystischen Sinne zu erklären gesucht. Sie nahmen an, dass der männlich gedachte Skarabäus in dem selbst gebildeten Ei sich selbst von Neuem erzeuge, dass aus diesem er selbst wieder nach seinem Tode auferstehe. Es war dies eine ähnliche Vorstellung, wie die, welche der bekannten Mythe von dem Vogel Phönix, der aus seiner eigenen Asche neu sich bildet, die Entstehung gegeben hatte. Ausgehend von dem Gedanken, dass der Skarabäus stets neu entstehe und nie zu Grunde gehe, verwandte man denselben zum Symbole der Auferstehung. Ebenso wie er aus seiner runden Eierhülle sich neu erhebe, so sollte sich die menschliche Seele aus den Mumienbinden zu neuem Leben erheben. Wie er, so ward auch sie geflügelt gedacht und schwebte in Gestalt eines geflügelten Thieres dem Himmel und der Sonne entgegen.

Ward der Skarabäus schon auf Grund dieser Analogie aus dem Naturleben zum Symbole der Auferstehung, so ward diese Verwendung seines Bildes durch einen rein sprachlichen Grund noch erleichtert. Der ägyptische Name des Skarabäus war cheper, und derselbe Stamm bedeutete „werden“; so war es denn bei dem ursprünglich ideographischen Schriftsystem der Aegypter nur natürlich, dass man das Bild des Thieres zur Schreibung des Begriffes des Werdens benutzte. Ist es doch eine bekannte Erscheinung, dass im Nilthale das Bild eines concreten Gegenstandes dazu verwendet werden konnte, um abstrakte Ideen, welche durch den gleichen Wortstamm ausgedrückt wurden, zu bezeichnen. So bezeichnet das Bild der nefer genannten Laute auch den Begriff gut, weil dieser gleichfalls nefer auszusprechen war u. s. f. Aehnlich war es auch in unserem Falle und so war es denn fast selbstverständlich, dass sich mehr und mehr der Begriff des Skarabäus mit dem der Auferstehung und der Unsterblichkeit deckte. Das Bild des Skarabäus hat hier einen ganz analogen Sinn, wie in altchristlicher Zeit und noch bei uns das Bild des Schmetterlinges oder der Blume.

Der Unsterblichkeit glaubte nun der Aegypter theilhaftig zu werden oder wenigstens die Götter zur Verleihung derselben veranlassen zu können, wenn er Skarabäen anfertigte und diese mitnahm in das Grab und somit in das Jenseits. Dieser Glaube erklärt es, woher uns so zahllose Skarabäen aus dem Alterthume überkommen sind. Sie waren eben eines der bedeutungsvollsten Amulette, welche die Religion im Nilthale überhaupt kannte.

Ein grosser Theil der uns erhaltenen Skarabäen trägt Inschriften. Diese Texte sind verschiedener Natur, entweder sind es nur Namen von Königen und Privatpersonen, oder es sind längere historische Texte, eine freilich sehr seltene Erscheinung, welche eigentlich nur zur Zeit des Königs Amenophis III. der 18. Dynastie häufiger auftrat, oder endlich, es sind religiöse Wünsche, welchen durch mehr oder weniger lange stereotype Formeln Ausdruck verliehen wird. Die königlichen Skarabäen, deren wir eben gedachten, sind sehr häufig und von grossem historischem Werthe. Finden wir bei einer Mumie ein solches Exemplar, so gestattet der auf ihm aufgezeichnete Herrschername die Zeit zu bestimmen, in welcher der betreffende Todte lebte; ein Fund grösserer Mengen mit dem gleichen Namen bezeichneter Skarabäen zeigt, dass der genannte König über den Fundort geherrscht habe u. s. f., so dass diese Monumente für den Geschichtsforscher ähnliche Bedeutung besitzen, wie die im alten Aegypten ganz fehlenden Münzen für die Geschichte anderer Länder. Der älteste Königsname, der sich auf Skarabäen findet, ist zugleich der Name des ersten Herrschers des Landes überhaupt, des Menes, doch stammen diese Stücke erst aus jüngerer Zeit. Sicher gleichzeitige Skarabäen besitzen wir dagegen von den Königen der 4. Dynastie, den Erbauern der Pyramiden von Memphis. Von diesem Zeitpunkte an finden sich fast alle Pharaonen durch Skarabäen vertreten, ja, zahlreiche derselben sind uns nur durch derartige Gegenstände bekannt geworden. Am häufigsten sind sie zur Zeit der 18. und 19. Dynastie, besonders solche mit dem Namen des Königs Tutmes III. findet man zu Tausenden. In den späteren Zeiten werden sie immer seltner, schon die Saiten sind nur wenig vertreten; von den Ptolemäern und römischen Kaisern kennen wir nur ganz vereinzelte Exemplare. Dabei ist es eine sehr auffallende Erscheinung, dass um dieselbe Zeit, in welcher in Aegypten das Interesse an den Skarabäen erlosch, dieselben in Rom Mode wurden und man hier zahlreiche fertigte, welche dann als Ringsteine Verwendung fanden, ohne dass man an den ursprünglichen Sinn der dargestellten Thiere gedacht hätt

Parallel mit den Skarabäen mit Königsnamen laufen solche mit Privatnamen, welche etwa in denselben Perioden, wie erstere häufiger und seltener werden. Aus ihnen lernen wir zahllose Persönlichkeiten mit ihren Titeln und zuweilen mit Mitgliedern ihrer Familie kennen.

Ist diese erste Gruppe der Skarabäen ebenso wie die zweite schon erwähnte für die Geschichte von hoher Bedeutung, so ist es die dritte für die Religion. Wenig ergeben freilich die kurzen Sätze auf den Monumenten, sie enthalten meist nur allgemeine Wünsche für das Wohlergehen des Verstorbenen im Jenseits, oder die Namen bestimmter Gottheiten, denen er seine Seligkeit an das Herz zu legen sich bestrebte, um so mehr Werth besitzen dagegen die mit längerer Inschrift bedeckten Stücke, welche man ihrer Bedeutung nach meist als Herzensskarabäen bezeichnet.

Bei dem Einbalsamiren der Todten hatte sich nämlich die Thatsache herausgestellt, dass es auch bei aller Sorgfalt nicht möglich sei, wirklich den ganzen Körper vor dem Untergange zu bewahren, dass man nur Knochen und Haut wirklich zu schützen vermöge, während die Fleischtheile allmählich austrockneten. Ganz unthunlich war eine Aufbewahrung der leicht verweslichen innern Theile des Körpers, des Gehirns, Lunge, Leber, Herz und der Eingeweide. Diese mussten vor der Einbalsamirung entfernt werden, sollte nicht ihre Zersetzung dem ganzen Leichnam Gefahr bringen. So wurde denn das Gehirn durch die Nase hindurch aus dem Kopfe genommen und die Eingeweide vermittelst eines Schnittes über den Bauch herausgezogen. Was im Allgemeinen mit denselben geschah, wissen wir nicht. Eine Zeitlang hat man dieselben in den sogenannten Canopen, d. h. in Vasen aus Alabaster mit Deckeln, welche die 4 Todtengenien nachbildeten, aufbewahrt und deren jeder Mumie 4 mitgegeben, aber diese Canopen sind verhältnissmässig nicht lange und auch dann nicht allgemein im Gebrauch gewesen, und eine andere Conservirungsart der leichter zersetzlichen Theile kennen wir nicht, so dass es wahrscheinlich erscheint, dass die Aegypter dieselben einfach dem Untergange geweiht haben.

Unter den Theilen, welche man dergestalt aus der Mumie entfernte, befand sich auch das Herz. Das Herz aber war nach ägyptischer Anschauung der Sitz des Lebens, ohne dasselbe war eine Existenz unmöglich. Bei der materiellen Vorstellung nun, welche man sich von dem Jenseits gebildet hatte, konnte man sich nicht denken, dass dort ein Sein ohne Herz möglich wäre und so musste es denn eine wesentliche Vorbedingung für die Auferstehung werden, dass der Todte wie-

der in den Besitz des ihm genommenen Herzens gelangte. Um diesen Gedanken bewegen sich zahlreiche Stellen der religiösen Texte. Der Todte wünscht, dass ihm wiedergegeben werde sein Herz; er rühmt sich, sein Herz sei in seinem Innern; er ruft sein Herz an, u. s. f. Allmählich entwickelte sich hierbei ein vollkommenes Glaubenssystem über die Rolle des Herzens im jenseitigen Leben und über die Art und Weise, in welcher es dem Verstorbenen möglich sei, wieder in dessen Besitz zu gelangen.

Man nahm an, das Herz werde nach dem Tode eine gesonderte Existenz führen, selbstständig die Räume des Jenseits durchwandern, dem Todten im Saale des Gerichtes wieder begegnen und hier als Kläger gegen denselben auftreten. Ward er dann gerecht erfunden, dann sollte ihm das Herz zurückerstattet und er dadurch in Stand gesetzt werden, sein neues Leben zu beginnen. Ausser zahlreichen vereinzelten Stellen sind es besonders die Kapitel 26—30 des Todtenbuches, welche diesem Glauben Ausdruck verleihen und die auf ihn bezüglichen Gebete und Formeln enthalten. — An und für sich war diese Lehre einfach und klar, aber für den Aegypter bot sie doch éine Schwierigkeit dar. Es schien ihm unmöglich, dass die Mumie ohne Herz leben könne und doch ward dieses der Verwesung geweiht, man musste also irgend ein Mittel finden, um dem Todten ein neues Herz zu fertigen. Und dies geschah denn auch ganz analog der Art und Weise, wie man demselben in den Uschebtis Diener für das Jenseits gebildet hatte, durch Herstellung eines Amulettes, welches im Jenseits zu einem wirklichen Herzen werden sollte. Dies war der sogenannte Herzensskarabäus.

Man legte an die Stelle des Herzens in den Körper der Mumie einen Skarabäus von Stein oder Thon, in der Hoffnung, dass dieser das Herz ihr ersetzen und zugleich durch seine ideographische Bedeutung die Auferstehung verbürgen werde. Diese, meist grossen Skarabäen sind z. Th. ohne Inschriften, z. Th. aber tragen sie längere Texte, welche auf die ihnen im Jenseits zukommende Rolle Bezug haben. Diese Texte entsprechen ihrem Inhalte nach dem 30. Kap. des Todtenbuches (vgl. cap. 64 l. 33—6), doch ändern sie den Wortlaut desselben mehrfach ab. Der Schreiber musste sich mit der Länge der Formel nach der Grösse des ihm vorliegenden und zu beschreibenden Steines richten, er musste dem entsprechend mehr oder weniger umfangreiche Sätze weglassen, oder, was freilich nur sehr selten vorkam, durch Zusätze den Text verlängern. Die hierher gehörige Formel, welche auch ein Skarabäus des Bonner Museums

trägt, ist eingehend behandelt worden durch Birch[1]), bietet jedoch auch nach dessen Untersuchungen dem Verständnisse noch zahlreiche Schwierigkeiten dar. Es würde uns in viel zu fachmännische Detailfragen einführen, wollten wir eine Lösung derselben an dieser Stelle versuchen. Für uns genügt es hier im Allgemeinen den Sinn der Inschrift, deren Bonner Exemplar unten übersetzt werden soll, klar zu legen.

Der Todte, welcher redend eingeführt wird, wünscht zunächst, dass sein Herz in seinem Innern, bez. bei seiner Mutter, seinem natürlichen Schutze, sein möge, während er seine Gestaltungen in der Unterwelt vornehme, d. h. vor den Göttern seine Würdigkeit darlege. Er fleht es an, in der Halle des Gerichtes nicht gegen ihn sich zu erheben, noch vor den Göttern gegen ihn zu sprechen, vielmehr möge es ihm gerade bei der verhängnissvollen Wagescene zur Seite stehen. Denn das Herz, hebt er ausdrücklich hervor, sei seine eigentliche Persönlichkeit, welche in seinem Innern lebe, es sei der Schöpfer, der seine Glieder erstarken und gesunden lasse. Dabei sei das Herz selbstständig, überall könne es hin gelangen, so möge es denn auch ihm, dem Todten und seinem Namen, die Wege zu den Göttern eröffnen, während er sein Schicksal erwarte. Zum Schluss der Anrufung setzt der Verstorbene voraus, seine Wünsche seien erfüllt worden, das Herz habe ihm beigestanden. Triumphirend erklärt er, Freude herrschte bei der Gerichtsscene; ich, der Todte, ich bin, d. h. es ist mir gelungen, die Seligkeit und die Existenzberechtigung im Jenseits mir zu erwerben.

Diese Formel bietet ein hohes religionsgeschichtliches Interesse dar, indem sie uns zeigt, dass die alten Aegypter bei diesem Herzenskultus tiefere philosophisch durchdachte Gedanken gehegt haben, als wir sonst bei ihnen zu finden gewohnt sind. Das Herz wird als ein Bestandtheil des Menschen betrachtet, der zu dessen Existenz nothwendig ist, ohne deswegen mit dem Menschen identisch zu sein. Sündigt der Mensch, so ist es nicht sein Herz, welches dies thut, vielmehr wird dieses nach dem Tode als Ankläger wegen dieser Sünde auftreten. So scheint es denn, als hätte man das Herz als einen Theil der Gottheit betrachtet — es wird in der Formel ja auch geradezu als Gott Chnum bezeichnet — welcher sich für das Leben

---

1) Zeitschrift für ägyptische Sprache 1866 S. 89 ff., 1867 S. 16 f., 54 ff., 1870 S. 30 ff., 46 ff., 73 ff.

auf dieser Erde mit dem Menschen vereinigte und ihm dadurch die Möglichkeit zur Existenz gab. Im Augenblicke des Todes ward derselbe befreit und kehrte nur dann in seine menschliche Hülle zurück, wenn diese sich als rein und gerecht erwiesen hatte. Andernfalls blieb das Herz wohl in der „Wohnung der Herzen", wie sein Aufenthaltsort während den Wanderungen der Seele genannt wird[1]), zurück und weihte dadurch seinen ehemaligen Besitzer dem ewigen Untergange. Diese Anschauung ist von grosser Bedeutung, da sie zeigt, dass auch die Aegypter über die Frage nachgedacht haben, in welchem Verhältnisse die göttlichen und die menschlichen Bestandtheile in dem Körper zu einander ständen, wie dieselben zu vertheilen wären. Dabei haben die Aegypter ein vollkommenes System entwickelt, haben sterbliche und unsterbliche Theile geschieden und haben die letztern wieder in eine längere Reihe von Unterabtheilungen zerfallen lassen[2]), unter denen also das Herz eine der wichtigsten Stellungen einnahm.

Da dieses Herz der Mumie fehlte, so gab man ihr in dem Herzensskarabäus ein provisorisches, das man an die Stelle des wirklichen legte und hoffte, dass letzteres im Jenseits den Skarabäus ersetzen werde. So finden sich denn Herzensskarabäen fast in jeder Mumie und sind daher sehr häufig. Auch unsere Sammlungen besitzen deren eine grössere Zahl meist gut ausgearbeiteter Exemplare aus hartem Stein. Das Material ist dabei ein dunkel grüner Feldspath, wie solcher für ägyptische Amulette sehr gerne verwendet worden ist.

Von andern Skarabäenklassen ist nur ein Beispiel vorhanden, ein vollkommen ausgearbeitetes Bild des Skarabäuskäfers, welches mit einem Ringe versehn dazu bestimmt war, als Amulett zu dienen. Es sollte dabei die durch das Thier symbolisch angedeutete Unsterblichkeit seinem Träger verbürgen. Ueber die Fundorte der einzelnen Stücke wissen wir Nichts bestimmtes, doch haben sich mehrfach ähnliche Exemplare an den Stätten des römischen Isiskultes gefunden, so dass auch unsere Skarabäen diesem gedient haben mögen.

Betrachten wir zum Schluss noch kurz im Einzelnen die in den rheinischen Museen vorliegenden Skarabäen, so sind dabei die folgenden hervorzuheben:

1) Todtenbuch cap. 26 l. 1.

2) Vgl. Wiedemann, L'immortalité de l'âme chez les anciens Egyptiens im Compte-rendu du Congrès prov. des orient. Franç. de St. Etienne. 1878 p. 159 ff.

Liste der vorhandenen Skarabäen.

a. Im Provinzialmuseum zu Bonn.

Nr. 400. Gut ausgeführter Skarabäus mit deutlich erkennbaren Beinen. Länge: 5,5 cm; Breite: 3,7 cm; Höhe: 2,3 cm. Gut erhalten, nur rechts oben ist eine Ecke ausgebrochen. Auf der Unterseite folgende oberflächlich eingekratzte und daher zuweilen nur mit Mühe lesbare Inschrift: .... (2) (lies) (3) (4) (5) (6) (7) (8) (9) (10) (11) (12)

Dieselbe lautet transcribirt: T'et en Ḥes-iri .... (2) ḥāti-à em cha-à ḥāti em mut-à em àr-en-à (3) cheper em ḥā er-à em meter sep[1]) em chesef er-à (4) em t'at'a-nut àr-er-à em neter-u em (5) reka-t er-à em baḥ-i àri macha entek (6) ka em cha-à Chnum se-ut'a ḥat-u (7) per-k er bu nefer ḥen (8) àm em sechen ren-à (9) em āait àr-à ḥā .... en (10) Ḥes-t ḥenk-nu mer fu-àb em sam t'et (11) Sa-chen-em-chu (12) un.

Die Uebersetzung würde etwa zu lauten haben: (1) „Es spricht der Osiris ...... (2) Mein Herz sei in meinem Innern, mein Herz sei bei meiner Mutter (bis), während ich mache (3) meine Gestaltungen. Nicht stehe (oh Herz) gegen mich bei dem Gerichte, nicht kämpfe gegen mich (4) vor den grossen Göttern, handelnd gegen mich unter den Göttern. Nicht fehle (5) mir vor dem Wächter der Wage. Du bist (6) meine Persönlichkeit in meinem Innern, Chnum (der Schöpfer), der gesund macht meine Glieder. (7) Du gehst hervor an jeden Ort, bewege Dich (8) dort, indem Du einführst meinen Namen (9) unter die Grossen. Ich stehe fest . . (10) Der Hest-ḥenk-nu-mer. Freude herrscht bei der Beurtheilung der Worte (d. h. beim Gericht) (11) Sa-chen-em-chu. (12) Er ist."

1) Dieses Zeichen deutet, wie unser bis, an, dass die vorhergehenden Worte bei der Recitation der Formel zweimal auszusprechen sind.

Die letzten 3 Zeilen sind in Unordnung gerathen. Während in der 10. Zeile am Schluss die religiöse Formel nicht fortfährt, enthalten die ersten gesperrt gedruckten Worte einen Titel des Verstorbenen Sachenemchu, dem der Skarabäus geweiht war. Die Bedeutung des betreffenden Titels ist freilich eine unsichere. Auch die Schlusszeichen der Zeile 9 sind unklar. Dem Schreiber hat gegen das Ende hin der Raum gemangelt, um die Formel vollständig hinzusetzen, er hat dieselbe in Folge dessen dem Raum entsprechend zu kürzen gesucht, wodurch der Sinn, der dem Schreiber wohl selber nicht recht verständlich war, noch unklarer geworden ist, als er es schon an und für sich von vorn herein war.

Nr. 401. Sehr flacher Skarabäus mit oben eingeritzten Flügeldecken aus grünem Feldspath, ohne Inschriften. Länge: 6 cm; Breite: 4,8 cm; Höhe: 1,9 cm.

Nr. 402. Sehr fein ausgearbeiteter Skarabäus; an den beiden Hinterflügeln sind sogar die bei dem lebenden Thiere charakteristischen Eindrücke deutlich erkennbar. Länge: 3,9 cm; Breite: 2,9 cm: Höhe: 1,9 cm.

Nr. 403. Nicht so fein, aber doch gut ausgeführter, ähnlicher Skarabäus. Länge: 3,9 cm; Breite: 2,8 cm; Höhe: 1,5 cm.

Nr. 404. Im Gegensatze zu den bisher aufgeführten Skarabäen, welche auf einer Basis zu ruhen schienen, deren Unterkörper daher nicht sichtbar war, ist dieses Exemplar vollkommen ausgearbeitet und bietet ein genaues Abbild des lebenden Käfers dar. Dasselbe ist durchbohrt und demnach bestimmt gewesen, als Amulett um den Hals getragen zu werden. Länge: 3 cm; Breite: 2 cm; Höhe: 1,3 cm.

C. Verschiedene Darstellungen.

In diese Kategorie ordnen wir diejenigen ägyptischen Gegenstände ein, welche in den beiden ersten Klassen keinen Raum finden konnten. Dabei ist jede Darstellungsart nur in einem Exemplare vorhanden, so dass sich eine zusammenfassende Behandlung derselben nicht empfiehlt und wir am Besten daran thun, dieselben in inventarisirender Form ohne Rücksicht auf ihre nähere Verwandtschaft aufzuführen und dabei jeder Nummer die etwa nöthig werdende Erklärungen beizufügen. Wir finden

a. Im Provinzialmuseum zu Bonn.

Nr. 391. Kniende naophore Statuette aus Bronze. In dem Naos (Tempelchen), welche dieselbe mit ihren Händen umspannt, steht flach in Umrissen angedeutet ein Bild des Osiris. Hinten an dem Rückenpfeiler und vorn an der Basis finden sich eingegrabene Inschriften. Diese tragen hinten und vorne links einen cursiven Charakter und sind sicher gefälscht; rechts finden sich die echt ägyptischen Zeichen renpet beḥ neter, welche keinen Sinn ergeben und wohl auf Grund ägyptischer Orginalinschriften auf unser Monument eingegraben sind. Höhe des Ganzen: 14,4 cm. Gefunden wurde die Statuette angeblich in Dransdorf bei Bonn. — Dieselbe ist sicher nicht ägyptisch, wenn sie auch eine, besonders in den letzten Jahrhunderten der ägyptischen Selbstständigkeit häufige Darstellungsart nachzuahmen sucht. Auch eine römische Imitation scheint dem Gesammteindrucke der Statuette, ebenso wie der ungeschickten Inschriftsform zu Folge ausgeschlossen, so dass wir es hier wohl mit einer Fälschung zu thun haben. Diese Fälschung muss jedoch schon früh, bereits Anfang dieses Jahrhunderts erfolgt sein, da die Typen, nach denen die spätern, und besonders die modernen Fälscher gearbeitet haben und noch arbeiten, ganz andersartige, den ägyptischen Orginalen viel näher stehende sind.

Nr. 406. Längliche Vase mit zwei kleinen Griffen an den beiden Seiten aus auffallend milchweissem Alabaster. Die innere Höhlung ist kreisrund und hat die Form einer Röhre. Höhe: 22,5 cm; Umfang: 16 cm. — Dieses Stück, dessen Fundort nicht feststeht, ist sicher orginalägyptischen Ursprungs und dort vermuthlich während der saitischen Periode gefertigt worden.

Nr. 1685. Bronze-Statuette des stehenden Apis-Stieres, ohne Inschrift. Auf dem Kopfe trägt derselbe die Uräusschlange und zwischen den Hörnern die Sonnenscheibe. Auf dem Rücken sind ein Skarabäus mit ausgebreiteten Flügeln und mehrere Satteldecken eingravirt. Er steht auf einer flachen mit ihm selbst aus dem gleichen Stück gearbeiteten Basis, an der sich unten eine Spitze befindet, um das Monument auf einem Postamente oder einem Stabe festzustecken. Das Monument ist sehr stark oxydirt und von der Patina theilweise zerfressen. — Körperhöhe: 4,5 cm; Höhe bis zur Sonnenscheibe auf dem Kopfe: 6,5 cm; Länge: 7,3 cm. — Gefunden wahrscheinlich in Köln.

Der Apis-Stier galt den Aegyptern als eine Incarnation des Gottes

Ptah von Memphis, des Weltschöpfers, den die Griechen ihrem Hephästos gleich zu setzen pflegen. Nach den Angaben der Klassiker, welche seiner sehr häufig gedenken, wurde er geboren von einer Kuh, auf welche ein himmlischer Strahl herabgefallen war [1]). Das von dieser Kuh geborene Kalb besass 29 verschiedene Zeichen [2]), an denen man seine göttliche Natur zu erkennen vermochte. Verbreitete sich in Aegypten das Gerücht, dass ein derartiges Thier geboren worden sei, dann begab sich ein heiliger Schreiber an Ort und Stelle um es zu untersuchen und die Pflege seiner ersten Lebensmonate zu leiten. War dies gelungen, so ward dasselbe beim Beginne des Mondmonats in feierlicher Prozession eingeholt und nach Memphis geführt, wo ihm weite Tempelanlagen zum Tummelplatze dienten. Hier war sein Hauptverehrungsort [3]); wenn daneben andere Orte genannt werden, in denen man ihn angebetet habe, wie z. B. Nilopolis [4]), so ist dabei nicht daran zu denken, dass sich hier ein zweiter Apis befunden habe. Man errichtete nur in verschiedenen Orten dem Apis kleine Kapellen, in denen man seiner gedachte. Zu gleicher Zeit konnte es jedoch nur ein solches Thier geben, da sich die Gottheit nur in einerlei Gestalt zu incorporiren vermochte [5]).

Auf den Denkmälern wird der Apis-Stier entweder als schwarzer, oder als halb schwarzer und halb weisser Stier abgebildet [6]). Ferner erscheint er schwarz mit einem weissen Halbmond oder weissen Flecken an verschiedenen Theilen des Körpers, während die Bronzestatuetten, ähnlich wie unser Exemplar, auf seinem Rücken Bilder von Skarabäen, Geiern, Satteldecken, Halsbändern u. s. f. andeuten. Bilder, welche man wohl in den Zeichnungen des Thieres erkennen zu können glaubte.

Die Verehrung des Apis wurde der Sage nach bereits von den ersten Königen Aegyptens eingerichtet, doch wird derselben vor der achtzehnten Dynastie nur selten gedacht; dann erscheint dieselbe häufiger, um ihre Blütheperiode in der Zeit der Saiten und Ptolemäer zu

---

1) Herod. III, 2, 8; Aelian, de nat. anim. XI, 10; vgl. Plutarch, de Isid. et Os. cap. 43 p. 368.

2) Vgl. Jablonski, Pantheon Aegyptiorum II p. 183 sqq.

3) Herod. II, 153; Strabo XVII p. 805. 807; Aelian, de nat. anim. XI, 10; Macrob., Sat. I, 21; Clemens Alex. protr. p. 34 Potter.

4) Diodor I, 85.

5) Vgl. Wiedemann, Geschichte Aegyptens S. 227 ff.

6) Champollion, Panth. égypt. pl. 87.

erleben. Bis in die Zeit der römischen Kaiser hinein hat sie Fortdauer besessen und wir hören, dass z. B. Germanicus bei seinem Besuche Aegyptens es auch nicht verabsäumte, sich den Apis vorführen zu lassen und denselben über seine eigene Zukunft zu befragen. Der Apis frass damals nicht aus der Hand des Cäsaren und wahrsagte ihm damit seinen baldigen Tod[1]). Aehnlicher Apisorakel wird auch sonst gedacht, so dass dieselben zur Römerzeit eine grosse Rolle gespielt zu haben scheinen, wenn dieselben auch in den ägyptischen Inschriften kaum erwähnt werden.

Sein Leben verbrachte der Apisstier, wenn er nicht in feierlichem Zuge die verschiedenen ägyptischen Städte besuchte, in Memphis. Hier ward er auch nach seinem Tode begraben. Auf Grund einer Reihe klassischer Notizen hat man angenommen, der Apis habe nicht länger als 25 Jahre leben dürfen; starb er dann nicht, so sei er ertränkt worden; man soll weiter diese 25jährige Apisperiode zu chronologischen Bestimmungen verwendet haben. Diese Behauptung wird von vorn herein dadurch zweifelhaft, dass sich diese Apisperiode auf den Monumenten nirgends erwähnt findet. Weiter musste eine derartige Behandlung einer göttlichen Inkarnation höchst eigenthümlich erscheinen, dass man dieselbe, wenn sie zu lange auf dieser Erde weilte, einfach aus dem Wege schaffte. Endlich schwiegen die betreffenden Autoren ganz darüber, was man that, wenn einmal ein Apis kürzer als 25 Jahre lebte, was doch thatsächlich häufig vorkommen musste. Trotz all dieser Schwierigkeiten hat man an diesen Angaben festgehalten und hat weitgehende chronologische Spekulationen an sie geknüpft, bis die ägyptischen Orginaldokumente über den Apiskult dieselben als durchweg werthlos erwiesen.

Im Jahre 1851 gelang es nämlich dem vor wenigen Jahren verstorbenen französischen Aegyptologen Mariette in der Nähe von Memphis das sogenannte Serapeum, d. h. die Begräbnissstätte der Apis-Stiere aufzufinden. Es war dies eine Anlage, welche zur Zeit des Königs Amenophis III. (um 1600 v. Chr.) begonnen wurde und dann bis zu den Ptolemäern herab im Gebrauch blieb. Hier setzte man die heiligen Stiere nach ihrem Tode in riesenhaften Sarkophagen bei und hierher wanderten die frommen Aegypter, um dem Apis ihre Verehrung zu bezeugen und dann, als Zeichen ihres Hierseins eine Stele zurückzulassen. Jedem der Stiere ward eine Grabschrift gleichfalls in

1) Plinius, Hist. nat. VIII, 71.

Stelenform gesetzt und aus dieser erfahren wir seinen Geburts- und Todestag und sein Alter. Die so gemachten authentischen Angaben widerlegen die Ansicht, dass der Apis eine bestimmte Zeit leben und dann sterben musste. Sie geben für die Thiere die verschiedensten Lebensdauern von wenigen bis zu über 26 Jahren an und zeigen dadurch, dass das Thier so lange göttliches Ansehn genoss, bis es auf natürlichem Wege seinen Tod fand. War dieser eingetreten, dann ward es auf die feierlichste Weise bestattet. Inschriften wurden ihm gesetzt und priesen den König, der das Leichenbegängniss des Gottes geleitet hatte. Welche Kosten dasselbe bereitet haben muss, das ersehn wir daraus, dass zur Zeit des Ptolemäus Lagi die Priester nicht nur die ganze für dasselbe ausgeworfene Summe verbrauchten, sondern sich überdies gezwungen sahen, bei dem Könige eine Anleihe von 50 Silbertalenten zu machen [1]).

Unter all den Thieren, denen die Aegypter göttliche Verehrung weihten [2]), ist der Apis dasjenige, welches bei Weitem am längsten dieselbe genoss und zugleich das, welches am höchsten in Ansehn im ganzen Lande stand. Dies ist denn auch der Grund, woher sich Darstellungen des Apis aus Bronze, in der Art unseres Exemplares, so auffallend häufig auf ägyptischem Boden und in den von den ägyptischen Kulten beeinflussten Ländern gefunden haben.

b. Im Museum Wallraff-Richartz zu Köln.

Kleine Bronzestatuette der Isis, welche das Horuskind auf dem Schosse hält, um demselben die Brust zu reichen. Auf dem Kopfe trägt die Göttin eine sehr verwaschene Krone von unklarer Form. Die Beine, ebenso wie der rechte Unterarm sind abgebrochen. Die Höhe beträgt jetzt nur noch etwa 5 cm. — Diese Darstellung der Göttin ist eine sehr gewöhnliche, sie wird durch dieselbe nur als Mutter des Gottes Horus, des Lichtgottes, bezeichnet, ohne dass dem Ganzen ein tieferer, mystischer Sinn zu Grunde läge. Das Kölner Exemplar stammt dem Style nach vermuthlich, wie die meisten uns erhaltenen Bronzen, aus der Zeit der saitischen Periode.

Dr. A. Wiedemann.

1) Diodor I, 84.

2) Eine Liste derselben giebt nach den klassischen Angaben Parthey in seiner Ausgabe von Plutarch, de Iside et Osiride p. 260 ff.

5. Römische Maskenfragmente aus Köln.

Hierzu Taf. II.

Am 24. Juli 1883 fand man in Köln vor dem Hahnenthore, fast in gerader Richtung mit demselben, in einer Tiefe von $2^1/_2$ bis 3 Meter neben drei Töpferöfen, von denen zwei etwa $1^1/_2$ Fuss hoch und 4 Fuss breit waren, ein grosses Scherbenlager, das zum Theil aus Fragmenten misslungener Gefässe und Scherben von Barbotingefässen bestand, welche körbeweis herausgebracht und leider mit dem darüber liegenden Schutte[1]) auf Karren verladen und fortgeschafft wurden. Zu diesem Scherbenlager gehörten auch die auf Taf. II in halber Grösse abgebildeten drei Maskenfragmente aus Thon, von denen Nr. 1 u. 2 in die Sammlung des Herrn Ed. Herstatt, Nr. 3 in die Sammlung des Herrn Wolff in Köln gelangt sind. So bedauerlich der Zustand der Fragmente ist, so erregen sie doch nach mancher Seite hin Interesse, so dass ich gern der Aufforderung unseres geehrten Vereinsvorstandes nachkomme, durch einige an die Fragmente zu knüpfenden Bemerkungen ihre Kenntniss weiteren Kreisen zu vermitteln. Ueber die Zerstörung der Objekte gibt die gute Abbildung hinreichenden Aufschluss, doch bleibt zu bemerken, dass bei Nr. 1, dem sonst ansehnlichsten und vielleicht interessantesten Fragmente, kaum mehr, als was die Abbildung zeigt, vorhanden ist, indem auch von der linken Seite des Gesichtes mehr als die Hälfte fehlt. Die vorhandenen Stücke sind jedoch leidlich gut erhalten und haben von ihrer ursprünglichen Erscheinung nur wenig eingebüsst. Farbspuren habe ich an den Originalen nicht wahrnehmen können, doch muss es dahingestellt bleiben, ob dieselben nicht ursprünglich doch vorhanden waren. An der Echtheit der Frag-

1) Herr H. Wolff, dessen Güte ich die obigen Fundnotizen verdanke, theilt mir mit, dass unter dem aufgeschütteten Boden eine Schicht Dach- und Mauerziegeln, darunter mehrere Brandschichten, darunter wieder eine schräg-liegende, harte, geglättete fussbodenähnliche Fläche und unter dieser erst das Scherbenlager sich befand. Von der oberen Rundung der genannten Oefen gingen strahlenförmige Adern rother Erde aus.

mente ist natürlich in keiner Weise zu zweifeln. Die in ihrer unmittelbaren Nähe gefundenen antiken Oefen beweisen deutlich, dass wir die Thonfragmente in ihrer ursprünglichsten Gestalt, so wie sie eben aus der Töpferwerkstatt kamen, vor uns haben. Möglich auch, dass ihnen eben deshalb die Farbe noch fehlte. Ueber den Zweck der Masken erhalten wir leider keinen direkten Aufschluss, zumal da nicht bekannt ist, wie viel andere Maskenfragmente mit den erhaltenen zusammen an's Tageslicht kamen, und welcher Art dieselben waren. Allein gegen die Annahme, als hätten die Masken dem Theatergebrauche gedient, spricht ihre Grösse. Die Abbildung zeigt sie auf die Hälfte verkleinert. Somit bleibt nur die Annahme übrig, dass sie zu sepulcralen Zwecken angefertigt seien.

Besonderer Beweise für eine solche Annahme bedarf es wohl nicht erst. Der Gebrauch der Maske als Schmuck des Grabes ist über die ganze antike Welt verbreitet gewesen, sei es nun, dass man sie zum Schutze des Gesichtes des Todten verwandte[1]) und dann oft eine Portraitähnlichkeit anstrebte, sei es, dass man dem Todten geradezu Theatermasken als Schmuck des Grabes beigab. Liegt auch die Beziehung der Theatermaske auf den Tod bis jetzt noch nicht völlig klar vor uns, so wird doch an der symbolischen Beziehung derselben zum Tode selbst heute wohl von keinem gezweifelt, mag man nun dieses ursprünglich Bakchische Attribut im Zusammenhang mit der Mysterienlehre als ein Unterpfand des Wiedererwachens ansehen, oder darin eine poetische Allegorie der auf Täuschung beruhenden Sinnenwelt erkennen[2]); in beiden Fällen übrigens lenkt die damit verknüpfte Vorstellung auf den trostreichen, uns wohl verständlichen Gedanken eines Wiedererwachens nach dem Tode hin. Ferner liegt schon unserem Verständnisse und Gefühl der Umstand, dass die Alten sich nicht scheuten, in diesem Sinne sogar die fratzenhaften Masken der neueren Komödie wie der römischen Posse als Gräberschmuck zu verwenden, ja es scheint fast, als ob die abschreckende Gestalt der komischen Maske oder die des

---

1) Vgl. Hübner in den B. Jahrbb. LXVI, 39 ff.

2) Vgl. Bachofen, Versuch über die Gräbersymbolik der Alten, 43. — Die u. a. auch von B. Arnold (Annali d. Jnst. arch. 1880, 78) getheilte Ansicht wonach die Maske sich aus der Sitte, das Grab überhaupt mit Gegenständen und Scenen des Lebens zu schmücken, erklären soll, kann um so weniger befriedigen, als sie die vorwiegende Verwendung grade dieses Objectes anderen Gegenständen des realen Lebens gegenüber unberücksichtigt lässt.

Satyrspiels vor dem edleren Ernste der Tragödienmaske den Vorzug genoss; ich vermag mir das nicht anders zu erklären, als dass dabei der Gedanke an ein durch seine Hässlichkeit den bösen Zauber abwehrendes Objekt mit unterlief. In etruskischen Gräbern müssen derartige Masken oft die Wände der Grabkammern geschmückt haben[1]). Darauf weisen auch die gewöhnlich oberhalb der Stirn eingebohrten paarweisen Löcher hin, durch welche ein Band gezogen war, an dem die Maske aufgehangen werden konnte. An solchem Bande pflegte wohl auch die Maske im Leben getragen zu werden, wenn der Schauspieler sie vom Kopfe genommen hatte. So sehen wir auf einem unteritalischen Vasenbilde in Neapel[2]) einen Schauspieler, welcher das Kostüm des Herakles angelegt hat, sowie zwei Jünglinge, welche die Rolle je eines Satyrs haben, ihre Masken an einem solchen Bande halten, das gleichfalls durch zwei derartige am Oberkopfe befindliche Löcher befestigt ist. Ob auch die auf Taf. II, 1 abgebildete Maske über der Stirn diese beiden Löcher hatte, lässt sich bei ihrem Zustande natürlich nicht angeben; wohl aber bemerken wir zwei solche Löcher da, wo sich die schwache Andeutung des einen Ohres befindet, und unzweifelhaft werden ihnen auf der linken Seite zwei gleiche Löcher entsprochen haben, die natürlich zunächst dazu dienten, die nur den Vorderkopf bedeckende, also des Haltes entbehrende Maske an den Kopf des Trägers fest zu binden, sodann aber auch, sie vermittelst eines durchgezogenen Bandes zu tragen oder anzuhängen. Auch dies ist nicht ohne Analogieen. Dieselben Löcher an der Stelle eines rechten, nur angedeuteten Ohres[3]) finden sich auf einem thönernen Maskenfragment aus Vechten, jetzt in der Sammlung der Societät für Künste und Wissenschaften in Utrecht[4]), und zwei Löcher über der Stirn, wie zwei solche am Rande des Untergesichtes, auf einer Thonmaske aus einem campanischen Grabe[5]), jetzt in Zürich, die von ihrem Heraus-

---

1) Vgl. Helbig im Bull. d. Inst. arch. 1879, 31 und 1880, 214.

2) Abgeb. Monumenti d. Inst. arch., III, XXI; Wieseler, Denkm. d. Bühnenwesens, V, 2.

3) Ebenfalls nur angedeutet ist das Ohr auf der Terracottamaske aus Corneto, abgeb. Annali d. Inst., XI, XVIII, 3.

4) Beschrieben von Janssen, B. Jahrbb. IX, 1846, p. 24, Nr. 20; abgebildet Benndorf, Ant. Gesichtslehre u. Sepulcralmasken, XVI, 3.

5) Abgeb. Benndorf a. O., XIII, 2.

geber Benndorf wohl mit Unrecht, wie schon Helbig[1]) und Arnold[2]) erkannt haben, für eine Gesichtsmaske erklärt wurde. Es lässt sich dies auch daraus schliessen, dass sich in Zürich eine zweite, „aus derselben Hohlform gepresste und in der Form identische" Maske befindet. Dass auch unsere Kölner Maskenfragmente keine Gesichts-, sondern Theatermasken sind, gleichviel ob sie als solche verwandt oder zu sepulcralen Zwecken ihnen nur nachgebildet waren, lehrt auch ein flüchtiger Blick auf die Abbildung. Nr. 1 insbesondere bietet ein Beispiel von Karrikatur menschlicher Gesichtszüge, eine Mischung von Pfiffigkeit, Frechheit, Bosheit und Lüsternheit, wie man sie selten beisammen finden wird. Die mageren Formen des Gesichtes lassen den Bau von Nase, Backenknochen und Stirnbein scharf hervortreten, die gierig aufgerissenen Augen geben mit ihrer nach dem Nasenbeine schräg zugewandten Richtung dem Gesichte einen lauernden, heimtückischen Zug, und der Mund ist so grinsend verzogen, dass er sich nicht einmal besonders weit zu öffnen vermag, wohl aber die beiden Reihen der hässlichen, spitzen Zähne sehen lässt. Diese Bildung des Mundes, auf deren Charakteristik, wie mir scheint, vor Allem der widerwärtige Ausdruck des Gesichtes beruht, dürfte sich unter den bekannten Maskenexemplaren der neueren Komödie wohl schwerlich finden. War bei diesen Masken zwar der Mund stets entsetzlich weit geöffnet, so dass es aussah, als wollten sie, wie Lukian einmal sagt[3]), die Zuschauer verschlingen, so war diese Mundöffnung doch niemals naturalistisch wie bei unserer Maske gebildet, sondern ahmte gleichsam ein künstliches Schallloch von meist regelmässiger Rundung nach. Schon aus diesem Grunde vermag ich in unserm Fragment keine Maske der neueren Komödie zu erkennen; ausserdem ist nichts überliefert, woraus hervorgeht, dass man auch die Zähne der Masken sah, und wenn Pollux[4]) in seiner Aufzählung antiker Masken von dem „*οἰκουρὸν γρᾴδιον*" bemerkt, dass aus jeder Kinnlade zwei Zähne hervorragten, so beweist eben diese Notiz, dass es sich um eine Ausnahme, nicht um die Regel handelt. Zwar sagt Helbig von einer kürzlich in einem Grabe zu Corneto gefundenen Thonmaske[5]), ihr Mund sei soweit aufgerissen

1) Bullet. d. Inst. arch. 1879, 30 f.

2) Annali d. Inst. arch. 1880, 75 f. Vgl. auch unten zu Anm. 3, 4 S. 41.

3) *Περὶ ὀρχ.* 27: „*στόμα κεχηνὸς πάμμεγα ὡς καταπιόμενος τοὺς θεατάς*" vgl. 29.

4) Onomast. IV, 151.

5) Bullet. d. Inst. arch. 1880, 48.

dass man die Zähne sähe, aber es muss doch zunächst dahingestellt bleiben, ob darunter wirklich ein absichtliches Zähnefletschen zu verstehen ist, wie es die vorliegende Maske zeigt, bei der es eben weit weniger auf das Aufreissen des Mundes, als auf das Zeigen der Zähne ankam. Diese Geberde erscheint mir vielmehr so charakteristisch, dass man sich wundern muss, dass Pollux unter den Masken der neueren Komödie sie nicht besonders bezeichnet hat, und so glaube ich denn, dass sie überhaupt nicht der neueren Komödie, sondern der römischen Atellana zugehört. Zwar wissen wir wenig genug über die äussere Erscheinung der vier Hauptcharaktermasken derselben[1]), den alten, gutmüthigen Pappus, den pausbackigen, gefrässigen, plappernden Bucco, den weisheitstriefenden, buckligen und gewinnsüchtigen Dossennus und den gefrässigen Dümmling Maccus, aber es will mich bedünken, dass auch diese dürftigen Notizen genügen, um zu zeigen, dass sich doch, wenn man etwa absieht von dem verliebten, gefrässigen und schliesslich stets mit Prügel abgelohnten Maccus, der angegebene Charakter jener Masken mit der Bosheit und Heimtücke unseres Maskengesichtes nicht recht decken will. Es sind uns jedoch noch die Namen von einigen Nebenmasken der Atellana erhalten, wie Manducus, Mania, Lamia und Pytho, und von diesen muss wieder besonders der erstere als abschreckender Popanz eine hervorragende Rolle im römischen Leben gespielt haben. Aus einer Stelle des Plautinischen Rudens[2]) erfahren wir zugleich, dass dieser Manducus mit den Zähnen zu klappern pflegte[3]), und hören weiter, dass er wegen seines grässlichen Aussehens als Schreckbild für die Kinder verwendet wurde[4]). Leider lässt sich freilich auf eine derartige Combination hin noch nicht ein Beweis dafür gründen, dass es sich bei unserer Atellanenmaske wirklich um den Typus des Manducus handelt, und es liegt mir ferne, in diesem Gedanken mehr als eine Vermuthung sehen zu wollen; ich habe ihn aber absichtlich nicht zurückhalten wollen, um wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung man den Charakter der Maske auf-

1) Die grundlegende Schrift von Munck, *de fabulis Atellanis*, ist mir leider nicht zugänglich. Vgl. Bossier, Atellanae fabulae in dem Dictionnaire des ant.

2) II, 6, 51.

3) Auch die Ableitung bei Paulus Diaconus, Excerpta p. 98 (Lindemann) „Manducium edacem a mandendo" widerspricht dem keineswegs.

4) Vgl. Teuffel in Pauly's Realencyklop. s. v. Atellanae f. u. Juvenal, Sat. III, 175.

zusuchen und zu prüfen haben wird. Dass dieselbe jedenfalls kein willkürliches Produkt der Phantasie eines Künstlers, sondern ein fest ausgebildeter und oft wiederholter Typus ist, geht aus dem Umstande hervor, dass sich im Bonner Provinzialmuseum mehrere Thonfragmente desselben Maskentypus erhalten haben, u. a. zwei Stücke des Oberkiefers nebst Zähnen und der Nasenwurzel, so wie das Fragment eines Unterkiefers, an dem gleichfalls die Zähne erhalten sind[1]). Vielleicht genügt es, die Aufmerksamkeit auf diese Stücke gelenkt zu haben; es wird dann vermuthlich auch an weiteren Repliken, die unbeachtet in unsern Museen liegen, nicht fehlen, und allmählich mehr Klarheit in die Frage nach den Atellanenmasken kommen, bei der uns die schriftliche Ueberlieferung ja so gut wie ganz im Stiche lässt.

Auf festerem Boden befinden wir uns bei der Betrachtung des Maskenfragmentes Nr. 2. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, dass es sich bei demselben um eine Maske der neueren Komödie, resp. der Palliata handelt, die ja von jener die stehenden Charaktermasken geerbt hatte[2]). So wenig auch von dem Originale erhalten ist, erkennt man doch an der durch das Zusammenziehen der Augenbrauen runzligen Stirn und dem dünnen, nur vorn leicht angedeuteten Haarwuchs den älteren Mann, den wir, wären wir über seinen Bart oder seine Bartlosigkeit unterrichtet, unschwer unter den von Pollux aufgezählten Typen wieder finden würden. Zum Glück hat sich als Ersatz dafür eine sehr charakteristische Form der Augenbrauen erhalten. Es ist nämlich, wie am Originale deutlich zu sehen ist[3]), die rechte Augenbraue ein ganzes Stück höher als die linke hinaufgezogen, und diese Eigenthümlichkeit findet sich nach Pollux[4]) z. B. bei den Komödienmasken des *ἡγεμὼν πρεσβύτης* und des *Λυκομήδειος*; sie ersetzte gleichsam den Mangel des Mienenspiels und diente durch eine Profilwendung der Maske dazu, für den Zuschauer einen bald aufgeregten, bald sanften

---

1) Ich notirte die Nummern 2989 u. 2877.

2) Friedländer, Sittengesch. II, 305. Teuffel, Gesch. d. röm. Litt. S. 21, 15, 2.

3) In der Abbildung scheint freilich bei der etwas verschobenen Lage des Fragmentes das Gegentheil der Fall zu sein; mit Unrecht, da Herr Herstatt auf meine nochmalige Anfrage meine ursprüngliche Beobachtung zu bestätigen die Güte hatte.

4) a. O. 114 heisst es vom *ἡγεμὼν πρ.* „*τὴν ὀφρὺν ἀνατέταται τὴν δεξιάν*“ und vom *Λυκομήδειος* 145 „*ἀνατείνει τὴν ἑτέραν ὀφρύν.*“

Gesichtsausdruck der handelnden Person zur Geltung zu bringen, was Quintilian gelegentlich[5]) ausdrücklich bezeugt. Allein, wenn wir auch aus diesem Umstande wenigstens die Maskengattung erkennen können, zu der unser Fragment gehörte, so sind wir trotz alledem nicht berechtigt, dasselbe mit dem Namen einer jener beiden Masken zu benennen; denn der *ἡγεμὼν πρεσβύτης*[1]) weicht durch die charakteristische Haartracht der *στεφάνη τριχῶν*[2]) ab, und der *Λυκομήδειος* war *οὐλόκομος*, hatte also krauses Haar, so wie es die Reliefmaske des Lykomedeios bei Wieseler[3]) zeigt, während unsere Maske nur über der Stirn einige krause Haare hat, im übrigen aber als glatzköpfig (*φαλακρός*) zu bezeichnen wäre[4]). Somit bleibt für unsere Maske, wenn wir sie nicht in die untergeordnete Kategorie der glatzköpfigen Sklaven verweisen wollen, welche Pollux (z. B. den Maison Therapon) nur oberflächlich beschreibt, kaum eine andere Bezeichnung als die des *πορνοβοσκός* oder Hetärenwirthes übrig. Pollux sagt nämlich ganz ausdrücklich, dass der *πορνοβοσκός* durchaus dem Lykomedeios gliche und sich nur durch das Grinsen der Lippen, die Kahl- oder Glatzköpfigkeit und das Zusammenziehen der Augenbrauen von ihm unterscheide. Diese Angaben stimmen durchaus mit den Eigenthümlichkeiten unserer Maske überein. Man wüsste auch sonst in der That nicht, worin, abgesehen von dem langen Bart, der beiden gemeinsam ist, die Aehnlichkeit beider Masken noch bestehen sollte, wenn nicht in dem sehr charakteristischen Hinaufziehen der einen Augenbraue; denn Mundpartie und Glatzköpfigkeit müssten doch einen ziemlich in die Augen fallenden Unterschied des Pornoboskos von der Bildung der krausköpfigen Lykomedeiosmaske hervorrufen[5]), und so mag denn die

1) J. O. XI, 3, 74.

2) Pollux, a. O. 144.

3) a. O. Taf. V, 37 links.

4) *ἀναφαλαντίας* dagegen bedeutet die völlige Kahlheit des Schädels schon über der Stirn.

5) Diese Aehnlichkeit auf den Bart beider Masken beschränken zu wollen, hiesse den Schriftsteller etwas geradezu ungereimtes sagen lassen, denn die Aehnlichkeit wäre dann nicht grösser, als die zwischen dem *πορνοβοσκός* und fast allen andern männlichen Komödienmasken seiner Gattung. Mit *συνάγειν τὰς ὀφρῦς* aber, was durchaus nicht das Heraufziehen der rechten Braue ausschliesst, sondern im Gegentheil recht gut dazu passt, kann Pollux unmöglich etwas anderes gemeint haben, als was er a. O. 149 als *συνάγειν τὸ ἐπισκύνιον* bezeichnet; denn das Zusammenziehen der Stirnhaut ist ohne ein Zusammenziehen

Maske immerhin das Abbild jener sauberen Figur gewesen sein, die in der neueren Komödie nicht grade die unbedeutendste Rolle gespielt hat.

Ueberaus dürftig ist, was uns von dem dritten Maskenfragment geblieben ist: Kinn, Mund und Ansatz der Nase eines Gesichtes von, wie es scheint zartem, vielleicht weiblichem Charakter. An dem Fragmente ist kaum etwas bemerkenswerth, als die etwas nach unten gezogenen Mundwinkel, welche dem Antlitze einen ernsten Ausdruck verleihen, und die geschlossenen Lippen. Vielleicht handelt es sich um eine Pantomimenmaske, deren Mund ja nach Lukian[1]) geschlossen war, und die besonders Schönheit der Gesichtszüge erstrebte. Eine Pantomimenmaske von dem Relief einer (Grabes-?) Lampe findet sich bei Wieseler[2]) abgebildet und zeigt eine sehr ähnliche Bildung des fest geschlossenen Mundes. Auch die Thonmaske aus einem Grabe von Cumae, jetzt im Antiquarium von Zürich, welche Benndorf[3]) für eine Gesichtsmaske der Verstorbenen in Anspruch nehmen wollte, möchte ich eher als Pantomimenmaske aufgefasst wissen, schon des phantastischen Schmuckes der Korymben (oder Weintrauben?) wegen, nicht für eine Tragödienmaske, wie Helbig[4]) meinte, da eine solche wohl den weit geöffneten Mund gehabt haben würde. Nur ist daraus nicht etwa die Folgerung zu ziehen, dass Masken mit geschlossenem Munde stets Pantomimenmasken gewesen sein müssten[5]). Das er-

---

der Augenbrauen gar nicht denkbar. Wenn daher Robert, Arch. Zeit. XXXVI, 23 eine kahlköpfige Maske mit hochgezogener, rechter Augenbraue aus der Sammlung Jatta in Ruvo mit der Beschreibung des Pollux nicht in Uebereinstimmung bringen zu können erklärt, und daraus folgert, dass das Verzeichniss des Pollux nicht erschöpfend sei, so vermag ich diesen Schluss nicht zu ziehen; denn die Laune eines Künstlers konnte sich recht wohl einmal von dem scenischen Kanon der Masken entfernen. Auf die stilistisch durchaus ungenügende Abbildung einer zweiten Maske vollends bei Ficaroni, de larvis, letzte Tafel, auf die sich Robert beruft, möchte ich noch weniger Gewicht legen.

1) *Περὶ ὀρχ.* 29: „*τὸ δὲ τοῦ ὀρχηστοῦ σχῆμα ὡς μὲν κόσμιον καὶ εὐπρεπές, οὐκ ἐμὲ χρὴ λέγειν . . . . τὸ δὲ πρόσωπον αὐτὸ ὡς κάλλιστον καὶ τῷ ὑποκειμένῳ δράματι ἐοικός, οὐ κεχηνὸς δὲ ὡς ἐκεῖνα ἀλλὰ συμμεμυκός.*“ Vgl. auch Friedländer, Sittengesch. II, 322.

2) a. O. Taf. V, 21.

3) a. O. S. 346 zu Taf. XIII.

4) Bullet. d. Inst. arch. 1879, 30 f.

5) Die drei thönernen Masken aus einem Grabe von Corneto, welche B. Arnold, Monum. d. Inst. arch. XI, XVIII bekannt gemacht hat, weisen trotz

haltene Kölner Fragment ist selbstverständlich zu unbedeutend, um einen ganz sicheren Schluss darauf zu bauen, doch liesse es sich bei der Annahme einer Pantomimenmaske wohl am leichtesten erklären, wie eine solche sich gerade mit einer Komödien- und Atellanenmaske (falls unsere Vermuthung richtig ist) zusammenfinden konnte. Denn von der dramatischen Poesie waren es diese drei Gattungen fast allein, welche sich bei dem allgemeinen Verfall der Litteratur ihre lebendige Wirkung erhalten hatten. Der Pantomimus blieb während der Kaiserzeit die unbedingt beliebteste dramatische Darstellung für die höheren Stände, während die mehr der niederen Masse zusagende Posse sogar das weströmische Reich überdauerte[1]).

Burg bei Magdeburg. H. Dütschke.

---

des geschlossenen Mundes nichts weniger als ideale Züge auf und können unmöglich dem Pantomimus angehört haben.

1) Vgl. Becker-Marquardt, Hdb. d. r. A. IV, 551 und Anm. 3506.

6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn.

1.

Noch einmal die beiden Kölner Inschriften aus Heft LXXVII.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben sagt ein altes Sprichwort, um anzudeuten, dass noch im letzten Augenblick eine unerwartete Wendung eintreten kann. Dasselbe gilt auch von dem, was ich im letzten Hefte dieser Jahrbücher S. 57 ff. über zwei in der Nähe von Cöln gefundene Fragmente römischer Inschriften bemerkt habe. Was eine systematische Nachgrabung nicht hat zu Wege bringen können, dass nämlich die fehlenden Bruchstücke der dort beschriebenen Inschriftsteine, die aller menschlichen Berechnung nach nicht weit von dem Fundort der dort veröffentlichten Stücke in der Erde zu suchen waren, gefunden wurden, das hat der Zufall wie schon so häufig mit seiner Laune in überraschendster Weise geleistet. Der glückliche Spaten des Besitzers des Nachbargrundstücks hat uns die fehlenden Stücke ans Tageslicht gefördert.

Zunächst haben sich von dem zierlichen an erster Stelle beschriebenen Grabstein eines Mädchens, dessen Bekrönung mit einer Rosette auf einem von Blätterschmuck gebildeten Hintergrunde geziert war, zwei weitere Bruchstücke gefunden, wodurch nicht bloss die rechte Seite der Ornamente auf der Bekrönung ergänzt, sondern auch die Lücken der Inschrift in schönster Weise ausgefüllt werden. Darnach hat die Inschrift, wenn man die Stücke mit einander verbindet, in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit folgendermassen gelautet:

ANTONIAE·
DAPHNIDI·DIO
GENES·FIL·
D · S · P

Umgeschrieben lautet sie also:

Antoniae Daphnidi Diogenes fil(iae) d(e) s(ua) p(ecunia).

Meine Vermuthung hinsichtlich des Gentilnamens hat zwar ihre unerwartete Bestätigung gefunden, dagegen haben die von mir vorgezogenen Ergänzungen des Cognomens Lychnis für das Mädchen und

Diophanes für den Vater dem selteneren Daphnis und dem Mannesnamen Diogenes ihren Platz einräumen müssen.

Auch dem zweiten Grabstein hat das Nachbargrundstück glücklich seine bisher fehlende untere Hälfte zurückgegeben und zugleich meiner Vermuthung, dass in der 7. Zeile auch wohl Corumbus gestanden haben könnte, Gewissheit verliehen. Ihre vollständige Fassung ist demgemäss folgende gewesen:

M · PETRONIVS · M ·
L · ALBANVS · ANN ·
XXX · H · S · E ·
M · PETRONIO · L · F ·
FLOSCLO · ARN · D ·
BRIXELLI · ET · M · PETRO
NIO · CORVMBO · M · L ·
ET · PAVLLAE · PETRONIAE
CORVMBVS ·
D S F

IN · F · P · XIIX · IN · R · P · XIIX ·

Also:

M(arcus) Petronius M(arci) l(ibertus) Albanus ann(orum) triginta h(ic) s(itus) e(st). M(arco) Petronio L(uci) f(ilio) Flosc(u)lo Arn(iensi) (tribu) d(omo) Brixelli et M(arco) Petronio Corumbo M(arci) l(iberto) et Paullae Petroniae Corumbus d(e) s(uo) f(ecit). — In f(ronte) p(edes) duodeviginti, in r(etro) pedes duodeviginti.

Nun ist auch, nachdem der vollständige Text der Inschrift bekannt geworden ist, das über den zuerst genannten Freigelassenen M. Petronius Albanus Gesagte dahin zu berichtigen, dass es nur noch von dem ersten der beiden hinterher Erwähnten, dem M. Petronius L. f. Flosc(u)lus, seine Geltung haben kann, wenngleich ich auch dies jetzt sehr bezweifele. Ueberhaupt sind die Beziehungen, in denen die einzelnen in der Inschrift genannten Personen zu einander gestanden haben, nicht recht klar.

2.

Römische Inschrift aus Meschenich.

Beim Dorfe Meschenich, welches an der Strasse von Brühl nach Köln liegt und an dem die durch die Eifel geführte römische Wasser-

leitung vorbeizieht, ist vor nicht langer Zeit eine in zwei ungleiche Stücke zerbrochene Platte von Kalkstein gefunden worden, welche der Pfarrer des oben genannten Ortes, Herr Dechant Jonen, auf mein Bitten in freundlichster Weise dem hiesigen Provinzial-Museum zum Geschenk gemacht hat. Ihre Höhe ist verschieden, links vom Beschauer beträgt sie 24½, rechts 29 cm; ihre Breite 33½ cm und ihre Dicke 3½ cm. Sie trägt eine Inschrift, deren Anfang, da die Platte oben abgebrochen ist, leider jetzt fehlt. Dieselbe lautet:

C · G · P · F ·
VER/VS · VELA
AM/ICVS · F ·
C/VRAVIT

Wir haben es also, wie der Wortlaut der Inschrift lehrt, mit einer Sepulcralinschrift zu thun, die in mehrfacher Beziehung interessant ist. Dass der Verstorbene, dessen Erinnerung sie gewidmet ist, ein Soldat war, liegt ziemlich nahe; es fragt sich nur, welcher Truppengattung er angehört hat. Man könnte sehr leicht sich versucht fühlen, wegen des in der zweiten Zeile genannten Amtes des Freundes, welcher das Andenken des Verstorbenen durch diesen Denkstein geehrt hat, an einen Soldaten der Flotte zu denken. Allein da sich bis jetzt nicht die Abkürzung C·, sondern blos CL· für classis gefunden hat, so möchte sich eine solche Deutung des ersten Buchstabens der Inschrift nicht sehr empfehlen. Viel eher wird der Verstorbene in irgend einem dienstlichen Verhältniss zu einer Cohors Germanorum gestanden haben. Denn dieselben Siglen C·G·P·F, welche auf unserem Steine uns entgegentreten, kommen auch mehrfach auf in Holland und den Rheinlanden gefundenen Ziegeln, sowie auf einem Inschriftsteine von Köln (C. I. Rhen. 385) aus dem Jahre 189 n. Chr. und einem zweiten, der an einem nicht näher bekannten Orte Hollands (C. I. Rhen. 138) ausgegraben worden ist, vor, um eine der cohortes Germanicae piae fideles zu bezeichnen, welche zum Heere Niedergermaniens gehört haben.

Haben wir demnach vielmehr in dem Verstorbenen einen Angehörigen einer Auxiliartruppe, dann muss umsomehr das Amt desjenigen, der den Stein gesetzt und der bloss mit seinem Zunamen sich genannt hat, auffallen; denn die vier nach VERVS in der zweiten Zeile folgenden Buchstaben können ohne Zweifel doch einzig und allein VELArius bedeuten. Velarii gab es im kaiserlichen Haushalte, eben

so auf der Flotte. Schwerlich hat Verus eine dieser Stellungen inne gehabt. Da es vielmehr näher liegt, anzunehmen, dass er im selben Truppenkörper gedient hat, in dem sein verstorbener Freund gestanden hat, so halte ich es für wahrscheinlicher, dass er velarius bei einer cohors Germanorum war, wenngleich ich gestehe, nicht zu wissen, welcher Art seine Verrichtungen bei der Cohorte gewesen sind, da uns velarii anderweitig in diesen Truppentheilen nicht bezeugt sind. Indessen wie bei der Legio XXX Ulpia Victrix auf einer Birtener Inschrift (C. I. Rhen. 211) ein ursarius genannt wird und sich bei den Cohortes Germanicae sogar gladiatores nach einer freilich nicht ganz über allen Zweifel erhabenen Lesung eines allein von Smetius erhaltenen Steines unbekannter Herkunft (C. I. Rhen. 138) befunden haben, so mögen dieselben Cohorten sich auch wohl den Luxus eines velarius erlaubt haben. Vielleicht würden wir in dieser Sache klarer sehen, wenn uns die zu Köln gefundene aber jetzt verlorene Inschrift bei Brambach (C. I. Rhen. 387) in einer besser beglaubigten Fassung erhalten wäre.

Nach dem Gesagten ist der Text der Inschrift beispielsweise etwa in folgender Weise zu ergänzen:

[C. Valerio C. f. Vel. Albano militi] c(ohortis) G(ermanicae) p(iae) f(idelis) Verus vela(rius) amicus f(aciendum) curavit.

Nach dem Charakter der Buchstaben, die sich durch Eleganz und Ebenmass auszeichnen, zu urtheilen, gehört die Inschrift noch der besseren Zeit, etwa der der Antonine, an.

Bonn. Josef Klein.

---

7. Die Reiter-Statuette Karls des Grossen aus dem Dom zu Metz.

Hierzu Taf. III—VI und 10 Holzschnitte.

Durch die Abbildungen in verschiedenen für das grosse Publikum bestimmten französischen illustrirten Werken[1]) wurde zuerst die Aufmerksamkeit auf eine im städtischen Museum von Paris, dem Musée Carnavalet, seit einigen Jahren befindliche kleine Bronze-Statuette, angeblich Karls des Grossen gelenkt. Dieselbe in Deutschland bekannt zu machen, war der im Jahre 1880 erschienenen Deutschen Geschichte von L. Stacke vorbehalten, welche Band I, Seite 192 eine Abbildung des merkwürdigen Denkmals mit Hinzufügung der wenigen Worte gibt:

„Früher im Domschatz zu Metz, später angekauft von der Stadt „Paris, im Juni 1871 wiedergefunden unter den Brandtrümmern „des Hôtel de Ville, jetzt im Museum Carnavalet zu Paris."

Diese kurze Notiz genügte, um den für die ihm unterstellte Restauration des Domes zu Metz so lebhaft und erfolgreich thätigen Kaiserlichen Bezirks-Baumeister, Herrn Tornow, zu veranlassen, sowohl nach dem Zusammenhang des Denkmals mit dem Dom zu Metz zu forschen, wie auch dessen Nachbildung für denselben als Ersatz des verlorenen Originals bei der Kaiserlichen Regierung für Elsass-Lothringen zu beantragen. Herr Tornow theilte am 9. December 1882, am Geburtstage Winckelmann's, zu Bonn in einem Vortrage die durch urkundliche Zeugnisse beglaubigten Thatsachen mit, dass im Domschatz zu Metz sich wirklich früherhin eine Reiter-Statuette Karls des Grossen von Bronze befand, welche am Todestage des Kaisers, am

1) Bordier et Charton, Histoire de France 1859/60, Gazette des beaux-arts 1865, Tome XIX, S. 427, Havard, L'art à travers les moeurs. Paris 1882. Nachträglich erfahre ich durch freundliche Mittheilung des Herrn Albert Lenoir in Paris, dass sein Vater im Jahre 1828 schon „Planche IX des monuments du moyen-âge dans l'atlas géographique et historique de la France" eine Abbildung gegeben habe. Das Werk ist mir unbekannt geblieben.

28. Januar, während des Anniversariums auf dem Lettner, umgeben von vier brennenden Kerzen, aufgestellt wurde.

Auf den besonderen Wunsch des Herrn Tornow schloss ich seinem Vortrage eine historisch-kritische Prüfung des so plötzlich in den Vordergrund tretenden Kunstwerkes an und legte dar, dass die Statuette im Museum Carnavalet auch wirklich dieselbe sei, welche bis zur französischen Revolution in der Cathedralkirche zu Metz war.

Ueber die Zeit der Entstehung liess sich ein eingehendes und begründetes Urtheil jedoch erst nach Anschauung und Prüfung des Originals fällen[1]). Seine Excellenz der Kaiserliche Staatssekretär Herr von Hofmann in Strassburg betraute mich deshalb mit dem Auftrag einer Untersuchung desselben, zu welchem Zweck ich mich im August 1883 nach Paris begab. — Was ich zur Geschichte und zur kritischen Würdigung des eigenartigen Denkmals festzustellen vermochte, theile ich im Folgenden mit.

Geschichte des Denkmals.

Die älteste Notiz, welche mir über die ehemals im Dom zu Metz befindliche Reiter-Statuette Karls des Grossen zu Gesicht gekommen ist, befindet sich in dem Werke von Meurisse über die Bischöfe von Metz aus dem Jahre 1634[2]). Der Verfasser erzählt, Karl der Grosse werde als der Gründer des Domes angesehen und führt die Geschenke an, welche der Kaiser der Domkirche machte. Dann heisst es weiter:

„Il se garde dans la même cathédrale une petite statue d'argent „et à cheval de ce grand empereur, que le coustre porte du grand „autel au lectrier les jours solennels, où elle demeure pendant „qu'on chante la grande messe, depuis Hymne de glorification „jusques à la communion: après quoi il la reporte sur le même „autel; un autre chanoine marchant toujours devant avec un an- „cien bâton de son maître-d'hôtel, dont la pomme, qui est au bout, „et la poignée sont couvertes de lames d'or, dessus lesquelles on „lit encore cette écriture gravée en viels charactères: Sum Pan- „dulfi principis. Et le jour de son obit on met une autre petite „statue de bronze et de même figure sur le même lectrier, qui „demeure là depuis les vigiles, qui se chantent le jour précédent,

1) Jahrb. LXXIV, S. 209.

2) Meurisse, Histoire des Evêques de l'Eglise de Metz. 1634.

„jusques à la fin de la messe. Et cette statue est accompagnée „de quatre cierges, qui brûlent nuit et jour."

Dieselbe Notiz erscheint dann wieder abgedruckt in der „Histoire de Metz par les Bénédictins". 1769. II, 526. — Nach einem Schatzverzeichniss von 1682 gibt dann Bégin[1]), der neueste Geschichtschreiber der Cathedrale, folgende Nachricht:

„N° 19. Une statuette équestre, en vermeil, représentant Charle- „magne, l'épée à la main. Aux grandes fêtes, on exposait cette „effigie sur le lutrin, dans le milieu du choeur. Elle y restait „depuis le Gloria in excelsis jusqu'à la communion, après quoi le „coustre précedé d'un chanoine tenant à la main un bâton d'ivoire „la replacait sur l'autel d'ou il l'avait tirée.

„N° 20. Une statuette équestre du même empereur, en „bronze doré, qu'on exposait également sur le lutrin depuis le „28. janvier pendant l'office des morts jusqu'au lendemain après la „grande messe célébrée pour le repos de son âme. Quatre cierges „brûlant 36 heures éclairaient cette figurine."

Aus diesen urkundlichen Zeugnissen[2]) geht nun hervor, dass sich mindestens bis zum Jahre 1682 im Dom zu Metz noch zwei Reiter-Statuetten Karls des Grossen befanden: die eine von vergoldetem Silber (en vermeil), die andere von vergoldeter Bronze. Beide dienten dazu, an besonderen Festtagen auf dem Lettner aufgestellt zu werden.

Die für unsere Untersuchung allein in Betracht kommende jener beiden Reiter-Statuetten ist die letztere von vergoldeter Bronze, welche am Todestage Karls, umgeben von vier brennenden Lichtern, auf dem Lettner aufgestellt wurde.

Der auf Kosten des Domherrn Martin Pinguet 1522—24 erbaute, Chor und Langhaus von einander trennende Lettner[3]) kam im Jahre

1) Bégin, Histoire de la cathédrale. Metz 1842.

2) Es ist mir nicht gelungen festzustellen, wo sich der Original-Text des Metzer Schatz-Verzeichnisses befindet. Herrn Bégin war die Erinnerung an die benutzten Quellen, wie er mir versicherte, entschwunden. Das Bezirks-Archiv in Metz besitzt jenes Verzeichniss nicht. Das städtische Archiv führt keinen Auskunft ertheilenden Catalog seiner Urkunden. Es bleibt zu vermuthen, dass Bégin seine Mittheilung einer Handschrift der Metzer Bibliothek entnahm; da er jedoch deren Nummer nicht angibt, sind auch hier Nachsuchungen kaum ausführbar.

3) Bégin, I, S. 221.

1764 zum Abbruch, als der Architekt Blondel den Chor in die Vierung hinein vergrösserte, um mehr Raum für die Sitze der Domherren zu gewinnen.

Das mit religiöser Verehrung umsponnene Bildwerk des Kaisers Karl verschwindet dann mit der Verschleuderung der Domschätze während der französischen Revolution, und über seine Schicksale entbehrten wir bis dahin aller Nachrichten. Indessen dürfte es mir gelungen sein diese Schicksale aufzuhellen.

Einer der wenigen Männer, welche zur Zeit der französischen Revolution die Kunstdenkmäler in Frankreich vor der Wuth der Bilderstürmer schützten, war Alexander Lenoir, der Begründer der Sammlungen der Ecole des beaux-arts in Paris. Dieser hervorragende Gelehrte befand sich im Jahre 1807 in Metz, entdeckte dort bei einem Apotheker die Bronze-Statuette Karls des Grossen aus dem Domschatz, und kaufte dieselbe persönlich an. Als Alexander Lenoir 1839 starb und bei der Auction seines Nachlasses nur ein Gebot von 800 Francs auf die Statuette erfolgte, zog die Familie sie zurück, und Albert Lenoir, der durch seine Statistique monumentale de Paris hochverdiente Sohn des Verstorbenen und noch heute Secrétaire perpétuel der Ecole des beaux-arts, bewahrte dann mehrere Jahre hindurch dieselbe, bis sein Bruder und Miterbe einen gelegentlichen Verkauf für 3000 Francs vollzog. Die letzte Privatbesitzerin des wandernden Kunstwerkes war eine Engländerin, Madame Evans-Lombe, welche es 1867 der Pariser Weltausstellung anvertraute. Im Catalog der Histoire du travail et monuments historiques finden wir unter No. 1670, Seite 104 die Bezeichnung: „Statuette équestre de Charlemagne, couronné, vêtu d'un manteau, chaussé de souliers par-dessus des chausses à jarretières, portant le glaive et le globe. Bronze doré. Cette statuette, que possédait le trésor de la cathédrale de Metz, était posée sur le lutrin pendant la messe anniversaire de la mort de Charlemagne."

Nicht lange nach der Pariser Weltausstellung kam die Sammlung der Madame Evans-Lombe zum Verkauf. Die Stadtgemeinde von Paris erstand nun um den Preis von 5000 Francs das kleine Reiterbild und stellte es vorläufig in einem Nebenbau des Hôtel de Ville auf, in welchem sich die Administrations-Bureaux befanden. Unter den Brandtrümmern dieses Gebäudes 1871 wieder hervorgezogen, gelangte es endlich an seinen jetzigen Aufbewahrungsort im ehemaligen Palais der Frau von Sevigné, dem städtischen Musée Carnavalet.

Würdigung des Denkmals.

Der erste Eindruck des kleinen, 24 Centim. hohen, wirkungsvollen Monuments (Taf. III) wird gestört durch die daran stattgehabten Veränderungen. Dass vor etwa 30 Jahren der Pferdeschweif abgebrochen und durch eine Reparatur wieder befestigt wurde[1]), ist von geringerer Bedeutung, als die entstellende Zuthat des ganz modernen Schwertes, welches der kaiserliche Reiter in seiner rechten Hand emporhält[2]). Den Beweis seines modernen Ursprungs würde schon die an der linken Seite der Figur herabhängende Schwertscheide von abgerundeter altgallischer Form liefern, welche entfernt nicht zu dem breiten und langen Richtschwert späterer Gestaltung passt. Ja, die Analogien fränkischer Königs-Bilder in gleichzeitigen Handschriften rechtfertigen sogar durchaus die Annahme, dass der dargestellte Herrscher in der zum Tragen eines Gegenstandes zusammengehaltenen Hand ursprünglich weit eher ein Scepter als ein Schwert emporhielt[3]). Wie sehr das Herunterstürzen in den Brand des Stadthauses und die Verglühung im Feuer die Feinheiten der Form zerstört, die ganze Oberfläche der Figur gleichsam hinweggenommen und einzelne Theile derselben stark angegriffen haben, wird besonders deutlich erkennbar an der linken die Weltkugel tragenden Hand. Der Daumen ist vollständig zerdrückt; ebenso die Nasenspitze abgeschliffen und die den Schultermantel auf der rechten Seite der Brust zusammenhaltende Gewandspange weggebrochen. Einzelne durch Gravuren in die Metallfläche angebrachte Verzierungen sind, wie wir weiterhin sehen werden, kaum noch bemerkbar. Von der Vergoldung, welche die ganze Figur nach dem Wortlaute des Schatzverzeichnisses (statuette en bronce doré) überzog, findet der suchende Blick nur noch einzelne geringe, aber den Thatbestand vollständig erhärtende Spuren. An die Stelle der Vergoldung ist ein schwarzer oxydähnlicher Ueberzug getreten, welcher auch die Metallfarbe vollständig verbirgt und entstellend wirkt.

---

1) Albert Lenoir schreibt mir in Bezug darauf: „Pendant que cette statuette était chez moi, je la confiai à un nommé Rondel fils, pour faire une petite réparation à la queue du cheval.“

2) Da neuerdings das Schwert sich aus der tragenden Hand losgelöst hat, dürfte es auf meinen Rath voraussichtlich nicht mehr zugefügt werden.

3) Das von Bégin reproducirte Schatzverzeichniss lässt unter No. 19 die silberne Statuette ein Schwert in der Hand tragen. Ueber die Attribute unseres Bronze-Bildes unter No. 20 gibt dasselbe keine Auskunft.

Ob wir nun in dem kleinen Monument, welches nach der Tradition der römischen Equester-Statuen, wie sie uns z. B. in dem Reiterstandbilde Marc Aurels auf dem Capitol zu Rom vor Augen treten, einen mit Krone, Scepter, Weltkugel und Herrschermantel ausgestatteten Imperator darstellt, Karl den Grossen zu erkennen haben; ob die individuellen Züge der Figur dieser im Schatzverzeichniss von 1682 bereits geäusserten Annahme wirklich entsprechen; ob es endlich ein Bronze-Guss karolingischer Zeit sein kann, diese Fragen bleiben weiterhin zu untersuchen.

Ueber die Person und die Tracht Karls des Grossen sind wir durch den Bericht seines gleichzeitigen Biographen zuverlässig unterrichtet. Einhard beschreibt uns erstere sehr bestimmt, indem er sagt:

> „Er war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender „Grösse, die jedoch das richtige Maass nicht überschritt (seine „Länge betrug sieben seiner Füsse), der obere Theil des Kopfes „war rund, seine Augen sehr gross und lebendig, die Nase ging „etwas über das Mittelmaass, er hatte schöne weisse Haare und „ein freundliches heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte „er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Er„scheinung. Obwohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch „etwas herabhängend scheinen konnte, so verdeckte dies das Eben„maass der anderen Glieder. . . . . Er kleidete sich nach „vaterländischem, nämlich fränkischem Brauch. Auf dem Leib „trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber wol„lene Hosen und einen Wams, der mit seidenen Streifen verbrämt „war. Sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füsse „mit Schuhen, endlich trug er einen meergrünen Mantel und be„ständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von „Gold oder Silber waren. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er „einher in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen „besetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Haken zu„sammengehalten und auf dem Haupte ein Diadem von Gold und „Edelsteinen. Nur zweimal legte er auf den Wunsch der Päpste „Hadrian und Leo römische Tracht an."

Vergleichen wir nun die Worte Einhards mit der künstlerischen Darstellung, so gelangen wir zu überraschenden Resultaten, indem diejenigen charakteristischen Momente der Körperbildung, welche der Biograph hervorhebt, an dieser thatsächlich zur Anschauung kommen:

Grosse Augen, runder Kopf, breiter Oberkörper, besonders aber der dicke und zu kurze Nacken sind im Bilde nicht zu verkennen. Auch die Nase würde kräftig hervortreten, wenn sie nicht abgeschliffen und durch die Oxydation verkürzt wäre. Gross würde auch die Gestalt sein, denkt man sie sich vom Pferde herabsteigend und aufgerichtet.

Ebenso verhält es sich mit der Tracht. Es ist diejenige, welche Einhard für festliche Gelegenheiten anführt. Bei der aus Schuhen, Hose, Wams und Schultermantel bestehenden Kleidung erblicken wir an den Schuhen die hervorgehobenen Verzierungen, und an den Beinen die eigenartigen fränkischen Binden. Die auf dem Spann von der Spitze an geknöpften Schuhe werden nämlich durch eine unten vierblättrige, oberwärts in ein Dreiblatt übergehende Schmuckrosette verzierend abgeschlossen, welche an fränkische mit rothen Edelsteinen eingelegte Agraffen erinnert und die wir als die Edelsteine aufzufassen haben, welche Einhard als Schmuck der Festschuhe erwähnt. Seiner Beschreibung entsprechend sind auch die Hosen unter den Knieen mit einem Bande durch eine Schleife gebunden, und die eng anliegenden Partien der Unterbeine mit kreuzweis übereinander liegenden Binden umschnürt, welche letztere unter der Agraffe der Schuhe seitlich in eine Schlinge enden. Der unterhalb des Knies unserem Strumpfband entsprechende Gurt ist auf der Statuette deutlicher zu erkennen, weil er reliefartig aus dem Guss hervortritt, während jene das Unterbein umschnürenden Binden jetzt kaum mehr zu ersehen sind, da diese, lediglich durch Gravuren hergestellt, mit der Oxydation der obersten Metalllage im Brande fast gänzlich verschwanden. Aber die Spuren genügen doch vollständig, um dieses von Einhard bekundete, vom Mönch von St. Gallen[1]) eingehend beschriebene fränkische Bekleidungsstück festzustellen[2]). Das von ihm hervorgehobene „Diadem von Gold und Edel-

1) Monach. S. Gall. I, c. 34.

2) Das deutlichste Beispiel dieser Binden gewährt das Bild Kaiser Lothars in der Bibel von S. Paul (vergl. S. 146, Anm. 3) und das weiterhin zu erwähnende Mosaik vom Lateran, welches bezüglich dieses Punktes zu ersehen ist bei Weiss, Kostümkunde des Mittelalters 2. Aufl. II S. 308. In der für Karl den Kahlen von Vivianus geschriebenen Bibel der Pariser Bibliothek (M. Lat. No. 1) haben auf dem Dedications-Blatte mehrere Personen umbundene Hosen. Dieselben Beinkleider trägt der Kaiser selbst auf einem Bilde in dem M. Lat. No. 266 der Pariser Bibliothek. — Die Bibel des Vivianus ist soeben aus dem Nachlass des verstorbenen, um die Geschichte der Miniatur-Malerei so verdienstvollen Grafen Auguste de Bastard veröffentlicht worden: Peintures,

steinen" findet, wenn man es sich entsprechend den Kronen fränkischer Zeit denkt, wie wir sie als erhaltene Kostbarkeiten in der eisernen Krone zu Monza [1]) und den westgothischen Königskronen im Musée Cluny zu Paris [2]) kennen, abgebildet aber in vielfachen Miniaturbildern auf den Häuptern Karls des Kahlen, Lothars, Basilius II. [3]), der Ottonischen Kaiser u. s. w. erblicken, auch in dem Stirnreif unserer Statuette seine Bestätigung. Ganz im Stil jener bezeichneten Kronen sehen wir das Diadem besetzt mit grossen runden Edelsteinen, welche stets mit vier kleineren Perlen abwechseln, und überragt von vier Dreiblättern, aus denen sich später die allgemein auftretenden Kronlilien herausbildeten. Endlich fehlt der hervorgehobene Mantel unserem Bilde nicht. Die Art, wie er um den Hals sich anlegt, macht dessen gedrungene Kürze auffällig; auf der rechten Schulter wird er durch eine Gewandspange zusammengehalten, deren Form leider zerstört ist. Der an der betreffenden Stelle nur noch emporragende Stift lässt vermuthen, dass sie in reicher Bildung weit vorstand; ähnlich wie die Langfibeln an den Schultermänteln Valentinians III., auf dem Elfenbein-Diptychon zu Monza [4]), und der zur Rechten Justinians stehenden Hofbeamten des

---

ornements, écritures et lettres initiales de la Bible de Charles le Chauve par le comte Auguste de Bastard. Paris 1883 chez Champion." Leider habe ich das Buch noch nicht zu Gesicht bekommen. Es würde mir eine Freude bereitet haben, durch eine eingehende Berücksichtigung das Andenken an den Verstorbenen zu ehren.

1) Die neueste und zugänglichste Abbildung befindet sich ebenfalls in Stacke's Deutscher Geschichte I, S. 174.

2) Ferd. de Lasteyrie, Déscription du Trésor de Guarrazar. Paris 1860. Vergl. Labarte, Histoire des arts industr. Album. Pl. XXXII.

3) So die Kronen des byzantinischen Kaiser Basilius II. (976—1025) in einem Psalter der Marcus-Bibliothek in Venedig; des Königs Karl des Kahlen (840—877) in einem gleichzeitigen Gebetbuch desselben im Museum des Louvre (beide Miniaturen abgebildet bei Labarte, Tafel LXXXV und LXXXIX); Kaiser Lothars in der Bibel von S. Paul in Rom, abgebildet bei Agincourt, Malerei Taf. 40, Louandre, Les arts somptuaires 1857. Auf dem (S. 145 Anm. 2) angeführten Blatte im Codex Vivianus halten aus der Höhe die Personificationen von Frankreich und Aquitanien dieselben Kronen herab. Für die Ottonischen Kaiser vergl. man besonders die Kron-Reifen auf den Häuptern Ottos I. und II. in einem im Hause Trivulzio in Mailand bewahrten Elfenbein-Relief aus dem X. Jahrh. (Gori, Thes. diptych. III, S. 15, vgl. darüber Rumohr, Ital. Forschungen I, 229); ebenso die Kronen Ottos II. und der Kaiserin Theophanu auf dem bekannten Elfenbein-Relief im Musée Cluny u. s. w.

4) Bei Gori, Thes. dipt. II, Taf. VII; Labarte, Hist. des arts industr. Album I, Taf. II.

Mosaiks von S. Vitale zu Ravenna[1]). Ueber Haar und Bart geht Einhard kurz mit den Worten hinweg, dass sie schön und weiss seien. Fredegar nennt die Frankenkönige wegen ihrer Haartracht „die gelockten Könige“. Unser Bildwerk zeigt künstlich gekräuselte Locken unterhalb der Krone rund um das Haupt gelegt. Ungelockt, ihrer Kräuselung entzogen, würden diese Haare lang herabhängen. Der Bart ist auf den Schnurrbart beschränkt, eine Sitte, der Kaiser Lothar, wie Karl der Kahle auf den angeführten Bildern durchgängig folgen. Es ist offenbar Sitte der Zeit[2]).

Als Resultat dieser Vergleichung ergibt sich demnach, dass die Beschreibung, welche Einhard von seinem kaiserlichen Herrn liefert, in keiner Weise der Darstellung des kleinen Reiter-Standbildes widerspricht.

Ebenso wenig werden sich aber auch Widersprüche aus der Vergleichung mit den anderweitig noch erhaltenen Kunstdarstellungen des Kaisers ergeben.

Vergleichung der Statuette mit den sonst vorhandenen Darstellungen Karls des Grossen.

Von vornherein sollte man glauben, dass es nicht schwierig sein könnte, aus dem Vergleich mit karolingischen Münzen, Siegeln und alten Kunstwerken die Identität der Person des grossen Karl und seiner Darstellung aus dem Dom zu Metz festzustellen. Indessen wissen die Münzkundigen dieser Zeitperiode sehr wohl, dass hier weder Siegel noch Münzen ein Ergebniss liefern können, weil die damaligen Herrscher für erstere entweder lediglich Monogramme oder antike Gemmen benutzten, bisweilen sogar solche mit den Köpfen ganz anderer Personen, römischer Kaiser und idealer Gestalten[3]); letztere auf dem Avers zwar

1) Garrucci, Storia dell' arte cristiana Taf. 265, 2; Weiss, Kostümkunde, 2. Aufl. Taf. II zu S. 36; Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters u. s. w. 2. Aufl. Taf. 3 und 4.

2) Vergl. Karl den Kahlen im Cod. Vivianus, ebenso Lothar in den angeführten Handschriften von Paris und Rom. Hierzu kommen die von Woltmann, Geschichte der Malerei I, S. 207 citirten Manuscripte.

3) Sickel, Urkunden der Karolinger. Wien 1867/68. Bei Stacke findet sich (I, S. 197) eine Urkunde Karls des Grossen mit einem antiken Kopf im Siegel. Einer der ältesten unter den erhaltenen Siegelstempeln jener Zeit ist die Gemme mit Porträt und Namens-Umschrift Kaiser Lothars, des Sohnes

mitunter einen Profilkopf mit der Umschrift des Kaisers zeigen, indessen ohne Porträttreue, ja in seltenen Fällen nur mit der Absicht diese zu geben. Bei Stacke, auf dessen Buch wir wiederum zurückgreifen, weil dasselbe in Aller Händen ist, sehen wir eine bis dahin nicht veröffentlichte Silbermünze des Berliner Museums (S. 196), welche einen nach rechts schauenden lorbeerbekränzten Profilkopf zeigt. Das Münzcabinet in Paris besitzt zwei ähnliche Exemplare[1]) karolingischer Münzen: sie zeigen unbärtige lorbeerbekränzte Profilköpfe ohne bestimmten Character, die man ohne Weiteres von irgend welchen gerade vorliegenden römischen Kaisermünzen übernahm. Man könnte ebenso gut jeden anderen Namen wie denjenigen „Karolus imp. aug." diesen Bildnissen beigefügt haben. Die Werthlosigkeit dieser Münzen als Porträtbilder geht auch aus ihrer totalen Verschiedenheit unter einander hervor. Von den beiden Pariser Exemplaren ist der eine Kopf jugendlich idealisirt (No. 68), der andere älter und barbarischer (No. 67). Eine annähernde allgemeine Aehnlichkeit gewährt allenfalls eine Bleibulle, welche das Pariser Cabinet neuerdings erwarb, und die weiterhin noch nicht bekannt sein dürfte[2]). Sie zeigt auf dem Avers einen jugendlichen, nach rechts schauenden Profilkopf mit kurzem Haar, Lorbeer-

---

Ludwigs des Frommen, im sogenannten Lotharkreuz zu Aachen, abgebildet in meinen Kunstdenkmälern Taf. XXXIX, 1. Desgl. S. 34 in Bock's Pfalzkapelle Karls des Grossen.

1) Eine der Pariser Münzen veröffentlichte Adr. de Longpérier in seiner Notice des monnaies françaises, composant la collection de M. de Rousseau. Paris 1848. Daraus übernommen Cappe S. 184, No. 845. Man vergl. Goetz, Deutschlands Kaiser-Münzen (1827) Taf. III, Gatterer, Diplomatik (1798) Taf. IX, 2 u. s. w. Die Siegel vergl. bei Sickel a. a. O.

2) Für die Erlaubniss, die Bleibullen abbilden zu lassen, sage ich dem Conservator des Pariser Münzcabinets, Herrn Chabouillet, verbindlichen Dank. Da dieselben in dem Werke von Douet-d'Arcq: „Collection de Sceaux" beschrieben, aber nicht abgebildet sind, so berichtigt M. Chabouillet darin folgenden Irrthum: „Monsieur Douet-d'Arcq (Taf. I, p. 269, Nr. 24) a écrit seulement par mégarde Bulle d'argent et c'est Bulle de plomb, qu'il faillait dire. Au contraire, Nr. 23, il a dit Bulle de plomb et c'est Bulle d'argent (imitation). Du reste ces deux Bulles sont attribuées à Charle le Chauve et une à Charlemagne. Nous avons une autre Bulle de plomb cette attribuée à Charlemagne, qui est je crois la modèle du Nr. 23 de Douet-d'Arcq. Cette dernière a été acquisée en 1877 et n'a pu être decrite par cet auteur en 1863." Abbildungen Karolingischer Münzen, jedoch lediglich mit Monogrammen, veröffentlichte Adrien de Longpérier in der Revue numismatique, Nouvelle Série, Tom. III, 1858 unter dem Titel: Cent deniers de Pépin, de Carloman et de Charlemagne, découverts près d'Imphy en Nivernais.

kranz, ohne Bart und mit der Umschrift KAROLVS MPAGS, auf dem Revers innerhalb eines Palmenkranzes die Inschrift: RENOVATIO. REGNI. FRANC. Offenbar ist dieser Kaiserkopf kein ledigliches Idealbild, sondern der Medailleur bestrebte sich hier schon der Natur-Wiedergabe, wenngleich ihm Gold- und Grosserz-Münzen C. Jul. Caesars als Vorbild gedient haben mögen[1]. Wir geben das seltene Stück in anfolgender

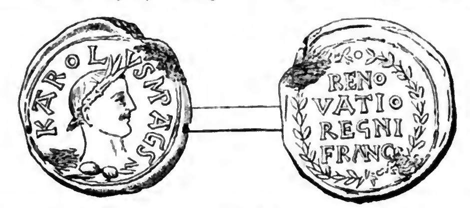
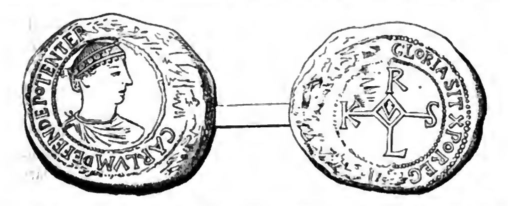


Abbildung wieder und reihen ebenfalls aus dem Pariser Münz-Cabinet den Holzschnitt einer Bleibulle Karls des Kahlen an, sowohl zum Beleg für Fredegars Bezeichnung der fränkischen Herrscher als „die



gelockten Könige", wie besonders auch zum Vergleich der Haartracht der Statuette. An dieser wie auf der Münze sind die kurzen, künstlichen Locken in gleicher Weise unterhalb des Diadems um Stirn und Schläfen gelegt.

So erfolglos aus den angegebenen Gründen der Vergleich

1) Man vergleiche für diese Ansicht die Abbildungen bei Cohen, description hist. des monnaies frappées sous l'empire romain, II Edition t. I, S. 20 Nr. 1 u. 2; S. 22 Nr. 3. Herrn Landgerichts-Direktor Settegast in Coblenz verdanke ich den Hinweis auf ein entsprechendes Grosserz im Besitz des Herrn Dr. Otto in Ehrenbreitstein, das auf der einen Seite den Kopf des Augustus und auf der andern denjenigen Cäsar's trägt.

mit Münzen und Siegeln bleiben muss, so erfolgreich würde derselbe sein mit zwei Porträt-Darstellungen des grossen Karl, welche sein Zeitgenosse Papst Leo III. in einem Triclinium des Lateranensischen Palastes und in der Kirche der h. Susanna zu Rom in Mosaikgebilden herstellen liess, — wären dieselben nur noch erhalten. Freilich das lateranensische Mosaikbild, den Apostel Petrus darstellend, wie er Leo III. und Karl dem Grossen, welche vor ihm knieen, ersterem das Pallium, letzterem die Fahne übergibt, ist in sofern noch vorhanden, wenn man einer zweimaligen Erneuerung die Schonung und Wiedergabe des Alten überhaupt zutraut. Die Anfertigung beider Mosaiken unter Leo III. wird ausdrücklich vom Liber pontificalis No. 242 und 344 bezeugt. Dass sie während des Lebens der dargestellten Personen ausgeführt wurden, ergibt die viereckige Form der Nimben von Papst und Kaiser, da man solche nur Personen gab, welche während ihrer Lebenszeit zur bildlichen Darstellung gelangten[1]).

Der altehrwürdige Lateranensische Palast, die gewöhnliche Residenz der Päpste bis zur Verlegung ihres Sitzes 1305 nach Avignon, wurde 1308 das Opfer einer grossen Feuersbrunst und verfiel dann nach und nach um so mehr, als die Päpste nach ihrer Rückkehr aus Frankreich den Vatican zu ihrem ständigen Wohnsitz erwählten. Sixtus V. liess die dachlosen Mauern des Lateran niederlegen und den heutigen weit kleineren Bau errichten. Nur die Tribüne des grossen Festsaales, in welchem Kaiser und Fürsten von den Nachfolgern Petri bewirthet und öffentliche kirchliche Festacte abgehalten wurden, blieb ihres Mosaik-Schmuckes halber bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Der Neffe Papst Urbans VIII. (1623—44), der Cardinal Francesco Barberini, veranlasste 1625 nach vorher genommenen Zeichnungen der Mosaikbilder eine Ausbesserung derselben und zu ihrer Erklärung die Abfassung einer Abhandlung durch Nicolaus Alemannus. Als man unter Papst Clemens XII. (1730—40) die Tribüne an eine andere Stelle versetzen wollte, gingen dann die Mosaiken vollständig zu Grunde. Um ihr Andenken zu sichern, befahl Papst Benedict XIV. (1740—58) gegenüber ihrem alten Standort die Lateranensische Tribüne bei der Scala Santa in neuem Aufbau zu errichten und darin Copien der Mosaiken nach einer in der Vaticanischen Bibliothek damals bewahrten Zeichnung herzustellen[2]), was 1743 geschah. Das jetzige Mosaik ist somit ein

1) Didron, Histoire de Dieu. Paris 1843. S. 41 und 59.

2) Ich folge hierin den Daten, wie sie bei Platner und Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom III, Abth. 1, S. 552 gegeben werden. Garrucci, S. 105 unten lässt schon Barberini die Versetzung vornehmen.

durchaus neues. Wir sind deshalb in Bezug der ursprünglichen Darstellung der Person Karls des Grossen sowohl in der Lateranensischen Tribüne wie in der Kirche von S. Susanna auf die Abbildungen angewiesen, welche Nicolaus Alemannus im Jahre 1625 veröffentlichte [1]) und zwei Jahrzehnte später Ciampini in seinem grossen Monumentenwerk wiedergab [2]). Gegenüber den vielen durch ihre Ungenauigkeit und Willkür irreführenden späteren Abbildungen [3]) bleiben die ersteren — wenn ihnen eine archäologische Zuverlässigkeit auch nicht beiwohnt — die allein in Betracht kommenden. Neuerdings hat Raffaelo Garrucci in seinem grossen Werke über christliche Kunst [4]) die verschiedenen älteren Zeichnungen jener Gruppe des Lateranensischen Mosaiks, welche die Verleihung geistlicher und weltlicher Gewalt an Leo III. und Karl d. Gr. veranschaulichen, neben einander gestellt; und in diesem Augenblick hat der neueste der gründlichen Forscher der Kunstdenkmäler Roms im Mittelalter, Eugen Müntz, darüber geschrieben [5]). Da uns die beiden Mosaikbilder und ihre Abbildungen hier nur soweit interessiren, als sie in Bezug auf Gesicht, Gestalt und Bekleidung Aehnlichkeiten oder Abweichungen von der Metzer Statuette darbieten, so fassen wir auch hier nur diese ins Auge. Die Vergleichung ist über-

---

1) Nic. Alemannus, De lateranensibus parietinis, Rom 1625, 2. Aufl. 1756; zugleich abgedruckt in J. Graevii et Burmanni Thesaurus antiquitatum, Tom. VIII, pars IV.

2) Ciampini Monumenta vetera, Rom 1649, II, Taf. XI und XIII.

3) Den Unverstand späterer Abbildungen zeigt besonders der Vergleich der Kopfbedeckung in denselben: Ciampini gibt eine Strahlen-Krone; eine im Cabinet des médailles zu Paris befindliche Copie sogar einen schwarzen Schifferhut; Stacke ein in der Mitte erhöhtes Diadem. Ebenso Didron, Iconographie chrétienne. Paris 1843. S. 59 und Knapp und Guttensohn, Basiliken Roms, Taf. XLIII. u. s. w.

4) Garrucci, Storia dell' arte christiana, Vol. IV, Taf. 282, 4 und 283.

5) Revue archéologique 1884. Januarheft: Notes sur les mosaïques chrétiennes de l'Italie. VIII. Die Abhandlung — welche der Verfasser so freundlich war mir während des Druckes zu senden — enthält eine sichere Kritik des historischen Materials über die Schicksale des Mosaiks, und stimmt darin mit mir vollständig überein, dass das jetzige Bild ein durchaus neues ist. Müntz polemisirt in dieser Hinsicht gegen Rumohr (Ital. Forsch. I, 201 u. 240) und Schnaase (Kunstgesch. III, 573). Von den alten Mosaiken des Later. Triclinums retteten sich noch zwei Apostelköpfe in das christl. Museum des Vaticans, wie schon Barbet de Jouy, Les mosaiques chrét. Paris 1857 bemerkte. Abbildungen gab Rohault de Fleury, Le Latran au moyenâge, wonach Müntz einen der Apostelköpfe wiedergibt.

raschend! Beide Mosaikbilder Karls stimmen mit der Metzer Statuette überein in der gleichen Kopfform und dem umgelegten kurzen Lockenhaar (besonders in den Bildern von S. Susanna bei Ciampini und Garrucci), ebenso in Bezug des kurzen gedrungenen Halses (am meisten in der Lateranensischen Figur), dem characteristischen Schnurrbarte, dem über der kurzen Tunika auf der rechten Schulter zusammengefassten Mantel, der abgerundeten Schwertscheide und den als Nationalcostüm beachtenswerthen umbundenen Hosen. Dass in den verschiedenen römischen Abbildungen zweimal zum Schnurrbarte noch ein Vollbart tritt, und Kopfbedeckung, Fahne und Beischriften stets variiren, beweist freilich, dass keine dieser Abbildungen eine vollständig zuverlässige Wiedergabe der Originale gewährt. Immerhin genügen sie aber um festzustellen, dass die Tracht auf allen drei Monumenten eine durchaus gleichartige ist: Schnurrbart wie Binden niemals fehlen. Demnach ergeben also auch die Ueberlieferungen dieser beiden Bilder in ihrer Characteristik nichts, was mit der Annahme in Widerspruch stände, dass unser Reiterbild Karl den Grossen darstellt[1]).

Im Gegentheil, sie entsprechen im Grossen und Ganzen durchaus dem Bildniss von Metz und bestätigen die Annahme, dass der Bildhauer darin Karl den Grossen darstellen wollte. Der Künstler des kleinen Metzer Reiterbildes wird in Roms Werkstätten seine Ausbildung gefunden, die Mosaiken gesehen und ihre Charakteristik in sich aufgenommen haben. Ja, warum sollte er nicht derselbe gewesen sein, welcher die Mosaiken entwarf und das zweimal mosaizirte Bild des Kaisers nunmehr zum dritten Male in Metall ausführte? Gerade der

1) Literarische Erwähnungen von nicht mehr vorhandenen Bildern Karls in den Wandgemälden zu Aachen (Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste in Deutschland I, S. 30 u. 31); ebenso in denen zu Ingelheim, wo Kaiser Karl „hoch mit der Krone geziert" erschien (Ermoldus Nigellus IV, V. 280); in einem Gemälde zu Ferrara, wo des Kaisers Heimzug von der römischen Kaiserkrönung, 808, die Schustergilde in ihrer Kapelle des hl. Crispin aus Dankbarkeit für empfangene Privilegien malen liess (Barruffaldi, Istoria di Ferrara p. 225, bei Fiorillo, Geschichte der Malerei in Italien S. 63), bleiben ausser Betracht. Das früher im Musée des Souverains de Louvre, jetzt in der Nationalbibliothek befindliche Evangeliar (No. 1203 des nouvelles acquisitions), welches Gotschalk für Karl d. Gr. schrieb, enthielt kein Bild des letzteren. Vergl. darüber Waagen, Kunstwerke und Künstler in Paris S. 235 und Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland I, S. 43. Woltmann, Geschichte der Malerei I, S. 203 gibt irrig eine falsche Nummer (1993) an.

Umstand, dass alle drei Porträts im Allgemeinen und Wesentlichen übereinstimmen und doch in Einzelheiten abweichen, spricht für eine künstlerische Wiederholung und gegen eine lediglich abschreibende Copie. Deshalb ist auch der im ersten Augenblick naheliegende Gedanke, das Metzer Reiterbild sei vielleicht eine nach den Mosaiken später gearbeitete Nachahmung, abzuweisen, weil ein späterer Copist, dem innerlich der künstlerische Gedanke fremd geworden, sich in allen Details ängstlicher und sclavischer an die gegebenen Originale, besonders bezüglich der Kopfbedeckung, gehalten und die Fahne nicht weggelassen haben dürfte.

Wir nehmen einen Bildner aus der Zeit Karls für sein Reiterbild in Anspruch und es wird nur die weitere Frage zu beantworten sein, ob aus technischen Gründen die Bronze-Statuette als ein Gusswerk aus Karls des Grossen oder aus späterer Zeit anzusehen ist; ob damals die Kunst des Erzgusses auf der Höhe stand, um das in Frage stehende kleine Reiterbild hervorbringen zu können.

Karolingische Erzgüsse.

Die Erscheinung Karls des Grossen gleicht inmitten des Verfalls und Rückgangs aller Cultur einer grünen Oase in der Wüste, so dass man sich gegenüber jedem nicht unumstösslich bezeugten Kunstwerk, welches den Anspruch an karolingischen Ursprung erhebt, von vornherein zunächst ungläubig und zweifelnd verhält.

Und doch mit grossem Unrecht. Denn man muss wohl unterscheiden zwischen dem niedrigen Stande der damaligen Kunst im Allgemeinen und der diese weit überragenden höheren Entwicklung im Dienste des kaiserlichen Hofes. Alles was geschaffen wurde, entstand unter des Kaisers Augen, im Kreise seiner Willensbestimmungen, durch seine persönliche Energie. Er raffte die Trümmer der alten Welt in Rom, Ravenna, Trier, Verdun und vor Allem die Reste der Aachener Römerbauten [1]), selbst mit Aufwand gewaltiger Transportmittel zusam-

---

1) Zum Zweck einer Reconstruction der Palastanlage Karls d. Gr. in Aachen habe ich Nachgrabungen angestellt, welche ergaben, dass einzelne Theile römischen Ursprungs waren. Die Verwendung von römischen Ziegeln der legio tricesima ulpia victrix lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Durch Untersuchungen im Jahre 1872 hatte ich bereits die Ueberzeugung gewonnen, dass der Aachener Rathhaus-Bau in seiner karolingischen Gestalt und dem davon noch vorhandenen

men, um sich in Ingelheim, Aachen und Nymwegen neue Pfalzen aufzubauen. Wie ausgedehnt und prächtig diese waren, welche Schätze an kostbaren Mobilien sie enthielten, ist aus ihren Beschreibungen und aus den testamentarischen Bestimmungen Karls über seine goldenen und silbernen Tische hinreichend bekannt.

Was für die Bauthätigkeit gilt, trifft in gleichem Maasse bei der Malerei zu. Im Palast zu Ingelheim befand sich ein ausgedehnter Cyclus historischer Wandgemälde[1]; in der Aachener Pfalz Karls Waffenthaten in Spanien, sowie Darstellungen der sieben freien Künste[2]. Die sich zu einer Gruppe daran anschliessenden Gemälde in den Klöstern zu Fulda und Fontanelle und die überaus reiche Zahl von Miniaturen karolingischer Handschriften sind von deutschen Künstlern geschaffen und ihre Namen uns bekannt[3]).

Von umfangreichen Werken der Sculptur geben uns die gleichzeitigen Schriftsteller keine Kenntniss, die neubelebten Bestrebungen der Bildhauerkunst scheinen sich selbstverständlich an grössere Statuen nicht gewagt zu haben, wohl aber fand eine umfangreiche Entwicklung der bildnerischen Kleinkünste statt, und unter diesen ragte der Metallguss ganz besonders hervor. Die Vorliebe für Metallarbeiten erbte sich bei den Germanen aus dem mythologischen Alterthum von

---

Grundriss eine Nachahmung der Basilika in Trier und der grosse Markt-Thurm lediglich die Absis des Thronsaales Karls d. Gr. ist. Da diese meine bereits 1873 in einer Denkschrift über die Restauration des Rathhauses niedergelegte Ansicht ohne Erwähnung ihres Urhebers jetzt vielfach als selbstverständlich ausgesprochen wird, so halte ich mich berechtigt, an dieser Stelle nebenbei das Ergebniss mühsamer Forschung mir zu wahren. Was ich über Aachen weiss, werde ich in einer besonderen Schrift demnächst veröffentlichen.

1) Ermoldus Nigellus, Lobgedicht auf Ludwig den Frommen IV, v. 180 ff.

2) Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland I, S. 31.

3) Gotschalk, der Verfertiger der Pariser Bibel (S. 14 A. 1), und Ingobert, der Schreiber der Bibel von S. Paul, sind der Namensbildung nach gewiss Deutsche. Brunn malte unter Abt Eigil in Fulda, Madahulfus unter Abt Ansegis in Fontanelle. Das Evangeliar Lothars im Dom zu Aachen enthält das Bild des Schreibers, des Mönches Otto. Im Codex aureus von S. Emmeran, jetzt in der Bibl. zu München, geschrieben 870 für Karl den Kahlen, nennen sich als Schreiber auf dem Schlussblatt Beringer und Liuthard. Den Namen Lithuard trägt auch der Schreiber des Psalteriums Karls des Kahlen in Paris. Waagen a. a. O. S. 255. Weitere Namen bei Woltmann, Gesch. der Malerei I, S. 209. Springer, Die Künstlermönche im Mittelalter in den Mittheil. der k. k. Central-Commission 1862, No. 1 und 2.

Geschlecht zu Geschlecht. Selbst die Götter bauen sich Essen. Der junge Siegfried erlernt das Schmiedehandwerk, und Wieland der Schmied ist der Sohn eines Königs. Einen Schmied erhebt König Geiserich zum Grafen[1]). Kein Wunder, dass für keinen anderen Zweig der Kleinkunst — die Buchmalerei ausgenommen — so bestimmte Zeugnisse vorhanden sind als für den Metallbetrieb. Und gerade in der fränkischen Zeit erhellt der heil. Eligius wie ein Meteor das Dunkel. Als Goldschmied der Könige Chlotar und Dagobert am Hofe zu Paris schuf er in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts bewunderte Kunstwerke in Gold wie Bronce[2]). Die vielfachen fränkischen Grabfunde in Frankreich und Deutschland entsprechen ebenfalls einer grossen kunstgewerblichen Fertigkeit auf allen Gebieten kostbaren Schmuckes. In dem berühmten karolingischen Capitular „de villis“, einer Anweisung für die Verwalter der königlichen Güter, werden die Kunsthandwerker ausdrücklich zum Hofstaat gezählt und unter ihnen vorzüglich die Metallarbeiter: Volumus, ut unus quisque judex in suo ministerio bonos habeat artifices, id est, fabros ferrarios, et aurifices vel argentarios sutores, tornatores, carpentarios, scutatores, precatores u. s. w.[3]). Nach einer Verordnung vom Jahre 805 sollte an keiner anderen Stelle eine Münze sein als in der Pfalz zu Aachen. Der Chronist von St. Gallen berichtet uns ausdrücklich den Bestand des Aachener Giesshauses, indem er den Betrug eines Meisters erzählt, der alle übrigen in der Herstellung von Werken aus Erz und Metall übertraf. Derselbe verlangte beim Guss einer Glocke anstatt des Zusatzes von Zinn einen solchen von Silber im Betrage von 100 Pfund; es muss sich also schon um eine schwere Glocke gehandelt haben[4]). Wir wissen, dass Ansegis, später Abt des Klosters Fontanelle, „exactor operum regalium in Aquisgrani palatio regio“[5]) und zwar unter Einhards Oberleitung war.

1) W. Wackernagel, Kl. Schriften I: Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen 1874.

2) Linas, Les Oeuvres de S. Eloi. Paris 1864; Labarte I, 429 ff.

3) Capitulare de villis vel curtis imperatoris c. XLV bei Baluze, Capitul. Regum Francorum I, S. 337. Ebenso bei Pertz Mon. Germ. Leg. I, p. 181 ff. Einen immer noch zutreffenden Einblick in den karolingischen Hofkreis gewährt Lorentz' Abhandl. im III. Bande von Fr. v. Raumer's Histor. Taschenbuch (1832): Karls des Grossen Privat- und Hof-Leben. Das Buch von Vetault, Histoire de Charlemagne, Paris 1865, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

4) Monach. S. Gall. I, c. 28 und 29.

5) Jaffé, Monum. Carol. S. 490.

Mit welchem Erfolg Einhard, den wir als Schriftsteller durch seine Lebensbeschreibung Karls kennen, diese Oberleitung führte und dass diese gerade auf die Werkstätte der Kleinkünste und besonders auf die der Metallarbeiten sich bezog, bekundet der ihm nach 2. Mos. 31. V. 2 von Karl gegebene Beiname Beseleel. So nennt die Bibelstelle nämlich den von Jehovah beim Bau der Stiftshütte berufenen Meister, „welchen der Herr erfüllt hatte mit der Erkenntniss, künstlich zu arbeiten in Gold, Silber und Erz, Edelsteine zu schneiden und kunstvoll Holz zu zimmern“. Wie sehr nun eben der Erzguss es war, in welchem die Aachener Werkstätte unter Einhard das Hervorragendste leistete, geht daraus hervor, dass er ausdrücklich in Karls Lebensbeschreibung sagt, der Kaiser habe das Aachener Münster mit ehernen Gittern und Thüren geschmückt. Und diese Gitter und Thüren sind noch vorhanden, sie stehen vor Aller Augen im Aachener Münster zum Maasstabe dessen, was die karolingischen Erzwerkstätten damals zu leisten vermochten. Ihre schöne edle Ornamentation hat wiederholt. der Annahme Vorschub geleistet, sie seien Werke des römischen Alterthums. Und wenn nicht neben der Bezeugung Einhards diese prachtvollen Bronze-Werke genau den Raumverhältnissen entsprechend gearbeitet wären, in denen sie sich befinden, wenn nicht gewisse der Unerfahrenheit entspringende Mängel des Aneinanderpassens der Muster und Theile, Abweichungen aus den Axen des Rahmwerks gar zu kennzeichnend für eine neue sich mühsam emporringende Werkstätte erschienen — so würde man sie für römisch zu halten versucht sein. Entgegen anderen Meinungen habe ich sie bereits vor 23 Jahren mit Bestimmtheit als karolingische Werke angesehen[1]).

Ohne Zweifel waren auch die vergoldeten Erzthüren von Ingelheim Gusswerke der Aachener Werkstatt[2]). Doch wir können an dieser Stelle nicht so weit gehen, um die theils noch vorhandenen, theils von gleichzeitigen Schriftstellern angeführten kunstvollen Erzgüsse in Vergleich zu ziehen, sonst würde eine Betrachtung des früher im

---

1) E. aus'm Weerth, Kunstdenkmäler II, Text S. 23. Schnaase, Kunstgeschichte, 2. Aufl. III, S. 626 stimmt dem bei. Gailhabaud, der erste Herausgeber der Gitter und Thüren in Bd. III der Architectur vom V.—XVI. Jahrhundert, hält dieselben noch für römisch. Gute Holzschnitte bei Bock, Karls des Grossen Pfalzkapelle (1866) S. 10—24.

2) Ermoldus Nigellus IV, v. 188 nennt sie dichterisch ohne Weiteres „goldene Thüren“.

Dom zu St. Denis, dann im Musée des Louvre und jetzt im Cabinet des médailles zu Paris befindlichen Bronze-Sessels, angeblich ein Werk des h. Eligius für König Dagobert[1]) bezeugen, dass wir hier denselben Unregelmässigkeiten und Unsicherheiten wie an den Aachener Gittern und Thüren begegnen und versucht sind, dieses damit verwandte Werk der gleichen Metall-Werkstätte zuzuweisen.

Genug, soviel steht nach Prüfung des angedeuteten Materials unumstösslich fest, dass der karolingische Künstlerkreis zu bauen, zu zeichnen und zu malen verstand, dass ihm ebensowohl die Modellirung reicherer Ornamente nicht misslang, und die Metall-Werkstätten in Aachen vermochten, was kaum in Italien noch vom Alterthum her in traditioneller Uebung war. Auch die am Schluss der karolingischen Periode von dem magister phaber V. VOLVINVS entworfene und 835 für S. Ambrogio in Mailand gefertigte Altarbekleidung goldener Platten[2]), bekannt unter dem Namen „Paliotto“, beweist die Höhe der Leistungen damaliger Metallwerkstätten. Meister Wolf oder Wolfin ist meiner Ueberzeugung nach ein Deutscher[3]), der vielleicht in Byzanz seine Ausbildung fand. Darauf deutet der Name und der Stil seiner Arbeit. Die Herstellung einer Reiter-Statuette in einer Gussanstalt, welche die schönen Gitter und Thüren des Aachener Münsters selbständig mit Benutzung antiker Motive zu giessen vermochte, hat nur in sofern allenfalls noch Auffälligkeit, als man jener Periode die Bildung eines Pferdes oder gar eines Reiters zuzutrauen Bedenken trägt.

Wer unter den Elfenbeinreliefs der Aachener Kanzel den königlichen Reiter[4]) betrachtet, über dessen Haupt zwei Victorien eine Krone halten, wer die gelockten Haare und grossen Augen dieses Reiters, das offene Maul und die hohe, stilisirte Haarfrisur zwischen den Ohren des Pferdes ansieht, wird eine Aehnlichkeit der Motive mit denen der Statuette nicht verkennen. Beide Kunstwerke sind nach meiner Ueberzeugung aus gleicher karolingischer Zeit und stellen beide Karl den Grossen dar. Das so besonders characteristisch nnd übereinstimmend

---

1) Ch. Lenormant in Cahier und Martin's Mélanges d'Archéologie I, 157; Labarte I, 391 und 429; Weiss, Costümkunde, 2. Aufl. II, 487.

2) Abgebildet bei Ferrario, Monumenti sacri e profani de s. Ambrogio. Milano 1824 und bei Agincourt, Skulptur, Taf. 26.

3) Bereits Rumohr, Ital. Forschungen I, 221, sprach diese Ansicht aus

4) Abgebildet bei E. aus'm Weerth, Kunstdenkmäler II, Taf. XXXIII, 19, Text S. 88, Bock, Pfalzkapelle S. 81 und E. Förster, Denkmäler deutscher Kunst I, Bildnerei, Tafel I, 1a.



Rom: Marc Aurel.



Elfenbein von Aachen.



Statuette von Metz.



Elfenbein-Barberini zu Rom.

behandelte Stirnhaar der Pferde geht auf römische und byzantinische Vorbilder zurück und findet sich in einfacher Behandlung schon am Reiterbild Marc Aurels [1]), in mehr gekräuselter Weise an dem Pferde des Kaisers Constantin auf einem Elfenbeinbuchdeckel der Barberinischen Bibliothek zu Rom [2]). Es finden sich aber diese frisirten Haarbüschel

---

1) Herr Baumeister Hermann hatte die Güte mir von Rom eine Skizze des Pferdekopfes von der Reiterstatue Marc Aurels zu senden, die den glatt emporstehenden Haarbüschel zwischen den Ohren deutlich ersehen lässt.

2) Abgebildet bei Gori, Thesaurus dipt. II, S. 163, 71. Eine vorzügliche neue Zeichnung habe ich zur Veröffentlichung in Rom anfertigen lassen und



Löwenkopf der karol. Bronze-Thür zu Aachen.

auch an den Löwenköpfen der Aachener Bronze-Thüren wieder und bezeugen dadurch, dass sie der karolingischen Kunst besonders eigenthümlich und für die Zeitstellung der Metzer Statuette ein gewichtiges Moment sind. Der Bildner, der das flotte, mit einer gewissen Grossartigkeit concipirte Aachener Elfenbein-Relief eines Herrschers zu Pferde schaffen konnte, hatte in der That keinen zu weiten Schritt zu dem kleinen Reiterbild von Metz.

Es wäre geradezu unglaublich, dass jene Künstler, welche Pferde in bewegten Schlachtenbildern malten und solche in Elfenbein schnitzten, die täglich die grosse Reiter-Statue König Theodorichs aus Ravenna im Palasthof zu Aachen vor sich sahen und das Vorbild in der Statue Marc Aurels im Lateran zu Rom sicherlich kannten, sich nicht an einem Reiterbild ihres Kaisers versucht hätten.

---

denke dieselbe demnächst mit den 6 Elfenbeintafeln der Kanzel von Aachen in meinem Sammelwerke: „Fundgruben der Kunst in den Elfenbeinwerken des Alterthums und Mittelalters“ herauszugeben. Die an sich geistreiche Hypothese von Carl Friedrich (Die Elfenbeinreliefs an der Kanzel des Doms zu Aachen. Eine Nachbildung der Theodorichsstatue zu Ravenna und Aachen. Nürnberg 1883), die in dem Aachener Reiterbilde eine Wiedergabe der Theodorich-Statue von Ravenna erblickt, vermag ich nicht zu theilen. Meiner Ueberzeugung nach ist „der gelockte König“ Niemand anderes als Karl der Grosse. Ich werde in einer der nächsten Nummern der Münchener Zeitschrift: „Die Wartburg“ darauf zurückkommen.

Die Aufgabe lag zu nahe für die fränkischen Künstler, welche sich, wie jener Miniaturmaler der Bibel Lothars in S. Paul zu Rom, rühmten, die Italiener übertroffen zu haben[1]), aber immerhin war sie technisch noch schwierig genug.

Der Metallgiesser suchte sie sich deshalb dadurch zu erleichtern, indem er Pferd und Reiter nicht in einem Guss, sondern in zwei getrennten Stücken herstellte. Beide sind Hohlgüsse. Der Reiter ist durch einen in den Pferdeleib getriebenen und unter demselben ersichtlichen Nagel mit dem Thiere verbunden. Auch die Satteldecke zeigt, obgleich sie mit dem Pferde im Guss eins zu sein scheint, an allen vier Ecken in den Pferdekörper eingelassene Nägel.

Leider fehlt uns eine chemische Analyse der Aachener Thüren und Gitter wie der Metzer Statuette; die Uebereinstimmung der Metallmischungen würde die Wahrscheinlichkeit der Annahme einer gemeinsamen Werkstätte erhöhen. Nach meiner Wahrnehmung kommt unter der schwarzen Oxydation des Reiterbildes rothes Kupfer hervor, und zwar in ganz gleicher Weise am Pferde und am Reiter. Herr F. Barbedienne, der Inhaber der berühmten Bronze-Werkstätten in Paris, welcher mit dem Metallabguss der Statuette für den Dom zu Metz betraut wurde, äusserte sich mir darüber allerdings entgegengesetzt, nämlich also:

„Il m'a semblé que le personnage et le cheval sont de même na-
„ture, c'est à dire, alliage de cuivre et d'etain dans les proportions
„du bronce antique. Ce petit monument a dû subir un incendie,
„lequel incendie a pu troubler l'homogénéité de la matière mé-
„tallique."

Zum Schlusse haben wir noch einen Nebenumstand zu berühren, welcher die Verlegung des kleinen Monuments in die karolingische Zeit nicht wenig unterstützt. Die beigebrachten historischen Zeugnisse bekunden, dass dasselbe am Todestage Karls des Grossen auf dem Lettner zwischen vier brennenden Lichtern stand. Selbstverständlich musste für diese jährliche feierliche Aufstellung fünf vereinigter Gegenstände ein dazu eingerichteter und bestimmter Altartisch vorhanden sein. Auf der Plattform des Treppenthürmchens, an dem Stirnpfeiler des ersten Strebebogen-Systems der südlichen Chorseite des Domes, fand

1) „Ingobertus eram referens et scriba fidelis,
„Grafidos Ausonios aequans superansque tenore
„Mentis."

Herr Tornow auf modernen Stützen noch einen weissen mit Moos überwachsenen Tisch von weissem Marmor (Taf. IV, 1—1 c) vor, der in der Mitte seiner oberen Fläche eine grössere, an den vier Ecken kleinere Austiefungen hat (Taf. IV, 1 zeigt die obere, IV, 1 c die untere entsprechende Fläche der Tischplatte), welche offenbar zum Einlass, zur Befestigung darauf gestellter Gegenstände gedient haben mussten.

Diese Wahrnehmung begründete die Vermuthung, dass dieser Tisch die Altarplatte des Lettners sei. Bestätigt wurde dieselbe durch die Aussage hochbetagter Leute von Metz, welche von ihren Vätern her wussten, dass ehemals oben in jenem Thürmchen die kleine Figur auf dieser Marmorplatte noch stand. Bégin in seinem Werk: „Histoire de Metz“ S. 222, sagt, indem er unrichtig Charles Quint für Charlemagne setzt:

„La table de Charles Quint formant un rectangle en marbre blanc „avec rebord est soutenue par quatre piliers et tient le milieu de „la plateforme. Au centre de la table existe une ouverte, qui „servait de point d'attache à la statue équestre du monarque, „avant qu'on l'eût fait descendre de ce piédestal.“

Bei dem erwähnten Abbruch des Lettners im Jahre 1764 hat man offenbar der Pietät für die karolingische Tradition dadurch Rechnung getragen, dass man dem Altar des Lettners mit der darauf stehenden Bronze-Statuette auf der Plattform des neben dem Chor befindlichen Thürmchens einen Platz anwies, welches durch irgend eine nicht mehr bekannte Beziehung damals schon Tour de Charlemagne im Volksmunde hiess, oder vielleicht in Folge dieser Aufstellung erst diesen Namen erhielt.

Die 8 cm dicke, 1,11 m lange, 0,83 cm breite Marmorplatte ist auf drei Seiten characteristisch profilirt, auf einer Seite aber unbearbeitet gelassen, woraus hervorgeht, dass sie mit einer Seite gegen eine Wand anstand und wie vielfache Altäre jener Zeit auf vier freistehenden Säulen ruhte. Einem eigentlichen Altar konnte die Platte deshalb nicht angehören, weil sie oben keine glatte, sondern eine vertiefte Fläche bildet und jedenfalls nur zum Zweck der Aufnahme der Figur, und zwar in karolingischer Zeit, angefertigt wurde. Den karolingischen Character bekundet nämlich die Randverzierung eines Perlstabes (Taf. IV, 1 b), der in ganz gleicher Weise auf den kleineren Bronze-Thüren des Aachener Münsters sich wiederfindet. Die Identität der Verzierungen ist ebenso auffällig wie uneingeschränkt.

Mit der Begierde, eine überraschende urkundliche Auskunft zu

erhalten, gewahrt man auf dem Rande unterhalb des karolingischen Perlstabes in ausgetieftem Felde (Taf. IV, 1 a) die Spuren einer Inschrift. Die Form der Buchstaben ist zu ungleich, zu wenig sorgfältig, um sie für gleichzeitig ansehen zu können; sie sind auch in zu geringen Resten erhalten, um einen lesbaren Text zu ergeben. Ich erkenne nur mit Sicherheit folgende Buchstaben, denen ich keinen Zusammenhang abzugewinnen vermag:

////I///BOBEIQ.////////IE/////AN/////

Fassen wir unsere Ausführungen in ihrem Endergebniss zusammen, so werden wir eine Kunstleistung, wie die Bronze-Statuette Karls des Grossen, die der Zeitperiode des IX. Jahrhunderts im Allgemeinen nicht zugetraut werden kann, den Leistungen des durch Werke und Nachrichten bezeugten gleichzeitigen kaiserlichen Giesshauses Karls des Grossen in Aachen doch zutrauen dürfen.

Wer dieser Ansicht nicht beistimmt, wird nicht leicht die Verlegenheit überwinden, das kleine Kunstwerk in einer anderen Zeit unterzubringen.

Das karolingische Giesshaus ging wahrscheinlich mit dem Tode Karls des Grossen ein. Ueber seinen Fortbestand liegt wenigstens kein Zeugniss vor, und ist derselbe auch in den folgenden Zeiten politischen Verfalls unwahrscheinlich. Erst am Ende des X. Jahrhunderts begegnen wir dann wieder einem mächtigen Wiederaufleben des Metallgusses. Auf Geheiss des Abtes Folcard stellen Gozbert und Absolon für den Klosterhof von S. Maximin in Trier einen figurenreichen Brunnen her[1]). Hält man den genannten Abt für Folcard II.[2]), so gehörte dieser Guss der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts an; stimmt man der Ansicht bei, dass Folcard III.[3]) der Urheber des Werkes sei, dann rückt das erst Ende des XVII. Jahrhunderts zu Grunde gegangene rheinische Kunstwerk bis zum Anfang des XII. Jahrhunderts hinauf. Eherne Säulen wurden am Ende des X. Jahrhunderts vom Magister Gotfried im Kloster Corvey gegossen und die kurz vorher (990) vom Bischof Bruno von Verden dahin geschenkten waren gewiss dortiger Herkunft[4]).

---

1) Abgebildet im 49. Jahrbuch, Taf. II.

2) So Hontheim, Prodr. hist. Trev. II, 1003 und A. Wiltheim, Ann. San-Maximianae.

3) Kraus, S. 101 im 49. Jahrbuch.

4) Annales Corbeienses bei Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland II, S. 7.

Bischof Willigis von Mainz († 1011) liess für die ehemalige Liebfrauenkirche die jetzt im Dom befindlichen beiden Flügel einer Erzthür durch Beringer giessen, welche denen von Aachen offenbar nachgebildet sind[1]). Aber diese und andere Einzelbestrebungen[2]) überragend war die Kunstthätigkeit, welche Bischof Bernward von Hildesheim Anfangs des XI. Jahrhunderts in dieser Stadt hervorrief und leitete. Angeregt durch die von den Ottonischen Kaisern ausgehende politische und culturelle Geisteserhebung entstanden hier neue Werkstätten für Goldschmiedekunst und Metallarbeiten, welche in gleich überraschender Weise, wie früher die karolingischen Künstler in Aachen, jetzt die Welt durch ihre noch erhaltenen Werke: die Erzthüren des Domes zu Hildesheim, die Bernwardsäule daselbst, das grosse Christusbild im Dom zu Braunschweig, den siebenarmigen Leuchter zu Essen u. a. in Erstaunen setzten.

Aber der naturalistische Character dieser Werke, die nicht auf der Höhe der Aachener Güsse stehen, ist so verschieden von unserer Statuette, wie die Schöpfungen der Renaissance, so dass sie mit den Gusswerken beider Zeiten nicht zusammengebracht werden kann.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die trennenden Unterschiede eingehender darzulegen. Wer dem Vergleich näher treten will, darf nur die durchschlagenden Verschiedenheiten stilistischer Behandlung beachten zwischen den aus der Zucht antiker Form-Tradition noch nicht entronnenen Löwenköpfen der karolingischen Domthüren von Aachen (Holzschnitt auf S. 159) und jenen wilderer naturalistischer Gestaltung des X. Jahrhunderts von Hildesheim[3]) und des XI. oder gar XII. Jahrhunderts von den Willigis-Thürflügeln zu Mainz[4]). Er beschaue

1) Wetter, Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz S. 93—99. Fr. H. Müller, Beiträge zur deutschen Kunst I, Taf. 3 und 14. Dorow im Deutschen Kunstblatt No. 55 von 1826. Sighart, Gesch. der bildenden Künste in Bayern S. 119, und endlich Falk, Die Kunstthätigkeit in Mainz von Willigisens Zeit bis zum Schluss des Mittelalters in Regestenform. Mainz 1869.

2) Einzelne um diese Zeit sonstwo in Deutschland entstandene Gusswerke ersehe man bei Schnaase, 2. Aufl. IV, S. 666; Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste in Deutschland II, S. 147; Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie, 5. Aufl. II, 543 ff.

3) Abgebildet bei Kratz, Der Dom zu Hildesheim, Taf. 6 und 9. Förster, Denkmäler deutscher Kunst Bd. IV. Bildnerei.

4) Ich verdanke die Zeichnung des Löwenkopfes von Mainz gütiger Herleihung des Herrn Domprähendaten Dr. Fr. Schneider, welcher mit Essenwein der Meinung ist, dass die Löwenköpfe an der Willigisthür als eine spätere



Hildesheim.



Mainz.

lediglich den Abstand, den die Gegenüberstellung der unbeholfenen Eselin des Palmsonntags-Rittes an der Bernwards-Säule[1]) (Taf. V, 1), der ungeschickten Thiere auf den Kossun'schen Erzthüren zu Nowgorod[2]) (Taf. V, 2) gewährt zu den aufsprengenden edlen Rossen vor dem Wagen des zum Himmel fahrenden Elias (Taf. VI, 1) aus einer griechischen Vaticanischen Handschrift des 9. Jahrh. und den gleichzeitigen Reiterbildern des Josua-Codex daselbst (Taf. VI, 2)[3]). Ueberhaupt der Vergleich der Pferde-Darstellungen aus dem IX. Jahrhundert einerseits[4]) und aus dem X.—XIII. Jahrh. andererseits, wie sie mannigfache Bilder in Handschriften dieser Zeit bezeugen, und hier an dem nebenstehenden Holzschnitte einer kühnen Reitergruppe des Psalteriums von Utrecht (IX. Jahrh.)[5]), den höl-

Zuthat anzusehen sind, etwa gleichzeitig mit der Inschrift, welche 1135 unter Adelbert I. auf die Felder der Flügel eingegraben wurde. Von noch spätern Löwenköpfen, z. B. denen an den Thüren des Domes zu Trier und der Kirche zu Dietkirchen an der Lahn, sehe ich ab.

1) Entnommen der Abbildung bei Wiecker, Die Bernwardssäule zu Hildesheim 1874, Fig. 28. Bei Kratz, Der Dom zu Hildesheim 1840, Taf. VII, wird die Eselin nur theilweise sichtbar.

2) Adelung, Die Kossun'schen Erzthüren 1825, Taf. I.

3) Entnommen der Abbildung bei Agincourt, Malerei, Taf. XXIX, 2 und XXXIV, 1.

4) Besonders aus dem Psalterium aureum von S. Gallen, herausgegeben von Rahn, Taf. IX und X. Der Bibelhandschrift von S. Paul in Rom, Taf. XLIV bei Agincourt.

5) Psalterium von Utrecht, Taf. III der Besprechung von Springer im VIII. Bande der k. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig.

zernen Gestalten der kämpfenden Könige Odoaker und Theoderich (XIII. Jahrh. Taf. V, 3)[1]), dem auf einer Biga stehenden Könige (XII. Jahrh. Taf. V, 4), den angebundenen Pferden aus einer Handschrift des Virgil[2]) und den in diesen Jahrbüchern bereits abgebildeten Reiterfiguren aus den bekannten Codices Epternacensis zu Gotha und Egberti[3]) zu Trier ersehen werden, ergibt schlagend, dass das Metzer Pferd sich ohne Zwang in die schwungvollere ältere Periode einreiht und mit den späteren Bildungen nichts gemein hat. Während die ersteren noch vollständig die künstlerische Tradition des Alterthums besitzen, verlassen die letzteren gänzlich den Pfad der Antike.

Die Beispiele für beide Kategorien würden sich leicht vermehren lassen und ebenso aus den characteristischen Eigenschaften dieser Pferdebildungen mancherlei Schlüsse gestattet sein. — So z. B. ist es bezeichnend für das Metzer Pferd, dass es weder Steigbügel noch Nasenriemen hat. Die späteren Pferde-Anschirrungen entbehren dieser characteristischen Merkmale niemals, während in den früheren der Nasenriemen bald fehlt, bald erscheint, der Steigbügel aber meist ganz ausfällt. In dem Psalterium von S. Gallen z. B. fehlen die Nasenriemen, der Steigbügel ist jedoch vorhanden. Umgekehrt in dem Psalterium von Utrecht, wo die Steigbügel nicht vorkommen, aber die Nasenriemen zu erkennen sind.

Während eingehende Urtheile deutscher Kunstgelehrten mir ausser Schnaase's beiläufiger, ohne Angabe von Gründen gegebener Anmerkung[4]), „die Statuette sei ein späteres Werk", nicht bekannt sind, gereicht es mir zur Genugthuung, die hervorragendsten französischen Archäologen mittelalterlicher Kunst, Alfred Darcel, Charles Linas und Albert Lenoir meine Ansicht vom karolingischen Ursprung des Reiterbildes theilen zu sehen: die ersteren beide in gedruckten Aussprüchen[5]), letzteren in folgenden an mich gerichteten

---

1) Agincourt, Malerei, Taf. LXVII, 5, aus einer latein. Handschrift der Vatic. Bibl. Palat. 927.

2) Agincourt, Malerei, Taf. LXVIII, 8 der fahrende König, ebenfalls aus einer vatic. Handschrift; Taf. LXIV, 1 die Pferde des Virgil.

3) Codex Epternacensis, Jahrbücher LXX, Taf. X; Codex Egberti. Taf. VII.

4) Kunstgeschichte, 2. Aufl., III. Bd. 624, Anm. 4.

5) Darcel, Catalogue der Pariser Ausstellung von 1867: Histoire du tra-

Zeilen: „Ce monument du plus haut intérêt est évidemment authentique, il présente tous les caractères de l'art carlovingien: la couronne, la tête, le costume sont identiquement semblables à ceux que reproduisent les peintures des manuscrits de l'époque et qui ont été publiés maintes fois. Charlemagne avait établi des ateliers de fondeurs à Aix-la-Chapelle et ailleurs, peut-être cette statuette a pu en sortir." Darf ich weiterer brieflicher Aeusserungen Erwähnung thun, so stimmen meine verehrten Fachgenossen H. Otte, F. X. Kraus, Fr. Schneider darin vorstehenden Darlegungen zu.

Verpflichtet fühle ich mich zum Schlusse Herrn Cousin, dem Conservator des Museums Carnavalet in Paris, für die Freiheit, welche er mir zur Untersuchung und Abzeichnung der Statuette Karls des Grossen gewährte, verbindlichsten Dank auszusprechen. Ich thue dies um so lieber und wärmer, als ich seit 20 Jahren, während eines viermaligen längern Aufenthaltes in Frankreich stets das gleiche, unverändert freundliche Entgegenkommen in den Kreisen französischer Gelehrten und Staatsmänner gefunden habe. Freilich habe ich auch niemals meine Ansicht verläugnet, dass Frankreich und Deutschland die zehrende Feindseligkeit einer veralteten historischen Ueberlieferung abstossen sollten, da nach meiner Ueberzeugung beide berufen sind, in politischer Verständigung Hand in Hand an der Spitze der Weltbewegung und Cultur zu schreiten, wie es ja auch einst die beiden Länder gemeinsam unter Karl dem Grossen thaten.

Karl's kostbarstes Kleinod, sein: „Talismann", den ich auf besondere Einladung Kaiser Napoleon III. im Dezember 1869 in den Tuilerien untersuchte, wird mir bei seiner demnächstigen Veröffentlichung [1]) erneute Veranlassung geben, auf Karolingische Kunst und historisch-politische Gedanken zurück zu kommen.

E. aus'm Weerth.

---

vail et monuments historiques. S. 104, No. 1670. — Linas, Histoire du travail à l'exposition universelle 1867, S. 277.

1) Eine vor der Untersuchung des Talisman begonnene, in Ermangelung derselben unterbrochene Veröffentlichung mit Abbildungen befindet sich bereits im XL. Jahrbuch S. 265 ff.

---

8. Die Krypta von St. Paulin zu Trier.

Hierzu Taf. VII.

Gutachten
über das Reliquien-Grab des heil. Paulinus und die Herstellung der Krypta mit ihren Grabstätten.

Auf dem an Erinnerungen so reichen Boden von Trier nimmt die Oertlichkeit um St. Paulin und die Kirche selbst ein hervorragendes Interesse in Anspruch. Geschichtliche Ueberlieferungen und zahlreiche Funde bezeugen wechselseitig die Thatsache, dass an diese Stätte vielfache Aeusserungen römisch-christlichen Lebens sich knüpfen. In ihrer heutigen Erscheinung lässt die Kirche nicht vermuthen, dass überhaupt Spuren älterer Zeit sich darin erhalten hätten. Wohl wölbt unter dem Chore sich eine Unterkirche, und eine Anzahl von Hochgräbern sind einzeln und in Gruppen darin aufgestellt. Alles trägt indess den Charakter des vorigen Jahrhunderts, so dass jede Hoffnung, hier noch auf Zeugnisse aus christlicher Vorzeit zu stossen, nahezu ausgeschlossen schien. Und doch sollte unter der Hülle, welche die Barock-Zeit darüber ausgebreitet hat, sich der alte Kern in einer so vollkommenen Erhaltung finden, wie es kaum sonstwo der Fall sein dürfte.

Im Hinblick auf eine würdigere Instandsetzung der Unterkirche suchte man u. a. auch einen Einblick in das Innere des mächtigen Hochgrabes zu gewinnen, das angeblich die Gebeine des heil. Paulinus, Bischofs von Trier (351—358) enthalten sollte. Das Ergebniss war derart, dass die bischöfliche Behörde von Trier sich der Sache alsbald annahm und eine eingehende Prüfung und Begutachtung des Fundes nach allen seinen Beziehungen veranlasste. Der Auftrag ward mir zu Theil, und ich unterzog mich demselben in den Tagen vom 20. bis 25. Juni 1883. Meine Wahrnehmungen und Anschauungen legte ich in einer an den hochwürdigsten Bischof von Trier, Dr. Mich. Fel. Korum gerichteten Denkschrift nieder. Dieselbe war, den Umständen entsprechend, zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Da aber die von der bischöflichen Behörde zu treffenden Massnahmen seitdem längst ihren Abschluss gefunden haben, und die Sache selbst nach der archäologischen Seite ein nicht geringes Interesse in Anspruch nimmt,

so schien es nunmehr angezeigt, den Inhalt meiner Denkschrift an geeigneter Stelle mitzutheilen. Seit der Vorlage meines Gutachtens, 18. August 1883, hat Herr Direktor Dr. Hettner zu Trier, dem ich am Schluss meiner Aufnahmen eine gemeinschaftlich mit mir vorzunehmende Besichtigung hatte verschaffen können, in der Westdeutschen Zeitschr. für Gesch. u. Kunst, 1884, Heft I. S. 30 ff. eine vorläufige Notiz über den Gegenstand veröffentlicht und in den meisten und wichtigsten Punkten meiner Darlegung beigepflichtet. Anderseits haben die Untersuchungen, welche durch Herrn Prof. Dr. Schaaffhausen[1]) eingeleitet wurden, ein ebenso interessantes, als meine ersten Aeusserungen bekräftigendes Ergebniss herbeigeführt. Endlich fanden die von mir vertretenen Anschauungen bezüglich der unter den Grabfunden erhobenen Stoffe von Seiten des Herrn Prof. Dr. Karabacek in Wien in brieflichem Austausch eine zustimmende Beurtheilung. Somit darf ich glauben, dass durch meine zuerst erfolgte Aeusserung über den merkwürdigen Fund der weiteren Behandlung der einschlägigen Fragen in nutzbringender Weise vorgearbeitet sei.

I.

Befund des Reliquiengrabes und seiner Einzelheiten.

Die grosse Steintumba inmitten der Krypta war eröffnet und der Deckel soweit gehoben, dass sich das Innere vollkommen übersehen liess. Es sei gleich hier bemerkt, dass der aus grauem Sandstein (wohl der Gegend) hergestellte Sarg aus einem einzigen Blocke gehauen ist. Im Innern zeigt er eine sehr lichte Farbe, wie sie bei einem aus dem Alterthum stammenden Sarkophage auf den ersten Blick auffällig erscheinen mag, die sich aber aus der Aufstellung in einem von Ueberfluthung freien Gebiete und in einem offenbar verhältnissmässig trockenen Raume genügend erklären dürfte. Zudem steht der Sarg nicht unmittelbar auf dem Boden, sondern ruht auf einer beträchtlichen Untermauerung. Die Geneigtheit, der Tumba ein höheres Alter beizumessen, als es auf den ersten Blick die Barockausstattung des Aeusseren anzuzeigen scheint, wird entschieden dadurch bestärkt, dass die Innenwände mit Sorgfalt in jenem sphärischen Schlage bearbeitet sind, der ihnen das geriefelte oder strigulirte Ansehen gibt,

1) Vergl. Jahrbb. 1884, LXXVII, S. 238 ff.

welches ein charakteristisches Kennzeichen römischer Steinsärge und bis in's frühe Mittelalter fortwirkender Handwerksübung ist. Ob im vorigen Jahrhundert in dortiger Gegend ein solcher Brauch, namentlich beim ersten Bossiren der Werkstücke in den Steinbrüchen, noch bestand, vermag ich nicht festzustellen. Aber auch selbst das würde nicht unbedingt gegen hohes Alter des Paulinus-Sarges sprechen, sondern würde nur eine seit unvordenklichen Zeiten bestehende Gewohnheit, wie in den seit anderthalb Jahrtausend ausgebeuteten Steinbrüchen der Maingegend, bezeugen. Entschieden auf frühe Entstehung weist übrigens eine am Kopfende befindliche Oeffnung dicht über dem Boden hin, wie solche in der mannigfachsten Weise bei den alten Steinsärgen zu beobachten sind. Endlich dürfte der Umstand, dass der Sarg aus einem Monolith besteht, zu Gunsten seiner frühen Herstellung anzurufen sein. Wo es im vorigen Jahrhundert vorkam, dass man ältere Begräbnisse mit neuen Sarkophagen umgab, sind namentlich bei grossen Massverhältnissen, wie z. B. bei dem Grabmal von Einhart und Emma zu Seligenstadt, und geradeso bei den Grabmälernn der 7 Rathsherren in der Paulinus-Krypta solche Tumben aus schweren Plattenstücken zusammengestellt. Auch wurde gern, wie im angezogenen Fall, statt des schlichten Sandsteines der aufwändigere, glänzendere Marmor herangezogen, ein Material, das auch in Trier zu jener Zeit reichlich Verwendung fand. Wenn nun hier ein einfacher Monolith von Sandstein die Gebeine des heil. Paulinus umschliesst, so liegt, mit Rücksicht auf die vorbemerkten Eigenthümlichkeiten, die Vermuthung nahe, dass es jener alte Steinsarkophag sei, worin die Reliquien nach der Auffindung 1072 eingebettet waren. Bei der grossen Pietät, womit trotz der weitgehenden Erneuerungen im vorigen Jahrhundert die alten Ueberlieferungen bewahrt wurden, liegt die Annahme nahe, dass man sich damit begnügte, lediglich das Aeussere im Zeitgeschmacke umzugestalten, das Reliquiengrab in seinem Kern aber unversehrt zu erhalten. Dass übrigens ein solches Vorgehen technisch möglich war, ist keineswegs zu bezweifeln. Vergleicht man z. B. jene mächtige mittlere Tumba in dem freiliegenden Grabgewölbe auf dem Friedhofe vom heil. Matthias mit den geringen Wandungsstärken der Paulinustumba und deren immer noch mächtigen Deckel mit jener Riesenlast auf dem angezogenen Grabmal, so erscheint eine Ummodelung in der bezeichneten Richtung ganz wohl ausführbar. Ueberdies könnten noch gewisse Eigenthümlichkeiten, dass z. B. die gebuckelten Schilde an den Langseiten eingesetzt sind, gleichfalls zur Unterstüzung der hier vertretenen

Ansicht angerufen werden. Jedenfalls dürfte diesem Punkte entsprechende Beachtung zu schenken sein[1]).

Treten wir indess der Bewahrung der Reliquien näher. Da die Entnahme der Gebeine gleich nach der Eröffnung der Tumba erfolgte, und dieselben nach ärztlicher Besichtigung unter behördlichen Verschluss gelegt worden waren, so entbehrte ich der näheren Kenntniss ihrer Beschaffenheit. Nach meiner Meinung wäre es namentlich von Werth festzustellen, ob eine Art von Mumificirung, wie solche nach dem alten Fundberichte und einzelnen sonstigen Anhaltspunkten fast zu vermuthen wäre, nachweisbar ist. Zu der Annahme einer sehr sorglichen Balsamirung berechtigen nämlich die bedeutenden Reste von harzartigen Stoffen[2]), die theils unvermischt, theils mit vegetabilischen Resten innig vereinigt sind, wie es die Probe der Verbrennung beweist, zur Stunde noch von ihren aromatischen Eigenschaften bewahrt haben. Eine solche mumienartige Behandlung der Leiche war aber nicht nur aus Gründen der Verehrung, sondern ganz besonders mit Rücksicht auf die Ueberführung aus so weiter Ferne entschieden angezeigt. Zudem würde diesem Umstand die bei der Eröffnung im Jahre 1402 hervorgehobene Vollständigkeit der Erhaltung der Leiche im Ganzen und ihren einzelnen Theilen zuzuschreiben sein. (Vergl. Collatio Friderici p̄pi bei Schmitt, Kirche d. h. Paulin S. 183 „velut integrum hominem et absque membrorum corruptione"). Welchem Zeitpunkte die Balsamirung zuzuschreiben wäre, liesse sich vielleicht noch aus einer sorglichen Untersuchung der Gebeine und der Beigaben feststellen. War dieselbe nämlich gleich nach dem Tode bewirkt worden, so liessen sich möglicherweise, nach Analogie anderer mumificirter Körper, noch Theile der mit den darumgeschlungenen Binden vereinigten Haut erkennen. Finden sich aber solche Stoffreste, welche mit den anliegenden Körpertheilen zu einem geradezu unzertrennlichen Ganzen sich verbinden, gar nicht vor, so wäre wohl anzunehmen, dass die Umhüllung mit Stoffen, wie sie die Collatio Friderici p̄pi a. a. O. bereits erwähnt, und die Zugabe von Aromaten erst bei Gelegenheit

1) Hettner a. a. O. S. 31, pflichtet dem bei, indem er sagt, dass die Vermuthung, nur die äussere Bearbeitung sei neueren Ursprungs, der Sarg selber aber dem Mittelalter angehörig, mehr als wahrscheinlich ist.

2) Die Qualität des Harzes im allgemeinen ist festgestellt. Dass die Farbe dunkel geworden, thut zur Sache nichts. Vergl. Prof. Dr. Schaaffhausen's Ausführungen über diesen Punkt a. a. O. S. 241.

der Ueberführung nach Trier sei vorgenommen worden. Jedenfalls musste zu diesem Zweck der ganze Körper in seiner natürlichen Lage fest zusammen gebunden worden sein. Zu dieser Behandlung dürften dann auch ausser den seidenen Umschlagtüchern, jene flockigen Seidenfasern gedient haben, welche noch jetzt an der Innenseite der Seidenstoffe haften und sich in beträchtlicher Menge vorgefunden haben. Unter allen Umständen sprechen aber die bei den Gebeinen vorgefundenen Beigaben von der vorzüglichen Sorge, welche man auf die Umkleidung der Reste des heil. Paulinus verwandte. Zunächst sei noch darauf verwiesen, dass in den geriesartigen Aromaten eine grosse Menge der feinsten Goldfäden, freilich in kleinen und äusserst zarten Resten sich vorfinden. Dieselben erscheinen unter dem Mikroskop als flache Gebilde von äusserster Feinheit; in keinem Falle konnte ich eine Verbindung mit einem Faden entdecken, um den sie etwa wären geschlungen gewesen, so dass sie möglicherweise ganz selbständig als Einschlag oder Musterung einem hochfeinen Gewebe konnten eingebunden sein. Da gerade im Augenblicke die Frage über die Herstellung und Beschaffenheit der in der alten Kunstweberei verwendeten Goldfäden und insbesondere das filum auri Cypriaci lebhaft erörtert wird und lichtgebende Untersuchungen darüber geführt worden sind, so dürfte es sich empfehlen, diese Reste von Goldfäden einer Begutachtung durch competente Beurtheiler zu unterwerfen. Gleich hier sei jedoch bemerkt, dass Reste eines von Goldfäden durchzogenen Stoffes im Provinzial-Museum zu Trier, der in einem anscheinend fränkischen Thongefässe bewahrt wird und wohl auch aus dieser Zeit stammt, einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Vergleich gewährte. In diesem Falle ist vor allem der Goldstreifen beträchtlich derber und weiterhin ziemlich lose um den als Folie dienenden Faden geschlungen. Gegenüber der niedrigen Technik dieses Beispiels sind die aus dem Paulinus-Grabe stammenden Reste von ganz hervorragender Vollendung und weisen ebensowohl auf ein Gewebe von der höchsten Kostbarkeit und Feinheit, wie eine hochentwickelte Industrie, welcher es entstammte. Im ganzen Beweis für das Alter, wie die unveränderte Bewahrung des Grabinhaltes verdient das Vorkommen dieser Reste von Goldgeweben besondere Beachtung und darf nach meinem Dafürhalten zum Zeugniss für die von der Tradition bezeichnete Zeit der Bestattung, beziehungsweise Ueberführung aus dem Orient nach Trier angerufen werden.

Bei der Eröffnung der steinernen Tumba fand sich im Innern ein regelmässig rechteckig geformter Holzsarg vor. Der Boden war

gänzlich zerfallen. Dagegen ist der Sarg in dem Obertheil noch vollständig erhalten; die mit Schwalbenschwanz verbundenen Kanten schliessen an allen Seiten und werden durch verkröpfte Eckbeschläge entsprechend verstärkt. Der Deckel hat nur wenig an einer schwachen Stelle verloren, ist aber jetzt der Länge nach gerissen und verzogen. Angesichts der Fundverhältnisse und der ganzen Ausstattungsweise dieses Holzsarges stehe ich nicht an, diesem Stücke unter rein archäologischem Gesichtspunkte einen ganz eminenten Werth und für die Bezeugung der Tradition die höchste Wichtigkeit beizumessen; denn es dürfte wohl kaum in einem anderen Fall ein Holzsarg, der in ein so hohes Alter hinaufreicht, in so wohl erhaltenem Zustande aufgefunden und der kirchlichen Alterthumskunde ein so vorzügliches Beispiel von der Ausstattung eines Reliquiengrabes bekannt geworden sein, das alle Merkmale spätrömischer Zeit an sich trägt.

Im Einzelnen betrachtet, fesselt zunächst das Holz des Sarges die Aufmerksamkeit. Die im Verhältniss zur Grösse sehr schwachen Bretter, welche an den Schmalseiten 0,02 m, an den Langseiten 0,015 m stark sind, sind sorglich gerichtet und theilweise rein gehobelt; sie zeigen ein feines, weichschlichtiges Holz, das beim Schneiden glänzend, seidenartig erscheint und durch sein Fasergewebe sich als einer edlen Coniferenart angehörend kennzeichnet. Das Holz der amerikanischen Ceder bietet für uns einen naheliegenden Vergleich. Der Thatbestand unterstützt somit die Relation des Propstes Friedrich (a. a. O. S. 183 vergl. S. 72 u. 475 „tumba . . . de quodam nobili, nobis tamen ignoto ligno“), im Anschluss an welche der Sarg aus Cypressenholz gefertigt bezeichnet wird. Ob dies in der That der Fall ist, mag durch Sachverständige[1]) entschieden werden; jedenfalls gehört das Holz keinem unserer gewöhnlichen Waldbäume an. Dass es kein Bedenken hatte, überhaupt kostbare Hölzer zu diesem Zwecke zu beschaffen, versteht sich ganz von selbst. Noch verdient die sehr sorgliche Ausführung der Lade hervorgehoben zu werden. Die Holzstärke ist auf's Aeusserste beschränkt, die Bretter sind, wie bemerkt, theilweise rein gehobelt, die Eckverbindungen auf's Genaueste gerichtet; der Deckel ist an den

---

1) Prof. Dr. Schaaffhausen a. a. O. S. 240. Die mikroskopische Untersuchung des Holzes von der Paulinuslade legte die Annahme durchaus nahe, dass das Holz von der Ceder des Libanon herrührt; ebenso die darin vorgefundenen Hobelspähne. Vergl. S. 241, wonach es gar zweifellos sei, dass das Holz von der echten Ceder des Libanon stammt.

Seiten abgefasst und fügt sich eng in den scharf geschnittenen Falz der Seitenwandungen; endlich war ein eigenartiger Verschluss mittels vom Deckel nach dem Inneren durchgeschlagener Holzzapfen hergestellt, wodurch das Aufziehen des Deckels verhindert wurde. Alles in Allem ist die Bearbeitung der Lade derart durchgeführt, dass die Relatio (a. a. O.) mit Recht von der Tumba bemerkt: „subtilissime composita".

Die geringe Stärke der Lade führt naturgemäss zu der Erwägung, ob dieselbe wohl bei der Ueberführung aus dem Orient könne gedient haben. Undenkbar wäre es nicht; immerhin aber musste dann zum Schutz eine entsprechend starke, äussere Verkleidung angebracht werden. Nimmt man jedoch, was vielleicht die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat, eine neue Recondirung der Gebeine nach ihrer Ueberführung zu Trier an, so fielen jene Bedenken von selbst weg. In einer glänzenden Stadt wie Trier konnte es weder an geschickten Arbeitern fehlen, noch die Beschaffung von werthvollem Holze Schwierigkeiten bereiten, so dass aus solchen Gründen ein Einwand nicht hergeleitet werden kann [1]). Dass man übrigens auch der Holzlade eine vorzügliche Ausstattung geben wollte, wird, von der Ehrerbietung gegen die darin niedergelegten Gebeine zunächst abgesehen, durch die köstliche Ausstattung der Lade nahegelegt: reiche Beschläge, kostbare Seidenstoffe und werthvolle Zuthaten bedeckten die Aussenflächen, so dass die Beschaffenheit des Sarges in entsprechendem Verhältniss mit den Zuthaten selbstredend anzunehmen ist.

Die Abmessungen der Lade betragen in der Länge 1,83 m, in der Breite 0,44 m und in der Tiefe 0,315 m. Die beträchtliche Längenausdehnung gegenüber der geringen Breite dürfte auf eine sehr feste, gestreckte Verpackung des Leichnams zu deuten sein. Die Relatio Friderici p̄pi (a. a. O. S. 183) erwähnt übrigens auch schon dieses auffälligen Umstandes. Um dem Holzsarge nun einen festeren Halt in sich zu geben, ist derselbe mit Bronzebändern, welche deutlich noch Spuren einstiger Vergoldung erkennen lassen, nach verschiedenen Richtungen gebunden.

Kopf- und Fussende sind in der Mitte je mit einem solchen Bande umfasst, das auf den Langseiten zungenförmig ausläuft. Ueber die Oberseite griffen in ähnlicher Weise zwei solcher Spangen weg; ihre

1) Wird von Schaaffhausen a. a. O. S. 241 bedingungsweise zugestanden, bezw. für möglich erklärt.

Spuren sind zwar auf dem Deckel erkenntlich, doch waren sie mit demselben nicht verbunden und gestatteten sonach das Herausziehen des Deckels. Dagegen war der Deckel einerseits am unteren Ende durch zwei ähnliche Bänder zusammengehalten, ohne dass dieselben übergriffen. Zu diesen Sicherungen treten an den acht Ecken der Lade noch im Winkel gebogene, früher gleichfalls vergoldete Bronzebleche hinzu, so dass damit das Holzgerüst des Sarges in einer immerhin tüchtigen Weise zusammengebunden und verstärkt war. Die Bänder sind aus ziemlich dünnem Bronzeblech hergestellt und haben eine Breite von 0,05 m. In ihrer Ausstattung sind sie nicht ganz übereinstimmend: die einen sind längs der Ränder mit einer Reihe von kleinen Buckeln, gleich Nagelköpfen, versehen, die von der Unterseite aufgetrieben sind; bei den anderen sind den Seiten entlang schmale, mit ebensolchen Buckeln versehene Streifen aus demselben Metall aufgelegt und darüber stellenweise starke Bronzenägel geschlagen. Die Zungen bei der letzteren Art bleiben ganz glatt und sind nur mit einem Nagel mit gerundetem Kopf beschlagen. Auch die Winkelbleche sind an den Rändern in ähnlicher Weise gebuckelt. Die Wahl von vergoldeter Bronze zu den Beschlägen bekundet übrigens auf's deutlichste die Absicht, die Lade in jeder Hinsicht auf's Werthvollste auszustatten.

Die eigenartige Ausstattung der Lade hatte übrigens schon bei der Eröffnung des Grabes im Jahre 1402 die Aufmerksamkeit des Probstes Friedrich erregt. In seiner Collatio schildert er die Einzelheiten mit zutreffenden Worten. Er fand die Lade allenthalben mit silbernen Bändern umgeben („fuit undique argenteis circumligata ligaturis"), wobei er nur in der Farbe der oxydirten Bronzebänder irrte. Ferner erwähnt er kupferne Bänder, die oben mit Silber verziert waren, woran nach seiner früheren Erzählung die Lade an eisernen Ketten aufgehängt war. („Habet quoque tumba etiam cupreas ligaturas desuper argento verniculatas quibus, ut credimus, ipsa ferreis, ut diximus, catenis suspensa.") Ob die durch Rost in der Farbe dem Kupfer ähnlichen Eisenbänder an der Unterseite des Sarges Spuren von Versilberung damals noch zeigten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind die beiden Arten von Bändern und Beschlägen hier nach ihrer Erscheinung, wie ihrer Bestimmung entsprechend auseinandergehalten (vergl. Schmitt a. a. O. S. 183).

Zur Sicherung nach unten waren nämlich eiserne Bänder an zwei Stellen um den Boden gelegt und zogen sich bis gegen die Mitte der Langseiten herauf. Die Enden dieser schlicht geschmiedeten Eisen-

bänder sind in Hacken von 5 cm Ausladung umgebogen. Leider sind die Eisentheile durch Rost stark zerstört; allein ihre Beschaffenheit, wie die Stellen ihrer Befestigung, lassen sich mit voller Sicherheit bestimmen. Bei den Resten dieser Eisenbänder fanden sich vier starke Kupferringe von 0,075 m Durchmesser und 0,015 m Metallstärke. Sie entsprechen den Hacken der Eisenbeschläge; die Hacken selbst scheinen nicht ganz geschlossen, sondern nur beigebogen gewesen zu sein, so dass die Ringe zwar darin hafteten, allein nicht vollständig umschlossen waren. Mit der fortschreitenden Zerstörung des Eisenwerks sanken sie endlich herab und wurden nunmehr am Boden des Sarkophags liegend gefunden. Die Eisenbänder in Verbindung mit den Ringen hatten jedoch, über die Sicherung des Holzsarges in seinen unteren Theil hinaus, noch eine weitere Bedeutung: sie dienten zum Aufhängen der Lade. Diese Art der Bewahrung des Reliquiars mit den Gebeinen des heil. Paulinus ist, wie bekannt, geschichtlich wiederholt bezeugt: einmal durch die Notiz, dass die Normanen die Ketten des Sarges abschlugen (Schmitt a. a. O. S. 95), anderseits durch die auf die Auffindung im Jahre 1072 bezügliche Angabe, dass der Körper des heil. Paulinus an Ketten aufgehängt entdeckt worden sei. (Schmitt a. a. O. S. 122. Vergl. S. 421 ff. und 453.)

Auf eine nähere Deutung einzugehen, wie wir uns die Aufhängung zu denken haben, und wie insbesondere die bezüglichen Stellen in der vita St. Paulini und in der Chronik des Regino (vgl. Schmitt a. a. O. S. 422) zu erklären sind, ist hier nicht der Ort. Dagegen sei noch bemerkt, dass eine ähnlich mit Eisenspangen verwahrte Lade die Gebeine des Trierischen Heiligen Modoaldus, die gleichfalls in St. Paulin geborgen waren, umschloss (Bericht der Translation vom Jahre 1107 bei Schmitt, a. a. O. S. 152). Ebenso bietet sich für die Sitte, die Gebeine der Heiligen schwebend aufzuhängen, u. A. aus dem Frankenreiche ein Beispiel, das Gregor von Tours (hist. Franc. VII. Vergl. Schmitt, a. a. O. S. 423) von den Gebeinen des heil. Syrus zu Bordeaux erwähnt.

Wie aus hier angezogenen Beispielen erhellt, war bis in die fränkische Zeit der Gebrauch allgemein, die Reliquien in hölzernen Laden zu bewahren. So wird auch von den Gebeinen der heil. Thekla, welche aus Seleucia in die Gegend von Clermont überführt worden waren, berichtet, dass sie in eine Lade aus fremdem Holze verschlossen waren (Vergl. Schmitt a. a. O. S. 475, 48). Auch Einhart in seiner für den Reliquien-Cultus so wichtigen Hist. translat. SS. Marcellini et Petri

(ed. Teulet 22 cfr. 16, 21) erwähnt nur hölzerner Behältnisse für die Reliquien. In der Verwendung von Holzsärgen trifft übrigens der hier erwiesene liturgische Gebrauch mit der allgemeinen Gewohnheit der spätrömischen und fränkischen Zeit zusammen. So war die Mehrzahl der Todten auf dem bis gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts benützten gollo-römischen Friedhofe bei Strassburg in einfachen Holzsärgen bestattet, die mit schlichten Eisennägeln ohne weitere Beschläge zusammengehalten waren (A. Straub, le cimetière gallo-rom. de Strasbourg p. 114). Die ganze Rheingegend bietet Beispiele hiefür (Bonner Jahrbb. 44, S. 199; Westdeutsche Zeitschr. II. Röm. Graeberfeld von Maria-Münster in Worms S. 29 u. s. w.). Am Mittelrhein (Rheinhessen, insbesondere Heppenheim a. d. W., Offstein) und auch in der Gegend von Trier kommen, wie eine Anzahl Funde bezeugen, Eisenbeschläge, jedoch nur der schlichtesten Art und für den nothwendigsten Verband, an Holzsärgen vor. Die Särge dieser, sowie der fränkischen Zeit waren durchweg sehr derb aus schweren Brettern zusammengesetzt und dienten auf germanischem, wie gallischem Boden häufig zur Verkleidung eines inneren Bleisarges. In wenigen Fällen sind sie mit Handhaben und Bandhacken und mit Schlössern versehen. In England wurden auch Eckbeschläge nachgewiesen (Vergl. hierzu Lindenschmit, Handb. d. deutschen Alterthumskunde I. Meroving. Zeit S. 119 ff.); aber nirgends, selbst am Sarge Childerich's I. nicht (Chiflet, Anast. Child. reg. p. 80), fand sich zu den Beschlägen ein anderes Metall als Eisen verwendet.

Wenn nun einerseits bezüglich der Paulinus-Lade eine gewisse Verwandtschaft mit dem Brauch der spätrömischen und theilweise der fränkischen Zeit unverkennbar ist, so treten anderseits die Unterschiede um so augenfälliger hervor. Ist es im Allgemeinen schon die Kostbarkeit der Ausstattung, welche dem Sarge eine hervorragende Bedeutung verleiht, so sind es namentlich die Einzelheiten und Zuthaten, welche nicht sowohl für den geradezu einzigen Werth dieses Fundstückes, sondern namentlich für sein hohes Alter Zeugniss ablegen. In diesem Sinne beweisend sind vor Allem die Bronzebeschläge. Wie es den Anschein hat, liegt überhaupt, bis jetzt hier der einzige Fall, der Ausstattung mit Bronzebeschlägen von einer solchen Mächtigkeit vor. Selbst in kleinen Massverhältnissen gelten z. B. Bronzebeschläge an Casetten aus Frauengräbern zu den seltenen Funden (Vergl. Lindenschmit, Alterth. d. heidn. Vorzeit II. Heft IX, 6, 1—3). Nach dem Erfahrungssatze, dass der Gebrauch von Eisen die Benützung von Bronze stehend zurückgedrängt hat (Vergl. Bonner Jahrbb. 44, S. 100),

darf die ausgiebige Verwendung von Bronze im Allgemeinen für eine verhältnissmässig frühe Zeit in Anspruch genommen werden; so auch in unserem Falle.

Ehe übrigens eine Zeitbestimmung getroffen wird, sind noch die sonstigen Theile der Ausstattung hier zu erwähnen. So finden sich an den verschiedensten Stellen der Aussenwände Reste von feinen, gemusterten Geweben, welche so dicht und glatt an der Holzfläche anliegen, dass man annehmen muss, sie seien fest darüber gespannt und sogar aufgeklebt gewesen. Merkwürdiger Weise erstreckten sie sich über die Bronzebänder, so dass nach dem Verschluss der ganze Sarg in den Seidenstoff muss eingeschlagen worden sein. Die Spuren der Gewebereste haften zum Theil noch auf der Oberfläche der Beschläge; an anderen Stellen lässt sich die Textur der Stoffe in dem Rostüberzug der Metallflächen unzweifelhaft erkennen.

Die hier verwandten Stoffe fanden sich gleichfalls unter den stofflichen Beigaben im Innern des Sarges und werden am Geeignetsten mit jenen zusammen besprochen. Aus der Uebereinstimmung der beiden Gewebe ergibt sich aber zunächst die Folgerung, dass die Umhüllung der Reliquien zur gleichen Zeit mit der Anfertigung und dem Verschluss der Lade geschah. Die Umkleidung der Lade mit einem werthvollen Seidenstoffe ist auf die Absicht zurückzuführen, den Sarg mit seinem so theuer erachteten Inhalte entsprechend zu schmücken und ihn durch eine kostbare Verhüllung ehrwürdig zugleich zu machen: ein uralter, in den Anschauungen der ganzen antiken Welt begründeter Zug, der auch in die kirchliche Liturgie übergegangen ist und in den verschiedensten Aeusserungen darin zu Tage tritt. In dem Reliquienkult begegnen wir diesem Brauch wiederholt. Bei der Uebergabe der Reliquien des Modoaldus war beispielsweise die Lade mit einem Teppichgewebe verhüllt. Auch Einhart (Hist. translat. l. c. 16, 21) behängte den Schrein der heil. Marcellinus und Petrus mit linnenen und seidenen Stoffen und errichtete darüber ein baldachinartiges Gerüste aus Holz, das er abermals mit kostbaren Geweben schmückte. Er bemerkte dazu, dass er dies nach dem im fränkischen Reiche bestehenden Gebrauche gethan habe (Hist. translat. l. c. 21 „. . . . Sacra beatorum Martyrum corpora novo loculo recondita, in absida basilicae locavimus; et, sicut in Francia mos est, superposito ligneo culmine, linteis et sericis palliis ornandi gratia conteximus, apponentes altare“). Der Orient hat diese Gewohnheit bis zur Stunde noch bezüglich hochverehrter Grabstätten bewahrt: mit den kostbarsten Stoffen sind die Sar-

kophage der berühmten Scheiks, der Chalifen, und des Propheten behangen. In der verwandten Behandlung des Schreins des heil. Paulin begegnen wir somit einem ebenso charakteristischen, als hochalterthümlichen Brauch. Noch sei erwähnt, dass an einzelnen Stellen, namentlich auf Theilen der Beschläge auch Reste eines hellen, grobfaserigen Gewebes hafteten, das nicht Seide, sondern ein linnenartiger Stoff zu sein scheint. Es liess sich nicht bestimmen, ob dieser Stoff ehedem eine so grosse Ausdehnung hatte, dass er den ganzen Sarg als äussere Hülle umkleidete. Nach Analogie des von Einhart beschriebenen Falles wäre es schon möglich gewesen. Aus der Collatio Friderici p̄pi (bei Schmitt a. a. O. S. 183) erhellt übrigens, dass man die Lade 1402 mit vielen und verschiedenen seidenen Stoffen umhüllt fand und diese bei der Eröffnung zurückgeschlagen wurden.

Die weiteren Zuthaten an der Lade bestehen in drei silbernen und einem goldenen Zierstück. Die Collatio Friderici p̄pi beschreibt sorgfältig diese kostbaren Beigaben (Vergl. Schmitt a. a. O. S. 183, der indess die Uebersetzung minder zutreffend gibt, da ihm eben die Anschauung fehlte). Sie schildert zunächst die ehernen Beschläge, deren Oberfläche mit Zeichnungen verschiedener Art in getriebener Arbeit verziert waren. So glaube ich wenigstens die etwas rednerische Beschreibung („in quarum [ligaturarum] superficie sunt imagines elevatae diversarum materiarum“) auffassen zu sollen. Dann erwähnt er zwischen denselben silberne Scheiben (nicht Kugeln, wie Schmitt wiedergibt) mit verschiedenen Darstellungen von heiligen Gegenständen in kunstreicher Arbeit („inter binas et binas refulgent argenteae sphaerae etiam diversis sanctorum imaginibus operose confertae subtilitate“). Im Einzelnen erwähnt er auf dem Sarg über der Brust des Heiligen eine in Silber ausgeführte Scheibe mit dem Monogramm Christi von einem Lorbeerkranz umgeben und fügt davon sogar eine Handskizze seinen Worten bei. Dieses Stück, wie ein zweites am Fussende des Sarges, davon noch die Umrisse und die Nägelspuren auf dem Deckel sichtbar sind, fehlt bedauerlicher Weise. Nach der Collatio glaubte man nämlich einige dieser kostbaren Beigaben entnehmen zu dürfen („Quarum . . . aliquas duximus excipiendas“). Fast liegt die Vermuthung nahe, dass man in diesen entnommenen Stücken gerade die werthvolleren erblickte und sie um desswillen entnahm. Ein längliches, oben gerundetes und an der Unterseite gebrochenes Täfelchen aus stark oxydirtem Silber beliess man, wahrscheinlich gerade seines unansehnlichen und defekten Zustandes wegen. Jedenfalls ist uns

darin ein hochbedeutendes Stück gerettet. Endlich gedenkt Friedrich's Fundbericht noch zweier kostbaren Beigaben am Kopfende, die er als eine Art Verschlusstücke ansieht („Rursus ad caput . . . est eadem tumba argenteis seris pretiose conclusa"). Beide Stücke haben sich glücklicherweise erhalten. Sie sassen beim Kopfende der Lade, aussen, in der Mitte, unmittelbar unter der Stelle, wo der Deckel eingeschoben war, eins über dem andern: zuoberst eine Silberplatte mit erhabenen Darstellungen und darunter die in Feingold ausgeschnittene Scheibe mit dem Monogramm Christi. Beide Stücke hafteten noch fest am Holz und wurden bei der jetzigen Eröffnung erst heruntergenommen.

Knüpfen wir die Einzelbetrachtung zunächst an jenes Stück an, welches mit allen seinen Einzelheiten die engste Verbindung mit dem Schrein und der Beisetzung überhaupt aufweist: es ist jenes Silberplättchen vom Deckel. Dasselbe ist 0,122 m lang und 0,065 m breit und aus einer ziemlich starken Lamelle von Feinsilber hergestellt. Leider ist der Zustand der Erhaltung nicht befriedigend, indem die rechte untere Hälfte arg verstümmelt und das Metall überhaupt sehr spröde und brüchig erscheint. Dem Täfelchen war ein noch erhaltenes, gleich grosses Stück von vergoldetem Leder untergelegt und beide Stücke übereinander mittels Bronzenägeln befestigt. Das Lederstück zeigt deutlich den plastischen Abdruck der ausgeschlagenen Zeichnung des darauf gehefteten Plättchens. Die Oberfläche des letzteren ist auffallend stark oxydirt und lässt in der Rostschicht die Textur von Geweben erkennen, die einst fest darauf auflagen und durch den Rost darauf hafteten. Es ist darum die Annahme gerechtfertigt, dieses Silbertäfelchen als Beigabe anzusehen, welche bei der Recondirung der Gebeine auf der Lade befestigt ward, ehe und bevor die Einhüllung mit den Seidenstoffen erfolgte. Die Spuren von den Geweben konnten nur dann und solange sich einprägen, als das Gewebe selbst einen kernigen Bestand hatte, solange es neu war. Wir meinen damit den Einwand abzuschneiden, dass die in Rede stehenden Spuren etwa auch noch dann hätten entstehen können, nachdem man 1402 das Grab eröffnet und beim Verschluss die vorfindlichen Stoffreste über dem Deckel etwa wieder ausgebreitet hatte. Wie die feinfaserigen Stoffe damals längst schon ihrer Haltbarkeit und jeder Festigkeit verlustig gegangen waren, ist ein solcher Vorgang gar nicht denkbar. Vergl. Taf. VII.

Die Bearbeitung des Täfelchens ist mit unverkennbarer Sorge ausgeführt; sie unterscheidet sich darin entschieden vor den anderen metallischen Beigaben. Die Zeichnung ist ausgeschlagen, und das

darunter gelegte vergoldete Leder erschien als Folie. Das Monogramm Christi mit den Zeichen *A Ω* erscheint an bevorzugter Stelle; in sachgemässer Anlehnung schliesst die Tafel selbst im Halbrund. Die darunter befindlichen Buchstabenreste lassen deutlich *IX* am Anfang erkennen. Die Ergänzung in *ΙΧΘΥΣ* ist vielleicht zulässig, aber wohl nicht zweifellos[1]). In dritter Reihe sind die Reste eines Monogramms vorhanden, die man auf P A U L I N U S zu deuten geneigt war. Auch diese Lösung möchte ich dahingestellt sein lassen; immerhin kann eine Ergänzung in diesem Sinne nicht unbedingt verworfen werden, namentlich unter der Voraussetzung, dass diese Silbertafel recht eigentlich einer Aufschrift gleich zu achten sei. Denn von den auf uns gekommenen Beigaben enthält keine einen Hinweis auf die Person des hier Beigesetzten; ob dies bei den 1402 entnommenen Stücken der Fall gewesen, ist nicht eben wahrscheinlich, ja bei dem gänzlichen Schweigen der Collatio über diesen Punkt sogar in Abrede zu stellen. Was gerade diese entnommenen Zierstücke betrifft, so bezeugen die Nagelspuren über der Mitte des Deckels das ehemalige Vorhandensein einer Scheibe von etwa 0,135 m Durchmesser; am Fussende sind es zwei in einander befindliche Folgen von Nagelspuren, welche eine einseitig gerundete, ziemlich grosse Metallplatte anzeigen. In allen diesen Fällen waren Bronzenägel von der gleichen Beschaffenheit verwendet.

Wenn die Collatio weiterhin (a. a. O.) die beiden Zierrathen am Kopfende als Verschlussstücke ansah, so ist dies hinsichtlich des in Silber getriebenen Stückes ganz wohl begreiflich.

Die beiden Oeffnungen machen in der That auf den ersten Blick den Eindruck von Schlüssellöchern, und trotz der figurengeschmückten Oberfläche mochte man zunächst an ein Schlossblech sich erinnert finden. Die aus starkem Silberblech bestehende Platte ist 0,088 m lang und 0,068 m hoch. Zwei Darstellungen von ungleicher Breite füllen die Fläche: jene zur linken zeigt Adam und Eva rechts und links von dem Baum, an dem die Schlange sich emporringelt. Rückwärts von den beiden Figuren ist in längsseitiger Anordnung eine Legende angebracht.

M A R T I N I A M I — M A N V S V I [illegible] A T

In der linken Hälfte der Darstellung ist das Silberblech in roher

---

1) Hettner a. a. O. S. 33 glaubt, dass die Ergänzung des Monogrammes in diesem Sinne nicht völlig sicher sei, obgleich die Möglichkeit derselben durchaus nicht in Abrede gestellt werden soll.

Weise von einer länglichen Oeffnung durchbrochen. Eine zweite querliegende Oeffnung greift vom ersten Feld in das zweite hinüber, überschneidet hierbei rücksichtslos den trennenden Perlstab und verletzt sogar die Hauptfigur aus der Auferweckung des Lazarus. Gleich hier sei bemerkt, dass das Silberblech der ausgesparten Oeffnungen rückseitig umgebogen ist.

Beide Darstellungen gehören nach ihrer ganzen Auffassungs- und Behandlungsweise dem frühchristlichen Bilderkreise an. Nach dieser Seite bieten sie keinerlei Besonderheiten, so dass es darum kaum angezeigt ist, länger bei den Darstellungen selbst zu verweilen.

Hier nur einige Bemerkungen über das rein Formale und Technische des Stückes.

Die Figuren von Adam und Eva sind mit ziemlichem Verständniss für das Körperliche behandelt. Bei der Auferweckung des Lazarus hat die Gestalt Christi einen starken Kopf; dagegen ist die Bewegung der Beine wiederum ganz gut. Die Darstellung von Lazarus in der mumienartigen Erscheinung ist sehr dürftig. An dem Grabmal ist eine Architektur von gewundenen Säulen angedeutet.

Unter den beiden biblischen Darstellungen zieht sich ein Fries mit bewegten, fein durchgebildeten Jagdscenen: ein Hund jagt in vollem Lauf zwei Hasen; dazwischen ein stilisirter Baum; dann greift ein Jäger mit Hund einen mächtigen Eber an; abermals trennt ein Baum die Scenen; dann folgt ein Hirsch, den ein Löwe von rückwärts niedergeworfen hat. Hier ist das Silberblech abgeschnitten und sogar die letzte Darstellung verstümmelt. Da die beiden ersten Scenen einander zugekehrt sind, die letzte aber nach aussen gewendet ist, so fehlt offenbar hier das ergänzende Motiv. Aus diesem Umstande, wie aus der ungleichen Raumtheilung bei den biblischen Darstellungen darf mit Sicherheit geschlossen werden, dass das Stück willkürlich auf vorliegende Form zugeschnitten ist und einem Gegenstande von grösserer Ausdehnung ursprünglich angehörte. Aus diesem Grunde ist denn auch die Annahme begründet, dass die Legende gleichfalls nur ein Bruchstück darstellt. Da nämlich die Darstellungen nach oben hin ihre Fortsetzung hatten (nach unten schliesst der Fries zweifellos ab), so könnte jede beliebige Ergänzung zu dem aufwärts laufenden Namen gedacht werden, die in den rechtseitig herabziehenden Worten ihren Schluss fände. Wäre es jedoch möglich die beiderseitigen Schriftzeichen mit einander in Beziehung zu setzen, so könnte diese Inschrift wohl mit dem Bruchstück in einem in sich abgeschlossenen Zusammen-

hang stehen und wäre dem Fragment aufgestanzt. Ob aber die Legende dann auf die Verwendung des Stückes an der Paulinuslade bezogen werden dürfte, ist damit keineswegs ausser Frage gestellt, wenigstens sprechen die gewaltsamen Durchbrüche entschieden dagegen.

Für eine nicht organische Verwendung des Stückes zeugt endlich, nebst den bereits erwähnten, Schlüssellöchern ähnlichen Durchbrüchen in dem Mittelgrunde, die gewaltthätige Durchlöcherung zum Zweck der Annagelung auf dem Sarge. Die Vermuthung, dass hier nur ein Fragment vorliegt, wird durch den Hinweis auf eine in den Bonner Jahrbb. XIII abgebildete Tafel von Silberblech bestätigt, welche eine ganze Folge frühchristlicher Darstellungen in naheverwandter Behandlung aufweist. Ueber die Herkunft des in dem akademischen Kunstmuseum zu Bonn aufbewahrten Gegenstandes ist leider Näheres nicht festzustellen; naheliegend ist es übrigens, dass derselbe ein Fundstück der Rheingegend ist. Die Anfertigung des Trierer Stückes scheint derart erfolgt zu sein, dass die Darstellungen mit Stempeln von rückwärts eingeschlagen und die aufgetriebene Vorderseite dann mit dem Stichel stellenweise nachgearbeitet wurde, so die Haare der Figuren; auch ist mit dem Punzen Einiges tief gesetzt, wie der Nabel des Adam, theilweise auch die Gesichter und die Gewandung bei der Auferweckung; ebenso sind bei den Thierscenen die Umrisse nachgearbeitet.

In der ganzen Herstellung des Stückes bekundet sich eine gewisse handwerkliche Geläufigkeit: es ist nicht die Leistung einmaliger, kunstmässiger Arbeit, sondern wiederholter Erzeugung, wenngleich sie ihrer Natur nach nicht gewöhnlicher Art war. Am Ehesten möchte man glauben, dass solche in Silber gestanzte Bleche zur Bekleidung von Schmuckkästchen oder auch Gegenständen religiöser Bestimmung mochten gedient haben. Neben dem bereits erwähnten Silberblech mit ähnlichen Darstellungen zu Bonn dürften auch die Reste von gestanztem Bronzeblech hier in Vergleich gezogen werden, welche vielleicht als Ueberzug eines Holzbechers oder eines Lustralgefässes mochten gedient haben und auf dem römisch-fränkischen Todtenfelde von Wies-Oppenheim bei Worms 1878 gefunden wurden. Dieselben werden dermalen im Museum zu Worms bewahrt (Abb. bei Lindschm. Denkm. uns. heidn. Vorz. III. 10, 4, die Inschrift jedoch gänzlich fehlerhaft wiedergegeben), sind aber von ungleich barbarischer Arbeit und jedenfalls beträchtlich jünger als das hier in Rede stehende Stück. Schon das Vorkommen der Jagdscenen und die im Ganzen den Kunstgebilden

der Katakombenzeit nahestehende Behandlungsart weist demselben seine Entstehungszeit vor dem Zusammenbruch der römischen Kultur an. Mag dasselbe immerhin diesseits der Alpen gefertigt sein, so ist es ausschliesslich von römischer Geschmacksrichtung beeinflusst, ein für die Datirung entscheidendes Moment.

Diese Silberplatte war über einer 0,05 m breiten und 0,04 m hohen Vertiefung angebracht, die in die Holzdicke eingestemmt war und ringsum einen Falz hatte; darin sass ein Holztäfelchen, das seinerseits mit Resten von Bronzeblech und durchgehenden Nägeln beschlagen war. Darüber legte sich die Silberplatte. Letztere fand ich nun blank gereinigt vor. Oxydation hatte an der Oberfläche sich nicht geltend gemacht; wohl aber an der Rückseite, wo Bronzetheile anlagen. Ob auf der Oberfläche sich irgend Spuren der Gewebe fanden, wie über den Bronzebeschlägen, konnte ich nicht mehr feststellen.

Dass die an ein Schloss so unmittelbar anklingende Erscheinung ehemals mit einem Verschluss in eigentlichem Sinne nicht versehen war, schien mir gewiss. Es fanden sich weder Theile eines Schlosses vor, noch stimmte mit den vermutheten Schlüssellöchern die Beschaffenheit des Kernes, noch war eine Aussparung in der Wandung des Sarges, wo die Zunge nach dem Deckel durchgegriffen hätte. Der Deckel war gerade in der Mitte über dem Silberblech mit einem eisernen Nagel auf die Stirnwand aufgeschlagen; die Reste des Nagels sitzen noch in dem Holz[1]).

Ob es zulässig ist, hier einen Verschluss mittels Schnüren anzunehmen, die durch die mit Holzpflöcken verschlossenen Oeffnungen gezogen und hinter der Silberplatte durchgeschlungen waren, so dass deren Enden zu den Löchern derselben heraushingen, mag hier mit allem Vorbehalte angedeutet werden. Dass solche Verschlüsse mit Schnüren und Wachssiegeln vorkamen, erhellt, freilich aus späterer Zeit, aus der Uebertraguug der Gebeine von Marcellinus und Petrus durch Einhart. (Hist. translat. l. c. 23 „Tum filis sigillorum admota

1) Hettner a. a. O. S. 32 spricht sich, wohl auf Grund einer späteren Untersuchung, seinerseits für ein Schloss mit einfacher Schiebvorrichtung aus, dessen Mechanismus sich in einer aus der Wandung ausgeschnittenen Vertiefung befand. Die in beiden über einander liegenden Schlossblechen befindlichen Ausschnitte nimmt er für das Schlüsselloch und das andere zum Eingreifen des Scharnierhackens; letzterer ist nicht erhalten. Ich kann nicht sagen, dass das thatsächliche Verhältniss diese Annahme ausser Zweifel stellt.

cerei flamma crematis, scrinia sine clave celeriter aperuit*). Möglich wäre, dass ein solcher oder ähnlicher Verschluss wäre vorgesehen gewesen, aber nie zur Ausführung gekommen; ebenso, und das will mich am Wahrscheinlichsten bedünken, könnte das Silberblech zuvor an einer Truhe verwendet gewesen sein und hätte dann abermals, aber ohne Verschlussvorrichtung dahinter, einem ähnlichen Zwecke dienen müssen. Wie die Dinge dermalen liegen, ist eine sichere Bestimmung kaum möglich.

Unmittelbar unter der Silberplatte sass, mit goldenen Nägeln angeschlagen, eine 0,057 m im Durchmesser haltende Scheibe von Feingold mit dem Monogramm Christi und den eingelegten Chiffern *A* und *Ω* Die Scheibe ist aus ziemlich starkem Goldblech kunstlos hergestellt. Die Flächen sind etwas nach den Rändern abgerundet und waren glänzend polirt. Von Lineament findet sich keine Spur. Ebenso rauh sind die Nägel aus Gold geschmiedet; der Stift ist derb und ziemlich stumpf, die Köpfe dagegen sind klein und oben flach.

Diesem Zierstück verwandt ist eine Silberscheibe von beträchtlicher Grösse, die an der linken Körperseite aussen am Sarg in einem Abstand von 0,805 m vom Kopfende angeschlagen war. Im Innern der breiten Reifen steht wieder das Monogramm mit *A* und *Ω*, welche Chiffern sehr ungefüge gezeichnet und ebenso rauh zwischen den Schenkeln der Buchstaben befestigt sind. Sorglich ausgeführt, wenngleich nicht gerade edel und schön in dem Ductus der Schriftzüge, ist die Legende nach einer Vorzeichnung fein punktirt:

ELEVTHERA PECCATRIX POSVIT

Die Scheibe, 0,14 m im Durchmesser gross, war durch Silbernägel mit flachen, roh behandelten Köpfen auf dem Holz der Lade festgehalten. Sie wurde bedauerlicher Weise ohne Grund abgenommen und gereinigt. In Folge dessen ist nicht mehr festzustellen, ob auch hier der Stoff über das Zierrath hingezogen, oder ob die Scheibe auf den Stoff aufgeheftet war. In letzterem Falle wäre diese Votivgabe später der Lade aufgeheftet worden, wiewohl damit noch keineswegs ein langer Zwischenraum zwischen der Herstellung der Lade bezw. der Recondirung der Gebeine und der Anbringung dieses Votivgeschenkes angenommen werden müsste.

Beide Zierscheiben tragen das Monogramm in Verbindung mit den Chiffern *A* und *Ω* und unterscheiden sich weder unter sich besonders, noch auch von dem auf dem Deckel aufgehefteten Stück (vergl. Taf. VII); höchstens kommt diesem eine bessere Zeichnung und sorglichere Aus-

führung zu. Dass dieselben der römisch-christlichen Periode Triers angehören, ist nicht in Zweifel zu ziehen. Die fränkische Zeit kennt solche Erzeugnisse nicht mehr. Der griechische Name ELEVTHERA hat einen guten Klang und deutet geradezu auf hochfeine gesellschaftliche Verhältnisse. Die Verbindung des Monogramms mit A und Ω lässt nach dem übereinstimmenden Vorkommen bei dem erhaltenen und einem der 1402 entfernten Stücke auf besondere Vorliebe für dieses Symbol schliessen. Und da neue Gewohnheiten mit Neigung aufgegriffen und nachgeahmt werden, so dürfte schon um desswillen die frühere Entstehungszeit für diese Stücke in Anspruch genommen werden können (vergl. Le Blant, Manuel p. 27—29). Es stünde somit nichts im Wege, den Ursprung derselben gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts zu setzen.

Fassen wir nach Erörterung der Einzelheiten das Ergebniss zusammen, so ergibt sich nach negativer Seite, dass in der ganzen Ausstattung kein Moment vorkommt, welches dem eigentlichen Mittelalter, namentlich der Zeit der Wiederauffindung von 1072 angehören könnte. Nach der geschichtlichen Ueberlieferung fand in der vorausgegangenen Zeit überhaupt eine Eröffnung nicht statt, bei welcher eine Veränderung des alten Bestandes hätte vorgenommen werden können. Diese Annahme wird durch die Abwesenheit Alles dessen bestätigt, was etwa das Gepräge karolingischer oder selbst fränkischer Zeit an sich trüge. Insbesondere sei dies mit Rücksicht auf die Stoffreste geltend gemacht.

Wäre deren Zufügung in dem frühen Mittelalter oder in Karolinger Zeit erfolgt, so wären sie von anderer Beschaffenheit: wir sähen dann orientalische Prachtgewebe verwandt, wie dieselben in zahllosen Beispielen bei Reliquienfunden aus diesen Zeiträumen nachgewiesen sind. Wenn beide Stoffmuster durch die Einfachheit ihrer Zeichnung auffallen, und Parallele nur ganz wenige sich dürften nachweisen lassen, so kann daraus keineswegs ein Einwand gegen ihren Ursprung in spätrömischer Zeit abgeleitet werden. Im Gegentheil stellt sie eben diese Einfachheit und Einzigkeit aus der ganzen Reihe frühorientalischer Stoffe heraus, die durch Zeichnung, Färbung und Textur zu Genüge bekannt sind. (Vergl. Taf. VII.)

Beide Gewebe sind aus Seide hergestellt und in Feinheit des Stoffes sich nahe stehend: jenes mit den Kreuzen war, wie eben erwähnt, aussen um den Sarg geschlagen und fand sich ausserdem sammt jenem mit dem ringförmigen Muster innerhalb der Lade als Hülle der

Gebeine verwendet. Ein Blick auf frühchristliche Mosaiken, wovon jene von Ravenna aus der Mitte des 6. Jahrh. am Ehesten in Betracht kommen, oder auf die Elfenbeindiptychen jener Zeit, weist den grossen Unterschied zwischen diesen Stoffen und den überladenen Geweben des byzantinischen Geschmackes nach: hier strotzende Pracht grossgemusterter Stoffe und in unserem Falle Gewebe, welche von höchster Feinheit sind, das mit dem Ringmuster in Purpur getränkt und mit einer sehr discreten Musterung ausgestattet. Wir dächten, dass das Zeugniss der Stoffe bestimmt genug spricht, um auf ihren Ursprung in der römischen Kulturperiode zurückzuweisen.

Als vor einigen Jahren aus Gräbern bei Kertsch in der Krimm römische Gewänder zu Tag gefördert wurden, erregte der Fall grosses Aufsehen; allein die Verlässigkeit der Thatsache war in keiner Weise zu bezweifeln. In der allerneuesten Zeit wurden nun gar nach mehr als vier hundert Arten zählende Stoffe aus ägyptischen Grabfeldern erhoben, welche uns die Kleidung der Lebenden wie der Todten vom dritten bis zum neunten Jahrhundert in einer wahrhaft erstaunlichen Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit zeigen (vergl. Dr. J. Karabacek, Katalog der Th. Graf'schen Funde in Aegypten, Wien, k. k. österr. Museum, 1883 und Die Th. Graf'schen Funde in Aegypten, desgl.). Wiewohl dieselben den griechischen und römischen Gesellschaftskreisen angehören, so bieten sie doch keine völlig übereinstimmenden Gegenstücke zu den Trier'schen Stoffen[1]). Zwar kommen dabei ringförmige, wie auch Stauracin-Muster vor; allein die in Aegypten entdeckten Gewebe bestehen zumeist aus Leinen, Wolle und Baumwolle; Seidenstoffe finden sich nicht darunter. Ferner sind dieselben theils in kunstvoller Weberei,

---

1) Prof. Dr. Karabacek in Wien hatte die Güte, auf die Vorlage meines Gutachtens unterm 1. Octbr. 1884 brieflich also gegen mich sich zu äussern: „Ich stimme bezüglich der Datirungen der beiden Geweheüberreste, sowie deren Classificirung als spätrömische mit Ihnen vollständig überein und erlaube mir nur beizufügen, dass gewobene zarte schachbrettartige Muster, ähnlich wie solches von dem (Taf. VII) abgebildeten Stücke geboten wird, auch in unserm ägyptischen Gräberfunde sich vorfinden, dort aber freilich aus baumwollenem oder wollenem Stoffe gefertigt sind. Auch die Reihungen von kleinen oder grösseren Kreisfiguren möchte ich als für die von Ihnen herangezogene Zeitepoche sehr charakteristisch erkennen; sie wiederholen sich in unserem Funde öfter. In den Mustern so wohl erhaltene römische Stoffreste aus einem europäischen Grabfunde, wie die Trier'schen, gehören allerdings zu den kostbarsten und unerwartetsten.“

theils in Gobelintechnik hergestellt und verziert, endlich auf's Reichste ausgenäht und bestickt. Ueberdies dürfte die Mehrzahl derselben wohl sicher jüngerer Entstehungszeit angehören, wie sich aus der ornamentalen Ausstattung und dem Herübergreifen orientalischer Kunstweise ergibt. Jedenfalls kann aus diesem jüngsten und hochbedeutenden Stofffunde keinerlei Einwand gegen die vorliegenden Gewebe hergeleitet werden; sie behaupten vielmehr unbestreitbar ihren römischen Ursprung und harren ebenbürtiger Vergleichsstücke.

Wir sind damit in den Beweis eingetreten, dass Einzelheiten, wie Gesammterscheinung des ganzen Fundes positiv für die Entstehung unter ausschliesslich römischer Kultur und Geschmacksrichtung sprechen. Mag man auch vielleicht für die Glanzperiode Trier's und in einem so sehr von der Pietät der Zeitgenossen ausgezeichneten Falle noch höheren Kunstwerth von den einzelnen Beigaben erwarten, und die Rauheit und Flüchtigkeit in der Ausstattung und Verwendung der Stücke etwa auffällig erscheinen, so berechtigen derartige Besonderheiten, die ich keineswegs verkenne, noch nicht, um desswillen allein die frühe Zeitstellung eines Einzelstückes oder die Einheitlichkeit des ganzen Fundes in Frage zu stellen. Wir haben vielmehr auch hier wieder zu constatiren, dass die bis jetzt gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der frühchristlichen Alterthumskunde, namentlich in den germanischen Gebietstheilen bei Weitem den ganzen Kreis des Lebens nicht umfassen, sondern im Gegentheil äusserst lückenhaft sind. Es kann daher nicht erstaunen, wenn neue Erscheinungen zu Tage treten, für welche die seitherigen Erhebungen nicht genügende oder keine Vergleiche zu bieten vermögen. Im Gegentheil sind solche Ergebnisse, wenn im Uebrigen die Verhältnisse unverdächtig sind, unbefangen aufzunehmen und den Resultaten der Wissenschaft ohne Bedenken einzureihen. So glaube ich den Fund von St. Paulin auffassen zu sollen.

II.

Wiederherstellung und Ausschmückung des Reliquien-Grabes und der Krypta[1]).

Wie die beabsichtigte Herstellung der Krypta überhaupt zur Eröffnung der Tumba des heil. Paulinus führte, so muss die ganze An-

---

1) Bei Erörterung dieser Fragen ergaben sich gar manche Punkte, welche über den nächstliegenden Fall hinaus von Interesse sind. Da die Frage bezüg-

gelegenheit ihren Schluss in einer entsprechenden Recondirung der ehrwürdigen Reste und in einer sachgemässen Herstellung der Krypta finden.

Um jedoch in der ganzen Angelegenheit des richtigen Standpunktes versichert zu sein, ist es von Wichtigkeit daran festzuhalten, dass die jetzige Aufstellung der Sarkophage keineswegs auf Willkür beruht oder durch gleichgiltige Beweggründe bestimmt ist, sondern mit Rücksicht auf eine altehrwürdige Ueberlieferung festgehalten worden ist. Das frühe Mittelalter hütete sich mit ängstlicher Scheu, die Ruhe der Heiligen zu stören, und selbst bei dem Umbau der Krypta und Kirche im Jahre 1740 liess man die alten Steinsärge an ihrem Platz, wie störend ihre Aufstellung auch in den ganzen Bau eingriff. So sehr war das vorige Jahrhundert noch von dieser Pietät gegen die Ruhe der Martyrer von St. Paulin erfüllt, dass man selbst jene Sarkophage, welche in eine Mauerflucht fielen, nicht von der Stelle rückte, sondern sie lieber, wie der Augenschein lehrt, in das Mauerwerk einschloss (vergl. Schmitt a. a. O. S. 421).

Diese Unverrückbarkeit der Sarkophage sollte nach meinem Dafürhalten auch diesmal und für alle Zeit unverbrüchlicher Grundsatz bei allen an der Krypta vorzunehmenden Arbeiten bleiben. Ich muss mich unter diesen Umständen für unverändertes Festhalten an der dermaligen Aufstellung aussprechen und glaube, dass ein ausdrückliches Verweisen auf die uralte, pietätvolle Anschauung aller vorausgegangenen Geschlechter die vollgenügende Rechtfertigung für das christliche Volk, wie für die weitesten Kreise sein wird.

Eine gleiche pietätvolle Berücksichtigung der alten Tradition tritt in der Anlage und baulichen Durchbildung der Krypta selbst uns entgegen. Die dreischiffige Anlage mit dem auf Pfeilern ruhenden schlichten Kreuzgewölbe sollte sich (vergl. Schmitt a. a. O. S. 420) an den verausgegangenen Bau auf's Engste anschliessen. Unter diesen Voraussetzungen hat es auch für mich die grösste Wahrscheinlichkeit,

---

lich der Stellung zur Barockkunst eine brennende ist, so schien es mir angezeigt, auch diesen Theil meiner Aeusserung hier unverkürzt zum Abdruck bringen zu sollen. In St. Paulin selbst ist eine allseitige Entscheidung nicht getroffen worden. Die Sarkophage blieben inzwischen an ihrer Stelle. Im Uebrigen kann es nur von Nutzen sein, in der Sache entschieden Stellung zu nehmen gegen alle weiteren Ausräumungsversuche, die unsere Kirchen nur in zu vielen Fällen um werthvolles Mobiliar und den Reiz einer wirkungsvollen Ausstattung gebracht haben.

dass der jetzt in der Mitte der Krypta, zu Häupten des Paulinus-Sarkophags vorhandene Altar an eine ältere Einrichtung gleicher Weise sich anlehnt. Directe Belege geschichtlicher Art vermag ich zwar nicht dafür beizubringen; denn der in der Auffindung von 1072 erwähnte kleine Altar (vergl. Schmitt a. a. O. S. 349) zu Füssen des heil. Paulinus, also östlich davor, wird mit dem Altar am Ostende der Krypta, wo sich ein solcher heute noch vorfindet, gleichbedeutend sein. Allein die Existenz des in der Mitte errichteten Altars für sich ist ein so gewichtiges Moment, dass ich um desswillen nicht blos für seine Beibehaltung mich aussprechen möchte, sondern auch an eine alte Gewohnheit in diesem Sinne zu glauben geneigt bin. Auch finde ich eine Unterstützung meiner Auffassung nach beiderseitiger Richtung in dem Umstande, dass der Altar als altare fixum behandelt ist und die feierliche Consecration erhalten hat.

Von diesen allgemeinen Anordnungen innerhalb der Krypta zu deren Ausstattung selbst übergehend, stelle ich als obersten Grundsatz auf, dass, da die Krypta mit der Oberkirche zeitlich, stylistisch und organisch im engsten, unzertrennlichen Verband steht, solche Aenderungen ausgeschlossen sind, welche diese Einheit stören. Es ist mit der Thatsache zu rechnen, dass die alte Anlage im vorigen Jahrhundert durch einen fundamentalen Neubau ersetzt worden ist und dieser eine der glänzendsten Leistungen der Zeit repräsentirt. Noch gilt es vielfach als ästhetisches Glaubensbekenntniss, die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts über Bausch und Bogen zu verurtheilen und ihren Erzeugnissen nur mit Widerstreben eine Stätte an heiligem Ort zu gewähren. Allein die Zeit ist nicht mehr fern — und sie hat bereits begonnen — wo man billiger und mit besserem Verständniss eine Richtung zu beurtheilen weiss, welche das Leben nach allen seinen Beziehungen umfasste und alle seine Erscheinungen in die einheitlichsten, reizvollsten Formen zu kleiden wusste. Fügen wir hinzu, dass es eine Zeit war, die durch weitverbreitete Religiosität ausgezeichnet war, die an allseitiger Durchdringung des Lebens mit den Anschauungen des Glaubens gar mancher Periode der Welt- und Kirchengeschichte voranstand, und wo gediegene Frömmigkeit und christliche Sitte die breitesten Schichten der Gesellschaft durchdrang. Dass die Kunst einer solchen Zeit nicht so ganz verwerflich sein dürfte, liegt nahe. Darum spreche ich meine Anschauung dahin aus, dass die Herstellung und Ausschmückung der Krypta nur im Sinne der in der Paulinus-Kirche überhaupt vertretenen Kunstrichtung geschehen sollte.

Sobald man nämlich der Restaurationsfrage praktisch näher tritt, dürfte sich bald finden, dass gar nicht anders zu verfahren ist, will man nicht in die seltsamsten Irrsale gerathen. Man hat unter anderem von einer Ummodelung der Krypta im altchristlichen Styl gesprochen und dabei wohl an die Decorationsweise der römischen Katakomben gedacht. Nun finden sich freilich in dem Raume verschiedene Flächen und Gewölbefelder, wo man die bekannten spielenden Motive römischer Wandmalerei anbringen könnte. Ist damit aber eine innerlich begründete, logische Herstellung erfolgt? Liegt nicht damit die ganze Architektur vom Grundriss angefangen bis zu den profilirten Pfeilern, den Kämpfern und der Gewölbebildung im unversöhntesten Widerstreit? Und wollte man gar die ganze Architektur in dem Sinne umgestalten, so hiesse das einem Phantom zu lieb eine tüchtige gesunde Bauanlage opfern, um mit Aufwand von höchst beträchtlichen Mitteln ein Surrogat zu schaffen, das an allen Ecken und Kanten ein unsicheres Wollen und ein ungenügendes Können dokumentiren würde. Denn darüber kann kein Zweifel sein, dass jeder Versuch in dieser Richtung unbefriedigend ausfallen muss, weil ausser den flüchtigen Wandmalereien alle Vorbilder für die zahlreichen sonstigen Erfordernisse fehlen. Das aber ist gewiss nicht wünschenswerth, dass die Zahl der aus dem Streben nach Archaismus verfehlten Restaurationen um ein weiteres Beispiel gerade an dieser Stätte vermehrt würde.

Wollte man aber nur einzelne Theile, wie die Tumba des heil. Paulin, in dem Sinne frühchristlicher Kunst umgestalten, so liegt auch darin etwas Gesuchtes, was die gewünschte Wirkung nicht erreichen wird. Sollte man um dieses Gedankens willen den jetzigen Sarkophag opfern, ihn beseitigen oder umgestalten? Ich dächte: nicht. Denn ist er im Kern noch alt, so soll man ihn um desswillen schonen und ehren und nicht abermals einer Prozedur unterwerfen, deren Ergebniss mir höchst fragwürdig ist. Hat das vorige Jahrhundert aber den Sarkophag erneuert, so ist derselbe nicht nur in possessione, sondern er stimmt auch mit der ganzen Richtung zusammen, welche die Kirche nebst der Krypta damals erhalten hat. Was übrigens im vorigen Jahrhundert mit so viel Pietät geschaffen worden, hat schon um desswillen ein Recht, geschont und geachtet zu werden. Warum soll unsere Zeit nicht ein Andenken an die löblichen Absichten unserer Vorfahren bewahren und auf kommende Geschlechter nicht die Denkmale jener Tage vererben? Mit Recht ereifert man sich gegen Zer-

störungen so mancher Art, welche uns um die Leistungen vorausgegangener Perioden aus verkehrter Geschmacksrichtung gebracht haben. Hiesse es aber nicht in den gleichen Fehler verfallen, wenn wir in demselben Sinne gegen den Geschmack des vorigen Jahrhunderts uns kehren? Ich fürchte, dass man in kurzer Zeit ein herbes Urtheil über jedes Vorgehen in dieser Richtung fällen wird; im möchte meinerseits darum höchste Schonung empfehlen.

Noch sei bemerkt, dass eine Umgestaltung des Ganzen oder einzelner Theile im Sinne des frühen Mittelalters, etwa im Anschluss an die Auffindung und Recondirung von 1072, aus ähnlichen Gründen zu verwerfen sei. Mit demselben Rechte könnte man für die Gothik des 15. Jahrhunderts (mit Rücksicht auf den Befund von 1402) eintreten, und es wäre da schliesslich jede Zeit berechtigt, nur dass für die frühere sich die Schwierigkeiten bis zur Unausführbarkeit steigern. Bleibe man darum schlicht und recht bei dem, was vorliegt. Neben anderen bereits erwähnten Gründen hat diese Richtung den Vorzug, dass sie uns nahesteht, und wir für alle architektonischen, dekorativen und liturgischen Erfordernisse Vorbilder besitzen, deren Studium auch zu sicheren Zielen zu führen vermag.

Aus ähnlichen Gründen kann ich mich auch nicht für eine theilweise Umgestaltung der Fensterlaibungen der Krypta aussprechen. Bei der gewaltigen Last des Oberbaues ist es nicht räthlich, ohnehin schwierige und kostspielige Ausbrüche vorzunehmen, um ein im Ganzen kleinliches Resultat zu erzielen. Wie durchgehende Risse beweisen, haben nicht unbedeutende Bewegungen im Bau früher schon stattgefunden, so dass grosse Umsicht unter allen Umständen geboten ist. Ich gebe zu, dass die Einführung der Fenster nicht eben vollendet zu nennen ist; allein so störend, wie behauptet, sind sie denn doch nicht; sie erscheinen gerechtfertigt und damit erträglich durch die Erfordernisse im Aufbau der Chorarchitektur. Ich würde den Gewinn nicht eben gross finden, wenn man die innere Fensterlaibung, wie in Anregung gebracht, ausbrechen und die Seiten bis zu dem Schildbogen gerade anlaufen liesse. Noch weniger wäre ich, aus bereits erwähnten Gründen, für eine gänzliche Umgestaltung der gewundenen Laibungen der beiden seitlichen Fenster. Ich erachte dies unter Umständen für gefährlich, jedenfalls mit grosser Anstrengung und entsprechenden Kosten verknüpft und schliesslich für nutzlos. Sollte übrigens der Anblick der eigenthümlich vermittelten Lichteinlässe wirklich so störend befunden werden, dass hier eine Aenderung gefordert würde, so komme

ich auf meinen Vorschlag zurück, diese tiefen Fensternischen für die Aufbewahrung und Ausstellung der zahlreichen kleinen Reliquiarien, die in der Krypta wenig würdig da und dort angebracht sind, auszunützen, indem man die Nischen mit Schränken auskleidet, die Rückwand thürartig gestaltet, um eventuell zum Fenster zu gelangen, die Vorderseite aber mit Flügeln schliesst, welche innen entsprechend dekorirt bei Festgelegenheiten geöffnet würden. Mit reichen Draperien könnte das Innere bekleidet die Reliquiarien in würdiger Umgebung zeigen und so zur Zierde des ganzen Raumes beitragen, ohne dass man in die Architektur eingreift und zwecklos kostbare Mittel verbraucht.

Was nun die Ausstattung der Architektur der Krypta in ihrer Gesammtheit betrifft, so überrascht allerdings deren Einfachheit und der Mangel an schmückender Zuthat gegenüber dem Reichthum des Oberbaues. Die Erklärung dürfte darin zu suchen sein, dass man die bauliche Fertigstellung der Krypta mit grosser Eile betrieb und darum nur das Nöthigste vornehmen liess. Der hochbegabte Künstler, Chr. Th. Scheffler, welchem die Ausstattung des Plafonds der Kirche übertragen wurde, war damals noch nicht am Platz, und später bei Fertigstellung des Schiffes mochten die Mittel so sehr in Anspruch genommen sein, dass man nicht mehr auf die Krypta zurückkam; kurz sie blieb in einer ungenügenden Ausstattung hinter dem glänzend geschmückten Oberbau zurück. Aus diesem Grunde darf man aber sehr wohl gerade jetzt daran denken, ergänzend nachzuholen, was das vorige Jahrhundert nicht durchführte. Ich würde es darum durchaus angezeigt erachten, im Sinne der Dekoration der Oberkirche die Krypta schmücken zu lassen. Ich mache dabei die Voraussetzung, dass die sehr klar und einfach angeordnete Architektur unverändert belassen wird. Wände, Pilaster, Pfeiler und Gurten könnten entweder mit wirklichem Stuckmarmor (stucco lustro) bekleidet oder in diesem Sinne bemalt werden. Für die Deckenzone empfehlen sich jene gold- und gelbgemusterten Gründe, welche in der Oberkirche so glücklich alle freien Flächen füllen. Es würde damit eine warme, festliche Stimmung in dem Raum erzielt, der unter der öden Tünche jetzt frostig und unerquicklich erscheint. Dabei liessen sich sehr wohl die alten Verse wieder verwerthen, welche einst die Wölbung der Krypta zierten. (Vergl. Schmitt a. a. O. S. 131.) Gestatten es die Mittel, so könnte die Auskleidung der Gewölbe, aber immer im Anschluss an die Dekoration des Schiffes, mit Stiftmosaik erfolgen. Zur Verwendung figürlicher Darstellungen dürften sich die beschränkten Raumverhältnisse kaum eignen.

Vor eine schwierige Frage sehe ich mich hinichtlich des Oberbaues und der dekorativen Ausstattung der Altäre gestellt. Ich darf nicht verhehlen, dass sie von geringem Werthe und bizarrer Art sind. Dagegen möchte ich, ehe die Beseitigung ohne Weiteres erfolgt, doch die Frage anregen, ob man mit einer Aenderung nicht solange warten möchte, bis die Ausschmückung des Raumes erfolgt ist; sie könnten dann doch wohl durch reiche Vergoldung zu einer glänzenden Wirkung gebracht werden, die ihnen jetzt freilich ganz abgeht. Gerade die Barock-Kunst bietet für solche Fälle die glänzendsten Vorbilder. Können die vorhandenen Altäre jedoch belassen werden — und ein befähigter Dekorateur kann da schon Rath schaffen —, so würde ich mich für diese Alternative am Liebsten entscheiden. Ueberhaupt möchte ich darauf verweisen, dass es wesentlich darauf ankommt, in welche Hände die Restauration gelegt wird. Für unsere Architekten ist der Fall weit weniger als für solche Künstler des dekorativen Faches, welche die fragliche Periode wirklich kennen und mit Geschmack in diesem Sinne zu arbeiten verstehen. Die Schablone unserer modern-mittelalterlichen (sit venia verbo!) Dekorationsweise ist dafür absolut unzureichend; es bedarf vielmehr eines Künstlers, der das Zeitalter des Barocco und die Behandlung von Stucco vollkommen beherrscht und mit Liebe darin arbeitet. Gleich den oberen Theilen der Krypta bedürfte der Fussboden einer entsprechenden stylvollen Ausstattung, sei es in Mosaik, sei es in eigens gewähltem Plattenmaterial.

Nachdem einer der zu Seiten des Hauptaltars aufgestellten Sarkophage von seiner Umkleidung befreit worden ist, lässt sich die Frage aufwerfen, ob man nicht auch den entsprechenden Sarg freilegen soll. Ich würde in diesem Fall kaum ein Bedenken dagegen äussern. Alle übrigen Sarkophage dagegen sollten in dem überkommenden Zustande erhalten werden. Eine geeignete Polychromie in Nachahmung des Marmors nebst Vergoldung erschiene geeignet sie in ihrer Masse zu gliedern und auszuzeichnen.

Noch bliebe als letzter Punkt die Recondirung der Gebeine des heil. Paulinus zu besprechen. Am Meisten angezeigt will mir erscheinen, dieselben in würdiger Umhüllung mit einer auf eine Bleiplatte eingegrabenen Beglaubigung in einer Holzlade zu verschliessen und sie in dem grossen Sarkophag beizusetzen. Die Fugen des Steindeckels wären entsprechend zu verdichten. Auf die einstige Verwahrung zurückzugreifen und die Lade freischwebend aufzuhängen, hat gewichtige Bedenken gegen sich. Die alte Tradition ist fast seit einem Jahr-

tausend unterbrochen und hat somit keinerlei Recht auf Wiedererweckung. Die heutige kirchliche Praxis ist einem solchen Brauch überdies entschieden entgegen, so dass bezüglich der alten Bewahrung sicher gilt: magis admirandum quam imitandum. Ebenso halte ich es für nicht angezeigt, eine Oeffnung im Sarkophag nach Art der ehedem vorkommenoen „fenestrellae" anzubringen; auch dieser Gebrauch ist obsolet geworden und würde in seiner Erneuerung eher eine archäologische Spielerei, als ein ernstes Moment zur Förderung der Andacht begreifen. Da die Verehrung der Reliquien wesentlich auf dem Glauben beruht und die äussere Wahrnehmung gar nicht dabei in Betracht kommt, und jede Zeigung nur unter der Wahrung der höchsten Decenz erfolgen darf, so ist selbstredend Alles fern zu halten, was die Neugierde und falschen Eifer zu erwecken geeignet ist.

In Betreff des dem Paulinusgrab entnommenen Schreines und seiner Beigaben will es mir am Geeignetsten erscheinen, wenn gerade diese Stücke sichtbar bewahrt werden, da sie nicht selbst Reliquien im liturgischen Sinne sind, in ihrer ganzen Erscheinung aber eine Reihe von Momenten bieten, welche den Gläubigen, wie den Gelehrten vom höchsten Interesse sind und durchaus geeignet das Vertrauen in die Wahrheit der Tradition zu bestärken. Ich würde darum empfehlen, die Lade sorglich wieder in Stand zu setzen, alle Metalltheile wieder daran anzubringen und das Ganze unter einem starken, mit Glas versehenen Verschluss in der Krypta selbst aufzustellen. Abgesehen von der unmittelbaren Beziehung zum Paulinusgrabe erscheint die Bewahrung gerade da besonders angezeigt, weil in der gleichmässigen Temperatur am Ehesten alle Stücke in derselben Verfassung bleiben, wie bisher, während die Lade in einem trockenen Raume wahrscheinlich sehr bald bedauerlichen Veränderungen unterworfen sein würde.

Wenn ich in dieser Darlegung möglichst auf die Sache eingehend, mich geäussert und dabei wesentlich das erhaltende Moment betont habe, so glaube ich damit entschieden im besseren Sinne gerathen zu haben. Entspricht es schon durchaus den Anschauungen der Kirche und dem Wesen all' ihrer Einrichtungen, so erfordert es die Ehrwürdigkeit des Falles, um den es hier sich handelt, ganz besonders, den engsten Anschluss an die Jahrhunderte überbrückenden Ueberlieferungen zu wahren. Was aber von kirchlichem Standpunkte hierin direct gefordert wird, hat nicht minder die Zustimmung der heutigen Geschichts- und Kunstforschung. Indem ich mich bemüht habe, den

Forderungen der beiderseitigen Faktoren gebührend nachzukommen, kann ich nur noch dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck geben, dass im weiteren Verfolg der Angelegenheit die gleichen Erwägungen bestimmend bleiben möchten. Und wenn ich auch weit entfernt bin, in der Befolgung jedes Wortes dieser Darlegung das allein Richtige zu erkennen, so darf ich doch von den Gesichtspunkten, die mir massgebend waren, glauben, dass sie zum richtigen Ziele leiten dürften.

Nachtrag.

Im Verlauf der Untersuchungen hatte sich herausgestellt, dass unter der Barock-Ummantelung der übrigen in der Paulinus-Krypta aufgestellten Hochgräbern noch die alten Steinsärge erhalten seien. Unter Theilnahme der bischöflichen Behörden ward am 20. September 1883 die Eröffnung bezw. Besichtigung einiger dieser Grabstätten vorgenommen. Da ich der Vornahme dieser Handlung anzuwohnen Gelegenheit hatte, so verzeichne ich deren Ergebniss um so lieber hier, als dasselbe in den Rahmen der vorausgehenden Begutachtung gehört und, trotz ihrer mehr negativen Bedeutung, immerhin von Interesse ist.

Zunächst ward der Steinsarg, welcher nach der Tradition mit dem Namen des heil. Thyrsus bezeichnet ist, eröffnet. Hinter der Plattenverschalung zeigte sich ein schlichter Steinsarg von 1,48 m Länge, 0,46 m Breite und 0,40 m Tiefe; die Wandungen hatten eine Stärke von 0,09 m. Im Inneren fand sich das Bruchstück (0,48 m hoch, 0,116 m lang und 0,08 m dick) einer aus krystallinischem Kalk bestehenden Platte vor, welche oben und unten ein Karniesprofil mit zwischenliegenden Friesstreifen und halben Stab zeigt und in umgekehrter Folge abermals Streifen und Karnies. Der Charakter dieser Profilirung ist unverkennbar antiker Art; das Stück selbst könnte von der Wandung eines kostbaren Sarkophags herrühren, in dem vielleicht ehedem die jetzt in dem mittelalterlichen Steinsarg verschlossenen Reste beigesetzt waren. Ausserdem fanden sich Stoffreste einer aus gelben und weissen Fäden hergestellten Borte von geschachter Musterung und entsprechende Fransen vor; rückwärts waren blaue Fäden verwandt. Die Textur war grob und das Ganze in äusserst verwesendem Zustande, so dass

eine Bestimmung der Reste kaum thunlich war. Ausser geringen Holzfragmenten lagen nur einige Eisennägel von 0,04—0,50 m Länge bei. Der mit dem Namen des heil. Constans bezeichnete Sarkophag war aus weissem Sandstein vom linken Moselufer bei Pfalzel hergestellt, der Deckel mit dem sogen. Wolf zum Versetzen versehen. Die Bearbeitung war mit dem Flacheisen ausgeführt, aber nicht strigulirt. Die äusseren Maasse betragen: 1,83 m Länge, 0,63 m Breite, 0,45 m Tiefe. Der Steinsarg des heil. Maxentius war im Inneren mit strigulirter Bearbeitung versehen. Die Maasse sind: 1,85 m Länge, 0,45 m Breite, 0,40 m Tiefe, Wandungen 0,12 m stark, Deckel 0,25 m grösste Stärke. Der Sarg war nach der Vorderseite gebrochen und ausgeflickt. Im Inneren fand sich blos eine rund gedrehte Beinperle. Nach der archäologischen Seite boten somit diese Grabstätten durchaus unbefriedigendes Ergebniss. Es lässt sich der arme Inhalt derselben wohl am einfachsten aus der im 12. Jahrhundert erfolgten Umbettung erklären, zu welcher Zeit denn auch die sämmtlichen, hier vorfindlichen Steinsärge dürften beschafft worden sein.

Viel ergiebiger gestaltete sich dagegen die Eröffnung einer Anzahl hölzerner Reliquiarien, deren Ausstattung die Zeit des Barock verräth. So wenig verheissend das Aeussere schien, so werthvoll erwies sich der Inhalt. Offenbar hatte man beim Umbau der alten Kirche im vorigen Jahrhundert die in den Sepulchra der alten Altäre niedergelegten Reliquien sammt mehreren Reliquiarien nicht mehr in den neuerrichteten Altären verschlossen; die Kleinheit der zur Zeit üblichen Sepulchra mag die Ursache gewesen sein.

Unter anderem fand sich die Stirnseite eines hochalterthümlichen Reliquiars mit dem Bilde des heil. Modoaldus vor. Das Stück besteht aus vergoldetem Kupferblech, von 0,185 m Höhe und 0,087 m grösster Breite, in welches mit derben Umrissen die höchst primitiv gezeichnete Figur des Heiligen bis zu den Knieen eingegraben ist. In dem steilen Giebelfeld ist eine von einem kreisförmigen Nimbus umschlossene Hand Gottes. Das Feld schliesst nach unten mit einem Schriftband, darauf in Kapitalschrift von theilweise gerundeter Form und einzelnen Ligaturen MODOWALDVS. Der Heilige trägt um das bärtige Haupt, dessen Scheitel kahl ist, den runden Nimbus; die Hände sind erhoben; in den Gewändern ist eine verzierte Albe und eine nach vorn kurze, spitz endende Casula mit Bortenverzierung und dem Pallium darüber erkenntlich; auch der Manipel scheint angedeutet. Seitlich unter den Armen sind derbe Rosetten in den Grund eingeschlagen. Der Schrift

und sonstigen Einzelheiten nach dürfte auch dieses Stück, trotz seiner barbarisch-alterthümlichen Erscheinung vor der Mitte des 12. Jahrh., etwa bei der Translation 1107, entstanden sein. Die stark vertiefte Zeichnung ist mit schwarzem, glänzendem Lack (Email?) ausgefüllt. Von dem Holzkern und den übrigen Theilen des Reliquiars fanden sich keine Reste vor. Nach der Form der Stirnfläche zu schliessen hatte das ganze einen schmalen, rechteckigen Körper und ein steilanlaufendes Dach, wie es bei frühromanischen Reliquiaren mehr vorkommt.

Ferner fand sich ein Trag- und Reisealtar von kastenartiger, rechteckiger Gestalt vor. Der Gesammterscheinung nach gehört das Stück der frühgothischen Kunstrichtung an: eine beigeschlossene Urkunde trägt die Jahreszahl 1249, so dass damit die nähere Datirung gegeben ist. Die Holzflächen sind bemalt und mit einer weissen Paste belegt, in welcher ringförmige Verzierungen eingedrückt waren; leider ist deren Zeichnung nicht mehr erkennbar. In die Längsseiten der interessanten Lade sind starke Tafeln von Bergkrystall eingesetzt, und in den Deckel ist eine kostbare, rothgeaderte Onyxtafel eingezogen. Schlichte Eisenbeschläge von kleeblattförmiger Endigung halten den Deckel mit dem Sarg zusammen. Trotz seines etwas verschlissenen Aussehens ist das Stück von hervorragendem Interesse.

Aus gesondert vorfindlichen Brettstückchen liess sich eine zierliche Holzlade von 0,168 m Länge, 0,084 m Breite und 0,042 m Höhe wieder zusammenstellen, die durch ihre Ausstattung einen hochalterthümlichen Charakter bekundet. In das feine Holz (Esche?) ist nämlich äusserst zart eine reiche Flächenverzierung eingeschnitten. Auf dem Deckel zieht sich ein breiter Rahmen von Bandverschlingungen um das Mittelfeld, das seinerseits mit barbarischen Vogelgestalten verziert ist. Die dicken Köpfe ähneln einem stumpfnasigen Hundekopf mit Ohren, wie sie der nordischen Verzierungskunst überhaupt und besonders der irisch-karolingischen Initial-Ornamentik (Vergl. Lamprecht, Init.-Ornam. 12. Taf. 1, 12, 13, 14) im IX. und X. Jahrhundert geläufig sind. Der Grund des Mittelfeldes ist mit flüchtigen, dreiseitigen Schnitten rauh gemacht und durchweg dunkel gebeizt; das Ornament steht hell, theilweise leicht roth getönt darauf. Am Deckel sind Spuren von Eisen-Bändern und einem Verschluss; auf einem Seitentheil hat sich der Rest eines schlichten Beschlags mit schwalbenschwanzförmiger Endigung erhalten. Da Holzarbeiten aus einer weit hinaufreichenden Zeit überhaupt von grosser Seltenheit sind und die niedliche Lade überdies in einer so charakteristischen Weise verziert

ist, so verdient dieselbe alle Aufmerksamkeit und wäre der sorglichsten Herstellung und Abbildung werth.

Flache Stücke von Bein mit ringförmigen und in Wellenlinien sich bewegenden Mustern waren mehrfach vorhanden und erinnern an ähnlich verzierte Stücke aus dem frühen Mittelalter. Hierher gehört auch noch ein aus weisser Erde geformtes Kreuz-Amulett, das zum Anhängen eingerichtet war. In eigenthümlicher Weise verschneiden sich darin zwei Kreuzformen, die gradlinige und die schräggestellte, das Andreaskreuz. Das seltene Stück ist 0,033 m hoch, 0,014 m breit und 0,009 m dick.

Zur Geschichte der Dokumentirung der Reliquien merkwürdig ist der Umstand, dass die grösseren der hier vorfindlichen Stücke mit starken, zwischen 0,010—0,015 m breiten Bleistreifen umschlungen und darin die Namen der betreffenden Heiligen in theils flüchtig, theils sorgfältig ausgeführter Schrift eingegraben waren. Dem Schriftcharakter nach dürften alle diese Bezeichnungen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen sein. Nach der kirchlich-archäologischen, wie nach der paläographischen Seite verdienen diese Beglaubigungen alle Beachtung.

Den Schluss der Funde macht ein dem späteren Mittelalter angehöriges Reliquiar in Form eines überdachten Kästchens, dessen Kern aus Holz hergestellt, dann mit grobem Linnen und darüber mit grün und weiss gemustertem Seidenstoff bezogen ist. Die Musterung besteht aus stehenden Schwänen, die hübsch stilisirt nach einer Seite gewendet sind. Sämmtliche Stücke wurden wieder in Verschluss genommen und sind in St. Paulin verwahrt. Eine eingehendere Veröffentlichung mit entsprechenden Abbildungen darf wohl noch erwartet werden.

Mainz. Dr. Friedrich Schneider.

II. Litteratur.

1. F. v. Apell, Major im Ingenieurkorps, Argentoratum, ein Beitrag zur Ortsgeschichte von Strassburg i. E., mit zwei photolitographirten Plänen, Berlin bei Mittler 1884, 4, 45 S.

Im Jahre 1859 gab der französische Ingenieuroberst de Morlet im congrès archéologiqne de France und in späteren Memoiren eine Beschreibung des römischen Strassburg, welche sich hauptsächlich auf Schöpflin's und Silbermann's werthvolle Lokalgeschichten, im vorigen Jahrhundert geschrieben, stützte. Bei der jetzigen Neubefestigung von Strassbnrg. haben die Erdarbeiten manche für die alte Geschichte wichtige Resultate zu Tage gefördert, und deshalb wird die vom Major von Apell gegebene Beschreibung des römischen Strassburg, klar und übersichtlich zusammengestellt, allen Alterthnmsfreunden willkommen sein. Denn solche Arbeiten sind Lichtblicke in die ferne Vergangenheit, insofern sie den Grund und Boden kennen lehren, auf dem wir stehen, und die historischen Ereignisse erklären. Das scheint Anfang und Vorbedingung aller besseren Bildung zu sein, wie ein bekannter Geschichtsforscher sagt.

Major von Apell beginnt mit einer kurzen Geschichte des Elsass zur Zeit der Ariovister-Schlacht, bespricht die damalige Bevölkerung, den dunklen Ursprung von Argentoratum, dessen von jeher wichtige und günstige Lage, die ältesten Strassenverbindungen, wobei Professor Zangemeister's neueste Forschungen über jene Gegend, mit dem Hinweis auf eine bereits im Jahre 74 n. Chr. von Argentoratum über den Rhein nach Osten führende, schon damals mit Meilensteinen versehene Römerstrasse, von Bedeutung sind. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst III. III.) Für jenes erste Jahrhundert ist es ausserdem nachgewiesen, dass dort in oder bei Argentoratum die II. IV. VIII. Legion standen. Römische Truppen sicherten sich aber bekanntlich für kürzere oder längere Zeit stets durch befestigte Läger.

Major von Apell beschreibt dann die Befestigung des römischen Argentoratum, durch gute Pläne mit Bezug auf die damalige Lage und auf die heutigen Strassen der Stadt erläntert. Das an seinen Ecken abgerundete castrum bildete ein Viereck von 530 und 370 m Seiten-

länge, mit einem Flächenraum von etwa 20 ha, ähnlich gross wie das Bonner Winterlager von 25 ha, für eine Legion bestimmt. Nach einzelnen römischen Substruktionen zu schliessen, soll die älteste Befestigung eine nur 1 m starke einfache Mauer mit Graben gewesen sein, zur Zeit Valentinians aus 2 Parallelmauern von 1,30 und 1,46 m Stärke gebildet, deren Zwischenraum mit 0,81 m Erde ausgefüllt war. Solche Mauern beschreibt Vitruv, und wir finden dieselben mit freilich stärkeren Profilen, bis zu 9 m Stärke beim Mainzer und Bonner castrum, während das kleinere Coblenzer und Bopparder castrum nur einfache 3 m starke Mauern ohne Zwischenfüllung hatten. Erst bei jenem Wiederherstellungsbau Valentinians nach Julians Schlacht bei Argentoratum, soll die Mauer mit 24 vorspringenden runden Halbthürmen versehen sein, 45 m von einander entfernt. Diese Thürme hatten 6,5 m Durchmesser, waren in ihrem eckigen Theil auf dem Wallgange mit abwerfbaren Balkenbrücken versehen, um eine Ausbreitung des stürmenden Feindes über den ganzen Wallgang zu erschweren. Die Thürme, welche den Wallgang um einige Meter überragten, hatten eine ungefähre Höhe von 9 bis 10 m.

Die vier Thore des castrum sind nur theilweise mit Sicherheit nachzuweisen. Ein etwa 20 m von der Umfassung entfernter Wassergraben war c. 20 m breit, und umgab die Befestigung auf drei Seiten, musste aber wenigstens 12 m Tiefe haben, um den Wasserspiegel der Ill auf der vierten Seite zu erreichen.

Es sei hier bemerkt, dass nach Silbermann's Lokalgeschichte der Rhein zur Römerzeit am Fuss des Thalrandes bei Argentoratum und Schiltigheim vorüberfloss, die Ill etwas oberhalb jener Stadt aufnahm. Nur dadurch sei Ammian's Beschreibung der Schlacht bei Argentoratum im Jahre 357 verständlich. Diese Schlacht zog sich an der Saverner Römerstrasse über die Hausberge in der Richtung auf Argentoratum (damals urbs genannt), in dessen Nähe das Lager der Alamannen gestanden hatte, und da jene Stadt im Verlauf der Schlacht nicht weiter erwähnt wird, so lässt sich annehmen, dass die alte Befestigung gänzlich verfallen, erst nach jener Schlacht hergestellt und verstärkt wurde.

Zweifelhaft ist die von einigen Schriftstellern angenommene Burg oder Citadelle in der Nordostecke des castrum. Dagegen steht es fest, dass auf der höchsten Stelle desselben, am heutigen Münster, das Praetorium, später ein Tempel der Minerva lag, der nach einer im Jahre 1849 aufgefundenen Inschrift bereits im Jahre 201 zerstört und wiederhergestellt sein soll. An jenem Platz vereinigten sich die römischen Hauptstrassen von Tres Tabernae und Brocomagus mit den nach Osten über den Rhein führenden Strassen. Ob an einem zweiten Knotenpunkt der Strassen von Tres Tabernae und Helvetus, 4 km westlich von Ar-

gentoratum, bei der Karthaus, in der Nähe des alten Königshofen das eigentliche Legionslager gestanden hat, das Lager von Argentoratum den Veteranen anvertraut war, wie der Verfasser Seite 24 und im Résumé S. 44 als wahrscheinlich hinstellt, bleibt eine offene Frage, eben so die Zeit der Erbauung und der Wiederherstellungsbauten.

Mehrfache Gründe, jenes praetorium, das hohe Alter der oben erwähnten Römerstrasse, die früheste Dislokation der Legionen, sprechen für die Existenz eines Römerlagers schon im ersten Jahrhundert, welches in seiner einfachsten Anlage, vielleicht als blosses Erdwerk, sehr wohl zu den von Florus erwähnten Kastellen des Drusus gehören konnte.

So stossen wir hier wie bei unsern wichtigsten Rheinstädten, Mainz und Köln, auf viele Zweifel und Dunkelheiten, finden aber in der trefflichen Schrift des Major von Apell die werthvollsten Beiträge zu einer Geschichte der Rheinlande, wenn dereinst eine Karte des Rheinstromes neben unsern heutigen Heerlagern, auch die römischen Befestigungen und Strassen zur Zeit der Welterlösung, mit Sicherheit wird geben können. von Veith.

2. Die byzantinischen Zellen-Emails der Sammlung Swenigorodskoi, ausgestellt im städtischen Suermond-Museum in Aachen. Beschrieben von Joh. Schulz, Kaplan zu St. Adalbert. Mit 14 Lichtdrucken. Aachen 1884. Verlag von R. Barth.

Von den einst in Constantinopel in grosser Menge mit technischer Vollkommenheit hergestellten Zellen-Email-Arbeiten (email cloisonné) haben nur wenige den Vandalismus späterer Jahrhunderte überdauert, da die Goldplatten, auf welchen sie gefertigt wurden, dem Zerstörer reichen Gewinn in Aussicht stellten. Um so mehr begrüssen wir daher die in vorliegender Schrift gebotene Bereicherung unseres Wissens über diesen Kunstzweig. Herr Schulz hat es verstanden, dem schon so viel besprochenen Gegenstande noch neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Nachdem er auf S. 11 nachgewiesen, dass China als die Wiege des Zellenemails anzusehen sei, da dort schon „in den frühesten Epochen unserer Zeitrechnung“ grossartige Werke dieser Kunsttechnik geschaffen wurden, spricht er die Vermuthung aus, dass dieselbe durch die Vermittlung der Araber in Constantinopel Eingang gefunden habe; da aber der allerdings bedeutende Einfluss, welchen die Araber in einer etwas späteren Periode auf das Culturleben des Orients ausübten, erst mit dem Auftreten des Islam seinen Anfang nimmt, so glaube ich annehmen zu dürfen, dass nicht die Araber, sondern die Perser, welche unter der Sassanidenherrschaft in der früheren Epoche den Handel in Asien hauptsächlich vermittelten, als Bindeglied zwischen China und Constantinopel zu betrachten sind.

Als ältestes, in Constantinopel gefertigtes Kunstwerk der Zellenemailtechnik wird die vor 625 hergestellte „eiserne Krone“ erwähnt. Den noch etwas unbeholfenen Anfängen folgt dann die Blüthezeit dieser Kunst von 850—1000. (S. 6.)

Schon vorher auf S. 4 bespricht der Autor die Herstellung des Zellenemails. Auf der Goldplatte zeichnete der Künstler mit einem Perlpunzen den Hauptumriss der Figuren tief ein, und trieb dann die ganze Fläche innerhalb dieses Umrisses mit einem flachen Hammer $1^1/_2$ mm zurück. Hierauf wurden die Zellen für die einzelnen Schmelzfarben in der Weise gebildet, dass sehr dünn gewalzte Goldplättchen hochkantig auf die Umrisse gestellt wurden, um dann mit feuchtem Mehl, welches über Kohlenfeuer erhärtet wurde, angeklebt zu werden. Bisher hatte man allgemein angenommen, dass diese Goldplättchen aufgelöthet wurden, der Verfasser beweist aber die Richtigkeit seiner neuen Ansicht durch eigene Beobachtungen S. 8 und durch das Zeugniss des Mönchs Teophilus in seiner Schedula diversarum artium, III. 53. Die weiteren Vorgänge decken sich mit dem Verfahren bei anderen Schmelzgattungen, welches ich als bekannt voraussetzen darf.

In sinniger und klarer Weise bespricht Herr Schulz die figuralen Darstellungen und das zum Theil sehr geschmackvolle Ornament, dagegen ist die epigraphische Seite der Kunstwerke leider sehr nebensächlich behandelt, es mag der Zweck der Schrift ein näheres Eingehen in dies Gebiet ausgeschlossen haben. Trotzdem ist es zu bedauern, denn eine Parallele zwischen den verschiedenen Buchstabenzeichen der Schmelzarbeiten und den Aufschriften auf byzantinischen Münzen, welche auf den Tafeln des Sabatie'schen Werkes so treu wiedergegeben sind, würde manches interessante Resultat zu Tage fördern; hier würde mich dieselbe zu weit führen.

Die dem Verfasser unbekannten Buchstaben auf der neben S. 36 eingehefteten Tafel sind alt georgische, wie Prof. Gildemeister so freundlich war mir mitzutheilen; der Besitzer der Kunstwerke würde wohl in Russland selbst am leichtesten Gelegenheit finden, die Inschrift deuten zu lassen.

Die Tafeln sind sehr klar und anschaulich ausgeführt; verbunden mit den sehr exakten Beschreibungen des Verfassers sind sie im Stande uns ein treues Bild der eben so zahlreichen wie interessanten und seltenen Kunstschätze des Herrn Swenigorodskoi zu geben. Dem Herrn Schulz sind wir zu Dank verpflichtet, dass er diese Kunstsammlung dem deutschen Forscherkreise zugänglich gemacht, und unsere Kenntnisse über Zellenschmelzarbeiten in so erfolgreicher Weise vermehrt hat.

Bonn. F. van Vleuten.

3. **Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande von Dr. C. Mehlis.** Mit der archäologischen Karte der Pfalz und der Nachbargebiete. Achte Abtheilung. Herausgegeben vom historischen Verein der Pfalz. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1885.

Die wichtigste Gabe, welche uns Mehlis in der achten Abtheilung seiner Studien liefert, ist die archäologische Karte der Rheinpfalz, bei welcher die Kgl. Baierische Generalstabs-Karte mit dem Massstabe 1 : 250,000 zu Grunde gelegt wurde. Sie erstreckt sich im Norden von der Kyllmündung in die Mosel (das in der „Uebersicht" angegebene Bernkastel ist nicht mehr auf der Karte) bis nach Oppenheim und im Süden von Saaralben bis Lauterburg; die angrenzenden hessischen und badischen Landestheile sind nicht mit archälogolischen Einzeichnungen versehen. Die Strassenzüge und Fundstellen sind in sehr übersichtlicher Weise auf der Karte verzeichnet; die verschiedenen Epochen wurden durch die Farben kenntlich gemacht, und für die verschiedenartigen Funde zweckmässige Zeichen gewählt. Der überaus grosse Nutzen, welchen eine solche Karte dem Forscher gewährt, liegt auf der Hand. Ein Blick auf dieselbe genügt, um alles dasjenige, was in archäologischer Hinsicht über einen fraglichen Ort bekannt geworden, auf einmal zu überschauen. Wer möchte ein so praktisches Hülfsmittel auf Studienreisen u. s. w. entbehren?

Die fruchtbare Rheinebene bei Worms stellt sich besonders farbenreich dar, während die Vogesen und das Haardtgebirge nur an den Rändern eine stärkere Besiedelung aufweisen. In seinen Vorbemerkungen kommt der Verfasser (S. 9) zu dem Schlusse: „dass die einmal besiedelten Stellen ohne dringende Nothwendigkeit nicht mehr aufgegeben werden". Auch spricht er sich im Bezug auf die linke Rheinseite im Gegensatze zu Naeher (J. B. LXXVI) entschieden für eine Benutzung der römischen Fundamente durch die Franken aus. Nachdem dann die Litteratur mitgetheilt wurde, bringt Dr. Mehlis ein übersichtlich zusammengestelltes Verzeichniss der Ortsnamen und Funde; 24 dieser Fundstellen sind in der Karte noch nicht berücksichtigt. Dieses Verzeichniss würde an Werth noch sehr gewonnen haben, wenn in einer weiterer Colonne ganz kurz bemerkt wäre, wo der einzelne Fund schon in der Litteratur erwähnt worden.

Der Gegenstand des zweiten Aufsatzes der vorliegenden 8. Abtheilung der Studien, der gallisch-römische Ringwall bei Waldfischbach, ist den Lesern unserer Jahrbücher schon bekannt, da der Verfasser im LXXVII. Hefte eine ausführliche Mittheilung darüber brachte; bei dem Hinweis auf unser Organ am Schlusse des Aufsatzes in den Studien, würde das perfectum an Stelle des futurum der Wahrheit entsprochen haben.

Bonn. F. van Vleuten.

4. E. Freiherr von Tröltsch, Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Stuttgart 1884. Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck.

Diese sehr verdienstliche Arbeit nennt der Verfasser selbst einen Versuch, durch Zusammenstellung der Funde die Beziehungen der alten Culturvölker zu einander aufzuklären. Die zweckmässige Einrichtung des Werkes gestattet jedem Forscher neue Funde einzutragen und so die Arbeit zu vervollständigen. Herr von Tröltsch hütet sich, weitläufige Betrachtungen über Völkerzüge und Verkehrsverhältnisse der alten Welt anzustellen, er legt einfach ein reiches Material zu solchen Untersuchungen vor, welches trotz allen künftigen Fortschritten unseres Wissens seinen unbestrittenen Werth behalten wird. Er nimmt 4 streng von einander getrennte Typen der Metallgeräthe an: 1) den einer reinen Bronzezeit mit ganz geringen Spuren von Eisen, in den Terramaren der Po-Ebene, in den Pfahlbauten der Westschweiz und in vielen vereinzelten Funden des Rheingebietes, 2) den einer ältern Eisenzeit, aber mit Vorherrschen der Bronze, in Hallstatt im Salzkammergut, 3) den einer etwas jüngern Eisenzeit mit Vorherrschen des Eisens, Funde von la Tène bei Marin am Neuenburger See, 4) den der altitalischen Funde. Das Fundgebiet ist in geographische Abschnitte getheilt, die auf den ersten Blick einen Vergleich über das Vorkommen der Hauptformen der Metallgeräthe zulassen. Doch wird man sich hüten müssen, aus den leeren Stellen der Tabellen auf ein Nichtvorkommen der Gegenstände zu schliessen, da sich die verglichenen Länder und Provinzen auch durch den Eifer und Fleiss unterscheiden, mit dem der Boden durchforscht ist. Der Verfasser hat sein Material gesammelt aus den Eintragungen der Vorstände von über 80 Sammlungen in seine Fragebogen, aus litterarischen Mittheilungen und aus eigenen Beobachtungen in etwa 50 Museen. Es sind 17 Formen der Fibel abgebildet, 50 Ringe, 18 Geräthe verschiedener Art, 27 Schwerter und Dolche, 3 Lanzenspitzen, 1 Situla, 1 Schnabelkanne, 1 Cista. Nur 9 vorrömische Eisengeräthe sind dargestellt. Die aufgeführten Metallgeräthe sind: Gewandnadeln, Arm-, Fuss- und Halsringe, Schmucksachen in Bronze, Gold und Silber, Waffen, Bronzegefässe, Helme, Schilder, Wagenreste, Pferdegeschirr, aber auch Glas- und Bernsteinsachen, Thongefässe, Regenbogenschüsseln, gallische und etrurische Münzen. Leider hat der Verfasser die Bronzecelte gänzlich ausgeschlossen, sie fehlen im Rheingebiete nicht, wiewohl sie selten sind; sie schliessen sich in ihrer Form und in ihrem Gebrauche am nächsten an die Steinzeit an. Von grosser Wichtigkeit ist das am Oberwerth bei Koblenz aus dem Rheine gebaggerte goldene Armband, das für eine primitive gallische Arbeit zu halten ist; es ist ein wirklicher Torques, indem 3 Golddrähte um einander gewunden sind und der Verschluss nur mittelst zweier Haken bewerkstelligt wurde. Unter den rohen Thongefässen mit weisser Einlage

hätten die schon im J. 1868 beschriebenen von Ingelheim am Rhein angeführt werden müssen. Viele noch immer als etruskisch oder altitalisch bezeichneten Gegenstände sind für griechische Arbeiten zu halten, so die zierlichen Schnabelkannen; auch die Goldsachen und die schwarz und roth gemalten Thongefässe aus dem Hügel Klein-Aspergle bei Ludwigsburg. Lange betrachtete man die in Mittelitalien so häufigen bemalten Vasen als etrurische, während sie doch mit geringen Ausnahmen griechische Waare sind, die in Menge nach Italien eingeführt wurde und nur in Einzelfällen bis nach Deutschland kam. Sind doch in der Karte über die altitalischen Funde bei Stuttgart auch 3 Cisten und 1 Schnabelkanne angeführt und zwischen Saar und Mosel 6 Schnabelkannen. Nicht fern davon zwischen Rhein und Nahe liegt auch Wald-Algesheim, dessen reicher Goldschmuck für griechische Arbeit gehalten werden darf.

Von grossem Interesse sind die schönen Karten, welche den Tabellen folgen. Auf der ersten ist die Verbreitung der Kupfergeräthe und der Funde der Bronzezeit dargestellt. Auch am Rhein giebt es einige Beweise dafür, dass der Gebrauch des Kupfers dem der Bronze vorausging, dahin gehört auch die von H. v. Tröltsch nicht angeführte kupferne Lanzenspitze aus der Höhle von Steeten. Auffallend ist, dass die Radnadeln fast nur in der Pfalz, in Hessen und Nassau vorkommen. Spricht sich in solchen Dingen, die der heutigen Mode gleichen, der besondere Geschmack eines Volksstammes aus, wie wir ihn auch in den Zierrathen der Thongefässe finden, oder haben sie vielleicht eine symbolische Bedeutung? Solche Räder mit 4 Speichen kommen in den skandinavischen Felsenbildern vor und werden auf die Sonne bezogen. Auf der zweiten und dritten Karte ist die Verbreitung der Hallstätter- und der la Tène-Funde dargestellt. Beide Karten zeigen eine grosse Uebereinstimmung. Jene haben aber eine grössere Verbreitung als diese. Die Völker, welche die Geräthe beider Perioden gebrauchten, erlitten in ihren Wohnsitzen keine wesentliche Veränderung. Die vierte Karte zeigt die Verbreitung der altitalischen Funde, die viel weniger zahlreich sind. Auch hier erkennt man viele Niederlassungen der anderen Perioden wieder. Die Fibeln No. 1 bis 6 werden hier als altitalische abgebildet, No. 2 ist sicher etruskisch, man begegnet ihr in den etruskischen Sammlungen Italiens. Die Formen No. 3, 4, 5 und 6 führt der Verfasser auch als Hallstätter Funde an. Man arbeitete hier also nach etruskischen Mustern. Die fünfte Karte zeigt die Verbreitung der Gussstätten und der Massenfunde. Wenn diese überwiegend in der Schweiz, in Tyrol und Vorarlberg und wieder in Frankreich und Italien vorkommen, so folgt doch daraus, dass in diesen Ländern vorzugsweise die Werkstätten und Handelsniederlassungen für die Bronzegeräthe zu suchen sind. Ueber Massenfunde von Bronzesachen sowie über eine Giessstätte am badischen Oberrhein hat kürzlich S. Jenny berichtet, vgl. Jahrb. LXXVII. S. 189.

Die sechste Karte giebt die Verbreitung der vorrömischen Münzen. Man ist überrascht zu sehen, wie die Regenbogenschüsselchen nur östlich vom Rheine sich finden, in Frankreich und Italien sind sie unbekannt. Westlich vom Rhein bis nach Belgien hinauf und in der Schweiz sind die gallischen Münzen verbreitet. Jene müssen den in Deutschland sitzenden Kelten zugeschrieben werden und zeigen für eine gewisse Zeit einen deutlichen Culturunterschied dieser Kelten und der Gallier.

Eine werthvolle Zugabe dieses Werkes ist ein Verzeichniss der prähistorischen Sammlungen im Rheingebiet und den angränzenden Ländern und eine Liste der Fundorte in alphabetischer Anordnung.

Der reiche Inhalt der Schrift legt es nahe, auf dasjenige hinzuweisen, was ihr noch fehlt und was als die künftige Aufgabe und das Ziel der archäologischen Forschung auf diesem Gebiete bezeichnet werden kann. Die Untersuchung muss auf die Entwicklung der Formen hingerichtet sein, sie muss uns die ursprünglichste Gestalt eines jeden Geräthes vor Augen stellen. Die einfachere Form wird dann auch auf das höhere Alter schliessen lassen. So hat uns Montelius die Formen des Bronzeceltes erklärt, aus dem flachen beilförmigen Celt entwickelte sich der mit Schaftlappen, aus diesen, die immer grösser wurden, entstand die Tülle, die den Schaft ganz umschliesst. Welches ist die Geschichte der Fibel? Sie entstand aus der Nadel und diese aus dem Dorn. Nach Tacitus trugen die Briten den Mantel über der Brust mit einem Dorn oder einer hölzernen Pinne befestigt. Eine solche fand man in einem Grabe zu Scarborough in Yorkshire. Man hat geglaubt, die Fibel müsse in einem kalten Lande entstanden sein, weil man nur hier den Mantel aus grobem Tuche trug. Aber die Spanier und Italiener gebrauchen heute den Mantel, der kalten Nächte wegen, fast noch mehr als die Deutschen, desshalb kann die Fibel mit ihrem starken Bügel recht wohl in einem südlichen Lande entstanden sein. Liegt einmal die vollständige Reihe der Formen vor, so wird man sie auseinander ableiten können. So gross der Gewinn auch ist, den wir aus dem Verständniss eines einzelnen Geräthes erlangen, so müssen wir doch nie vergessen, dass das Bild der alten Cultur erst dann uns vollständig vor Augen tritt, wenn wir bei jedem Geräthe beachten, was mit ihm zugleich gefunden worden ist. Welcher Armring, welche Waffe, welches Thongefäss wird mit dieser oder jener Fibel gefunden, oder welche Münze und welcher Schädel? Wir müssen suchen, die Perioden der Vorgeschichte als ein Ganzes aufzufassen. Eine die gesammte Cultur der verschiedenen Zeiten in ihrer Entwicklung und ihrem Zusammenhange erforschende Archaeologie setzt aber die genaueste Kenntniss des Einzelnen voraus. Das Verdienst der vorliegenden mühevollen Arbeit besteht darin, uns den wichtigen und dunkeln Zeitabschnitt des ersten Gebrauchs der Metalle im Rheinland, dem ältesten Cultursitze Deutschlands, nur durch Aufzählung der Funde in anschaulicher Weise dargestellt zu haben.

Schaaffhausen.

5. A. v. Cohausen, Der römische Grenzwall in Deutschland. Militärische und technische Beschreibung desselben. Mit 52 Folio-Tafeln Abbildungen. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag, 1884.

Wer kennt nicht jene befestigte Linie, den limes, der das freie und römische Germanien schied? Jenes gewaltige Werk, das unseren Ahnen so grossartig erschien, dass seine Erbauung übernatürlichen Kräften zugeschrieben wurde. Wer freut sich nicht, wenn ein berufener Forscher in urkundlicher Arbeit den ganzen Verlauf des Baues beschreibt und was nur wenigen zugänglich ist, zu einem Gemeingute Aller macht?

Herr v. Cohausen, der seit 1831 dem Ingenieurkorps angehört, hat sich schon seit 1852 methodisch mit dem Pfahlgraben beschäftigt. Ein richtig organisirtes Auge, ein sicherer Takt bei der Behandlung mündlicher Mittheilungen, gründliche Kenntniss aller einschlagenden militärischen und technischen Fragen, im Ganzen massvolle Vorsicht in der Schlussfolgerung befähigen ihn in hohem Grade zur Lösung einer so schwierigen Aufgabe. Selbstverständlich müssen wir auf eine Wiedergabe der Thatsachen, die der Verfasser feststellt, verzichten. Ein Buch, das den Grundsatz: facta loquuntur nie aus den Augen verliert, will mehr als jedes andere gelesen und studirt sein, eine Arbeit die durch die zahlreichen und sorgfältigen Abbildungen erleichtert wird. Wir beschränken uns hier auf einige Mittheilungen aus den Ergebnissen.

Der römische Grenzwall, der Pfahl (über den Namen vgl. S. 323) in Deutschland verläuft in drei Zügen. Die trockene Donaugrenze (limes raeticus) ist eine mehrere Fuss hohe Mauer ohne Graben und Castelle, die 2,50 m breit zur Bewegung von Bewaffneten in zwei Gliedern ausreichte und streckenweise für den Marsch kleinerer Abtheilungen benutzt werden konnte. Sie beginnt bei Kehlheim, wo die Altmühl sich in die Donau ergiesst, und zieht sich in einem flachen Bogen, die Altmühl zweimal überschreitend, bei Kipfenberg (n. v. Eichstädt) und Gunzenhausen erst in westlicher Richtung bis Dühren, dann in mehreren Winkelschlägen nach S.S.W. und endlich nach S.W. bis Lorch in Württemberg. Seine Bauart ist von dem Hadrianswalle in Northumberland nicht verschieden. Bei Lorch ist der Ausgangspunkt des rheinischen limes, der aus einem Erdwall mit schmaler, in vielen Fällen kaum für einen einzelnen Fussgänger ausreichenden Wallkrone und vorliegendem Graben besteht. An felsigem Terrain ist er aus Steinen zusammengeworfen. Jede Verdoppelung von Wall und Graben ist eine nichtrömische Zuthat. Castelle und Thürme, liegen in regelmässigen Abständen hinter dem Walle. Von dem Haaghof (7 km von Lorch entfernt) bildet diese Grenze bis Walldürn eine gerade quer durch Württemberg über Welsheim, Meinhard, Oehringen nach Jagsthausen, dem Rheinstrome ziemlich parallel verlaufende, zuletzt auf badischem Gebiet den Odenwald durchschneidende Linie. In vier Winkelschlägen gelangt sie von da nach Altstadt bei Miltenberg. Von hier tritt an Stelle des Pfahlgrabens der Main bis Grosskrotzenburg. Auf dem linken

Mainufer liegen in regelmässigen Abständen von 8—10 km Castelle, gerade wie die nasse Donaugrenze von Passau bis zur Altmühlmündung von Castellen und wahrscheinlich auch von Thürmen überwacht war (S. 324 ff.). Rechts vom Main setzt sich der Pfahlgraben fort im Ganzen nördlich bis in die Nähe von Giessen, von da die Wetterau einschliessend, nach S.W. und S. von der Saalburg an nach Westen, am nördlichen Abhang des Taunus hinlaufend bis in die Nähe von Langenschwalbach, dann in vielen Winkelschlägen nordwärts bis Rheinbrohl; er endete also gegenüber der Mündung des Vinxtbaches, der Grenze des linksrheinischen Obergermanien[1]). Die Entfernung vom Anfang der Grenze bis Lorch beträgt 174 km, bis Miltenberg 107 km von Grosskrotzenburg bis Rheinbrohl 218 km, die ganze Ausdehnung, einschliesslich die Mainlinie, rund 540 km, 720,000 Schritt (S. 6 ff.). Die (42) Castelle längs der Reichsgrenze sind nach bestimmt erkennbaren Grundsätzen angelegt (S. 335). In der Form von Rechtecken erbaut, liegen sie niemals sich anlehnend an Felsen, Bergabstürze oder Sümpfe, sondern an einem ringsum zugänglichen Orte, dessen Wahl vielfach durch die Nähe einer Quelle bestimmt ward, etwa 8 km von einander entfernt, so dass die Besatzung des einen bequem in einem halben Marschtag zum nächsten gelangen und zurückkehren konnte. Allemal führt eine Strasse ins Ausland an dem Castell vorüber. Recht lehrreich sind die gelegentlichen Ausführungen über den Unterschied römischer und mittelalterlicher Befestigungen. Die tabellarische Zusammenstellung der 38 Castelle, deren Masse bekannt sind, und die Berechnung der Stärke ihrer Besatzungen (S. 335 ff.) ist eine dankenswerthe Vorarbeit für eine Geschichte der römischen Rheinarmee. Zur Besatzung wurden Auxiliarcohorten verwandt, deren Ziegelstempel in den Castellen an der Grenze häufig vorkommen, in den Niederlassungen im Main-Niddathal aber selten sind, daneben finden sich Stempel der XXII. und der VIII. Legion, die allezeit in Obergermanien gestanden haben. Die Bemerkungen über Anlagen in und um das Castell (S. 341 ff.) bestätigen Bekanntes und beseitigen verjährte Irrthümer.

Weiter sucht uns v. C. zu überzeugen, dass der Pfahlgraben schlecht geführt und zur militärischen Vertheidigung ungeeignet ist. In dem nördlichen Theile war das Bedürfniss der Umschliessung des fruchtbaren Geländes der Wetterau und des Neuwiederbecken, der warmen Quellen von Ems für die Zugrichtung massgebend. Sein eigentlicher Zweck ist eine bestimmte überall greifbare Marke zu bilden. Nur an offiziellen Durchgängen, die durch Schlagbäume geöffnet und geschlossen werden konnten, war der

1) Vgl. Zangemeister, W.-D. Zeitschr. 1884, S. 313 ff. scheint mir gegen Bergk durchschlagend den Nachweis geführt zu haben, dass am Vinxtbache Obergermanien endete.

Ein- und Ausgang unter gewissen Bedingungen gestattet und von den Wächtern der Thürme, die an jedem Durchgange lagen, kontrolirt. Mit anderen Worten, es bildete der Pfahl die Grundlage des Verkehrs zwischen Römern und Germanen, diente also auch dem Zwecke der Zollerhebung. Wenn er sich auch nirgends zur Vertheidigung im grossen Kriege verwenden liess, so bot er doch für den kleinen Krieg einen wirksamen Schutz, war ein kleine Raubscharen abhaltendes Hinderniss, über welches der nächtlicher Weile eingebrochene Feind mit seiner Beute nicht ohne Weiteres hinweg konnte. Mit dieser Annahme ist auch die bekannte Stelle des Frontin 1, 3, 10 im Einklang, wo gesagt wird, dass der limes von Domitian zur Abwehr vorübergehender Einfälle und Bedrohungen angelegt wurde. Wohl war der Pfahl mit Wachthürmen versehen, aber seine Bedeutung als Allarmlinie ist überschätzt worden (S. 344). Die Funde „deuten mehr auf den Dienst der Pförtner als der Telegraphisten", die Lage der Thürme sei unpassend zum Allarmdienst. Jedoch sind von vereinzelten Stellen auf Bergspitzen z. B. von einem Punkte zwischen der Saalburg und dem Feldbergcastell Feuersignale gegeben worden. Zum Vergleich werden andere Grenzwehren herangezogen und mit grosser Sachkenntniss beschrieben. Auffallende Analogien bieten: die Landwehr von Frankfurt am Main, die österreichischen und russischen Militärgrenzen, der böhmische Wald, schliesslich die argentinische Grenzwehr gegen die Indianer.

Der limes bildet die Ost- und Nordgrenze der Germania superior. Auf der ganzen rechten Rheinseite von Rheinbrohl abwärts nicht nur bis zum Siebengebirge, sondern mit Ausnahme des Castells von Deutz bis hinab zur holländischen Grenze kein römisches Bauwerk gefunden worden! Keine Castelle, keine Villen! Der Rhein, die linksrheinischen Castelle und festen Städte (in Abständen von etwa 18 km. S. 325) sind der einzige Schutz der provincia inferior. Man kann sie mit der nassen Donaugrenze vergleichen.

Gerne unterschreiben wir die Bemerkung am Schluss S. 349. „Eine Geschichte des Pfahlgrabens kann nicht wie die eines anderen Bauwerks geschrieben werden, sondern nur in Verbindung mit der politischen Geschichte, mit der Geschichte der römisch-germanischen Kriege und dem Zuratheziehen aller Quellen." Aber mit den vorgreifenden Folgerungen wird sich der Historiker nicht befreunden können.

v. Cohausen folgt der vulgären Ansicht, dass Traian das Dekumatenland zum römischen Reiche gezogen und mit dem Pfahlgraben umschlossen habe. Es ist ihm wohl entgangen, was ich in der Westd. Zeitschr. 1884, 3 ff. weiter ausgeführt habe, dass die Annexion unter Domitian vollzogen und der südliche Theil des Werkes von Lorch nordwärts, der alle Spuren einer einheitlichen Herstellung trägt, nicht verschieden ist von der Strecke, welche nach Frontin 1, 3, 10 von Domitian angelegt

wurde. Bei Frontin 2, 11, 7 — eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Ubiorum castella poneret habe ich statt des falschen Ubiorum zu lesen vorgeschlagen „Sueborum“, also diese Stelle auf dieselbe Strecke bezogen. Im Osten dieses limes wohnten suebische Stämme, die Hermunduren. — Das häufige Vorkommen von Münzen aus dem Jahr 85, deren Aufschriften (z. B. Germania capta) und Symbole auf eine Bezwingung Germaniens deuten (Vgl. a. a. O. S. 6, S. 21 u. 22), rechtfertigt die Vermuthung, dass damals die Germanen von Neuem besiegt wurden oder die von Frontin bezeichnete Strecke zum Abschluss gelangte. Die Meilenzahl bei Frontin (120 Millien = 140 km) kommt der wirklichen Länge des Walles von Lorch bis Bingenheim an der Nidda fast gleich; bis Miltenberg 107 km; von Krotzenburg bis zur Nidda 32 km. Nach dem Chattenkrieg sind auch wohl die Castelle am Main angelegt worden. Das Gebiet am Taunus konnte vor der Hand durch Wiederherstellung der Schanzen des Drusus gesichert werden. Nach Niederwerfung des Aufstandes des Antonius Saturninus, der mit den Germanen in hochverrätherischen Beziehungen gestanden hatte, und einem neuen Feldzuge in das Chattenland (89), ist der limes sehr wahrscheinlich bis zum Rheine fortgeführt worden (a. a. O. S. 23, 24 A.). Diese Strecke konnte Frontin nicht erwähnen, da seine strategemata vor dem Jahre 87 herausgegeben sind: wenigstens wird der grossen Donaukriege mit keinem Wort gedacht. Weil Stempel der XIV. Legion, die mit einer kurzen Unterbrechung während des 1. Jahrhunderts am Rheine stand, in allen Castellen und Niederlassungen des Main-Niddathals gefunden werden, aber in keinem Pfahlgrabencastell des Gebirges vorkommen, so schliesst v. Cohausen, dass der nördliche Theil nicht vor dem Chattenkrieg gebaut wurde. Aus demselben Umstande hatte Hameran W.-D. Z. II, 194 geschlossen, dass die Erbauung vor dem Jahre 71 stattfand! Am nächsten scheint mir die Annahme zu liegen, dass die Legion, während der limes gebaut wurde, schon an der Donau stand; die Verlegung kann aus Anlass der Dakergefahr erfolgt sein. Doch bleibt die Geschichte dieser Legion noch zu untersuchen. Eine Bestätigung unserer Aufstellung ist auch die von Cohausen wiederholt hervorgehobene Thatsache, dass die Strecke Main-Rems und Rhein-Main in der Bauart gar keinen Unterschied zeigen. Nachdem die Grenzmarke, welche das obere Germanien von den freien Volksstämmen schied, fertig gestellt war, wird auch die Einrichtung desselben als Provinz erfolgt sein. Dies ist nicht nur an und für sich wahrscheinlich, sondern auch der Sinn der Worte der Germania 29: Mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur agri decumates. An den rheinisch-danubischen limes kann auch Agricola 41: nec iam de limite imperii et ripa, sed de hibernis legionum et possessione dubitatum von Tacitus gedacht werden. Mit der von Frontin bezeugten Vermessung des neu erworbenen Landes

hängt auch der Name agri decumates, den nur Tacitus verzeichnet hat, zusammen. Dass die Mehrzahl der Ansiedler zinspflichtig waren, also den Zehnten der Ernte abgeben mussten, was noch jüngst Zangemeister, W.-D. Zeitschr. 1884, 244 A. wiederholt hat, kann ich nicht glauben, noch weniger will es mir einleuchten, dass nach diesem Umstande, der in allen Provinzen vorlag, das überrheinische Land benannt wurde. Ein helleres Licht wirft auf die Geschichte des Dekumatenlandes Zangemeister's richtige Ergänzung des Meilensteins von Offenburg CIRh. 1955 (W.-D. Zeitschr. 1884, S. 246 ff.). Demzufolge baute Cn. Cornelius Clemens in dem Jahr 73/74 eine Strasse von Argentoratum nach dem Osten, also in einem Jahre, in welchem auch an der Donau grosse Bauten unternommen wurden; so ist das feste Lager von Carnuntum sicher um diese Zeit errichtet worden (O. Hirschfeld, epigr. Mitth. 2, 167—182. 3, 213 ff.). Die auf dem Meilenstein bezeugte Strasse führte allem Anschein nach über den Kinzigpass an die Donau. Mehrere Anzeichen deuten darauf hin, dass kurz vorher von Obergermanien aus ein bedeutsamer Kampf mit den Germanen geführt wurde. Einmal die Verleihung der Triumphalstatue an Cn. Cornelius Clemens (Henzen 5427); weiter die unter demselben Legaten am 21. Mai 74 erfolgte Ertheilung der Civität an 6 alae und 12 cohortes (Dipl. IX CIL. 3, p. 852). Endlich die auffallende Vermehrung der imperatorischen Ziffern, die nach dem 1. Juli 73 und im Laufe des Jahres 74 von X auf XIII steigen. Man möchte gerne annehmen, dass schon unter Vespasian die badische Ebene anektirt wurde; wenn aber Plinius, der Germanien aus eigener Anschauung kannte — er hatte am Rhein gedient —, in seiner um das Jahr 77 vollendeten Naturalis historia versichert, dass jenseits des Rheines kein römisches Gebiet liege, so müssen wir dies glauben und dürfen ihm nicht die Kopflosigkeit zutrauen, dass er aus einer Quelle der augustischen Zeit wider besseres Wissen jene Nachricht herübernahm. Aber ein Protektorat haben wohl schon die beiden ersten Fabier über die Ansiedler in dem dünnbevölkerten Lande ausgeübt. Ich nähere mich hier der von Herzog, Württemb. Viertelj. 1880, 2, S. 115 ausgesprochenen Ansicht, muss aber auch jetzt noch daran festhalten, dass die dauernde Besetzung erst nach einem siegreichen Kampfe erfolgte.

Welchen Antheil Traian am Limesbau gehabt hat, ist noch immer nicht ersichtlich. Hat er von Domitian angefangene Theile des Walles ausgebaut? Hat er die Zahl der Castelle vermehrt? Oder ist er der Erbauer der Donaugrenze? Möchte sich doch bald das entscheidende, alle Zweifel lösende Dokument finden! Für den Strassenbau im Anfange seiner Regierung hat jüngst der um die Geschichte der römischen Rheinlande hochverdiente Prof. Zangemeister einen werthvollen Beitrag geliefert (W.-D. Zeitschr. 1884, S. 237). Da an der Richtigkeit seiner Restitution des Bühler Meilensteines vom Jahr 100 nicht gezweifelt werden kann, so

besitzen wir ein urkundliches Zeugniss für eine römische Reichsstrasse, welche von Mainz durch die rechtsrheinische Ebene nach Süden führte.

Druck und Ausstattung des ganzen Buches, einschliesslich der Tafeln, machen einen angenehmen Eindruck. Der Index ist recht reichhaltig und geeignet, auch den Laien zu orientiren. J. A.

6. G. Treu, Sollen wir unsere Statuen bemalen? Berlin, 1884.

Der Verfasser sagt, dass die plastischen Werke des Alterthums und des Mittelalters, wenn sie nicht aus Erz waren, bemalt worden seien. Dass wir eine weisse Marmorstatue schön finden, sei nur eine Gewohnheit unseres Geschmacks, ein Vorurtheil, von dem auch ein Michel Angelo sich nicht habe frei machen können. Er nennt die Marmorstatuen bleiche Abstraktionen von Leben und Wirklichkeit. Dass man Gefallen daran finde, erkläre sich nur durch den unausrottbaren Aberglauben an den farblosen Marmor der Antike, den wir freilich so aus der Erde graben, aber nur weil er die ursprüngliche Farbe verloren hat. Aehnlich hat schon Fechner geurtheilt in seiner Vorschule der Aesthetik, Leipzig 1876 II, S. 203. Hat aber die schöne Form nicht selbst ein Recht, vom Künstler dargestellt zu werden, ohne den sinnlichen Reiz der Farbe, und ist die Aufgabe, unsern Schönheitssinn durch die Form allein zu befriedigen, nicht eine grössere? Warum wählte der Künstler ein so edles Material wie den fleckenlosen Parischen Marmor, wenn er ihn mit Farbe überstrich? Gegen die begründete Behauptung, dass bei rohen und halbrohen Völkern die Lust an der Farbe bekannt sei und man bei ihnen eine Skulptur ohne Farbe sich nicht vorstellen könne, weist er auf Phidias hin und fragt, war denn dieser ein Barbar, der aus Gold und Elfenbein ein farbenstrahlendes Kolossalbild des Zeus gemacht hat? Aber ein Kunstwerk aus Elfenbein und Gold, von dem wir gar nicht wissen, welche Theile aus Gold und welche aus Elfenbein waren, kann doch nicht einer farbig angemalten Statue verglichen werden. Auf die farbenprächtigen Holzschnitzereien und die bunten Glasgemälde des Mittelalters kann man ebensowenig verweisen, wie auf die farbigen Terrakotten della Robbia's, der Geist der antiken Kunst war ein anderer als der des Mittelalters, den edlen Marmor hat man aber auch im Mittelalter nicht bemalt. Wenn Vasari anführt, dass im 15. Jahrh. bemalte Porträtbüsten in italienischen Häusern häufig waren, was beweist das für das Alterthum? Dass die Antiken, welche man farblos findet, im Boden durch die Länge der Zeit die Farbe verloren haben sollen, ist gar nicht annehmbar. In dem unter fester Lava begrabenen Herkulanum müssten sie sich doch erhalten haben. Farben haben sich sogar auf prähistorischen Thongefässen erhalten. Auch auf den schönen Terrakotten von Tanagra haben sich die Farben so gut erhalten, dass man die der Iris erkennen kann, die blau ist, und nur an Sklaven und Satyrn braun. Dass man den unedlen Thon bemalte,

kann gar nicht auffallen, auch nicht, dass die Architektur von Farben einen ausgedehnteren Gebrauch machte als man früher annahm.

Wenn man an einer Diana und an einer Venus in Pompeji, an einer Augustus-Statue in der Villa der Cäsaren bei Rom, sowie an der in Athen gefundenen Athena Parthenos, die für eine Kopie nach Phidias gehalten wird, Farbenspuren gefunden hat, so beweist das allerdings, dass in einzelnen Fällen bei Marmorwerken der Gebrauch der Farbe, wohl meist an Nebendingen, nicht ausgeschlossen war. An einer Statue des Cicero in Pompeji fand man Spuren von Purpur an der Toga. An einer Statue des Augustus waren Tunica und Mantel sowie die Franzen des Harnisches und die Pupille gemalt, die nackten Körperstellen zeigten keine Spur von Farbe. Jahn meint, eine solche Bemalung sei die Regel gewesen, vgl. Grenzboten 1868, Nr. 3. So fand man am Hermes von Olympia an den Sandalenbändern Spuren von Roth und Gold. Aber es wird in der Beschreibung der Funde von Olympia von Curtius, Adler, Treu und Dörpfeld ausdrücklich hervorgehoben, dass die rothe Farbe wie ein Untergrund der Vergoldung erscheine. Sonst wird noch am Haar und Auge, in den Gewandfalten und am Gürtel, am Helmbusch und am Schild Farbe erwähnt. Am deutlichsten ist sie an Platten, Gesimsen und Ziegeln aus gebranntem Thon, namentlich auch an Werkstücken aus Tertiärkalk. Newton fand an den Marmorbildern des Mausoleums in Halicarnass, die man dem Scopas zuschreibt, wie am Fries so auch an den Löwen und den Gewändern der Figuren Farbe, selbst die nackten Theile der männlichen Körper haben einen braunrothen Ton. Es ist denkbar, dass man die Farbe namentlich an solchen Bildwerken anbrachte, die mit der Architektur in einer sehr nahen Verbindung standen. Wenn Vitruv ein Verfahren angiebt, mit Wachs die nackten Marmorstatuen zu bohnen, so wird es wohl dem weissen Marmor nur einen gelblichen matten Glanz verliehen haben, wie wir es am Gypse anwenden. Einen Beweis für seine Ansicht nimmt der Verfasser an dem Umstande, dass in den pompejanischen Gemälden weisse, in den Zimmern aufgestellte Figuren überhaupt nicht vorkommen, sie erscheinen stets im vollen Farbenschmuck mit Färbung des Nackten. Aber sind die dargestellten Figuren Marmorwerke, können es nicht bemalte Thonfiguren oder solche von Holz oder Wachs sein? Plinius erzählt freilich B. 35, 40, 8, dass Praxiteles diejenigen seiner Werke für die schönsten gehalten habe, welche der berühmte Nicias mit einem Anstrich versehen hatte. Dieser mag in einer leichten Lasurfarbe bestanden haben, deren allgemeine Anwendung aus dieser Stelle aber nicht folgt. Man weist zur Erklärung dieser Stelle auf L. Ann. Seneca, Epist. 86 hin. Dieser spricht indessen nicht von Statuen, sondern tadelt den Luxus seiner Zeit und klagt darüber, dass man den alexandrinischen Marmor nach Art der Gemälde mit Farbe überziehe. Wäre ein Bemalen der Marmorstatuen die Regel gewesen, so

würde Plinius, der so genau über die alten Künstler und die von ihnen verwendeten Marmorarten spricht, dies doch ausdrücklich erwähnt und umständlich beschrieben haben. Er unterscheidet an einer andern Stelle, B. 35, 2, 1, deutlich die Bildwerke in Erz und Marmor von den gemalten Wachsbildern Verstorbener, und spricht B. 36, 4, 2 von dem blendenden Glanze einer Marmorstatue der Hecate im Tempel der Diana zu Ephesus. Es müsste erst erklärt werden, warum an fast all den berühmten Marmorwerken der Alten, die wir kennen, die Farbe spurlos verschwunden ist.

Die Skulpturen der Aegypter in Porphyr und Syenit, die geschnittenen Steine der Griechen, ihre Bronzen beweisen, dass es eine Kunst der schönen Form giebt, bei der die Farbe gleichgültig ist. Die Arbeiten in Elfenbein, die Zeichnung, der Kupferstich sind farblos und haben doch unbestritten einen hohen Kunstwerth. Warum soll also der weisse, leuchtende Marmor übermalt werden?

Die vom Verfasser angeführten Versuche, welche uns die Farbenwirkung an den Bildwerken der Alten vor Augen führen sollen, ändern die Sache nicht. So hat Quatremère de Quincy schon 1815 den Zeus des Phidias in Gold und Elfenbein wieder herzustellen gesucht und Gibson hat eine gemalte Venus verfertigt. Mit mehr Berechtigung hat Hittorf einen Tempel von Girgenti in lebhaftem Farbenschmucke dargestellt. Carl Cauer hat jüngst Marmorwerke erst vergoldet und dann bemalt, er glaubt, so seien die Sculpturen des Parthenon gewesen. Aber Newton fand keine Spur des Goldes daran. Die Kunst, die in der Form allein das Schöne darzustellen sucht, ohne den bestechenden Reiz der Farbe, hat gewiss ihre Berechtigung und ist als eine höhere Aufgabe für das künstlerische Schaffen aufzufassen. Hätten die Griechen wirklich ihre Marmor-Statuen gemalt, so müssten wir sie weiss lassen, um zu zeigen, dass es eine Empfindung des Schönen giebt, die in der Form allein begründet ist.

Schaaffhausen.

III. Berichte.

1. Die Anthropologen-Versammlung in Breslau, vom 4. bis 7. August 1884.

Die diesjährige XV. Versammlung war von 394 Mitgliedern besucht, von denen 264 aus Breslau waren. Der Vorsitzende, Virchow, beleuchtet in seiner Eröffnungsrede die heutigen Fragen der Anthropologie, die sich in einem Zustand des Werdens befinde, der die Anstalten fehlten, die in die Fakultäten noch nicht aufgenommen sei, die mit Philologie und Geschichtsforschung in Konflikt komme, aber manche irrige Voraussetzung berichtigt habe. Sie sei noch vielfach eine Wissenschaft des Spatens, die Mitwirkung vieler Personen sei förderlich, darum wandere die Gesellschaft. Erfreulich sei hier die zahlreiche Betheiligung aus den Nachbarländern. Seit Büsching habe in Schlesien die archäologische Forschung nachgelassen, der Boden müsse seine verborgenen Schätze herausgeben. Das Land sei hier den Slaven von uns abgewonnen, unsere Wissenschaft sei aber nicht germanisch, sondern unpartheilich; ihr Gegenstand sei der namenlose Mensch. Die indogermanische oder arische Abstammung der Völker Europas sei eine Lehrmeinung, die sich auf die Ueberlieferung und die Sprache stütze, die Ansicht, dass wir Autochthonen seien, finde immer mehr Anhänger. Seit wann sind wir da? Was kann in der Archäologie mit Sicherheit als germanisch bezeichnet werden? In Pommern gibt es keine Geschichte vor dem 1. Jahrtausend, in Mecklenburg erst seit der Carolinger-Zeit. Aeltere Quellen bieten die dänischen Geschichtsschreiber. Von alten Culturstätten, Arcona, Iulin, Alten-Lübeck ist man ausgegangen. Die Burgwälle bieten eine so grosse Gleichmässigkeit der Funde, dass man ebenso sicher sagen kann, das ist slavisch, wie wir das Römische erkennen. Haben die Slaven von Anfang an diese Eigenthümlichkeit der Kunst besessen? Die slavischen Funde erscheinen auf einmal als etwas vollständig Neues, ihnen geht eine ganz andere Cultur voraus. Die Urnenfriedhöfe bezeichnete man lange als Wendenkirchhöfe, man bezog sie auf die Burgwälle, beide haben nichts mit einander zu thun. Wegen des Leichenbrandes kennen wir das Physische des Volksstammes nicht. Es gibt im slavischen Gebiet auch Reihengräber. Gehören sie nicht denselben Stämmen an, die später am Rhein als Franken

und Alemannen erscheinen? Die Schädel zeigen Uebereinstimmung, auch die Waffen und Geräthe. Dagegen kommen die slavischen Schläfenringe aus Kupfer, Bronze, Silber oder Blei, die im Osten bis Ungarn reichen, nur noch im Saalethale vor, dann hören sie im Westen auf. Diese Ringe zusammen mit importirten Sachen aus östlichen Gebieten am Caspischen Meer und darüber hinaus, bestätigen den durch Hacksilber und Sassanidenmünzen aus dem 9. bis 11. Jahrhundert bezeichneten Handelsverkehr im Norden Deutschlands zur Carolinger-Zeit. Auch in Schlesien gibt es solche Funde. Es scheint, dass hier bis zum Ende der Römerherrschaft Germanen gesessen und im 5. oder 6. Jahrhundert nach Chr. Slaven eingedrungen sind. Vieles bleibt unbestimmbar. Metalle sind in den ältesten Gräbern nur schwache Beigaben. Reine Bronzefunde sind sehr selten, die meisten sind Depotfunde, die das Eisen nicht ausschliessen. Die Grabfunde sind immer als auserlesene Gegenstände zu betrachten. Es ist nicht wahrscheinlich, dass, wie Beck will, die Schlackenhaufen der Eisenerzgruben in die älteste Zeit zurückreichen. Auch Schliemann fand das Eisen nicht in Hissarlik. Das Eisen ist bis jetzt kein Zeitmesser. In Deutschland fehlt jeder historische Anhalt für die Einführung seines Gebrauches, in Italien und Griechenland ist es vor der klassischen Cultur bekannt. Es gibt ein wichtiges Ereigniss in der vorgeschichtlichen Zeit, welches das Auftreten eines neuen Volkes in der Vorzeit beweist und mit dem menschlichen Glauben an ein zukünftiges Leben in nächster Beziehung steht. An die Stelle der Bestattung tritt plötzlich der Leichenbrand. Hier muss eine zwingende Gewalt gewirkt haben, um einen solchen Gegensatz in den menschlichen Anschauungen hervorzubringen. Ein neues Volk muss diesen Wechsel gebracht haben. Man denkt an die arischen Völker, welche das Grösste in der Geschichte geleistet haben. Knüpft sich unsere Cultur an ein bestimmtes Volk und wie lange ist es sesshaft auf diesem Boden? Was bietet uns jede Provinz, um die Entwicklungsgeschichte der Vorzeit aufzuhellen? Der Redner gedenkt des hingeschiedenen Göppert, der die prähistorische Forschung hier in's Leben gerufen. Wenn durch den Tod von Nilsson, Hochstetter und Lepsius die Reihe der älteren Forscher gelichtet wird, welche die heutige Anthropologie gründen halfen, so muss man hoffen, dass der Nachwuchs nicht ausbleibt, dass junge Kräfte an deren Stelle treten.

Se. Excellenz der Ober-Präsident von Seidewitz begrüsst hierauf die Versammlung. Die Anthropologie vergelte reichlich die Dienste, welche andere Wissenschaften ihr geleistet. Auch der Laie erwärme sich für diese Forschungen und werde gern zum Mitarbeiter. Er hofft, dass auch Schlesien eine Stätte für das Studium der Urgeschichte werden möge. Sodann heisst Oberbürgermeister Friedensburg die Gäste willkommen.

Der erste Geschäftsführer Grempler schildert die Entwicklung der

Stadt Breslau, die aus einer Befestigung entstanden sei, welche die Polen um 900 auf der Dominsel gegen die Einfälle der Böhmen errichtet. Die Stadt wird erst um das Jahr 1000 als Bischofssitz genannt, sie wurde 1342 durch eine Feuersbrunst zerstört und von Carl IV. wieder aufgebaut. Um die altersgrauen Thürme derselben habe mancher Sturm gebraust, den eine tüchtige Bürgerschaft siegreich bestanden habe. Dieselbe habe sich ein dauerndes Denkmal in dem schönen Rathhause gesetzt, einer Perle der profanen Gothik. Für die geistigen Bestrebungen zeugen die Stadtbibliothek, die Münz- und Kupferstichsammlung und manche Stiftungen alter Patrizier-Geschlechter. Auch auf archäologische Funde war man frühe aufmerksam. Schon 1544 bespricht Uber das heidnische Grabfeld in Massel, 1711 verfasst Herrmann ein grösseres Werk darüber unter dem Titel: Masslographia. Von 1706 bis 37 sammelte Kundmann die heidnischen Alterthümer. Erst 1810 beauftragte der Staatskanzler Hardenberg den Prof. Büsching die schlesischen Kunstschätze zu konserviren, die bei Säkularisation der Klöster und Stifte sich finden würden. So entstand das Universitäts-Museum. Aus dem Kloster Leubus kam eine Waffensammlung, aus dem Augustinerstifte zu Sagan kamen vorgeschichtliche Funde, Anderes aus Frankfurt, dessen Universität 1811 hierher verlegt ward. Im Jahre 1818 wurden vom Ober-Präsidenten alle Besitzer und Finder heidnischer Alterthümer ersucht, dieselben der Königl. Sammlung zu überlassen. Erst als Prof. Rossbach das Museum übernahm, wurde den Alterthümern wieder die verdiente Würdigung zu Theil. Im Jahr 1858 bildete sich ein Verein zur Errichtung und Erhaltung eines Museums schlesischer Alterthümer, dessen Vorsitz Göppert führte. Dem Verein wurde die Universitäts-Sammlung zur Verwaltung übergeben. Im Jahr 1881 war die Aufstellung durch die Herren Grünhagen und Luchs vollendet und das Museum wurde der Oeffentlichkeit übergeben. Die vorgeschichtlichen Alterthümer sind nach Kreisen und Ortschaften geordnet. Eine vorgeschichtliche Karte gewährt einen Ueberblick über die Fundorte, welche lehren, dass von Mähren aus der Oder entlang nördlich eine vorgeschichtliche Culturstrasse gegangen ist. Letzthin sind bronzene Buckelarmbänder vom Hallstätter Typus erworben und Kistengräber mit Gesichtsurnen in Kaulwitz gefunden worden, ferner goldne Armspangen bei Weigwitz und Knochenwerkzeuge in Gniechwitz. Von Privat-Einsendern ist eine besondere prähistorische Ausstellung von Funden zwischen Oder und Weichsel veranstaltet worden. Er erwähnt noch den von Traube entdeckten ächten Nephrit von Jordansmühle, der aber nicht verarbeitet worden zu sein scheint.

Nunmehr erstattete Ranke den Jahresbericht. Unsere Kenntniss des Diluvialmenschen ist bereichert durch Fraas's Bericht: Der Bockstein im Lonethal. Hier lebte der Mensch mit Mammuth und Rhinoceros, es gibt Feuersteinmesser aber kein Töpfergeschirr und kein Hausthier. Nehring

und Struckmann gaben weitere Beiträge zur Fauna dieser Zeit. Penck's Abhandlung: Mensch und Eiszeit erklärt die Temperaturschwankungen der Vorzeit nur durch das Vorrücken und den Rückzug der Gletscher. Er nimmt einen interglacialen und postglacialen Menschen an. In Bezug auf das Ende der Steinzeit verweist Ranke auf die Arbeiten von Undset, Virchow und Eisel. Wichtig sei die Entdeckung von Antimon als Schmuckmetall in den Kaukasischen Gräbern. In Troja stehe die Steinzeit in Berührung mit hochentwickelter Cultur. Er weist auf Sophus Müller's erste Entwicklung der Bronzekultur im südlichen Europa hin und in Bezug auf die ältesten Culturvölker auf Ed. Meyer, Geschichte des Orients und Fr. Hommel, die semitischen Völker und Sprachen I, 1. Der älteste Typus der babylonischen Cultur ist nicht einem semitischen, sondern einem altaischen Stamme zuzuschreiben, auch die Cultur Mitteleuropas ist im Ursprung altaisch. Von hier lässt sich nach Sophus Müller ein Einfluss in der jüngern Steinzeit nachweisen. Die Bronzekultur ist nicht von Griechenland, Kleinasien oder vom Bosporus hergekommen, sondern aus Asien. Es giebt eine typische Aehnlichkeit der sibirischen und europäischen Bronzen, der Celt reicht bis China und Japan. Darauf hat schon C. v. Bär aufmerksam gemacht. Wenn Ranke sagt, „möge eine andere Rasse die materielle Cultur begründet haben, so ist es doch gewiss, dass die Indogermanen Träger jener Geisteskultur waren und sind, welche heute die Erde beherrscht", so schliesst das die Annahme nicht aus, dass eben die Indogermanen selbst altaischen oder mongolischen Ursprungs sind. Auch wird man weder heute noch in der Vorzeit die sogenannte materielle Cultur von der geistigen trennen können, sie sind nicht unabhängig von einander, die eine bringt mit Nothwendigkeit die andere hervor.

Hierauf erstattet Weismann den Rechenschaftsbericht, Einnahmen und Ausgaben betrugen 14,421 M. 90 Pf. Für das nächste Jahr sind 7463.96 M. verfügbar. Die Zahl der Mitglieder beträgt 2250. In der jetzt folgenden Pause wurden die von Herrn Telge gefertigten Nachbildungen der Grabfunde von Hiddensoe und Vettersfelde sowie der figurenreichen Goldschale von Bukarest betrachtet und von Virchow erläutert.

Am Nachmittag sprach zuerst Schaaffhausen über den Anthropologischen Katalog. Er meldet nicht weniger als 7 weitere Beiträge an, über die er nähere Mittheilungen macht. Er gedenkt bei dieser Gelegenheit in Kürze solcher Arbeiten, welche die Craniometrie oder Anthropometrie gefördert haben. Was die Messung an Lebenden betrifft, so erinnert er zunächst an seine Messung der Köpfe Lebender während ihrer Entwicklung von der Geburt an bis zum 30. Lebensjahre. Es ergaben sich daraus 3 Gesetze: 1) das Längenwachsthum des Schädels ist früher beendet als das in die Breite, 2) die Länge steht in einer Beziehung zur Körpergrösse, 3) die Breite des Schädels steht in einem Verhältnisse zur

Intelligenz. Sodann erwähnt er seine Messungen an fremden Rassen und zwar an 42 von Herrn Hagenbeck in Düsseldorf ausgestellten Singhalesen und an 7 von Herrn Cunningham in Köln gezeigten Nord-Australiern. Als besonders wichtig bezeichnet er bei den letztern die Merkmale niederer Bildung, die freilich nicht alle gleichmässig an sich tragen. Wenn auch die schon vor langer Zeit aufgestellte Behauptung, dass an ägyptischen Mumien das Ohr höher stehe, als bei uns, nicht hat bewiesen werden können, so ist es doch thatsächlich, dass bei niedern Rassen das Ohr in auffallender Weise höher steht. Sodann spricht er über die Spannweite der menschlichen Arme und die Beckenneigung. Leonardo da Vinci hat uns ein solches Bild hinterlassen, welches der Redner vorzeigt. Hier ist die Spannweite ganz gleich der Körperlänge. Es wird eine Commission ernannt, die ein gemeinsames Verfahren für Beckenmessung feststellen soll. Der Redner bemerkt, dass bei der vergleichenden Untersuchung der Beckenformen der Nachweis einer Annäherung der niederen Rassenbecken an die thierische Bildung, wie sie bereits Vrolik und spätere Forscher erkannt hätten, die Hauptsache bleibe.

Albrecht glaubt, dass die zweite Zehe des Menschen nur durch die Schuhbekleidung verkürzt sei, sie ist aber gerade bei den Wilden kürzer als die erste, und beim Culturmenschen grösser, wie schon die griechischen Bildwerke zeigen. Er führt dann aus, dass der weibliche Körper die primitiven Merkmale länger festhalte, als der männliche und in der körperlichen Bildung tiefer stehe. Cohn sagt, dass auch die Botanik Beweise für die Entwicklung der Cultur liefere. Wo die Urheimath der Gräser sei, die im kleinsten Raum die grösste Menge blutbildender Stoffe enthalten, wisse man noch nicht. Man verglich die Angaben der Schriftsteller, die Namen der Culturpflanzen bei den verschiedenen Völkern, die Berichte der Reisenden. Nun kommen die Ausgrabungen hinzu, die verkieselten Schalen der Gräser sind fast unzerstörbar. Aus altägyptischen Gräbern hat man die Flora des Landes hergestellt. Schweinfurt bestimmte die Pflanzen der Todtenkränze aus dem Geschlecht des grossen Rhamses. Wir kennen die Flora der Pfahlbauten und der Palafitten Oberitaliens. Die Pflanzen in den Gräbern haben entweder Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen, oder es sind Nahrungsvorräthe oder es sind zufällig verlorene Sämereien. Cohn hätte noch hinzufügen können: oder es sind Reste der Verdauung, wie sie in britischen Gräbern gefunden wurden. Bei Ratibor fand man 3—4 m tief Reste von getrocknetem Obst, Schlehen, Aepfel, Himbeeren in Urnen, dabei Knochen von Rind, Pferd und Hahn. Die letzteren sprechen aber gegen ein höheres Alter. Im Ringwall bei Beuthen lag 7 m tief verkohltes Getreide, Hafer, Roggen, Hirse, Erbsen, Leinsamen. Alle Samen sind kleiner und leichter als jetzt, wie schon Heer in den Pfahlbauten fand. Nur die der Hirse, die Hehn das Urgetreide nennt,

sind ebenso schwer und gross wie heute. Im botanischen Garten von Breslau fand man 5 m tief einen Pfahlbau von Eichen, 250 m lang und ebenso breit, eine Schicht Moorerde war nicht künstlich, wie Göppert glaubte, sondern natürlicher Waldboden, der viele Samen enthielt, auch kleine, fast kugelrunde Körner von Triticum antiquorum, auch Hanfsamen, vielleicht zur Berauschung. Die Waldbäume waren Schwarzpappel, Weide und Erle. Die Gerste fehlt, man trank also kein Bier, sondern Meth. Luchs bemerkt, dass ähnliche Funde wie in Ratibor an mehreren Orten gemacht seien, die zum Theil bemalten Gefässe enthielten eine schwarze, fette Masse, gehörten aber dem Anfang des Mittelalters an. Zuletzt sprach Schadenberg über die Ur- und Mischrassen der Philippinen unter Vorzeigung von Schädeln und Photographien.

Am Dienstag begann Schliemann die Reihe der Vorträge mit einem Bericht über seine Ausgrabungen in Tiryns. Diese Stadt, der mythische Geburtsort des Hercules, der zugleich Sonnengott und Heros war, nach dem Schiffskatalog der Ilias der Sitz des Diomedes, wurde schon in prähistorischer Zeit und nicht erst von den Argivern im J. 468 zerstört. Das beweisen die Funde von Steingeräthen, von Messern und Pfeilspitzen aus Obsidian und die rohen Terracotten mit uralten Darstellungen. Die lackirten schwarzen, gelben und rothen griechischen Thongefässe fehlen gänzlich. Schon Homer bewundert die cyklopischen Mauern von Tiryns, Pausanias vergleicht sie mit den Pyramiden Aegyptens und sagt, die kleinsten Steine könnten kaum von zwei Maulthieren gezogen werden. Auch Ithaca, das einen phönizischen Namen hat, besitzt solche Mauern. Die Steinblöcke sind durchschnittlich 2 m lang und 90 cm breit, sie sind fast unbearbeitet und ohne Mörtel auf einander gethürmt. Die Mauern sind 7,50 m, an der oberen Akropolis bis 15 m stark. Es fanden sich Reste von Thürmen und ein bedeckter Gang. Die Gebäude waren aus Rohziegeln errichtet, die nach Vitruv (II, 3) auch in klassischer Zeit noch verwendet wurden; sie sind nur an der Sonne getrocknet. Schliemann hat mit Dörpfeld die ganze untere und mittlere Akropolis ausgegraben; er legt den Plan derselben vor. Die Mauern hatten einen Lehm- und darüber einen Kalküberzug, der bemalt war, die Farben sind roth, schwarz, gelb, blau und weiss. Die menschlichen Figuren haben Vogelköpfe und zeigen nur 4 Finger der Hand. Diese Malereien gehören dem 2. Jahrtausend vor Christus an. Die Ornamente sind von den griechischen verschieden, kommen aber auf mykenischen Vasen vor. Tiryns hatte wie Mykene einen Tempel der Here, daher die zahlreichen Kuh-Idole. Auf der Akropolis stand ein Propyläum und dahinter ein zweites. Der Palast ward durch Feuer zerstört, die Decke war von 4 Säulen getragen, er war von Höfen, Säulenhallen und Zimmern umgeben, die Säulen bestanden aus Holz, die Basen waren aus Stein, die Zapfen, in denen sich die Thorflügel bewegten, sind noch erhalten, sowie

die Löcher für den Querriegel. Ein Fries von Alabaster ist mit Steinchen blauen Glases verziert. Um die Akropolis dehnte sich, wie Schachte beweisen, die untere Stadt aus, die alte Hafenmauer liegt noch heute nahe dem Meer, der alte Hafen lag kaum 200 m landeinwärts. Unter dem Fussboden des Palastes fanden sich 5 m tief Reste einer älteren Ansiedlung, Schutt von Ziegeln und Kohlen, dazwischen Stücke einfacher Topfwaaren der ältesten Technik. Der Trümmerhaufen von Tiryns lag 3000 Jahre lang unberührt, an der Südspitze der Burg wurde eine byzantinische Kapelle gebaut. Wo waren die Gräber der Könige? Vielleicht in dem nur 1 Stunde entfernten Nauplia. Hier führt Strabo Höhlen mit cyklopischen Bauten an, diese sind noch nicht entdeckt und liegen vielleicht unter den Häusern der Stadt. Schliemann sagt zum Schlusse, dass er demnächst in Creta graben werde. Hierauf spricht von Török über die ungarische Vorzeit.

Nach der Pause findet die Vorstandswahl statt. Schaaffhausen wird zum ersten, Virchow und Römer zum zweiten und dritten Vorsitzenden erwählt, als Ort der nächsten Zusammenkunft wird Carlsruhe bestimmt.

Am Nachmittage beschreibt Tischler neue Grabfunde aus Koban im Kaukasus, die dem Wiener Hofmuseum gehören. Die Funde sind zum Theil ausgestellt. Die älteren Funde reichen bis zur Hallstätter Periode hinauf und sind für gleichalterig mit der alten Eisenindustrie Italiens und Südrusslands zu halten. Im Museum zu Agram kann man die Verbindung der norditalischen Necropolen mit dem Kaukasus verfolgen. Da gibt es Fibeln vom Beginn der la Tène-Formen. Die neueren Funde von Koban zeigen Dinge aus der römischen Kaiserzeit, er bezeichnet solche auch unter den Funden Virchow's und Chantre's, ja einige entsprechen den Funden aus den rheinischen und alemannischen Reihengräbern. Der Redner glaubt, dass der nordländische Gürtelhacken in Folge des römischen Importes bessern Verschluss erhalten und in die Schnalle übergegangen sei, die in Koban zahlreich vorkomme und den ostpreussischen ähnlich sei. Er verbreitet sich insbesondere über die nördlich vom Kaukasus häufigen Perlen. Die Glasperlen mit Warzen finden sich in Burgund wie im Kaukasus. Die apfelgrünen Emailperlen mit Augen sind charakteristisch für den Kaukasus. Erst in der spätern Kaiserzeit sind die Ecken dreiseitig abgeschnitten. Thonperlen mit blauer Glasur stammen vielleicht aus Aegypten, sie kommen bis zur Frankenzeit vor. Glasperlen, die ein Goldplättchen zwischen zwei Glasflüssen haben, sind schon 400 vor Christus im Gebrauch und in römischer Zeit häufig. Ein gegossener Filigranschmuck kann nur eine Nachbildung sein; das Berliner Museum besitzt eine ähnliche Fibel der römischen Kaiserzeit. Virchow bemerkt, er sei einige Monate später als Chantre nach Koban gekommen. Später habe man eine von jenem Grabfelde entfernte neue Fundstelle entdeckt, die ganz verschiedene Sachen ge-

liefert habe. Sie seien meist nach Wien verkauft worden. Er hält das Material der neuen Grabungen für etwas unsicher. Er glaubt, dass die Schnalle aus der Fibel und nicht aus dem Gürtelhaken hervorgegangen sei. Die Fibel lasse auf den Mantel, also auf ein rauhes Klima schliessen. Desshalb fehle sie in den Grabungen Schliemann's.

Ihm folgt Kazmirz Szule, der über die Ureinwohner zwischen Weichsel und Elbe spricht, die er für Slaven hält. Sie wohnten schon im Alterthum zu beiden Seiten der Weichsel und bis zur Elbe. Tacitus setzt die Wenden zwischen die Finnen und Bastarner an der Donau. Die Sitte des Leichenverbrennens ist nirgend so allgemein als in den südbaltischen Ländern. Aus der Edda erfahren wir, dass die Begräbnissweise der Skandinaven die Bestattung war. Die Verbrennung wurde erst am Ende des Bronzealters eingeführt, im Eisenalter folgte wieder die Bestattung. Skeletgräber mit Eisenfunden kommen im Osten der Elbe und im Süden der Ostsee so gut wie gar nicht vor. Die Gothen sassen im Norden der Ostsee bis zur Hälfte des erten Jahrtausends und fuhren dann in 3 Schiffen nach Süden. So berichtet Jornandes, nach welchem der Gothenkönig Hermannrich alle Slaven bis an die Ostsee unterwarf, diese waren also vor der Völkerwanderung dort ansässig. Die Ursitze der Deutschen lagen im Süden der Nordsee und im Westen der Ostsee.

Am Mittwoch sprach zuerst Schaaffhausen über einige neuere prähistorische Funde. Schon wiederholt habe er darauf hingewiesen, vgl. Archiv f. Anthrop. XIII. 1881 S. 516, dass die Flussthäler die Geschichte des Landes erzählen. Bereits vor 16 Jahren, vgl. Jahrb. v. Alterthumsfr. XLIV S. 160, habe er darauf aufmerksam gemacht, dass im Rheinthal die alten Gräber auf dem diluvialen Hochufer des Rheines sich finden, nie in der Ebene des Thales, woraus man schliessen dürfe, dass diese Ebene noch nicht vorhanden war, sondern der Rhein das ganze Thal erfüllte. Der Streit, ob Aegypten eine Steinzeit gehabt oder nicht, sei mit der Annahme beendet, dass in prähistorischen Zeiten der Nil das Thal ausfüllte und man desshalb die palaeolithischen Geräthe nur auf den Abhängen und auf der Hochfläche finde, nicht in der Ebene, wo die historischen Denkmale stehen. In Berlin berichtete man, das nur Eisengeräthe im alten Strombett der Spree gefunden werden, die Bronzen und Steingeräthe aber auf dem Hochlande liegen. So werde man es in allen Flussthälern finden. Die Flüsse haben eine doppelte Thätigkeit, sie tiefen das Thal aus, zumal im obern Stromlauf, wo sie das stärkste Gefälle haben und bauen auch wieder Land auf. Je tiefer die Rinne im Gebirge wird, um so mehr nimmt der Fall ab und in um so grösserem Maasse lässt der ruhiger fliessende Strom die erdigen Theile fallen, welche die nächste Hochfluth wieder mit sich fortreisst, um sie an einem anderen Orte wieder abzulagern. So geht das fort seit Jahrtausenden. Zwischen Mainz und Köln ist das alte Hochufer des

Rheines mehr oder weniger deutlich zu erkennen, es liegt etwa 50 bis 60 m über dem heutigen Strom. Er habe dann behauptet, dass man die grössere Fluthhöhe des Rheines zur Diluvialzeit mit den Gletschern in Verbindung bringen müsse, denn nur sie können, wenn sie weiter ausgedehnt waren als heute, die grössere Wassermenge geliefert haben. Auch die Geologie habe in letzter Zeit die deutschen Flussterrassen mit den Moränen in den Schweizer Alpen in Beziehung gebracht und Penck habe in seiner Abhandlung „Mensch und Eiszeit", Archiv XV, dies Verhältniss in Bezug auf den Menschen in eingehender Weise dargestellt. Er sagt, dass man ältere, weiter verbreitete Moränen und kleinere, innerhalb jener gelegene unterscheiden könne, dass aber der paläolithische Mensch nur ausserhalb der alten Vergletscherung gelebt habe und zwar am äussersten Saume derselben. Er sieht darin mit Recht einen Grund der Gleichalterigkeit des Menschen mit derselben. Er bemerkt ferner, dass die Schottermassen der Moränen sich als Flussterrassen in die Thäler fortsetzen und dass man im Donauthal 3 Geröllllager verfolgen könne, von denen das unterste bald in der Thalsohle verschwinde, die zwei andern aber sich weithin im Thale nachweisen lassen. Penck erklärt die reichen paläolithischen Funde in Frankreich aus dem Umstande, dass zur Eiszeit dieses höchstens zu $^1/_{20}$ der Oberfläche mit Eis bedeckt war, von Deutschland mehr als die Hälfte. Die letztere Behauptung ist nicht erwiesen. Weil innerhalb der alten Moränen keine Menschenreste gefunden sind, will er nur einen postglacialen oder interglacialen Menschen zulassen. Wenn er am Saume der alten Vergletscherung lebte und während derselben, so war er doch glacial. Die Rennthierzeit ist als postglacial aufzufassen, weil dieses Thier sich an die heutige Fauna anschliesst. Dahin gehört auch die prähistorische Ansiedlung von Andernach, die auf dem alten Rheinufer liegt. Wenn aber der Moschusochs von Moselweiss Einschnitte von Menschenhand aufweist, so muss der Mensch, der mit diesem nördlichsten aller Säugethiere lebte, glacial genannt werden. Diese Beobachtung steht nicht allein. Boyd Dawkins fand schon 1867 in der untern Ziegelerde bei Crayford in der innigsten Vermengung mit den Resten des Mammuth und Rhinoceros, des Riesen- und Edelhirsches, des Pferdes, des Bos primigenius und priscus einen Schädel des Moschusochsen, wie er hervorhebt, in demselben Versteinerungszustande und dabei ein Feuersteinmesser, vgl. die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Leipzig 1876, S. 329. Im vergangnen Sommer wurde im Rheinthal bei Vallendar wieder ein Schädel von Bos moschatus tief im Lehm über tertiärem Sande gefunden, der durch seine Grösse ausgezeichnet ist, aber keine Spur eines menschlichen Werkzeugs an sich trägt. Er zeigt die Photographie desselben vor. Der Mensch ist älter als die Glacialzeit, er reicht in die tertiäre Zeit hinauf. Die bisherigen Beweise für den tertiären Menschen lassen mehr oder weniger Zweifel zu

und sind nur von wenigen Forschern anerkannt. Penck meint, die tertiären Menschenreste seien so selten, weil der Boden, auf dem damals der Mensch gewohnt, verschwunden sei und gleichsam in der Luft schwebe. Das ist nicht richtig, dieser Boden ist nicht verschwunden, er hat nur den Ort gewechselt, er ist mit Allem, was er einschloss, hinabgeschwemmt. Die Menschenreste sind in ihm so gut erhalten, wie die Knochen der tertiären Säugethiere, die wir in Menge besitzen. Unter den Feuersteinen des Abbé Bourgeois sind einige unverkennbar vom Menschen bearbeitet, aber lagen sie ursprünglich in den Tertiärschichten, in denen man sie fand? Die Einschnitte, die Capellini auf den Knochen des Balaenotus beobachtet hat, sind so scharf und regelmässig gerundet, dass ein paläolithisches Werkzeug sie nicht gemacht haben kann. Auch in Lissabon blieb es unentschieden, ob in einem vielfach zerrissenen Boden die von Ribeiro gefundenen bearbeiteten Feuersteine sich in ursprünglicher Lagerstätte finden. Viel klarer liegt die Thatsache und die Möglichkeit der Vermengung ist ausgeschlossen, wenn die Knochen eines tertiären Thieres sich als im frischen Zustande vom Menschen bearbeitet erkennen lassen. Er legt solche vom Hipparion vor, die Herr Baron von Dücker in Pikermi selbst gesammelt hat. Dieser hat dieselben mit vielen andern Stücken den Congressen in Stockholm und Brüssel vorgelegt, ohne eine Anerkennung seiner Behauptung zu finden, dass sie vom Menschen zerschlagen seien. Gaudry, der eine so grosse Menge dieser Reste nach Paris gebracht, schreibt die Zertrümmerung dieser Knochen einem unbekannten Naturereignisse zu. Capellini, der mit v. Dücker in Pikermi war, erkennt die Hand des Menschen daran nicht an, ebenso wenig Mortillet. Auch Zittel, der in München viele Hipparionknochen aus Pikermi hat, will davon nichts wissen. Herr von Dücker hat kürzlich die von ihm mitgebrachten Hipparionknochen, 26 an Zahl, dem Universitäts-Museum in Bonn geschenkt. Dies gab dem Redner Veranlassung, sie genau sich anzusehen. In Bezug auf die Mehrzahl der Bruchstücke kann er auch der Meinung v. Dücker's nicht beitreten, sie können bei einer so wichtigen Frage durchaus nicht als beweisend angesehen werden, aber es bleiben etwa 8 Stücke übrig, die in der That so aufgeschlagen sind, wie die zu Tausenden bekannten, des Markes wegen gespaltenen Knochen vorgeschichtlicher Speiseabfälle. Man unterscheidet deutlich die alten Ränder der Knochenstücke von den frischen Bruchflächen; ein Knochen hat einen tiefen Eindruck, den nur ein heftiger Schlag hervorgebracht haben kann, nur der frische Knochen hat eine solche Zähigkeit, dass ein Schlag von solcher Wucht eine vertiefte Grube hinterlässt, in der die zertrümmerte Knochenoberfläche im Zusammenhang geblieben ist, ein alter Knochen würde dadurch in Stücke geschlagen worden sein. Wie v. Dücker mittheilt, liegen die Knochen in einer lössartigen rothen Erde, welche die Köpfe des tertiären Gebirges bedeckt, in dieser Erde gibt es

keine Steine, deren Stoss die Knochen verletzt haben könnte, auch fehlt an diesen jede Spur der Rollung. Die bei Lissabon gefundenen bearbeiteten Feuersteine lagen ebenfalls in einer Schicht, welche Knochen des Hipparion enthielt.

Hierauf zeigt der Redner den Abguss des Schädels von Podbaba bei Prag, der nach Fritsch in einer diluvialen Lehmschicht gefunden ist, welche die Reste quaternärer Thiere enthält; in derselben Erdschicht lag der Stosszahn eines Mammuth. Zuletzt legt er das in Bonn beim Abbruch eines alten Klostergebäudes unter einem Dachsparren gefundene schöne Flachbeil vor, das nach v. Lasaulx ein Siliciophit oder ein mit Opal durchdrungener Serpentin ist. Dass der Donnerkeil an jener Stelle als Schutz gegen den Blitz dienen sollte, und nicht ein Bettwärmer der Nonnen war, wie der erste Finder glaubte, kann wohl mit Sicherheit angenommen werden. Vergl. Jahrb. LXXVII, S. 216.

Hierauf sprach H. C. Müller über die Grabstätte des Westgothenkönigs Alarich. Die Gothica des Alanen Jordanis, der den Tod Alarichs beschreibt, ist ein Auszug aus der verlorenen gothischen Geschichte des Aur. Cassiodorus. Diese ist in den Jahren 526 bis 533 entstanden, jene Schrift fällt in's Jahr 551, wo Alarichs Andenken noch lebendig sein musste. Bereits Dio Cassius lässt den Dacierkönig Decebalus aus Trajan's Zeit sich in einem abgeleiteten Flusse sein Grab graben und wie bei Jordanis, der die Bestattung Alarichs im Busento schildert, sollen auch damals die Sklaven getödtet worden sein, die das Grab gruben, um das Geheimniss zu bewahren. Der Redner spricht sich mit vieler Sicherheit dahin aus, dass Alarichs Grab sich in der etwa 7 Kilometer langen Strecke zwischen der Mündung des Arbicello in den Busento und der Mündung des letzteren in den Crati befinden müsse. Er fordert zu Ausgrabungen auf, die verhältnissmässig leicht zu bewerkstelligen sein würden.

Waldeyer bittet, seinem in Trier gestellten Antrage entsprechend, eine Commission zu ernennen zur Untersuchung der Haare. Dieselbe wird gewählt.

Nun fragt Behla, wo die Nationalopferstätte der Sueven im Lande der Semnonen, die Tacitus erwähnt, gestanden habe, er sieht den 470 Schritte langen Burgberg bei Schloss im Spreewald dafür an, er gelte noch heute für heilig; es ist ein Rundwall, in dessen obersten Schichten sich slavische, weiter unten ausschliesslich germanische Alterthümer fanden. Ein Gräberfeld sei in der Nähe. Der Spreewald, der noch heute den Eindruck eines Urwaldes mache, sei der alte Semnonenwald. Noch bestehe die Sage, dass der Spreewald jedes Jahr ein Menschenopfer fordere. Die zahlreichen Rundwälle in der Lausitz waren Opferstätten, manche Kirchen, wie in Glogau und Löban, stehen innerhalb derselben. Habe doch Fraas ein zerschlagenes Schädeldach an einer solchen Opferstätte gefunden.

Löwenfeld gibt in deutscher Uebersetzung eine Mittheilung Szumowski's über Runenlanzen, anknüpfend an die von Kowal. Dieser meint, die Runenschrift sei in die Lautschrift übergegangen und diese sei wie der Handel aus dem Süden in den Norden gekommen, vielleicht durch die Phönizier. Die Runen hätten bei den Slaven nach einer Stelle des Saxo Grammaticus zu einer Art des Wahrsagens gedient. Heute gebe es noch ein Kinderspiel, welches daran erinnere. In der prähistorischen Ausstellung hat Baron von Falkenhausen eine Lanzenspitze mit eingegrabenen Zeichen ausgelegt. Herr von Török erklärt sodann seine neuen craniometrischen Apparate. Virchow stellt zum Gebrauche der Reisenden einen einfachen neuen Apparat für Körpermessungen auf. Ranke weist auf die Messungen hin, welche Gould in Amerika an Matrosen, weissen Landsoldaten und an Studirten gemacht hat. In den Beschäftigungen der Menschen muss die Ursache für gewisse Proportionen der Gliedmassen gesucht werden. Herr von Török zeigt 2 makrocephale Schädel aus Gräbern von Pancsova, einen derselben hält er für weiblich. Sie sind nach ihm keine Tartaren. Bis jetzt sind in Ungarn nur 6 bekannt, und hiervon ist 1 an der Theiss gefunden. Tischler spricht über die Geschichte des Emails. Virchow fand denselben schon auf einer Bronze von Koban, die wohl ein Jahrtausend zurückreicht. Der Emailschmuck aus der Pyramide von Meroe scheint aus spätägyptischer Zeit. Er erscheint in der Blüthezeit der la Tène-Periode, die von der klassischen Ornamentik abweicht. Er ist in Bibracte häufig, das man ein gallisches Pompeji genannt hat. In gallischen Schmucksachen kommt auch die Koralle als Einlage vor, viele der Vogelkopffibeln waren wahrscheinlich mit Korallen geziert. Plinius erwähnt die Vorliebe der Gallier für Korallen. Es ist möglich, dass das Email zunächst ein Ersatz für die Koralle war. Im gallischen Zellenschmelz sind die Zellen oft mit rothem Glasfluss gefüllt. Das Mikroskop unterscheidet zwei verschiedene Arten desselben, in dem von Bibracte liegen büschelförmige Octaeder von Kupferoxydul, die rubin- oder bluthroth sind; die Goldflimmer des Aventuringlases sind regelmässige Blättchen metallischen Kupfers. Es giebt ein römisches Email von hellblauem Grund mit schwarzen Körnchen, die darin vertheilt sind; in England kommen neben dem rothen Email auch verschiedene andere Farben vor. Er verweist auf die Schrift von Bulliot und de Fontenay: l'art de l'émaillerie, Paris 1875. Das Wort email kommt von Schmelz. Albrecht theilt einige für die Entwicklung des Schädels aus Wirbeln wichtige Beobachtungen mit. Krause meint, wenn nach Kollmann eine Vermischung der Völkertypen in Europa schon seit der Eiszeit stattgefunden habe, dann müsse man unvermischte Typen in der Südsee suchen. Er legt eine Reihe von Schädeln der Viti-Insulaner vor. Zuletzt sprach Neigebauer über chirurgische Instrumente im Alterthum. In Pompeji wurden im Jahr 1818 in einem Hause nicht weniger als 58

Pinzetten der verschiedensten Form gefunden, auch solche mit gezahnter Spitze. Auf einer steht der Name des Verfertigers. In Kiel sind deren 70, die meisten aus Bronze, einige von Eisen, eine von Silber mit einem Löffelchen. Matzen beschrieb 17 aus dänischen Funden. Im Breslauer Museum zählte der Redner 6. Man bediente sich derselben wohl vorzugsweise zum Ausraufen der Haare. Aristophanes scherzt darüber, auch Persius und Martial erwähnen es. Tertullian führt es von den Numidiern Nordafrikas an. Aber auch zum Schnäuzen des Lampendochtes brauchte man sie, sie gehörten, wie im 3. Buch der Könige mitgetheilt ist, zum Inventar der Stiftshütte.

Hiermit waren die Verhandlungen beendet. Am andern Tage fand der Ausflug auf den Zobten in Wagen statt. Auf dem Wege dahin liegen im Walde 2 Steinfiguren, „die Jungfrau mit dem Fisch und der Bär", die für slavische Götzen gehalten werden dürfen. Das später in dieselben eingehauene Kreuz bezeichnet sie mit Sicherheit als solche. Alte steinerne Löwenbilder an der Kirche zu Zobten und auf dem Gute des Herrn von Culmitz sind die gewöhnlichen symbolischen Thiere der romanischen Kirchen und also christlichen Ursprungs. Schaaffhausen.

IV. Miscellen.

1. Verkauf der Münzsammlung Garthe. Die von mir im J. 1877 (Heft LX S. 113) als nahe bevorstehend angekündigte Versteigerung der Münzsammlung Hugo Garthe's ist am 10. Sept. 1884 endlich zu Stande gekommen. Die Ungeduld der Münzinteressenten wurde durch die lange Verzögerung allerdings auf eine harte Probe gestellt; die von Zeit zu Zeit auftauchenden Gerüchte von der bevorstehenden Auction wurden zuletzt mit Misstrauen aufgenommen. Der von Herrn Lompertz mit grosser Gewissenhaftigkeit und Sachkenntniss zusammengestellte, 9466 Nummern umfassende Catalog wurde daher mit grosser Freude begrüsst; die Güte und Fülle des Gebotenen war trotz der grossen Erwartungen doch überraschend. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als man am 6. Sept. Gelegenheit hatte die grosse Sammlung, zweckmässig geordnet in ihrer Gesammtheit überblicken zu können. Was den Catalog betrifft, so zweifle ich nicht, dass derselbe, mit der in Aussicht gestellten Preisliste versehen, bald als practisches Handbuch (besonders für die in hervorragender Weise vertretenen rheinischen Territorien) bei den Münzliebhabern Verwendung finden wird.

Bei dem Betrachten der Sammlung erfasste mich auf's Neue ein lebhaftes Bedauern, dass der verstorbene Besitzer keine Notizen über den Fundort seiner numismatischen Schätze hinterlassen hat. Für die Münzen der römischen Kaiserzeit gibt es allerdings nur wenige Fragen, die noch klarzustellen wären; ganz anders verhält es sich aber in Bezug auf die Münzen der gallisch-germanischen, also der vorrömischen Zeit und in Hinsicht auf jene Epoche, welche der Römerherrschaft am Rheine folgte. Für diese Zeitpunkte, für welche die historischen Quellen so überaus dürftiges Material bieten, würden aus zuverlässigen und genauen Berichten über Münzfunde sehr werthvolle Schlüsse zu ziehen sein, welche unzweifelhaft neue Lichtblicke auf die Geschichte und Culturgeschichte dieser dunkeln Epochen werfen würden. Ein überaus brauchbares Material ist in Hinsicht hierauf mit dem Tode Hugo Garthe's der Wissenschaft verloren gegangen. Er hatte es, auf sein gutes Gedächtniss bauend, unterlassen, zu den zahlreichen

Gallischen Münzen und zu der hervorragenden Sammlung von Gold-Trienten aus der Merowinger-Periode Fundberichte zu notiren, und es ist sehr zu beklagen, dass so viel schätzbare Nachrichten für die Numismatik unbenutzt geblieben sind, denn man kann mit Sicherheit annehmen, dass viele, wenn nicht die Mehrzahl der besprochenen Münzen rheinischen Funden entstammen.

Ich will es daher an dieser Stelle nicht unterlassen an alle Münzliebhaber und Sammler die dringende Bitte zu richten, dafür Sorge zu tragen, dass alle ihnen bekannt werdenden Funde von gallisch-keltisch-germanischen Münzen und solche aus der früh-fränkischen resp. merowingischen Epoche in irgend einem wissenschaftlichen Organ kurz erwähnt werden.

In Frankreich und Belgien ist in dieser Beziehung schon viel geschehen, aber leider in der Rheinprovinz noch sehr wenig; allerdings sind die beiden rheinischen Provinzial-Museen hierin mit gutem Beispiele vorangegangen, aber dergleichen Massnahmen müssen allgemein beachtet werden, wenn dieselben Erfolg haben sollen.

Da die Münzsammler aber häufig den Anwachs ihrer Sammlung mehr im Auge haben, als die wissenschaftlichen Errungenschaften, so mag der Fall vorkommen, dass es dem Einzelnen unthunlich erscheint, solche Fundmittheilungen zu machen, da er hoffen darf aus der neu erschlossenen Quelle noch weitere Münzen zu erwerben, und es also nicht in seiner Absicht liegen kann, die andern Sammler und die Händler auf die Bezugsquelle aufmerksam zu machen. In diesem Falle ist es wenigstens die Pflicht eines Jeden, Fundnotizen zu sammeln, und solche in der Weise zu hinterlegen, dass ein gänzliches Verlorengehen nicht eintreten kann.

Um das eben Gesagte an einigen Beispielen zu erhärten, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die von Mehlis im J. LXXVII S. 68 beschriebene Bronzemünze aus dem Heidelsburger Funde, welche ebendaselbst Taf. V Fig. II abgebildet ist, im Garthe'schen Cataloge unter Nr. 80 in 8 Exemplaren vorlag, deren Aussehen darauf schliessen liess, dass sie demselben Funde entstammten. Dieselbe Münze kam vor Kurzem vereinzelt bei einem Bonner Antiquar vor. In wie erfreulicher Weise würden diese beiden Funde die Nachrichten von Hettner und de la Saussaye (s. den Mehlis'schen Aufsatz) ergänzt haben, wenn man gewusst hätte, wo dieselben herstammten. Unter Nr. 88 kam das von mir im J. LXVIII S. 61 beschriebene Regenbogenschüsselchen vor, auch ohne Angabe der Fundstelle.[1])

---

1) Meine a. a. O. ausgesprochene Annahme in Bezug auf die Fundstelle hat sich als zutreffend erwiesen, wie aus weiteren Funden erhellt. 2 Exemplare sind in das Bonner Provinzial-Museum übergegangen. Die Fundstelle befindet

Wie nicht anders zu erwarten war, hatte die Auction eine Menge Kauflustiger angezogen, und entbrannte um die hervorragenden Stücke ein heisser Kampf. Dagegen wurden die gewöhnlicheren Münzen meist in grösseren Mengen verkauft, indem man viele Nummern zusammenstellte. Dieses Verfahren, welches es den anwesenden Sammlern erschwerte, ihre Sammlung in einzelnen Reversen zu vervollständigen, war auf der andern Seite dringend geboten, um die Versteigerung nicht noch mehr zu verlangsamen und die Geduld der in Ueberzahl anwesenden Händler nicht zu sehr auf die Probe zu stellen. Allen Wünschen Einzelner in dieser Beziehung wurde von dem Auctionator gerne entsprochen. Die griechischen Münzen boten fast nur in den Kaisermedaillon's einiges Beachtenswerthe, desto lebhafter war das Interesse welches die römischen Münzen erweckten. Es zeigte sich hierbei, dass die Cohen'schen Preise im Grossen und Ganzen nicht mehr zutreffen.

Früher glaubte man, dass eine römische Münze nur dann preiswürdig gekauft wäre, wenn man höchstens $^3/_4$ der Cohen'schen Taxe gezahlt hatte. Bei der besprochenen Auction wurde für bessere Goldmünzen meist ein weit höherer Preis gegeben, als Cohen dieselben taxirte, auch interessante Sachen in anderen Metallen wurden sehr theuer verkauft, dabei nahm man auf seltene Reversdarstellungen weniger Rücksicht, als auf vorzügliche Erhaltung.

Um einige Beispiele anzuführen, beginne ich mit der autonomen Goldmünze (Cat. Nr. 1210) des Augustus, mars ultor — signa p. r. von Cohen[1]) Augustus 511 zu 200 fr. geschätzt, welche zu dem sehr hohen Preise von 1805 Mark (ohne Aufgeld von 10 %) Herrn Münzhändler Hoffmann aus Paris zugeschlagen wurde; allerdings war das Exemplar sehr schön. Antonia (Cat. Nr. 1238) in Gold, C. 1; 80 fr. mit dem Revers constantiae augusti, erwarb Herr Rollin aus Paris zu 130 Mark. Cat. Nr. 1265, Claudius I. in Gold C. 28; 45 fr. von vorzüglicher Erhaltung kaufte Herr Dr. Merzbacher, München, für 150 Mark. Cat. Nr. 1280 Agrippina jun. und Claudius in Gold C. 3; 80 fr. Herr F. Merkens, Cöln, für 145 Mark; derselbe einen goldenen Vitellius (Cat. Nr. 1357) C. 22; 120 fr. zu 150 M.

Das schöne Erzmedaillon (Cat. Nr. 1861) von Marc Aurel J. LX Taf. V Fig. 2 erstand das Bonner Provinzial-Museum für 405 Mark; während das figurenreichere (Cat. Nr. 1862) ebendaselbst Taf. V Fig. 1 zu 650 Mark in die Hände des Herrn Hoffmann, Paris, überging. Das dritte (Cat. Nr. 1895) Medaillon von M. Aurel von mir J. LX S. 116, oben, besprochen, mit der Legende: vota, kaufte Herr Prof. v. Kaufmann, Berlin, für 280 Mark

sich nördlich von Heisterbach im Gebirge. Auf den möglichen Zusammenhang dieser Münze mit der uralten rheinischen Trojasage habe ich J. LXXVI S. 218 kurz hingewiesen.

1) Ich benutze die erste Ausgabe.

Cat. Nr. 2124, Crispina in Gold Taf. V Fig. 3 brachte 265 Mark; Herr Rollin, Paris, war der Käufer. Das Medaillon Cat. Nr. 2143, Crispina und Commodus wurde von den Herren Wilner in Teplitz zu dem verhältnissmässig billigen Preise von 100 Mark erworben.

Herr Hamburger, Frankfurt, gelangte für 300 Mark in den Besitz einer kleinen Goldmünze (Cat. Nr. 2860), von Salonina, auch hier wurde der Cohen'sche Preis von 600 fr. nicht erreicht.

Cat. Nr. 2885, der goldene **Quietus** Taf. V Fig. 4 veranlasste eine überaus animirte Stimmung unter den Kauflustigen, Herr Hoffmann, Paris, blieb mit dem Meistgebote von 3560 Mark Sieger.

Die Goldmünzen des Postumus erweckten auch ein sehr lebhaftes Interesse; sie erzielten:

Cat. Nr. 2886 Taf. V Fig. 6 Hamburger, Frankfurt, 405 Mark.
„ „ 2887 „ „ „ 5 Rollin, Paris, 1050 Mark.
„ „ 2888 „ „ „ 7 Hoffmann, Paris, 910 Mark.
„ „ 2911 Coh. 131 (200 fr.) Hamburger, Frankfurt, 500 Mark.

Den Billon-Denar desselben Kaisers (Cat. Nr. 2899) mit dem Rev. herculi argivo und den sich deckenden Köpfen des Postumus und Hercules, Coh. Suppl. 13, 250 fr. kam für 280 Mark in die Sammlung de Quenin in Paris.

Der auf Taf. V Fig. 8 abgebildete Tetricus in Gold, Cat. Nr. 2980, brachte 810 Mark (Herr Rollin, Paris), obgleich Cohen Goldmünzen dieses Kaisers nur 300—400 fr. taxirt, Herr Prof. v. Kaufmann. Berlin, erstand den vorzüglich erhaltenen Tacitus, Cat. Nr. 3006, Coh. 14 (150 fr.) zum Preise von 275 Mark.

Cat. Nr. 3131 und 32 zwei Goldmünzen von Maximianus Hercules brachten 140 und 175 Mark; beide kaufte Herr de Quenin, Paris, während der goldene Constantius Chlorus, Cat. Nr. 3184 für 140 Mark nach Wien (Herr Egger) kam. Der vorzüglich erhaltene Maximinus Daza Cat. Nr. 3252 Taf. V Fig. 9 wurde von Herrn Hamburger, Frankfurt, mit 265 M. bezahlt.

Auch der goldene Licinius Cat. Nr. 3278 überstieg mit 280 Mark die Cohen'sche Taxe von 300 fr. (Herr Rollin, Paris).

Das Gold-Medaillon von Constantin d. Gr. Cat. Nr. 3290 Taf. V Fig. 11 wurde zu 1100 Mark Herrn Hoffmann in Paris zugeschlagen; auch der Gold-Quinar desselben Kaisers Cat. Nr. 3296 Taf. V Fig. 10 wanderte für 260 Mark nach der Seine-Stadt (er wurde von Herrn de Quenin angekauft), während das Cohen unbekannte Medaillon in Gold von Magnentius, Cat. Nr. 3421, Taf. V Fig. 12, von Herrn Hamburger für 1210 Mark erworben, wenigstens vorläufig in Deutschland blieb; möge dieses Prachtstück rheinischen Fundortes in einer deutschen Sammlung seine dauernde Stätte finden!

Ein Contorniat-Medaillon von Nero, Kr. Quadriga (Cat. Nr. 3556)

war von mustergültiger Erhaltung und zeichnete sich ausserdem durch verhältnissmässig sehr gute Ausführung aus; es war erfreulich, dass dieses in Köln gefundene Prachtstück für 125 Mark in die Sammlung des Bonner Provinzial-Museums überging.

Unter den Byzantinern waren besonders hervorragende Stücke nicht vorhanden. Dagegen verdienten die Merowinger-Goldmünzen die ihnen geschenkte Beachtung in vollem Masse. Am theuersten wurde Cat. Nr. 3712, Trier, mit 275 Mark (Hamburger) und Cat. Nr. 3716 Utrecht mit 300 Mark (Hoffmann) bezahlt.

Auch den Carolinger-Münzen wurde besondere Beachtung zu Theil, schon die erste Nr. 3727 wurde von Herrn Hamburger zu 140 Mark gekauft; der verstorbene Besitzer hat vor Jahren in Bonn über diese Münze einen kleinen Vortrag bei Gelegenheit eines Winckelmannfestes gehalten, er glaubte die Reverslegende „deo veri“ lesen zu können; nach einstimmigem Urtheil der anwesenden Münzverständigen wurde dieses Stück der belgischen Stadt Dinant zugetheilt. Vergl. Revue d. l. num. Belge III Ser. Tom 3 S. 221.

Es kann meine Absicht nicht sein, meine Preisnotizen auch über das ganze Mittelalter und die neuere Zeit auszudehnen; ich will hier nur einige allgemeine Gesichtspunkte hervorheben, welche zu Tage traten. Der immer mehr hervortretenden Strömung des heutigen Sammelfleisses folgend, erfreuten sich die älteren Thalerstücke und vor allem die artistisch hervorragenden Medaillen der Renaissance der allgemeinen Werthschätzung, aber auch die selteneren Tournosgroschen und Raderalbus fanden zu ziemlich hohen Preisen Käufer. Es zeigte sich, dass auf allen Gebieten der deutschen Numismatik ein reges Leben herrscht.

Während dem letzten Theile der Auction soll auch die berüchtigte Kippe wieder ihr Wesen getrieben haben. Diese Kippe ist jedem Münzsammler in Deutschland leider bekannt, denn sie verunstaltet seit Jahren die meisten unserer Auctionen. Für weniger betheiligte Kreise mag eine kurze Erklärung hier folgen. Die Mehrzahl der bei einer Auction anwesenden Händler schliesst unter sich einen festen Vertrag; keiner von ihnen bietet ein Mitglied der Kippe ab, sodass die Stücke meist zu billigem Preise zugeschlagen werden. Durch diesen Kauf wird aber die erworbene Münze nicht Eigenthum des Bieters, sondern sie geht in den Besitz der Kippe über. Bei einer Nachauction werden dann die so erworbenen Sachen unter den Mitgliedern der Kippe versteigert, der Mehrerlös wird nach vorher stipulirtem Verhältniss unter die Mitglieder der Kippe vertheilt; dem Auftraggeber wird der volle Kippepreis berechnet. — Es liegt nahe, dass die mit Aufträgen versehenen Händler aus den Limiten den Kippemitgliedern gegenüber nicht immer ein Geheimniss machen, und somit wird der Sammler, der Händlern seine Aufträge übergeben hat, in den meisten Fällen in zweifacher Weise geschröpft. Während den ersten Abtheilungen des Ver-

kaufes war eine Kippe einfach unmöglich, weil die anwesenden Pariser Händler sich an solchem Gebahren nicht betheiligen, auch weil zu viele Sammler, die kauften, zugegen waren. Es ist nämlich eine solche Kippe nur dann erspriesslich, wenn sich die Mehrzahl der Anwesenden derselben anschliesst. Das beste Mittel gegen solche Massnahmen, welche das Interesse der Sammler in schlimmster Weise beeinträchtigen, würde das sein, wenn der Münzliebhaber mit Umgehung der Händler seine Aufträge unmittelbar an den Auctionator einsendet, und ist diese Handlungsweise um so mehr zu empfehlen, wenn die Auction in so zuverlässigen Händen ruht, wie dies in Cöln der Fall war, allerdings müssten dann die Verkäufer auch eine Garantie für die Echtheit der verkauften Gegenstände übernehmen, sonst wird der Sammler vielfach lieber hohe Preise zahlen, als sich unangenehmen Enttäuschungen beim Empfang des Erworbenen aussetzen.

Da die Herren Lempertz beabsichtigen, ein Verzeichniss der auf der Auction erzielten Preise herauszugeben, so wird jeder Auftraggeber in der Lage sein, zu beurtheilen, welchen finanziellen Schaden er der Kippe zu verdanken hat.

Die Auction, welche über 3 Wochen dauerte, und im Ganzen etwa 129,000 Mork einbrachte, wird bei den Sammlern in lebhafter Erinnerung bleiben. Die Gefühle, mit welchen dieselben an den Verkauf zurückdenken, werden getheilte sein; wenn es auf der einen Seite erfreut, den Werth der guten Stücke, welche man besitzt, gesteigert zu sehen, so ist dagegen die Aussicht, gute Sachen zu billigen Preisen zu erlangen, sehr beeinträchtigt.

Bonn. F. van Vleuten.

2. Bonn, römische Funde aus der Stadt und Umgegend. Bei Durchsicht der im Besitze des Herrn Prof. aus'm Weerth zu Kessenich befindlichen „Hundeshagen'schen Papiere" (meist sind es kleine Zettelchen, welche der originelle Mann zu seinen Notizen, Eigenem und Fremdem, benutzt hat) fand ich ein paar Aufzeichnungen über römische Funde aus Bonn und seiner Umgebung, die meines Wissens bisher nicht bekannt geworden sind. Haben diese Funde auch an sich meist keine grosse Bedeutung, so sind sie doch alle für die Feststellung der topographischen Verhältnisse zur Römerzeit beachtenswerth. Ich will sie daher nachträglich hier kurz registriren.

1. Im Mai 1834 wurde von Herrn Wrede beim alten Maarhof vor dem Sternthor ein Dachziegelstück mit der Inschrift VEX·L gefunden.

Unzweifelhaft ist die Inschrift statt VEXIL verlesen. Aehnliche Ziegelstempel kamen am Wichelshof zu Tage (Hundeshagen, Die Stadt und Universität Bonn S. 42; Brambach, Corp. inscr. rhen. p. 118). Ueber die Lage des alten Maarhofs, der später in die Stadt verlegt wurde, vgl. Hundeshagen a. a. O. S. 57.

2. Bei Anlage der Wilhelmstrasse kamen viele Röhren auf dem Walle zum Vorschein. Vielleicht ging eine Abzweigung der nach dem Bonner Wichelshof führenden römischen Wasserleitung durch das Pisternen-(Stern-) Thor nach der Stadt.

Gemeint ist die Wasserleitung (aquaeductus structilis), welche aus der Gegend von Duisdorf und Witterschlick über Dransdorf nach dem Castrum führte. Von ihr waren in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts noch Ueberreste sichtbar. Im Jahre 1582, wo der Bonner Stiftsdechant Camp sie in einem Briefe an Modius erwähnt, scheint sie noch ziemlich vollständig erhalten gewesen zu sein (vgl. Bonner Jahrbücher XXIX. XXX, S. 96 f.). Die Wasserleitung führte an der ältesten Kirche Bonn's, der Dietkirche, vorbei und wurde in frühester Zeit wahrscheinlich zur Speisung ihres Taufbrunnens (Johannesbrunnen) benutzt. Aehnliches lässt sich bei der vielleicht ältesten Kirche Köln's, welche an der Stelle des Doms stand, vermuthen, wie ich an anderem Orte nachweisen werde.

Auf dem Wall am Kölnthor wurden 1829 rothe Gefässe mit der Inschrift BELINICCI ausgegraben.

Diese Notiz findet sich mehrfach in den Hundeshagen'schen Papieren; überall ist der Name in derselben Weise geschrieben. Sollte er nicht dennoch für Belinicoi verlesen sein? S. diesen Töpferstempel in den Bonner Jahrbüchern VII, S. 63.

4. In der Rheingasse wurde beim Wein (?) ein Jupiterkopf gefunden.

Das Wort „Wein" ist nicht mit Sicherheit zu lesen, da die letzten Buchstaben durchschrieben sind. Eine Erklärung desselben, ob Personen- oder Hausname, vermag ich nicht zu geben. Möglicherweise kann es auch für „Rhein" verschrieben sein.

5. Im Jahre 1830 entdeckte der Maurermeister M. Quantius bei der Reparatur des „Dürpels" (Thürschwelle) an dem Hause Josephstrasse Nr. 639, Ecke der Engelthalerstrasse, den umgekehrt liegenden „genius loci-Stein".

In Betreff der Inschrift verweist Hundeshagen auf seine Notizen zum Bonner Museum, die sich aber bei den mir vorliegenden Papieren nicht fanden. Unzweifelhaft ist mit diesem Stein der bei Brambach l. c. no. 500 angeführte (creditur Bonnae repertum) gemeint, dessen bisher unbekannter Fundort nunmehr feststeht. Der Stein selbst wird im Museum der Universität aufbewahrt. (Hettner, Catalog Nr. 13.)

6. Zu Graurheindorf stiess man in dem Bering der Pastorat, welche dicht am Rhein, da, wo die Strasse das hohe Ufer hinab an den Fluss geht, gelegen ist, beim Roden oder tiefern Graben in der Erde auf vieles altes massives Mauerwerk, wobei der Pastor Heinen (1833—1837) eine Urne und einen Hausgötzen fand.

Hundeshagen meint, dass hier die alte Rheingrafenburg, das palatium comitum Rheni, wie er es nennt, gestanden habe — eine Ansicht, die wohl keiner ernsten Widerlegung bedarf. Das Mauerwerk wird, wenn es nicht der Römerzeit angehört, was im Hinblick auf das Bonner Lager keineswegs unmöglich wäre, mit dem Cisterzienser-Nonnenkloster in Verbindung zu bringen sein, das hier angeblich von dem Kölner Erzbischof Arnold I. van Randerode 1149 gegründet wurde (vgl. Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein XXVI. XXVII, S. 408 ff.).

Aachen. R. Pick.

3. Bonn. Die Stiftung Martha's Hof. Im vorigen Jahrbuch, S. 216 ist das früher im Garten dieser Stiftung gelegene Klostergebäude als ein Kloster der Cisterzienserinnen bezeichnet worden. Schon am 14. Mai d. J. theilte Herr Oberbürgermeister Kaufmann dem Vorstande eine Berichtigung dieser irrigen Angabe mit, die durch ein Versehen in der Miszelle stehen geblieben ist. Nach der Bonner Chorographie III, S. 133—36 und 166—69 trugen 1624 einige Nonnen des Kapuzinessen-Ordens bei dem Churfürsten Ferdinand darauf an, sich in Bonn klösterlich niederlassen zu dürfen. Der Stadtrath und die Bürger sahen jedoch diese Ansiedelung nicht gerne, indess erlaubte der Churfürst dieselbe und schickte zu deren Abholung sogar einen seiner Hofwagen nach Köln. Die Nonnen bezogen für 2 Jahre ein Haus in der Wenzelgasse und bauten sich später, durch Beiträge des Churfürsten und anderer Gönner unterstützt, ein Kloster in der Kölnstrasse (alte Nummer 543). Die Kapuzinessen hiessen auch Schwestern von der Busse. Im Jahre 1802 wurde das Kloster aufgehoben. Als im Jahre 1851 das Haus des Herrn W. J. Sonntag (jetzt Kölnstrasse 2) gebaut wurde, kamen zahlreiche römische Thongefässe zum Vorschein, welche in den Besitz der Frau Mertens-Schaaffhausen übergingen. Im Jahre 1873 wurde hinter dem Hause an der Kesselgasse ein Hofgebäude errichtet. Hier stiess man auf neuere Gräber, die ich selbst bei der Auffindung untersuchte; es waren weibliche Todte darin bestattet, also wohl die Nonnen des Klosters, denn an der Stelle des Sonntag'schen Hauses soll die Kirche gestanden haben. Mir fiel an mehreren eine hier ganz ungewöhnliche runde Schädelform auf, womit sich indessen die nicht unwahrscheinliche Annahme verträgt, die betreffenden Personen seien Baierinnen gewesen. Kurfürst Ferdinand, geb. 1517, gest. 1618, war Herzog von Baiern, ebenso seine 3 Nachfolger: Maximilian Heinrich 1621—1688, Joseph Clemens, 1671—1723 und Clemens August. Jene Todten hatten meist auf der Brust ein bronzenes Medaillon mit dem Bilde des heil. Michael, der in der Rechten die in ein Kreuz endigende Lanze, in der Linken den Schild trägt und mit dem rechten Fuss auf den Kopf des Drachen tritt, die Umschrift der Kehrseite lautet: Signum Confraternitatis Sancti Michaelis

Archangeli. In der Mitte ist ein Kreuz mit ausgeschweiften Enden der Balken, auf diesen stehen die Buchstaben: F. P. F. P. Die nicht ganz entsprechende Statue des Erzengels Michael auf dem Coblenzer Thore wurde von dem Erbauer desselben, dem Kurfürsten Clemens August errichtet. Nach Mittheilung des Herrn Oberbürgermeisters Kaufmann stiftete den adeligen Ritterorden des Erzengels Michael der Kurfürst Joseph Clemens am 29. Sept. 1693. Erst im April 1721 erhielt der Orden seine Statuten, welche der König von Baiern im Jahre 1808 und am 6. Aug. 1810 auf's Neue bestätigte. Der Orden besteht in 3 Klassen, auch die Geistlichen sind dazu befähigt. Die Beschreibung des goldnen Ordenszeichens, das auf der Vorderseite den gerüsteten Erzengel, auf der andern Seite ein azurblaues emaillirtes Kreuz hat, auf dessen 4 Enden die Buchstaben F. P. F. P. die Worte Fidelitas, Pietas, Fortitudo, Perseverantia bedeuten, passt ganz auf die Medaillons der Confraternitas, auf denen nur Nebendinge fehlen. Eine Michaels-Bruderschaft besteht in Bonn nicht mehr.

Schaaffhausen.

4. Bonn, das Kapuzinessen-Kloster. Ueber dasselbe gehen der Redaction noch folgende Angaben zu: Dasselbe wurde 1644 gegründet. Am 14. März dieses Jahres legte der spätere Kardinal, Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück, Minden und Verden zu diesem Bau den Grundstein. Bezogen wurde das Kloster am 11. November 1646. Im Jahre darauf wurde auch die Kirche vollendet; sie weihte am 16. November 1647 derselbe Bischof in Gegenwart des Kurfürsten Ferdinand und seines Koadjutors Max Heinrich zu Ehren der h. Anna als Hauptpatronin und der hh. Joachim und Joseph als Nebenpatrone, die Kapelle aber zu Ehren der h. Landgräfin Elisabeth ein. Vorher hatten die Nonnen 2 Jahre in dem ehemaligen Konvent in der Wenzelgasse (nach Andern in einem Hause auf der Sandkaul) und dann 15 Jahre in dem Eckhaus der Kessels- und Wenzelgasse, der jetzigen Hofapotheke, gewohnt. Dem entsprechend ist auch auf Merian's Plan von Bonn dieses letztere Haus als Kloster eingezeichnet. Das Kapuzinessen-Kloster in der Kölnstrasse bestand bis zum Jahre 1802, wo es nebst der Kirche von der französischen Regierung verkauft und abgebrochen wurde[1]). Sehr wahrscheinlich aber befand sich an

1) Nach gefl. Mittheilung des Herrn Faktor Klodt zu Bonn gelangt man durch das Einfahrtsthor zwischen den Häusern des Spezereihändlers Bommer und der Geschwister Molberg in der Kölnstrasse über einen geräumigen Hof in ein altes Gebäude, das sich durch seine langen Gänge und die zellenartig nebeneinander liegenden Zimmer, sowie durch seine Bauart überhaupt als ein Klostergebäude oder einen Theil desselben kennzeichnet. Ob dieser Bau zu dem Kapuzinessen-Kloster gehörte oder älteren Ursprungs ist, müsste noch näher untersucht werden.

derselben Stelle oder doch in der Nähe schon früher ein anderes Nonnenkloster des Augustinerordens. Leider vernehmen wir von seinem Dasein erst dann, als es 1314 mit Erlaubniss des Erzbischofs Heinrich II. von Virneburg von Bonn nach Köln verlegt wird. Die erzbischöfliche Urkunde vom 17. März 1313 (nach unserer Zeitrechnung 1314) ist bei Gelenius (De admir. magn. Col. p. 551) abgedruckt; der auf die Oertlichkeit bezügliche Passus lautet: Cum sanctimoniales ordinis sancti Augustini infra muros oppidi nostri Bonnensis, infra limites parochiae Dietkirchen consistentes de ipso loco Bonnens ad civitatem nostram Coloniensem transferri desiderent etc. Vogel bemerkt in seiner Bönnischen Chorographie, Hofkal. 1767, S. 139 bei Erwähnung dieser Versetzung, „wo aber eigentlich dieses Kloster gestanden, das lasse ich ein Räthsel seyn"; andere Lokalforscher haben es sogar mit dem Stift Dietkirchen verwechselt. Dass von diesem Stifte keine Rede sein kann, ist nicht zweifelhaft. Es lag bis 1673 ausserhalb der Mauern Bonn's, in der Vorstadt Dietkirchen, auch war es ein Benediktinerinnen-Kloster. Die Klosterkirche war zugleich Pfarrkirche; von dem innerhalb der Mauern gelegenen Bonn gehörte dazu in frühester Zeit wahrscheinlich der ganze nördliche Stadttheil, etwa vom Rhein ab bis südlich zur Josephstrasse, Kesselsgasse und Maargasse. Wo könnte aber, ohne dass sich eine Erinnerung im Volksmunde erhalten hätte, in diesem Bezirk das Augustinerinnen-Kloster wohl anders gelegen haben, als auf der Stelle oder in der Nähe des spätern Kapuzinessen-Klosters? Bei dem Neubau des letztern mag mit den Spuren des frühern Klosters auch jedes Andenken daran aus dem Volke geschwunden sein.

5. Bonn, mittelalterliche Inschrift in der Münsterkirche. Im Bonner Münster befindet sich auf dem Hochchor unter den Steinplatten des Fussbodens, neben dem östlichen Pfeiler der Nordwand, ein etwa 30 cm hohes und ebenso breites Kalkstein-Fragment, das eine für die Baugeschichte der Kirche merkwürdige, leider defekte Inschrift trägt. Der untere Theil dieser auf den Stiftspropst Gerhard von Are († 1169) bezüglichen und höchst wahrscheinlich gleichzeitigen Steininschrift wird durch die Holzbekleidung der Wand bedeckt, so dass nur vier durch Linien abgetheilte Zeilen derselben sichtbar sind. Letztere enthalten die theilweise verstümmelten Worte:

EGNANE · KVNRADO · II ·
NOBILIS · HVIVS ·
T · 7 · AVXIT · OPVS ·
TOT · VOTA · LABOR ·

Abgesehen von der jedenfalls nur zur Datirung beigefügten Ueber-

schrift bestand diese Inschrift aus zwei Distichen, welche, nach einer dem „Ordinarium" des Stiftskanonikus Simon von Arwilre[1]) (unter dem 4. August 1463) entlehnten Aufzeichnung Burman's (Historia universalis de Ubiorum ara seu Bonna compendium ex variis historiographis collectum 1656, Bl. 37) ergänzt, lauteten:

Sedis provisor Gerardus nobilis huius
Hoc satis in melius struxit et auxit opus.
In laudes quorum solvit tot vota labore
Sancti Thebaei propitientur ei.

Gerhard von Are war unzweifelhaft der bedeutendste Propst des Bonner Kassiusstifts, „einer der thätigsten Männer seines Zeitalters". Er baute an der jetzigen Kirche den Ostchor mit den beiden viereckigen Thürmen, sowie den Kreuzgang und den Kapitelsaal (Bonn. Beiträge zu seiner Geschichte und seinen Denkmälern, Kongress-Festschrift 1868, Abh. VII, S. 12; Lersch, Niederrheinisches Jahrbuch I, S. 219 ff.). Seine Verdienste um das Stift preist ausser der obigen noch eine zweite Steininschrift, die, vormals an seinem Grabdenkmal angebracht, jetzt unter der Orgel im West-(St. Peters-)Chor der Kirche eingemauert ist. Ferner gedenkt ihrer die im Sarkophag Gerhard's aufgefundene Bleitafel, welche sich gleichfalls unter der Orgel eingemauert findet. In ihrer Inschrift „mit alten vielverschlungenen Zügen" ist auch von „luminibus" die Rede, mit denen Gerhard die Kirche geschmückt habe[2]). Was darunter zu verstehen, ist unklar. Gebrannte Fenster können nicht gemeint sein, da man diese damals noch nicht kannte. Das Wort wird daher wohl im altklassischen Sinne als „Schmuck" aufzufassen sein. Sollte man nicht geradezu an gestiftete ewige Lampen denken dürfen, wie sich deren im Dom zu Köln und in der heiligen Grabkirche zu Jerusalem befinden? So brauchte man vom Wortlaut nicht abzugehen. Gerhard starb am 23. Februar 1169. Sein Todestag ergibt sich aus dem Kalendarium necrol. eccl. Colon. maioris (Böhmer, Fontes III, p. 342; Lacomblet, Archiv II, S. 11 und III, S. 406 f.) und dem Memorienbuch des Kanonichenstifts St. Suitbert zu Kaiserswerth (Lacomblet a. a. O. III, S. 120).

Aachen. R. Pick.

6. Bonn, mittelalterliche Inschrift. Es sei mir verstattet, die Mittheilung des Herrn Gymnasiallehrer Dr. Rosbach über zwei Inschriftfragmente aus dem Bonner Münster (Jahrb. LXXVII, S. 217 ff.) durch

---

1) Er trug zwischen 1446 und 1457 seinen Namen in das Mitgliederverzeichniss der Bonner Priesterbruderschaft ein.

2) Die Stelle lautet: qui ecclesiam multis edificiis et luminibus decoravit et prediis ditavit. Lersch (a. a. O. I, S. 235) übersetzt lumina durch Fenster, was hier keinen Sinn hat.

ein paar Bemerkungen zu ergänzen. Die beiden Steine stammen nicht aus der Krypta dieser Kirche, sondern wurden zusammen mit noch zwei ähnlichen Bruchstücken im Jahre 1868 von Herrn Prof. aus'm Weerth auf der Gallerie des Kreuzgangs (Westflügel), wo sie als Fensterbänke verwandt waren, aufgefunden, damals ausgebrochen und im Kapitelsaal untergebracht. Hier sah ich 1869 die vier Steine und kopirte deren Inschriften. Nach meinen damaligen Aufzeichnungen stand auf dem von Herrn Rosbach mit Nr. I bezeichneten Steine in der 3. Zeile nach dem Buchstaben A ein Punkt, die 4. Zeile lautete TVIT NEC, der letzte Buchstabe in Z. 5 war ein Q und von dem Wort der 6. Zeile war nach B noch ein I zu lesen. Auf dem mit Nr. II bezeichneten Steine war in der 1. Zeile nach E am Schlusse noch ein I oder der Längsstrich eines andern Buchstabens und in der 3. Zeile vor dem R zu Anfang ein dem Apostroph ähnliches Zeichen (') wahrzunehmen. Was die beiden übrigen Inschriftfragmente angeht, so waren diese, wie das Material (feinkörniger rother Sandstein), die Randverzierung, die Zeilenabtheilung und die Schriftzüge mit Sicherheit vermuthen liessen, mit den von Herrn Rosbach beschriebenen zusammengehörig. Jedes von ihnen enthielt 4 Zeilen. Auf dem einen Fragment (42 cm hoch, 37 cm breit), das an dem linksseitigen und untern Rande die Ornamentirung von 4 Parallellinien zeigte, also ein Eckstück war, stand:

HEVM
CLER
LVCI
BEDC

Das andere Fragment (34 cm hoch, 42 cm breit) zeigte nur an der rechten Seite die Ornamentirung, so zwar, dass zwischen dieser und dem Rande noch ein freier Raum vorhanden war, auf welchem sich der Länge nach der Name ·OTTO· eingehauen fand. Dieser Stein war am untern Ende sehr beschädigt und die linke Ecke daselbst abgebrochen. Von der Inschrift war nur lesbar:

ITAM
MEBIT
C/////////
''''''//////

Auch mit diesen Ergänzungen wird eine Deutung der Inschriftfragmente kaum jemals mit Sicherheit zu ermöglichen sein. Soviel scheint aber aus Allem hervorzugehen, dass es sich um die Grabschrift eines vornehmen Verstorbenen handelt, die ihm vielleicht von seinem Anverwandten Otto gesetzt wurde.

Aachen. R. Pick.

7. Dottendorf, die Pfarrkirche. Die Pfarrkirche zu Dottendorf bei Bonn, eine der ältesten der Gegend (ursprünglich Pfarrkirche, dann Kapelle und seit 1870 wieder Pfarrkirche), war früher dem h. Stephan geweiht; auch findet sich die h. Margaretha bisweilen als Patronin derselben erwähnt. Jetzt ist der h. Quirinus, einer der hh. vier Marschälle[1]), ihr Patron. Ausser dem „Quirinusstein", einer Art kleinen Taufsteins (1,08 m hoch, sein Becken hat 0,60 m Durchmesser) und einer den hh. Stephan und Quirinus geweihten Glocke[2]) vom Jahre 1653 besitzt die Kirche noch eine Partikel dieses letztern Heiligen (die darauf bezügliche Urkunde im Pfarrarchiv zu Kessenich), die in einem kleinen zierlich gearbeiteten gothischen Reliquiar von Silber aufbewahrt wird[3]). Letzteres wurde aus einem Vermächtniss des Kaspar Zimans vom 13. Dezember 1646 angeschafft und kostete $15^1/_2$ Rthlr. Ein zweites, indess künstlerisch werthloses Reliquiar, wahrscheinlich des 17. Jahrhunderts, mit dem Bilde des h. Franz von Assisi auf Goldgrund, stammt aus dem Kloster Marienforst bei Godesberg. Auch sonst enthält die Kirche noch mancherlei archäologisch Merkwürdiges. Der altchristliche Memorienstein, welcher sich in einem Schranke hinter dem Hauptaltar befindet, ist von Prof. Kraus in diesen Jahrbüchern (LVII, S. 213) beschrieben und (Taf. I, Fig. 3) abgebildet worden. Dort ist auch der beiden mit einer eisernen Kette verbundenen Büssersteine gedacht, die früher in der jetzt abgebrochenen Vorhalle der Kirche aufgestellt waren. (Zwei solcher Steine sollen auch in der alten Pfarrkirche zu Menden im Siegkreise sein.) In einer Bogenöffnung dieser Halle stand eine kleine romanische Säule aus polirtem Kalksinter mit Würfelkapitäl aus Tuff und Eckblättern an der Basis[4]). Sie ist vermuthlich erst in späterer Zeit dahin gebracht worden, vielleicht zusammen mit dem Memorienstein aus dem Bonner Münster, das bekanntlich ähnliche Säulen, nur von grössern Dimensionen, am Ostchor zeigt. Im Innern der Kirche zu Dollendorf liegt der Grabstein eines „praefectus alti iudicii Bonnensis" vom Jahre 1581; die Inschrift ist grösstentheils ausgetreten. (Das hohe weltliche Gericht zu Bonn war Appellationsgericht für das Ober-Erzstift und zugleich die erste Instanz für den städtischen Bezirk von Bonn

---

1) Vgl. Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein XXXIX, S. 168.

2) Die Glockeninschriften zu Dottendorf habe ich in diesen Jahrbüchern LXXV, S. 204 mitgetheilt. Hier sei nachgetragen, dass die Pfarrkirche in Daun eine 1440 gegossene Glocke mit ähnlicher Inschrift wie auf der ältesten (von 1444) in Dottendorf besitzt (vgl. Hoersch, Beschreibung des Pfarrbezirks Daun S. 88).

3) Zur Verehrung des h. Quirinus vgl. Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein XXXIX, S. 168 f.

4) Solcher Säulchen scheinen früher mehrere an der Kirche zu Dottendorf gewesen zu sein; vgl. Der Begleiter auf der Bonn-Cölner Eisenbahn S. 28.

und die Dingstühle im Amte Bonn, welche keine eigenen Schultheissen hatten.) Auf dem romanischen Taufstein aus Basaltlava (c. 1 m hoch) findet sich an der Aussenseite des Beckens in einer kleinen Nische ein $^1/_2$ m hohes Kreuz ausgehauen. Ein kolossaler, wohl noch älterer Taufstein ohne jegliche Verzierung kam vor kurzem unter dem Aufgang zur Pastorat in Dottendorf zum Vorschein. Er liegt jetzt im Pastoratsgarten. Besondere Erwähnung verdient unter dem Mobilar der Kirche ein hübsches gothisches Ciborium aus vergoldetem Rothkupfer. Es ist sechsseitig und 29,8 cm hoch; der Durchmesser des Fusses beträgt von einer Spitze zur andern 14,8 cm, die Höhe der Kuppe 6,3 cm, die Breite derselben ebenfalls von einer Spitze zur andern 10,6 cm. Auf dem reichverzierten, von einem Kreuz überragten Deckel (er misst bis zum Kreuz 7,8 cm) steht in gothischen Minuskeln die Inschrift: ihesus maria iohannes iasper. Die einzelnen Namen sind durch ein Eichenblatt und drei Blattrosetten von einander getrennt. Ferner besitzt die Kirche einen vergoldeten Kelch aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, am Fusse mit dem Wappen der Geschenkgeber Johanna Apollonia von Crummel und Conrad Georg Crummel von Nechtersheim, Herr zu Virmenich[1]). Das im Pfarrarchiv erhaltene Urkundenmaterial ist äusserst dürftig. Am 8. März 1644 wurde an die Pfarrkirche zu Dottendorf eine Erbrente von 12 oberländischen rheinischen Gulden à 4 Mark Kölnischer Währung übertragen, die durch Urkunde vom 6. Januar 1491 verbrieft war. Hierin werden die Gebrüder Johann und Jakob von dem Buchel, beide Kanoniche des St. Kassiusstifts zu Bonn, erwähnt. Zwei andere Kanoniche von St. Kassius stifteten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die donnerstägige Segensmesse und zwar Bartholomäus Wasserfass für die Zeit vom 1. Juni bis 1. September und Thomasius für den Rest des Jahres. Das Andenken an Wasserfass bewahrt auch die Inschrift (1733) auf einem Steinkreuz unfern der Kirche (vgl. Bonner Zeitung 1869, Nr. 168).

Aachen. R. Pick.

8. **Wissel.** Im 72. Hefte dieser Jahrbücher S. 94 Taf. I, 5 hat Herr Prof. E. aus'm Weerth die Inschrift eines auf den Wisseler Dünen aufgefundenen und dem Bonner Museum überwiesenen Grabsteines aus dem 12. Jahrhundert mitgetheilt. Ein ähnlicher, wohl derselben Zeit angehöriger Grabstein von Basalt wurde neuerdings auf dem Söller der Kaplanei zu Wissel gefunden und gleichfalls dem genannten Museum geschenkt. Der

1) Ueber ihn s. Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülichschen und Bergischen Geschlechter I, S. 72.

ursprünglich etwa 25 cm lange und 18 cm breite Stein ist leider vorn und unten behauen und um circa 4 cm verkürzt. Glücklicherweise ist die dreizeilige Majuskelinschrift fast vollständig erhalten. Sie lautet:

VIIII KL
VN̄OTHE·
RQITĪ·

Vor dem V der 2. Zeile ist vermuthlich ein I weggefallen, so dass zu lesen ist: Nono Kalendas Iunii Obiit The(odorus). Requiescat In (pace). An den 4 Ecken des Steines befanden sich muschelförmige Verzierungen.

Terwelp.

9. Vom Hunsrücken, Gräberfunde. Der Hunsrücken als Höhenland zwischen den lieblichen und fruchtbaren Thälern des Rheines, der Mosel und Nahe, und diesen selbstverständlich in Bezug auf Klima und üppige Vegetation nachstehend, wird gewöhnlich dieses Abstandes wegen ungünstiger beurtheilt, als er es verdient. Auch für die Alterthumsforschung war er bisher eine terra incognita, obschon er ausser der bekannten römischen Mainz-Trierischen Heerstrasse ein Netz römischer Traversen enthält, und zahlreiche Fundamente, Dämme und Grabhügel darauf hindeuten, dass auch hier in der römischen und vorrömischen Zeit eine Menge menschlicher Niederlassungen vorhanden waren, sowie es auch feststeht, dass er im Mittelalter und bis ins vorige Jahrhundert als Verkehrsstrasse zwischen den genannten Flussthälern benutzt wurde. Die Alterthumsfunde, welche zufällig hier zu Tage traten, blieben entweder unbeachtet, oder wurden von Händlern aufgekauft und gingen für uns verloren. Erst seit kurzer Zeit wird auch hier das Interesse für diese Dinge wach.

Im Laufe des vergangenen Sommers wurde durch die Anlage eines Weges zwischen den Dörfern Keidelheim und Frohnhofen in der Nähe der Kreisstadt Simmern die Hälfte eines Grabhügels abgetragen, deren sich in diesem Distrikte eine Anzahl befindet, und welche die umwohnende Bevölkerung den Hunnen zuschreibt, die sie als das einzige Volk der Vorzeit zu betrachten scheint und daher auch eine Quelle in der Nähe „den Hunnenborn" nennt.

Der durch den Wegebau blossgelegte Durchschnitt dieses Hügels ist 15 m lang und 2 m hoch. Ungefähr $^1/_2$ m über der Sohle befand sich eine 4 cm starke Brandschichte, über welcher die Erde ziemlich locker ist, während sie unterhalb derselben bedeutende Festigkeit besitzt. Die zahlreichen Gefässe, welche der Hügel enthielt, waren sämmtlich in Scherben zerfallen und trotz der lobenswerthen Aufmerksamkeit des die Wegearbeit leitenden Försters, Herrn Melsheimer, alle Funde zu sammeln, mögen doch viele in dem Wegebette verschüttet worden sein, da es bis jetzt noch nicht gelungen ist, eins dieser Gefässe annähernd vollständig zusammenzusetzen.



Soweit sich indessen beurtheilen lässt, enthielt der Hügel folgende Stücke:

1. Zwei nach der Mitte vertiefte kreisrunde Scheiben aus Lava von ca. 40 cm Durchmesser, vielleicht ein Sarg mit Deckel, da ein 9 cm weiter Eisenring durch einen oben charnierartig gestalteten eisernen Stift in dem Rande des einen Stückes befestigt war.

2. Einen grossen, bauchigen, sehr gefällig gearbeiteten Krug von feinem, weisslichen, sehr hart gebranntem Thone.

3. 3 Flache Opferschalen, zwei davon aus terra sigillata. Aus der Biegung der Ränder lässt sich ihr Durchmesser auf ca. 30 cm bestimmen.

4. Viele Gefässe aus grobem Thone, deren Zusammenfügung aus der Menge der Scherben wegen Mangel an Zeit noch nicht versucht werden konnte. Einzelnen Randstücken nach befinden sich Urnen darunter.

5. Eine doppelte broncene Spange von 6 cm Länge, deres Form dem Durchschnitte einer Birne ähnelt. Die ebenfalls broncene Nadel hat sich, abgelöst, in zwei Stücken vorgefunden, und an dem einem Theile der Spange ist die spiralförmige Feder deutlich zu erkennen. Viele kleinere Bruchstücke aus demselben Stoffe sind durch die vorgeschrittene Oxydation ganz unbestimmbar; nur in dem einen derselben lässt sich der Fuss eines Bechers vermuthen.

6. Eine Anzahl eiserner Nägel mit flachen und gewölbten Köpfen, deren auffallend gute Erhaltung wohl ihrer Lage unmittelbar auf der Aschenschichte zuzuschreiben ist.

7. Viele Knochensplitter, darunter auch ein menschlicher Backenzahn, an welchem bei der Auffindung Wurzel, Körper und Krone deutlich sichtbar waren, der aber bald zerfiel.

Ein Bruchstückchen von terra sigillata war ganz mit eingekratzten Schriftzeichen bedeckt, deren Entzifferung jedoch nicht gelang.

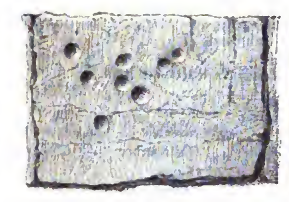
In einem andern Hügel wurde nahe an der Oberfläche eine von den Baumwurzeln zerdrückte Urne und zwischen den Stücken derselben eine eiserne Fibula gefunden.

Es ist Aussicht vorhanden, dass weitere und vollständigere Funde gemacht und damit auch für die alte Geschichte unserer Gegend Anhalte gewonnen werden.

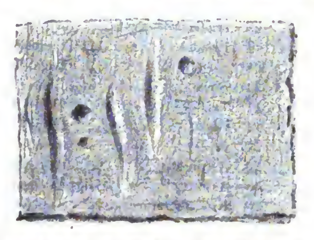
Dill, den 21. October 1884. J. Röhrig, Lehrer.

10. Die Rund- und Wetzmarken an alten Kirchen bespricht Dr. H. Wankel in einer kleinen Schrift, Olmütz 1884 und berichtet, dass sich an der Mauritzkirche zu Olmütz und der alten Georgskirche zu Littau solche befinden. Auf der Anthropologen-Versammlung in Constanz 1877 war davon die Rede; vgl. Jahrb. LXI S. 165. Auch hat Heft LXII der

Jahrb. auf S. 171 darüber eine Mittheilung. Krause sandte nach Berlin die Photographie eines Altarsteins aus den Ruinen von Hadschar-Kim auf Malta, der mit Rundmarken und Palmzweigen bedeckt ist und nach Nilsson aus phönizischer Zeit stammt. Anutschin fand im nördlichen Kaukasus einen Stein mit zahlreichen runden Vertiefungen. Frl. Mestorf beschrieb einen solchen aus einem Grabhügel in Angeln. Wankel fand einen Opferstein mit einem Näpfchen und zwei Rillen bei Raigern in einer 7 Meter tiefen Brandgrube mit 5 menschlichen Skeletten, die Spuren der Opferung erkennen lassen. Mehrere derselben stehen im Museum zu Breslau. Nach Hildebrand legt man noch heute in die Grübchen der Schalensteine in Schweden Opfergaben, nach Frl. Mestorf auch Spielereien, Stecknadeln, Geld, um den Elfen die Zeit zu vertreiben. Im Alten Testamente werden heilige und gesalbte Steine erwähnt, Sacharja 9. 16, Genesis I 28. 18, aber auch Schalensteine. Beim Propheten Sacharja 3, 9 heisst es: „Auf dem Steine, den ich vor Josua gelegt habe, sollen sieben Höhlungen sein. Aber siehe, ich will ihn aushauen, spricht der Herr", vgl. Berl. Z. für Ethnol. 1878, Sitzber. S. 57. Wankel glaubt, dass diese Näpfchen und Rillen in die kirchliche Ornamentik aufgenommen worden seien, wie man am Thor einer Kapelle in Westpreussen sehe, wo diese Zeichen als Symbole der Thränen galten. Nach Friedel sind am Portale der Gotthardskirche in Brandenburg, die aus Granit gebaut ist, an beiden Seiten Sandsteinquadern eingesetzt, augenscheinlich um dem Volke Gelegenheit zu geben, Rillen und Näpfchen auszumetzen. Das findet man an vielen Kirchen der Lausitz. Von den Rillen am Braunschweigerdome geht die Sage, dass sie von dem Löwen des Herzogs Heinrich, den dieser aus dem Kreuzzuge mitbrachte, aus Schmerz über den Tod seines Herrn eingekratzt worden seien. Eine Sage lebt in Posen, nach welcher am Portale die armen Seelen der Verdammten, die bei Lebzeiten die Kirche nie besuchten, des Nachts verzweiflungsvoll an den Mauern der Kirche kratzen, um hinein zu gelangen. Schon 1833 wurde ein Schalenstein an der 1346 erbauten Kirche zu Schönfeld in der Niederlausitz entdeckt. Auch bestrich man die Näpfchen an den Kirchen mit Butter oder Fett, um damit Augenkrankheiten und Hautausschläge zu heilen. Das Pulver der Steine gebrauchte man gegen Fallsucht, Kropf und andere Uebel. Meist werden diese Zeichen an den Kirchen von ehemals slavischen Ländern gefunden, über die Virchow, Treichel, Wiechel, Woldt, Friedel, Jacob und Schwartz berichteten. Wankel entdeckte sie an zwei ältern, in die gothische Georgskirche Littau eingemauerten Steinen, ebenso an mehreren Quadern der Mauritzkirche zu Olmütz, die an der Stelle einer ältern Kirche steht. Von diesen giebt Wankel die nebenstehende Abbildung. Die Rundmarken sind 5 cm gross, die Wetzmarken 15 bis 25 cm lang und 2 bis 3 breit. Dieselben kommen auch an den Cyrillischen Kreuzen vor, die aus der Zeit der Einführung des Christenthums bei den Slaven herrühren







und oft an die Baba-Figuren der russischen Kurgane erinnern. Andeutnngen dieser Rillen und Grübchen scheinen auch als Ornament auf Gefässen der neolithischen Zeit dargestellt zu sein. Nach einer brieflichen Mittheilung von Wankel finden sich in den Grotten des Kymrischen Taurns Rillen und Näpfchen zu vielen Tausenden eingehauen. Er fand sie auch auf alten moslemitischen Grabsteinen dieser Gegend.

Schaaffhausen.

Druckfehler in Jahrbuch 77,

die durch Entfernung des Verfassers entstanden sind.

Seite	91	Zeile 20	Ma*y*en	statt	ma*g*en	zu	setzen
„	90	„ 38	*Ja*hrbücher	„	*Le*hrbücher	„	„
„	92	letzte Z.	N*o*yon	„	N*a*yon	„	„
„	104	Zeile 5	*G*rimoald	„	*Ap*rimoald	„	„
„	106	„ 21	²)	„	¹)	„	„
„	106	„ 28	er*hä*lt	„	er*fü*llt	„	„
„	107	„ 6	E*r*mold	„	E*s*mold	„	„
„	108	„ 28	*L*ogenthür	„	*B*ogenthür	„	„
„	108	„ 34	*S*ima	„	*L*ima	„	„
„	109	„ 11	Taf. *X*	„	Taf. *VIII*	„	„
„	111	„ 14	Gu*yot*	„	Gu*jol*	„	„
„	114	„ 27	u. *D*	„	u. *d*.	„	„
„	114	„ 28	Astr*a*g*a*l	„	Astr*e*g*e*l	„	„
„	115	„ 33	Astr*a*gal	„	Astr*e*gal	„	„
„	120	„ 13	Kr*eu*zschraffirung	„	Kr*an*zschr.	„	„
„	122	„ 3	lieg*t*	„	lieg*en*	„	„

V. Verzeichniss der Mitglieder[1])

im Jahre 1884.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1884 bis 1885.

Geh. Rath Prof. Schaaffhausen, Präsident,
Professor Klein, Vicepräsident,
van Vleuten, } Secretäre,
Dr. A. Wiedemann, } Secretäre,
Dr. Becker, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Reumont, Dr. von, Geheimer Legationsrath in Aachen.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr., Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Achenbach, Joh., Rentner in Hann.-Münden.
Adler, Geh. R., Baurath u. Prof. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Allecker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae in Sinzich.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, pract. Arzt zu Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Ayx, Freiherr von, Landrath in Euskirchen.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchhändler in Leipzig.
Baedeker, J., Buchhändler in Essen.

1) Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen. Die vor der letzten General-Versammlung Gestorbenen werden nicht mehr in der Liste geführt.

Bardeleben, Dr. von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.
Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
Becker, Dr., Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, Rittergutsbesitzer in Flammersheim.
Benrath, Dr. Professor in Bonn.
Bennert, J. E., Kaufmann in Cöln.
Berlepsch, Frhr. von, Regierungs-Präsident in Düsseldorf.
Bernau, Arnold, Justizrath in Ruhrort.
Berndorf, Rechts-Anwalt in Cöln.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bernuth, von, Reg.-Präsid. in Cöln.
Bettingen, Landgerichtsrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliotkek, Ständ. Landes- in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Mus. in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek d. Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg in Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universisät Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche in Wernigerode.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Professor in Bonn.
Blanchart-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, ausw. Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. iur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abentenerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boecking, Rud., Hüttenbesitzer zu Hallbergerhütte b. Saarbrücken.
Boeddicker, Dr., Sanit.-R. in Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnas.-Director in Worms.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakad. in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Braun, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Leipzig.
Brend'amour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Brocher, Landgerichtsrath in Bonn.
Bruck, Emil vom, Comm.-Rath in Crefeld.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Böcklers, Geh. Commerzienr. in Dülken.
Bürgermeisterei Remagen.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Cahn, Albert, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cantzenbach in Neuss.
Cappell, Landger.-Dir. in Paderborn.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf von, in Godesberg.
Cauer, C., Bildhauer in Creuznach.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Conrads, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conrady, Kreisricht. a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches in Carlsruhe.

Conze, Dr., Prof. u. Abtheil.-Director am k. Museum in Berlin.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cremer, Pfarrer in Echtz b. Düren.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh. R., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Commerzienrath in Duisburg.
Dahmen, Gold- u. Silberfabrik. in Cöln.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Deiters, Gymn.-Director in Bonn.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
Delius, Landrath in Mayen.
Diderichs, Hypothek.-Bewahrer a. D. und Landgerichts-Assessor in Bonn.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Diergardt, Freih. von, in Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dommerich, Frau Emma, geb. Weyhe in Poppelsdorf.
Dütschke, Dr., ausw. Secr., Oberlehrer in Burg b. Magdeburg.
Dutreux, Toni, Rentn. in Luxemburg.
Eckstein, Dr., Rect. u. Prof. in Leipzig.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Endrulat, Dr., Archivar in Wetzlar.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Eynern, Peter von, Kaufm. in Barmen.
Faust, Heinr., Kaufmann in Uerdingen.
Finkelnburg, Prof. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr. in Bonn.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Würzburg.
Fleckelsen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort b. Roermond, holl. Limburg.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg in Pr.
Friedrich, Carl, Gelehrter in Nürnberg.
Frings, Frau Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Bayenthal b. Cöln.
Fürth, Freih. von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fulda, Dr., Director des Gymnasiums in Sangerhausen.
Fuss, Dr., Schuldirector zu Strassburg im Elsass.
Fussbahn, Fabrikbesitzer in Bonn.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Galiffe, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.- u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.

Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Maastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident in Münster i. W.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landrath in Mülheim a. d. Ruhr.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Geh. Archivrath, Staatsarchivar in Düsseldorf.
Hasskarl, Dr. in Cleve.
Haubrich, Pastor in Nohn.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Haugh, Dr., Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Hegert, Dr., Archivrath und Staatsarchivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Hein, Oberstl. in Bonn.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner in Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Hermann, G., Hauptm. a. D. in Bonn.
Hermann, Baumeister in Cleve.
Hermeling, Pfarrer in Kirspenich bei Münstereifel.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Frh. v. d., Landrath in Homburg v. d. Höhe.
Hilgers, Freih. von, Generalmajor in Braunschweig.
Hilgers, Dr., Geh. Reg.-Rath in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz von, in Sigmaringen.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hoyer, Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Regiment Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rector in Prüm.
Huitsch, Dr., Professor in Dresden.
Humbroich, Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.

Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeek, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Junker, C. A., Bauinspector in Erfurt.
Kaentzeler, P., st. Archivar in Aachen.
Kamp, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Karcher, ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, O., Professor in Prag.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kempf, Premier-Lieutenant im Ingenieur-Corps und Lehrer der Kriegsschule in Anclam.
Kessel, Dr. Canonikus in Aachen.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Commerzienrath in Bonn.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Gymn.-Oberlehrer in Kreuznach.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Kreisbibliothek in Lennep.
Kreuser, Carl, Rentner in Bonn.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Lamprecht, Dr., Privatdoc. in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Lange, Dr. L., Professor in Leipzig.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Privatdocent a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, M., Rentner in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leutsch, Dr. von, Geh. Hofrath u. Professor in Göttingen.
Leverkus, Fabrikbes. in Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, zu Schloss Wissen b. Geldern.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Lohaus, Regierungsrath in Trier.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Stuttgart.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plenip. zu Schloss Ravestein bei Mecheln.
Mehler, Dr., Gymnasial-Director in Sneek in Holland.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, Geh. Commerzienr. in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Milz, Dr., Professor und erster Gymn.-Oberlehrer in Aachen.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Möller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Profgssor in Charlottenburg.
Mooren, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Ehren-Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Bornhofen b. Camp am Rhein.
Müller, Philipp, Decorationsmaler in Kreuznach.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.

Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.
Naeher, Ingenieur in Carlsruhe.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nels, Dr., Kreisphysikus in Bitburg.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Professor in Bonn.
Nissen, Dr. H., Professor in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nolte, Dr., Buchhändler in Bonn.
Nottberg, Reinh., Kaufm. in Elberfeld.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Orth, Pfarrer in Wismannsdorf b. Bitburg.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Cornelimünster.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Peill, Rentner zu Haus Römlinghoven bei Obercassel.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
Pleyte, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
Pohl, Dr., ausw. Secr., Dir. in Münstereifel.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Geh. Regierungsrath in Strassburg.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath z. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Radziwill, Durchlaucht Prinz Edmund, Vicar in Ostrowo, Prov. Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, in Cöln.
Rath, Wilh. vom, in Mehlem.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnsium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Lüdenscheid.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Reitzenstein, Freih. von, Namens des Bez.-Präsidiums f. Lothringen in Metz.
Remy, Jul. in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner zu Villa Herresberg b. Remagen.
Richarz, Dr., Geh. Sanitätsr. in Endenich.
Ridder, Victor, Pharmazeut in Neuss.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Riou, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.

Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, Oberst und Regiments-Commandeur in Mainz.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, in Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sarter, Baron von, zu Schloss Drachenburg b. Königswinter.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentn. in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schaefer, Ferd., Rentner in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Scharfenberg, von, Lieutenant à la suite im Königshusaren-Reg., Gut Kalkhof b. Wanfried bei Cassel.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheele, Post-Director in Bonn.
Scheibler, Guido, Kaufm. in Crefeld.
Scheins, Dr., Gymn.-Oberl. in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Berlin.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister und Gutsbesitzer in Bonn.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmidt, Oberbaur. u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr., Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Grenzhausen.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schwabe, Dr. L., Prof. in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seidemann, Architect in Bonn.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Senfft-Pilsach, Freiherr von, Kreisdirector in Hagenau im Elsass.
Settegast, Landgerichts-Director in Coblenz.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Seyssel d'Aix, Graf, Oberst in Berlin.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Snethlage, Consistorial-Präsident in Coblenz.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Oberstlieutenant im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrikant in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth b. Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stirtz, H., Bauunternehmer in Bonn.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, General d. Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Stumm, Carl, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Szczepanski, von, Hauptmann und Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Terwelp, Dr., Gymnasiallehrer in Andernach.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Bezirks- und Dombaumeister in Metz.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.

Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Münstereifel.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Geschichts- und Alterthumskunde in Düsseldorf.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Rechtsanwalt in Aachen.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, aus'm, Bürgermeister in Bingerbrück.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Neuwied.
Weise, von, Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. k. Kupferstichcabinets in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Werner, von, Cabinetsrath in Düsseldorf.
Werner, Lieut. u. Adjutant in Saarlouis.
Weyer, Stadtbaumeister in Cöln.
Weyermann, Franz, Gutsbesitzer in Hagerhof b. Honnef.
Weyhe, Dr. Ernst, Gymnasiallehrer in Seehausen i. d. Altmark.
Wiecker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.
Wied, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Apotheker in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Woermann, Dr. C., Director der k. Gemälde-Gallerie in Dresden.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
Woyna, Exc. von, General d. Infanterie, Gouverneur in Mainz.
Wright, von, Exc., Gen.-Lieut. in Metz.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Steuereinnehmer in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymnasial-Director in Kreuznach.
Zangemeister, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zehme, Walther Dr., Director der Gewerbeschule in Barmen.
Zengeler, Reg.-Baumeister in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Förster, Dr., Professor in Aachen.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentn. in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbinderm. i. Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss
sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Dieckhoff. Foerster. Georgi. Gymnasium. Hilgers. Kaentzeler. Kessel. Milz. Müllenmeister. Polytechnicum. Realschule. von Reumont. Schulz. Schwan. Startz. Wagner. Weber. von Weise. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote.
Alfter: Jörissen.
Alterkülz: Bartels.
Altona: Huyssen.
Amsterdam: van Hillegom.
Anclam: Kempf.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Progymnasium. Terwelp.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. P. von Eynern. Stadtbibliothek. Zehme.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Bayenthal b. Cöln: Fuchs.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. Conze. v. Cuny. Curtius. Dobbert. v. Florencourt. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. Hegert. Hübner. Jachns. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Lehfeldt. Liebenow. Piper. Prüfer. Salzenberg. Scherer. Schlckler. Schoene. Seyssel d'Aix. Spitz. Stier. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Bingerbrück: aus'm Weerth.
Bitburg: Nels.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Asbach. Benrath. von Bernuth. Binz. H. H. Böker. Broicher. Bücheler. Bürgerschule. Cahn. Al. von Claer. Eb. von Claer. v. Dechen. Deiters. Delius. Diderichs. v. Diergardt. Doetsch. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Frl. Eskens. Fricke. von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann. Hein. Henry. Hermann. Hochgürtel. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Kaufmann. Kaulen. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Leop. König. Krafft. Kreuser. Lamprecht. Lempertz. Leverkus. von der Leyen. Leydel. Loersch. Loeschigk. Lübbert. Märtens. Marcus. von Mirbach. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Nolte. Pick. Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Rossbach. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. F. Schaefer. Scheele. Schillings-Englerth. Schmithals. Schneider. Seidemann. Simrock. von Spankeren. Spee. Strauss. Stirtz. Usener. de la Valette St. George. Velt. von Veith. van Vleuten. Wende. Wiedemann. Wuerst. Zartmann. Zengeler.
Boppard: Scheppe. Schlad.
Bornhofen: Müller.
Braunfels: Prinz Solms.
Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.
Braunschweig: von Hilgers.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Allecker.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burbach b. Siegen: Roth.
Burg: Dütschke.
Burgsteinfurt: Rohdewald.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Naeher. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Hermann. Stadtbibliothek.
Coblenz: von Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. von Eltester. Gymnas. Höpfner. Landau. von Loë. Settegast. Snethlage. Stadtbibliothek.
Coeln: Altmann. Apostein-Gymnasium. Arndts. Becker. Bennert. Berndorf. Exc. Aug. Camphausen. Dahmen. Düntzer. Esser. Essingh. Frenken. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Haugh. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Frau Aug. Joest. Eduard

Joest. Kaiser - Wilhelm - Gymnasium. Kramer. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Mayer. Merkens. Merlo. Mevissen. Michels. Mitscher. Mohr. Movius. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. vom Rath, Emil. Rennen. Rieth. Scheins. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Uekermann. Voigtel. Weyer. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Zervas.

Cornelimünster: Pauls.

Crefeld: Emil vom Bruck. Gymnasium. Heimendahl. Jentges. von Randow. Schauenburg. Scheibler. Stadtbiblioth.

Deutz: Schwoerbel. Wolf.

Dielingen: Arendt.

Dillenburg: Gymnasium.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein.

Dossenheim: Plitt.

Drachenburg (Schloss): von Sarter.

Drensteinfurt: Frhr. von Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch. Woermann.

Dülken: Bücklers.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Gust. Hoesch. Linden. Schöller. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: von Berlepsch. Bone. Brend'amour. Courth. Gymnasium. Hammers. Harless. von Heister. Hoyer. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnas. Schneider. von Szezepanski. Trinkaus. Verein für Geschichts- und Alterthumskunde. Frl. Weckbekker. von Werner.

Duisburg: Curtius. Gymnasium. Schneider.

Echtz: Cremer.

Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.

Elberfeld: Boeddinghaus. von Carnap. Gymnasium. Nottberg. de Weerth.

Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium. Stadtbiblioth.

Ems (Bad): Kur-Commission.

Endenich: Baunscheidt. Richarz.

Erfurt: Junker.

Essen: Baedeker. Conrads. Gymnasium. von Hövel. Krupp. Realschule. Ueberfeld.

Eupen: Real-Progymnasium.

Euskirchen: v. Ayx. A. Herder. E. Herder. Progymnasium.

Flamersheim: Bemberg.

Flensburg in Schleswig: Müller.

Florenz: Bibl. Nazionale. Bibliothek des Etrurischen Museums. Gamurrini.

Frankfurt a. M.: Koch. Stadtbibliothek.

Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.

Fulda: Goebel.

St. Gallen: Stiftsbibliothek.

Gebweiler: Schlumberger.

Genf: Galiffe.

Giessen: Antiken-Cabinet.

Gladbach: Prinzen. Gymnasium. Kühlen. Quack.

Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.

Goettingen: Dilthey. von Leutsch. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.

Gräfenbacher Hütte: Boecking.

Grenzhausen: Schönfeld.

Hadamar: Gymnasium.

Hagenau im Elsass: Frhr. von Senfft-Pilsach.

Hagerhof b. Honnef: Weyermann.

Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.

Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.

Hallbergerhütte b. Saarbrücken: Boecking.

Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.

Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.

Hamm: Falk.

Hanau: Gymnasium.

Hannover: Culemann.

Hard b. Bregenz: Jenny.

Hechingen: Höhere Bürgerschule.

Heidelberg: Christ. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.

Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.

Herresberg b. Remagen: Rheinen.

Hersfeld: Gymnasium.

Hildesheim: Wieker.

Höxter: Gymnasium.

Homburg v. d. Höhe: von der Heydt.

Ilsenburg: Weber.

Immenburg: Flinsch.

Iserlohn: Boeddieker.

Ittervort: Franssen.

Jena: Gaedechens.

Kalkhof (Gut): von Scharffenberg.

Kessenich: aus'm Werth.

Kirn: Simon.

Kirspenich b. Münstereifel: Hermeling.

Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.

Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Cauer. Kohl. Müller. Voigtländer. Wulfert.

Langenberg: Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Braun. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt. Kreisbibliothek.
Lexhy (Schloss): de Blanchart-Surlet.
Linnich: Beck.
Lippstadt: Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüdenscheid: Real-Progymnasium.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. von Rosen. Schneider. von Woyna.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnasium. Steinbach.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlem: vom Rath.
Meisenheim: Schaffner.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Möller. Fr. v. Reitzenstein. Tornow. Verein f. Erdkunde. v. Wright.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andrae.
Mülheim a. d. R.: Haniel. Realgymnas.
München: Brunn. Cornelius.
Hann. Münden: Achenbach.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Heereman. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnas. Pohl. Ungermann.
Nash-Mills: Evans.
Neuss: Cantzenbach. Gymnasium. von Heinsberg. Koenen. Ridder. Sels.
Neuwied: Fürst Wied. Gymnasium. Remy. Reusch. Wegehaupt.
Niedermendig: Müller.
Nohn (Kreis Adenau): Haubrich.
Nürnberg: Friederich.
Nymwegen: Museum.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Universitäts-Bibliothek.
Pittersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: Frau Dommerich. A. Kekulé.
Potsdam: Achenbach.
Prag: Keller. Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: Bürgermeisterei.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Römlinghoven (Haus) b. Obercassel: Peill.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. Henzen. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Ruhrort: Bernau.
Rurich (Schloss) b. Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Karcher. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnas. Werner.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eickhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Real-Progymnasium.
Seehausen (Altmark): Weyhe.
Siegburg: Progymnasium.
Siegen: Verein f. Urgeschichte.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern. Erbprinz von Hohenzollern.
Sinzig: Andreae.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar. von Viebahn.
Solingen: Real-Progymnasium.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Nissen. von Pommer-Esche. Straub. Universitäts-Bibliothek.
Stromberger Neuhütte (b. Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: von Lübke. Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Cüppers. Gymnasium.

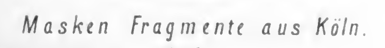
Hettner. Holzer. Lintz. Lohaus. Mesler. Rautenstrauch. Realgymnasium. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Schwabe. Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.
Uerdingen: Faust.
Vaduz: Frau Deichmann.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann. Kolb.
Vogelensang: Borret.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wetzlar: Endrulat. Gymnasium.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Wismannsdorf b. Bitburg: Orth.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein. Bossler.
Würzburg: Flasch. von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Taf. I.

Schnee Eifel
Prüm
Losheim
Olzheim
Ormont
Kronenburg
Gondelsheim
Wallersheim
Schwirzheim
Büdesheim
Ausava
Stadtkyll
Duppach
Dahlem
Eisenbahn
Heiden kopf
Oos
Scheuern
XII
Steffeln
Schüller
Auel
Walersberg
Gönnersdorf
Jünkerath
Lissendorf
Basberg
Feusdorf
Esch
Oberbettingen
Birgel
Lissingen
Gerolstein
Hillesheim
Kyller Kopf
N.

Cöln
Kirch
Berg
Efferen
Marcomagus
Hermülheim
Kendenich
Kalscheuren
N.



Masken Fragmente aus Köln.

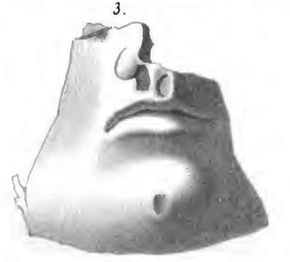
Lith. Inst. v. A. Henry.

1.

2.



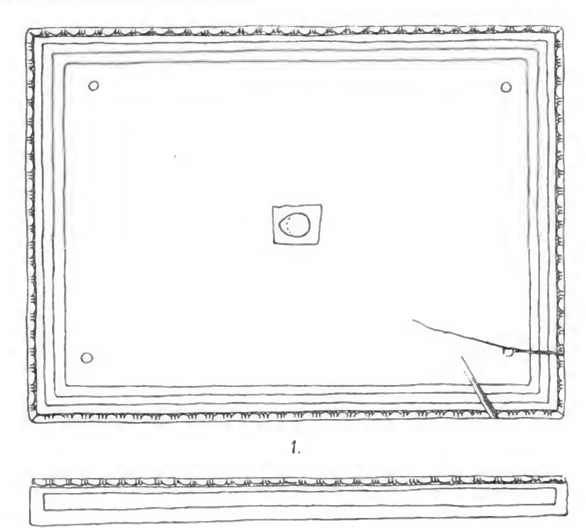
3.



Masken Fragmente aus Köln.

Lith. Anst. v. A. Henry



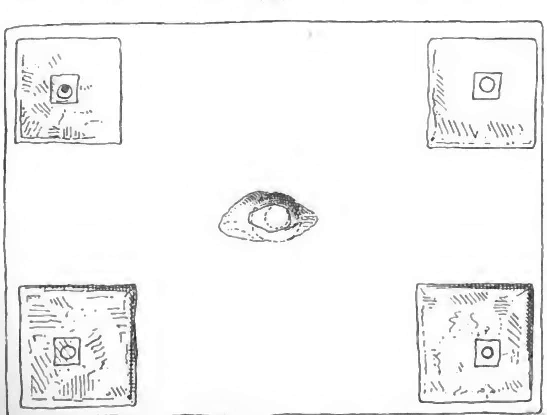


1.

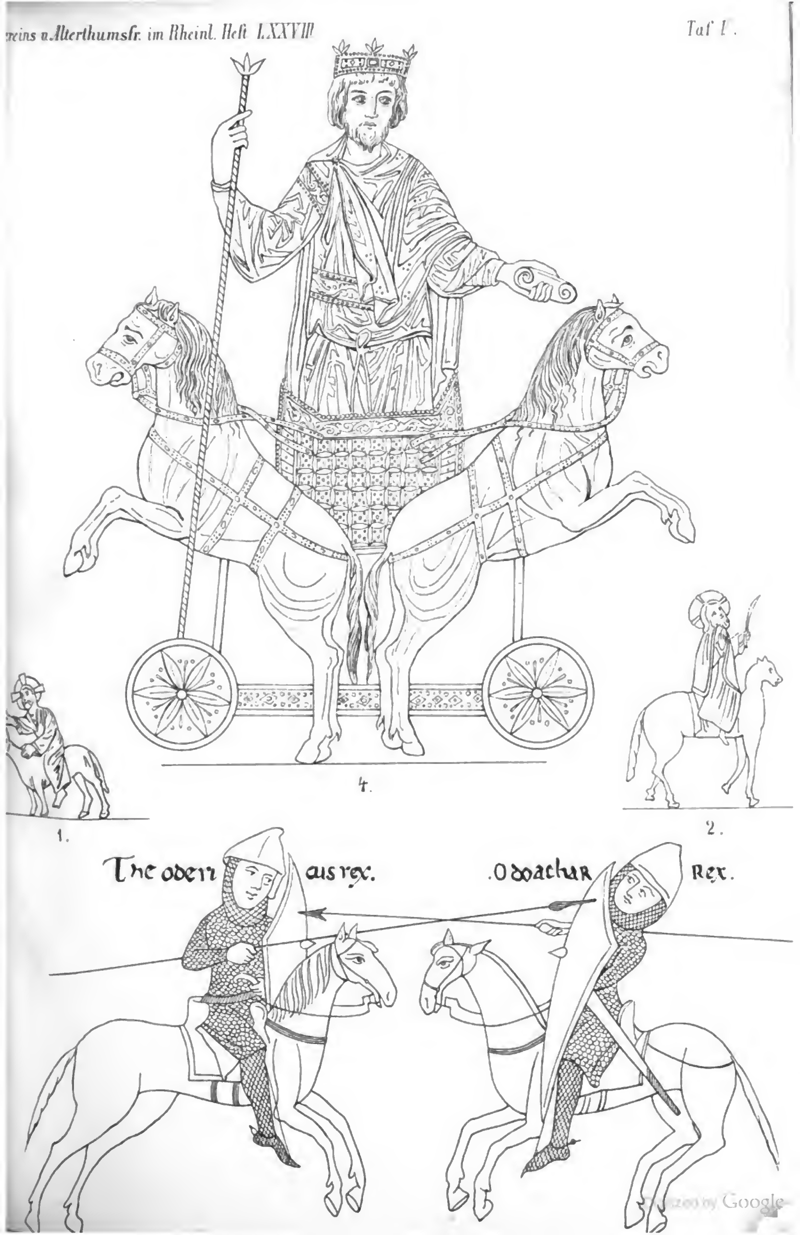
1 a.

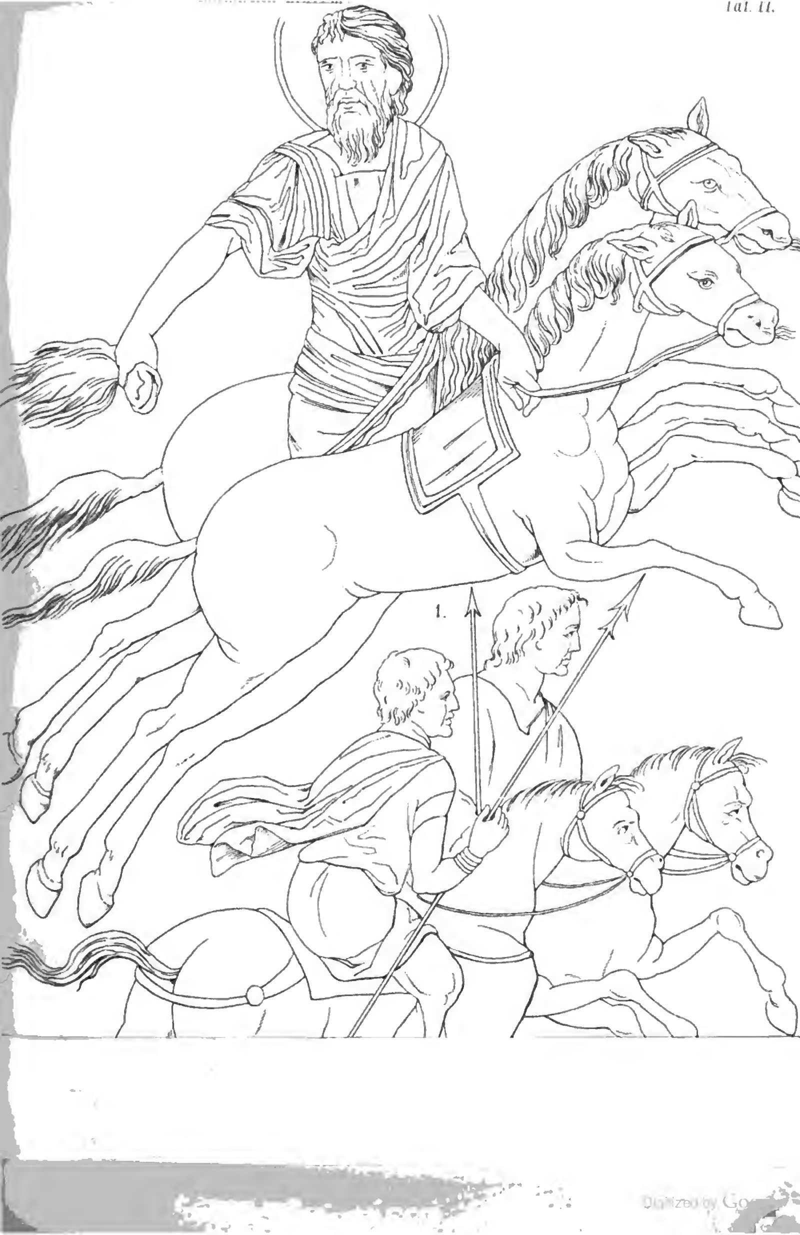


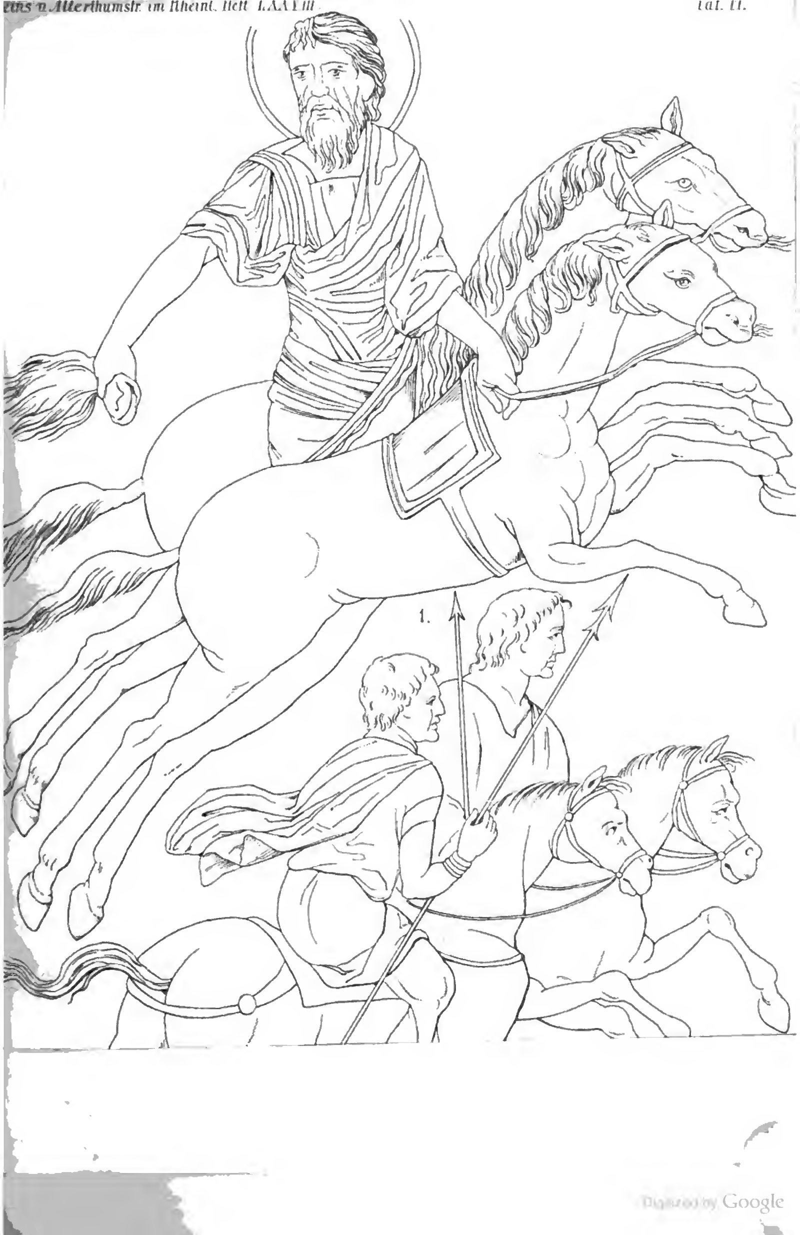
1 b.

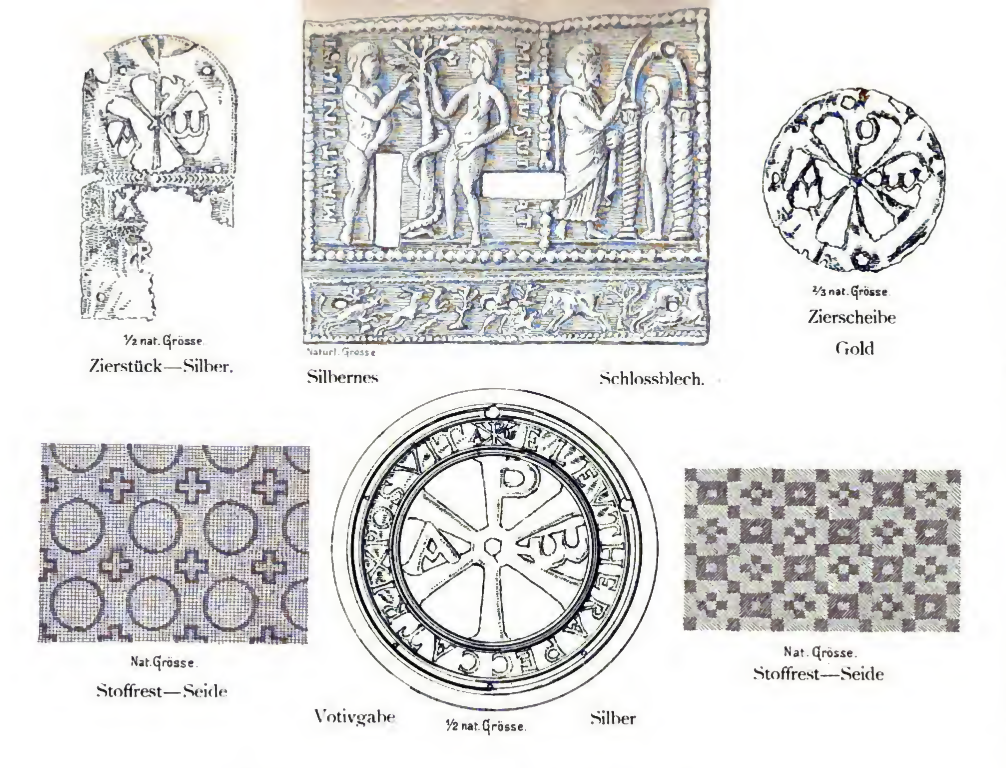


1 c.


1.
2.
4.
Theoderi
cus rex.
.Odoachar
Rex.


1.


1.



$1/2$ nat. Grösse.
Zierstück—Silber.

Naturl. Grösse
Silbernes Schlossblech.

$2/3$ nat. Grösse.
Zierscheibe
Gold

Nat. Grösse.
Stoffrest—Seide

Votivgabe $1/2$ nat. Grösse. Silber

Nat. Grösse.
Stoffrest—Seide

Fundstücke aus dem Paulinus-Grabe zu Trier.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXIX.

MIT 7 TAFELN UND 12 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1885.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXIX.



MIT 7 TAFELN UND 12 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1885.

Inhaltsverzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die Römerstrasse von Trier nach Köln.

(Siehe Karte im LXXVIII. Heft.)

V. Jünkerath (Egorigio) — Marmagen (Marcomago) VIII leugen = 12 millien.

1. Jünkerath - Esch, 3 millien.

Von Jünkerath ging die römische Fahrstrasse mit allmäliger Steigung über Feusdorf auf Esch. Das ist die jetzige $5^1/_2$ m breite Communalstrasse. Eine zweite Römerstrasse geht als Abkürzungsweg für Fussgänger in nördlicher Richtung von Jünkerath neben dem jetzigen Waldwege auf dem ziemlich steilen Grat nach Esch, im Walde ein bewachsener $5^1/_2$ m breiter, $^1/_2$ bis 1 m hoher Damm. Zum Ersteigen steiler Höhen hatten die Römer oft solche doppelte Wege, wie wir dieselben an den Thalrändern der Mosel bei Trier und des Rheins, Wesseling gegenüber, finden. Jene Esch - Feusdorfer Strasse ist die sogenannte Kölner Strasse, mit Resten einer $5^1/_2$ m breiten Steinpacklage. Sie setzt sich als Chaussee südwärts über Birgel nach Hillesheim fort, dann über Dockweiler auf Daun und Hontheim zur Moselstrasse. Von Hillesheim gehen alte Wege mit römischen Ansiedlungsresten nordöstlich über Leutersdorf, Kerpen und Nohn nach Adenau, Kempenich und an Olbrück vorbei zum Ahr- und Rheinthal, die sogenannte Kohlenstrasse. Endlich führen von Esch, Feusdorf, Birgel alte Wege nordöstlich über Ripsdorf, Dollendorf über die Ahr auf Lommersdorf und weiter. Die Verfolgung dieses reichen Strassennetzes durch eine schon vor Jahrtausenden kultivirte Gegend, wie jene römischen Ansiedlungsreste nach den betreffenden Heften der Bonner Jahrbücher andeuten, würde eine lohnende Aufgabe sein.

An der Jünkerath-Marmagner Römerstrasse liegt 500 m westlich von Esch eine mit Gestrüpp besetzte Höhe, die wahrscheinlich einst einen Beobachtungsposten trug und eine weite Uebersicht über die Höhen bietet, die unsere Römerstrasse südlich bis zum Apert bei Ausava begleiten. Ausserdem liegen bis zum Heidenkopf hin an der Strasse zahlreiche tumuli von 3 bis 4 m Höhe, so namentlich der Hahnenberg.

Im 71. Heft der Bonner Jahrbücher S. 157 wird Icorigium nicht im Thal der Kyll, sondern auf jener Höhe westlich von Esch angenommen. Die interessanten Angaben jenes Aufsatzes zeigen recht deutlich die Schwierigkeiten der Lokalforschungen, die ihren leitenden Faden nur in den Entfernungszahlen der Itinerarien, in den örtlichen Spuren der Römerstrassen und in deren Befestigungen finden können.

Die Entfernung von Jünkerath bis zum Beobachtungsposten bei Esch, 3 millien, gilt für die Fahrstrasse über Feusdorf, die folgende Etappe zum Heidenkopf, 3 millien, gilt für dessen nördliche Ecke, in der Nähe des ehemaligen Chausseehauses am Kreuzpunkt der Schmidtheim-Dahlemer Strasse.

2. Esch-Heidenkopf, 3 millien.

Die Römerstrasse erreicht am Hahnenberg vorüber den Heidenkopf und ist in dem Haideland, welches jetzt immer mehr kultivirt wird, bis 15 m breit, wie sich diese grössere Breite oft in der Nähe der Lager zeigt.

Der Heidenkopf ist eine dreiseitige Terrain-Erhebung, jede Seite von 2700 m Länge, deren Südfront durch einen Steilrand die Hochfläche 20 bis 30 m überragt. Die Westfront wird durch den eben so hohen Thalrand des Dahlemer Bachs gebildet. Die Ostfront zieht sich auf der bewaldeten Wasserscheide hin, welche ihre sumpfigen Quellen zu den Nebenbächen der Ahr entsendet. Auf dieser Wasserscheide ist die Römerstrasse theilweise gut erhalten, wenn auch die oberen Steinlagen für den Chausseebau abgeräumt sind. Die Reste des 5,3 m breiten Statumen bestehen aus einem weissgrauen Quarzstein, von grösseren Bordsteinen an der Seite eingefasst, während auf 3 bis 4 m Entfernung Querlagen von solchen oft $^1/_2$ m langen Steinen liegen. An einzelnen Stellen erhebt sich der Strassendamm bei 9 m Kronbreite bis zu 3 m Höhe. So zieht die Strasse, zum Studium ihrer Bauart in jener einsamen Gegend geeignet, an der Ostfront des Heidenkopf entlang bis zum ehemaligen Chausseehause.

Neben dieser Strasse, 12 m entfernt, dieselbe in der Nähe der Südostecke des Heidenkopf zweimal durchschneidend, liegt ein Erdwall,

im Profil unten 10 bis 12 m breit, 2 m hoch, auf der Krone 4 m breit, ohne irgend welche Spuren von Steinlagen. Wo dieser Wall die Strasse zum zweiten Mal schneidet, führt die Römerstrasse, förmlich thorartig, durch einen Hohlweg, wird aber westlich noch eine Strecke weit wie von einem wallartigen Glacis begleitet. Jener Wall setzt sich über die Höhe der Südfront des Heidenkopf fort, hat dort eine Art Einschluss für eine hochliegende Quelle, die nie versiegen soll, von den Hirten jedoch als todtbringend für ihr Vieh gemieden wird. Der Wall ist hier noch 400 m lang, bis der steile Terrassenrand ihn entbehrlich macht. Wo der Wall die Römerstrasse zum ersten Mal auf der Ostfront schnitt, ist die Oeffnung des Walles nur 3 m breit und zeigt weiter nach Norden hin stellenweise das deutliche Profil einer Brustwehr von 2 m Höhe, 2 m Kronbreite, 2 m äussere Anlage, 1 m hohes, 1 m breites Banket mit 1 m Anlage.

Meine Angaben stammen aus einer Rekognoscirung bereits im Jahre 1876 und höre ich, dass einige Linien seit jener Zeit durch Einebnung zerstört sind. Ein Bewohner dortiger Gegend sagte mir, dass der Volksglaube in jenem Wall den Römerkanal nach Trier sieht und ihn dort überall „Duvelscardinal“ nennt.

Der Wall schliesst sich als Befestigungslinie an die Steilabfälle des Heidenkopf, sperrt und benutzt in sehr zweckmässiger Weise die Römerstrasse und bildet die Reste eines wahrscheinlich ehemaligen Sommerlagers für die einst längs der Strasse dislocirten römischen Truppen, dem 10 millien oder einen kleinen Tagemarsch entfernten Keldenicher Lager gegenüber.

Im Innern des Lagers sieht man einzelne Erdwälle, an der Nordwestseite mehrere tumuli. Nachgrabungen am Heidenkopf und in seinen Umgebungen würden von Interesse sein, und bietet auch diese Gegend, deren weite Haideflächen allmälig kultivirt werden, durch ihr reiches Strassennetz Anlass zu weiteren Studien. Vielleicht setzte sich unsere Römerstrasse durch eine Nebenstrasse, 6 millien lang, über die wichtige Wasserscheide des schon im 9. Jahrhundert urkundlich genannten Schmidtheim nach Marmagen fort, mit Abzweigung zum Urftthal nach Nettersheim, andrerseits über Paulshof auf Krekel, Schleiden, Einruhr, in Verbindung mit dem bei der Köln - Reimser Strasse IV, 2 genannten Reitersweg über Tiefenbach auf Steinfeld.

Im 31. Heft der Bonner Jahrbücher Seite 39 wird jener auf dem Heidenkopf liegende Wall als eine Römerstrasse angesehen, die im weiteren Verlauf auf Maestricht führen soll. Es kann dabei höchstens

der alte Weg zur Sprache kommen, der vom Heidenkopf und von Dahlem her über die Wasserscheide durch den Zitterwald über Neuhof, Mürringen, Sourbrodt nach Limburg geht, oft nur ein Fussweg, bei der Köln-Reimser Strasse IV, 4 Seite 18 erwähnt. Dieser Weg würde von ganz besonderem Interesse sein, wenn Cäsar im Jahr 53 n. Chr. im Kriege mit Ambiorix von Limburg her (Aduatuca castellum) den Heidenkopf und die Gegend von Hillesheim erreichte. Der uralte natürliche Weg weist auf dies denkwürdige Faktum hin, vom verstorbenen Professor Bergk in seiner „Geschichte und Topographie der Rheinlande" Seite 33, nnd in der Pick'schen Monatsschrift IV Seite 425 von mir besprochen, ohne bisher eine nähere Erörterung gefunden zu haben, welche allerdings weitere Lokalstudien fordern würde.

3. Heidenkopf bis Alteburg, 3 millien.

Vom Heidenkopf bis zum Birther Hof liegt die jetzige Chaussee nach Blankenheim auf der Römerstrasse, die vor dem Chausseebau als ein 2 bis 3 m hoher Damm, am Eichholz vorbeiführend, beschrieben wird. Vom Birther Hof verfolgte die Römerstrasse ihre nordöstliche gerade Richtung auf der Wasserscheide an Blankenheimerdorf vorbei über Tondorf, Michaelsberg, Rheinbach auf Bonn, und wird diese Trier-Bonner Strasse später beschrieben werden.

Die Trier-Kölner Strasse wendet sich dagegen in nördlicher Richtung auf Marmagen. Sie führt nahe der Alteburg an einem Gehöft vorbei, und in dem Wiesengrunde, der zur Urft geht, erhebt sich diese Burg, ein dichtbewaldeter Kegelberg von etwa 25 m Höhe, dessen Kuppe sich bei näherer Untersuchung als ein schmaler Bergrücken mit mehreren Einzelerhebungen ergibt. Nach den Bonner Jahrbüchern 31. Heft S. 50 hat Oblt. Schmidt dort römisches Mauerwerk gefunden, welches ich vergeblich suchte, und nahm man bisher dort den Ursprung des Römerkanals an. Die wichtige Lage des Berges, der sich weniger durch seine Höhe als durch weite Sichtbarkeit von den je 3 millien entfernten Punkten Heidenkopf, Marmagen, Gruwen auszeichnet, spricht für dessen ehemalige militärische Bedeutung als Warthügel, an den sich im Volksmunde zahlreiche Sagen anknüpfen, und der namentlich im Frühlingsgrün des schönsten Waldmeister-Teppich eine anziehende Stätte bietet.

4. Alteburg-Marmagen, 3 millien.

Die Römerstrasse geht vom Birther Hof als 10 bis 15 m breiter zerfahrener Haideweg zur Urft hinab, an einer alten Verschanzung aus

dem vorigen Jahrhundert vorbei, welche den Urft-Uebergang vertheidigte. Auch auf der Höhe an der Blankenheimer Chaussee liegen ähnliche Verschanzungen aus jener Zeit. Nahe der Blankenheimer Eisenbahnstation geht die alte Strasse über die Urft, ersteigt dort den linken Thalrand, von der Blankenheim-Schleidener Chaussee am sogenannten runden Stein durchschnitten, der das Postament eines römischen Meilensteins sein soll. Ein Seitenarm der Römerstrasse, 6 m breit, begleitet längs der Urft die Eisenbahn auf Nettersheim. Unsere Strasse auf Marmagen wird jetzt nur noch zur Holzabfuhr benutzt, und zeigt vielfach die feste Richtung auf den Bergkegel der Alten Burg. Vor ihrer Einmündung in die Schmidtheim-Marmagner Chaussee ist sie 9 m breit, wird westlich von einem Seitenwall, östlich von einem Graben begleitet, und heisst dort eine Waldparzelle die Kölnportz, das Thor nach Köln. Eick glaubt irrthümlich, hier oder bei der Marmagner Mühle in der Nähe von Wahlen habe das römische Marmagen gelegen.

Der alte Name Marcomagus bedeutet „Grenzort", vielleicht einst der Trevirer oder der Ubier. Andere sehen in dem celtischen Wort „mag" einen Wasserlauf, Flussübergang, wie in Mosomagus (Mouzon), Rotomagus (Rouen), und beziehen den Namen auf den nahen, freilich militärisch wichtigen und tiefen Thaleinschnitt der Urft.

Das jetzige Marmagen kann allerdings nur wenige alte Mauerreste, römische Graburnen und Münzen aufweisen, hat aber durch seine hohe, weithin beherrschende Lage an einem wichtigen Strassenknoten, von tiefen Thaleinschnitten rings umgeben, hervorragende Bedeutung. Südlich vom Dorf erhebt sich 15 m über den Kirchplatz eine Höhe, von zahlreichen Quellen und Bergwiesen umgeben. An diese Höhe schliessen sich die 2 bis 3 m hohen Ränder der nördlichen Dorfumfassung, während die Westseite, durch welche die Römerstrasse von Trier führt, durch einen 3 bis 12 m breiten, 3 bis 6 m tiefen Grabenrest gebildet wird, der durch Abflüsse der Quellen sich allmählig verändert hat. Diese Linien bilden eine ehemalige Umfassung von 375 m Seitenlänge, das alte Marcomagus. Die Nordseite zeigt Spuren eines Wallrandes von 2 m Höhe und liegt vor demselben ein Gehöft, die Burg genannt, nachweisbar neueren Datums.

Wenn diese Reste in Bezug auf das römische Marcomagus auch wenig beweisen, so ist bei den mit dem Itinerar übereinstimmenden Entfernungen wohl anzunehmen, dass beim heutigen Marmagen jene alte mutatio und mansio des vicus Marcomagus lag.

VI. Marmagen-Keldenicher Lager, III leugen = $4^1/_2$ millien.

Von Marmagen über Urft-Dalbenden bis Belgica beträgt die Entfernung auf der Generalstabskarte gemessen, 16500 passus = 11 leugen = $16^1/_2$ millien. Der erste Theil dieser Entfernung ist im Itinerar für eine fehlende Zwischenstation durch Punkte angedeutet, und da der zweite Theil nach dem Itinerar und nach der Karte gemessen 8 leugen = 12 millien beträgt, so bleiben für den ersten Theil 3 leugen = $4^1/_2$ millien übrig, so dass jene punktirte Zwischenstation auf das Keldenicher Lager fällt, welches 1 millie nördlich von Dalbenden liegt.

1. Marmagen-Urft-Dalbenden, $3^1/_2$ millien.

Die von Marmagen zum Rhein führenden drei alten Strassen überschreiten den tiefen Urft-Einschnitt an drei Punkten, östlich bei Nettersheim, 2 millien westlich davon bei den sogenannten „sieben Sprüngen" und 1 millie westlich von letzteren bei Urft-Dalbenden. Diese Gabelung des Strassenzuges deutet die Wichtigkeit desselben für die damaligen Militär- und Verkehrsverhältnisse an.

a. Strasse Marmagen-Nettersheim-Zingsheim-Harzheim. Dieser östliche Zweig der Römerstrasse, von Marmagen bis Nettersheim 3 millien lang, ist als 4 m breite Steinstrasse theilweise ziemlich gut erhalten, und verbindet sich bei Nettersheim mit der bereits erwähnten Seitenstrasse, die aus dem oberen Urftthal kömmt. Von Nettersheim bis Zingsheim sind 2 millien, von hier bis Harzheim zur Hauptstrasse 3 millien. Alle drei Punkte zeigen römische und germanische Alterthümer; die altgermanischen Gräber waren durch schwere, 2 bis 3 m lange Steinplatten geschlossen und enthielten Krüge, Messer und Schwerter. Die in der Generalstabskarte als „Römerstrasse" bezeichnete Zingsheim-Harzheimer Strecke ist in neuerer Zeit renovirt, $7^1/_2$ m breit, und führt theilweise auf einem 2 m hohen Damm.

b. Blankenheimerdorf - Zingsheim - Münstereifel. Einzelne Reste eines römischen Vicinalweges führen von Blankenheimerdorf (Trier-Bonner Römerstrasse) durch die Waldungen westlich von Engelgau über die Ahe, dann auf Zingsheim, über Unter-Pesch, Münstereifel durch das Erftthal, dann östlich von Iversheim und Arlof vorbei über Ober-Kirchheim, Flamersheim, Palmersheim, wahrscheinlich über Essig auf Buschofen wieder zur Trier-Bonner Strasse. Die Spuren dieser Strasse sind namentlich im Thal bei Münstereifel durch spätere Strassenanlagen verwischt.

c. **Marmagen-Sieben-Sprünge-Brandenbusch.** Die mittlere Urftstrasse von Marmagen führte durch das Eichheller Thal und den Forstbach, $2^1/_2$ millien lang, zu den Sieben-Sprüngen im Urftthal. Sie ist dort mit Alluvien überdeckt und wurde bei Nachgrabungen gefunden, als man den Römerkanal dort suchte. Das Thal war einst 300 m oberhalb der Sieben-Sprünge in künstlicher Weise durch mächtige vom Thalrande herabgestürzte Felsblöcke gesperrt. Unmittelbar am Urftthal wurden römische Fundamente eines Hauses gefunden, welches vielleicht als Wärterhaus mit dem Römerkanal in Beziehung stand. Hier führte einst, wie bei Nettersheim, eine Brücke über die Urft, wo eine Art Wehr den Fluss durchsetzt, und wo man früher mit Unrecht den Durchgang des Römerkanals durch das Flussbett suchte, wie dies späterhin bei jenem Bauwerk erörtert werden wird. Die Römerstrasse ersteigt dann den rechten Thalrand der Urft in schräger Richtung, führt auf der Höhe zum Brandenbusch, und kreuzt die Hauptstrasse, welche von Dalbenden nach Belgica führt. Sie ist ein gänzlich verlassener, unbenutzter Weg, wird aber von den Bewohnern jener Gegend eben so wie die folgende Strasse, Kaiserstrasse genannt.

d. Die Kaiserstrasse im Thal des Marmagner Bach, von Marmagen nach Urft - Dalbenden führt nördlich an der Marmagner Burg vorbei, in einem theilweise 8 m breiten Hohlwege auf 4 m breitem, schlechten Steinwege zur Marmagner Mühle ins Thal, wo Eick die Reste der römischen Ansiedlung annahm. Hier geht die Kaiserstrasse auf das linke Ufer des Marmagner Bachs, 3 bis 10 m über der Thalsohle. Sie ist stellenweise kaum noch 3 m breit, doch ist deutlich zu erkennen, dass sie durch herabgeschwemmte Erde allmälig schmaler geworden ist. Von der Hallthaler Mühle abwärts ist die Strasse nicht mehr zu erkennen, führte aber unter der jetzigen Urft - Marmagner Chaussee nach Urft-Dalbenden.

Die Serpentinen der Chaussee Urft - Steinfeld werden von einem sehr alten Strassendamm durchschnitten, der dieselbe Richtung hat, 1 m hoch, auf der Krone 5 m breit ist, und schon im 10. Jahrhundert erwähnt wird. Diese Strasse führt vom Kloster Steinfeld, einer der ältesten Stiftungen jener Gegend, aber ohne sichtbare Spuren der Römerzeit, in südwestlicher Richtung auf Gillenberg, verlässt die jetzige Chaussee unter dem Namen des Kirchweg, 5 m breit, gepflastert. Sie wird in Gillenberg von dem 3 m breiten Reiterpfad senkrecht durchschnitten (Reimser Römerstrasse IV, 2), der von Schleiden her über Frohnrath, Heistert, Gillenberg über Wahlen nach Marmagen geht.

Von Wahlen führte eine sehr alte unterirdische Wasserleitung in Röhren nach Kloster Steinfeld.

2. Dalbenden-Keldenicher Lager, 1 millie.

Wo in Dalbenden am rechten Ufer der Urft bei den Ruinen eines ehemaligen Eisenhüttenwerkes der Römerkanal 13 m über der Thalsohle zu Tage tritt, und die Römerstrasse Trier-Köln sich auf Zülpich und Belgica gabelt, stand höchst wahrscheinlich der im 16. Jahrhundert gefundene, später aus der Blankenheimer Sammlung verloren gegangene Marmagner Meilenstein, von Stephan Broelmann Agrippinensis im Jahre 1572 beschrieben und durch eine Zeichnung mit seiner Inschrift erläutert. In Brambach's „Corpus inscriptionum Rhenanarum" heisst es, dieser Meilenstein habe „super canalem et formas (supra Aquaeductus) prope pagum Uechtersheim" (Nechtersheim, Nettersheim) gestanden. Nach jener verwitterten Inschrift wurde er auf Vipsanius Agrippa datirt, während die „Colonia Agrippina" desselben auf das 1. Jahrhundert n. Chr. hinweist, der Stein also ungefähr ein Jahrhundert nach Agrippa's Strassenanlage gesetzt erscheint, was kein Grund für eine Fälschung oder Unmöglichkeit, wie öfter angenommen wird, zu sein braucht. Die Inschrift gab an ihrem Schluss unzweifelhaft „a Col. Agrippina XXXIX millien", eine Zahl, die bei genauer Messung über Belgica zutrifft, während die Entfernung von Dalbenden über Zülpich bis Köln $37^1/_2$ millien ergibt. (Siehe index scholarum der Bonner Universität 1865 Seite 10.) Der Längenunterschied der beiden Strassen erscheint zwar so gering, dass man die 39 millien des Marmagner Steins vielleicht auch für die Zülpicher Strasse gelten lassen könnte. Berücksichtigt man aber die scharfen römischen Längenmessungen mittelst der Zahl der Radumdrehungen des Vitruv'schen Distancewagens, so behält die Strasse über Belgica in Agrippa's Strassen-Entwürfen ein gewisses Vorrecht, insofern Agrippa das sonst so vortheilhaft durch das Erftthal zu umgehende Wesseling als einen vorzugsweise strategisch und historisch wichtigen Punkt im Auge hatte, und dies bestärkt uns, abgesehen von den übrigen örtlichen Vortheilen, in der Ueberzeugung, dass dort bei Wesseling der erste Rheinübergang Caesar's im Jahre 55 v. Chr. lag, von Agrippa gewissermassen der Nachwelt überliefert (Pick's Monatsschrift VI, 88).

Bei Urft-Dalbenden sind die dicht bewaldeten Thalhänge der Urft von einem langen schmalen Wiesenthal durchschnitten, und gabeln sich an den dadurch gebildeten beiden Berggräten die Römerstrassen auf

Belgica und Zülpich. An einer Marmorader, die das Urftthal quer durchsetzt, ist der Fuss beider Strassen zerstört, die dann in gleicher Bauart an jenen Punkten ziemlich steil aufwärts führen, anfänglich 4 bis 8, später beim Erreichen der Höhe 12 m breit.

Vor dem Brandenbusch ist die alte Strasse nur noch durch eine Terrasse von 1 m Höhe zu erkennen, führt dann aber 12 m breit mitten durch den Brandenbusch, auf ihrer linken Seite an mehreren Stellen mit 4 m breiter Pflasterung versehen, auf Belgica, ebenso breit durch das Hexenmaar auf Zülpich, im Walde auf zwei schmaleren Parallelwegen, 7 bis 10 m von einander entfernt, ebenso mit Spuren alter Steinlagen.

Aus jener Gabelung an der alten Eisenhütte von Dalbenden führt zwischen beiden Strassen ein dritter Weg durch das vorhin erwähnte Wiesenthal, welches eine allmälig ansteigende, 36 m breite Thalsohle hat. Der Weg geht mit seiner zerfahrenen Steinlage von 4 m Breite zur Höhe und diente zuletzt zur Anfuhr von Eisenerzen. Weiter aufwärts wird derselbe 5 m breit, theilt sich am Ende des Wiesenthals zum Hexenmaar und zum Brandenbusch.

Die Umgebung von Dalbenden bietet sowohl im Urftthal wie auf den Höhen anziehende landschaftliche Bilder. Zwischen den mit Laubwald besetzten Thalrändern windet sich das Wiesenthal der 4 bis 5 m breiten Urft mit quellenreichen Zuflüssen, die ein ausgezeichnetes Trinkwasser geben, wie man es anderwärts selten so klar und so frisch wieder findet. Das wussten die Römer und führten dies Wasser in einem grossartigen Aquäduct durch die Berge, 12 deutsche Meilen lang, über Köln hinaus, versorgten damit ihre Ansiedlungen und Strassen, wie wir dies bei der späteren Beschreibung des Kanals sehen werden.

3. Die beiden Römerlager Hexenmaar und Brandenbusch bei Keldenich.

Die Hochfläche von Keldenich erhebt sich etwa 100 m über die Thalsohle der Urft, ein welliges Hügelland, welches steil zur Urft, in flacherer Abdachung zu der Thalsenkung fällt, durch welche die Eisenbahn von Call nach Mechernich führt. Oestlich von Keldenich ist die Hochfläche mehr durchschnitten und bewaldet und südlich liegt ein langgestreckter breiter Höhenrücken, auf welchem die Römerstrasse vom Brandenbusch nach Belgica führt. In der Mitte des Plateau ziehen sich zwei scharfmarkirte etwa 20 m hohe Hügelkämme von Osten nach Westen, die einen weiten Ueberblick nach Keldenich, Kloster Steinfeld und nach der Gegend von Marmagen bieten.

Der Boden dieser Höhe ist schlechtes, steiniges Haideland, südlich von Keldenich und in einigen Thalmulden in neuerer Zeit mühsam kultivirt, aber in der Umgebung des Hexenmaar und Brandenbusch so unfruchtbar, dass der Pflug diese Gegenden kaum berührte, und manche Spuren der römischen Anlagen sich dadurch seit fast zwei Jahrtausenden erhalten haben.

Ein reiches, unbenutztes Netz von Wegen bis zu 12 m Breite durchzieht dies Haideland, als Hauptstrassen die bereits erwähnten Römerstrassen von Dalbenden nach Belgica und Zülpich.

Jene beiden Waldparzellen Hexenmaar und Brandenbusch haben eine unregelmässige vier- bis fünfseitige Form von 300 bis 500 m Seitenlänge mit einem Umfang von je 1600 m, bei einem Flächeninhalt von ca. 16 ha. Die Umfassung erscheint jetzt als die gewöhnliche landesübliche Waldumgränzung, meistentheils ein 1 bis 2 m hoher schmaler Erddamm mit 1 m breitem und eben so tiefem Graben davor. Im Innern des mit Unterholz gemischten dichten Laubwaldes hat sich eine starke Humusschicht gebildet, welche der Umgebung gänzlich fehlt und deren hohes Alter andeutet.

Das Hexenmaar ist in seiner Mitte von der Römerstrasse auf Zülpich durchschnitten, wird durch den bereits erwähnten ziemlich steilen Höhenrücken gegen Nordwinde gedeckt und liegen dort zahlreiche Erdlöcher, Wuhlen genannt, in denen der Eisenstein für das Hüttenwerk Dalbenden gesucht wurde. Im Innern des Lagers ist eine Cisterne von 20 m Durchmesser, 5 m Tiefe erkennbar und soll sich dort zu jeder Jahreszeit Wasser finden.

Vor der eingebogenen Kehle liegen einzelne Bodenerhebungen und führt aus der südwestlichen Ecke der Rest eines Weges auf die Höhe zu einer vierseitigen Erhebung von 7 m Seitenlänge, 3 m Höhe, deutlich und bestimmt auf eine ehemalige Specula hinweisend.

Der Brandenbusch hat im Innern einen flachen Höhenrücken, neben welchem, ähnlich wie beim Hexenmaar mitten hindurch die Römerstrasse auf Belgica führt. Ebenso liegt auch hier vor der Front des Lagers neben der Römerstrasse ein felsiger Höhenzug, auf einer Steilterrasse eine Felsenkuppe von 7 m Durchmesser, 10 bis 12 m über dem Lagerthor. Nördlich von dieser Höhe liegen die Reste eines zweiten Strassendamms in der Richtung auf Weyer und Belgica, $7^1/_2$ m breit, 1 m hoch, parallel der Hauptstrasse, 200 m von dieser entfernt. Die Ost- und Südfront zeigt einen 6 bis 7 m breiten Graben, über den sich theilweise zu beiden Seiten ein Wall 1 bis 3 m hoch erhebt. Aus

der Mitte der Südfront führt ähnlich wie beim Hexenmaar ein Weg in gebrochener Richtung, 12 m breit, mit deutlichen Spuren von Brustwehren, 150 m lang, auf die Höhe zu einem regelmässigen Viereck von 7 m Seitenlänge, 6 m Höhe, unzweifelhaft auch hier die ehemalige specula in der Richtung auf Marmagen. Diese Warthügel mit ihren Verbindungswegen charakterisiren mit anderen Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen die beiden ehemaligen Römerlager, wenn auch die bisherigen Wälle grösstentheils zerstört sind.

Zwischen beiden Lagern zieht sich ein dominirender Höhenrücken hin und bildet eine sehr vortheilhafte Stellung und Deckung für den rückwärtigen Urfteinschnitt. Die vielen Kolonnenwege gestatteten eine schnelle Ueberschreitung des tiefen Urftthales, vermieden ein Kreuzen und Begegnen von Truppen auf den Thalhängen auch beim Rückzuge, so dass auch diese Reste von Wegeanlagen für die ehemalige militärische Bedeutung des Urftabschnittes und seines Keldenicher Vorterrains sprechen.

Jedes der beiden Sommerlager konnte bequem zwei Legionen für dauernden Aufenthalt aufnehmen, natürlich mehr als ausreichend für die Vertheidigung. Für militärische Uebungen und Gefecht lässt sich auch heute noch selten ein so günstiges Manöverterrain finden wie hier.

Tacitus spricht in seinen ann. I, 30 vom Sommerlager der vier Legionen aus Vetera und Bonn „in finibus Ubiorum". Unser Marmagen (Marcomagus) und Düren (Marcodurum) deuten in mehrfacher Beziehung auf die Grenzen der Ubier, so dass bei Keldenich jenes Sommerlager sehr wohl liegen konnte, wenn dieser Lage nicht ein Umstand widerspräche und mehr auf Neuss und Grimlinghausen hinwiese, dass nämlich bei der Empörung der Legionen (Tacitus ann. I, 32) einige Centurionen in den Rhein geworfen wurden, wohin dieselben allerdings transportirt werden konnten.

Höchst wahrscheinlich gehören aber die beiden Lager doch der Bauzeit des römischen Aquäduct an, dieses Riesenwerkes, welches bei den nothwendigen Flussregulirungen der Urft und bei dem in die Thalsohle und in die Felsen tief versenkten Bau des schönen Kanals gewiss lange Jahre hindurch viele Tausende von Soldaten beschäftigte, die hier im Mittelpunkt des schwierigsten Theils des ganzen Bauwerks vortheilhaft und sicher lagern konnten.

Aber auch der jetzt theilweise dort noch blühende Bergbau auf Blei und Eisen wurde in jener Gegend von den Römern Jahrhunderte hindurch betrieben. Die zahlreich gefundenen römischen Handwerkszeuge

und Münzen weisen darauf hin, dass diese Arbeiten in das 2. Jahrhundert n. Chr., in die Zeit Hadrian's und Antoninus fielen und die vielseitigste Thätigkeit der Römer in Anspruch nahmen, so dass sich in jener Gegend ein weites und reiches Feld für archäologische Studien, sowie für Aufklärung der historischen Verhältnisse bietet.

Dem nächsten Heft dieser Jahrbücher hoffen wir bei Beschreibung des römischen Eifelkanals eine Kartenskizze beizulegen, welche neben den wichtigen Kanal-Arbeiten im Urftthal auch die römischen Befestigungsreste im sogenannten Königsfeld auf dem rechten Thalrande jenes Flusses gibt.

VII. Keldenicher Lager — Zülpich-Köln, XXIV leugen = 36 millien.

Mit Hinzurechnung von etwa einer millie von Dalbenden zum Keldenicher Lager (VI 2) erhalten wir jene $37^1/_2$ millien, $1^1/_2$ millien weniger, als der bei Dalbenden supponirte Marmagner Meilenstein (39 millien) gibt, dessen genau richtige Zahl wir später auf der Römerstrasse über Belgica finden.

1. Vom Hexenmaar über Keldenich nach Zülpich, VIII leugen = 12 millien.

Die Zülpicher Strasse ist südlich von Keldenich jetzt ein 20 m breiter Fahrweg, ging östlich von Keldenich, theilweise zerstört, an diesem Dorf vorbei, dann über den Tanzberg, erscheint am Tönnesberg als ein 8 m breiter, 2 bis 3 m hoher Damm, geht in breiten Haidewegen östlich von Dottel bis zur Vereinigung mit der geradegeführten Strasse von Zülpich, die 9 m breit die Richtung über den Brandenbusch auf Marmagen hielt, sich aber in der Höhe des Königsfeld, 1000 m östlich von Keldenich, gänzlich verliert. Diese deutliche Strasse war wohl einst die Hauptlinie, bis der Umweg über Keldenich, mit Rücksicht auf die alten Bleibergwerke am Tanzberg vorgezogen wurde. Die gerade Strasse, an vielen Stellen jetzt noch Heerstrasse genannt, kam von Marmagen über den Brandenbusch, setzte sich nicht bloss auf Zülpich, sondern weiterhin auf Neuss fort, so dass Oblt. Schmidt im 31. Heft der Bonner Jahrbücher S. 47 diese Strasse in ihrem Zusammenhange betrachtet.

In Dottel wird nahe an der Kirche ein mittelalterliches Haus mit zwei gewölbten Stockwerken, das Römerhaus genannt. Westlich vom Kirchhof scheint eine Befestigung gelegen zu haben, in eben so gün-

stiger und beherrschender Lage wie die Wallreste am Tönnesberg, die ein Dreieck von 36 m Seitenlänge, 4 m Höhe bilden. Dies sind Punkte, die ähnlich dem Keldenicher Kirchhof weithin das Land bis nach Zülpich und Köln hin überblicken. Das Dorf Keldenich hat südlich von diesem Kirchhof ein geschlossenes Dorfviertel von 150 m Durchmesser, mit engen gepflasterten Strassen umgeben, „Kleinköln" genannt, der älteste Theil des Dorfes, dessen historische Vergangenheit sich mit den nahen Umgebungen von Dottel in Sagen verliert, und wo zahlreich gefundene Römermünzen die alte Kulturgegend bezeugen.

Jene gerade geführte Zülpicher Strasse ist in der Gegend der Bleiberge durch Bleischlacken verschüttet. 3 millien vom Hexenmaar hat man bei Scheven, von hier 3 millien weiter bei Hostel, 3 millien weiter bei Irnich Spuren römischer Ansiedlungen gefunden, und erreicht die Strasse 3 millien weiter bei Hoven und Zülpich die Köln-Reimser Strasse.

An Nebenstrassen sind zu bemerken:

a. Die Strasse Dottel-Kalmouth, die sich von Keldenich her in gerader Richtung fortsetzt, unter dem Namen „Königstrasse" als mehrfach unterbrochener Vicinalweg sich westlich von Bergheim über Mechernich, Haus Bech nach Enzen verfolgen lässt. Hier mündete die „alte Bleistrasse", welche bei Eicks die Zülpicher Strasse verlässt und über Virnich auf Enzen führt. Die hier vereinigte Strasse ging über Dürschäven, Frauenburg, Friesheim zur Kölner Römerstrasse auf Lechenich.

b. Die Strasse Dottel-Kalmouth gabelt sich über Bergheim, Breitenbenden, Röttgerhof über Antweiler auf Belgica.

Alle diese Strassen sind nur stückweise festzustellen, erweisen aber den ehemals lebhaften Verkehr, der von den Keldenicher Höhen ausging. Eick, der Jahrzehnte in jener Gegend wohnte, beschreibt in seiner „römischen Wasserleitung" dies Strassennetz und gibt eine reiche Sammlung von Nachrichten über die Spuren römischer Ansiedlungen an der Urft, bei Keldenich, Mechernich und in den Umgebungen des Römerkanals.

2. Zülpich-Munerica, X leugen = 15 millien.

3. Munerica-Köln, VI leugen = 9 millien.

Diese beiden Strecken sind im 76. Heft der Bonner Jahrbücher Seite 3 bis 11 beschrieben, so dass hier darauf verwiesen werden kann.

VIII. Keldenicher Lager-Belgica, VIII. leugen = 12 millien.

Wir erhalten im Verlauf dieser Darstellung vom Keldenicher Lager über Belgica bis Köln im Ganzen XXV leugen = 38 millien. Dazu kömmt 1 millie von Dalbenden zum Keldenicher Lager nach VI 2, im Ganzen 39 millien von Dalbenden, da wo der Marmagner Meilenstein an der Gabelung der beiden Römerstrassen über Zülpich und Belgica auf Köln gestanden haben soll.

1. Brandenbusch-Weyer, 3 millien.

Die Römerstrasse führt anfänglich 12 m, später 6 m breit vom Brandenbusch über den felsigen Höhenrücken zum Thalkessel von Weyer und kreuzt hier die Dorfstrasse an einem Punkt, wo die Mauerreste einer mittelalterlichen Burg von 75 m Seitenlänge mit Spuren alter Gräben liegen. Urkunden melden nichts Näheres darüber und nur die Sage spricht von einem Heidentempel, der einst an der Stelle der hochgelegenen Dorfkirche stand, die schon im 12. Jahrhundert als Pfarrkirche des Dorfes „Wiere" genannt wird.

2. Weyer-Heistartburg, 3 millien.

Oestlich von Weyer ist die Römerstrasse erkennbar, wo sie die Quellen des Hausener Baches durchschneidet. Durch einen Aquaeduct, den man an den Dreimühlen östlich von der interessanten Kakus-Höhle aufdeckte, wurde ein vorzügliches Quellwasser über Eiserfey dem Römerkanal zugeführt, der von Kalmouth her durch das Veibachthal geht.

Diesseits Harzheim wird die Römerstrasse deutlich sichtbar und nimmt hier die Nettersheim-Zingsheimer Zweigstrasse auf. Weiterhin heisst sie die Eifler Strasse, die immer mehr dem Pfluge weicht und südlich von Heistartburg an der Brücke der Münstereifel-Mechernicher Landstrasse nur noch durch einzelne Ränder in ihrer ursprünglichen Breite von 12 m erkennbar, sonst aber überpflügt ist.

An jener alten Münstereifel-Mechernicher Strasse liegt bei Holzheim die ca. 50 m hohe Bergkuppe des Herkelstein, an deren Fuss der Römerkanal vorüberführt. Dem alten Namen entsprechen dort keine anderen Römerreste, als einige ehemalige Kalköfen, östlich von Weiler, und die hohe Kuppe des Berges mit ihrem weiten Ueberblick diente vielleicht als Wachtposten. Aus den römischen Kalköfen zwischen Herkelstein und Iversheim bezogen die Römer die bedeutenden

Kalkmassen zum Bau ihres Kanals, in dessen Mörtel bezeichnender Weise der Bleisand der dortigen Bleibergwerke nachgewiesen ist.

Die Heistartburg ist jetzt ein viereckiges Gehöft von 40 und 70 m Seitenlänge mit einem alten 15 m hohen Eckthurm von 8 m Durchmesser, das Ganze von einem 12 m breiten, 3 bis 8 m tiefen Graben umgeben. Die Burg liegt höchst wahrscheinlich über einer römischen Befestigung und nur noch einige Römergräber an der Strasse nach Belgica sprechen für die ehemalige Anwesenheit der Römer.

3. Heistartburg-Wachendorf, 3 millien.

Die Eifler Römerstrasse, hier Grüner Weg, auch Rheinthalsstrasse genannt, führt über die Berghaide auf das Südende von Wachendorf. Die Römerstrasse ging bei Wachendorf nicht im dortigen Hohlwege, wie irrthümlich angenommen ist, sondern wird 30 bis 40 m südöstlich von demselben oft beim Ackern gefunden, so dass die alte Strasse dort nur stellenweise unter der jetzigen Strasse liegt.

Bei Wachendorf und Antweiler wurden mehrere Matronensteine gefunden und sind römische Ansiedlungen hier wie in dem benachbarten Calcar, Iversheim und Haus Zievel constatirt. In Antweiler liegen zwei Wirthschaftsgebäude, die oberste und unterste Burg genannt, geschlossene Vierecke von 40 bis 60 m Seitenlänge mit 12 bis 15 m breiten Wassergräben und zeigen Ruinen von mittelalterlichen Mauern, die wahrscheinlich auch auf römischen Befestigungen ruhen, so dass Oblt. Schmidt hier in Wachendorf kleine römische Militärstationen vor dem wichtigen Punkt Belgica annimmt. Der Römerkanal führte an dem nördlichen Ausgang des Dorfes Antweiler vorüber, und gehen hier zwei ziemlich parallel laufende Römerstrassen auf Belgica.

4. Wachendorf-Belgica, 3 millien.

a. Die Eifler Römerstrasse überschreitet von Wachendorf den Römerkanal nordöstlich von Brucherhof und ist dort wenigstens der alte Strassendamm in einer Länge von ca. 1000 m gut erhalten, 2 m hoch, auf der Krone 6 m breit. In der Gegend des Billiger Waldes wird die Strasse undeutlicher, wendet sich rechts auf Rheder, verlässt also scheinbar ihre gerade Richtung, die indessen bei den Ausgrabungen von Belgica, 1 m unter der Erdoberfläche wiedergefunden wurde, zwischen den Häuserfundamenten 9 m breit, die deutlich erkennbare, oben abgerundete Steindecke $5^1/_2$ m breit.

b. Antweiler Heerstrasse. Die westliche Parallelstrasse ist die beim Keldenicher Lager VII 1b erwähnte alte Bergheimer Strasse, die von Dottel über Bergheim, Breitenbenden, Röttgerhof, Antweiler nach Billig führt. Sie ist stellenweise verschwunden, aber östlich von Antweiler, wo sie den Römerkanal überschreitet, besser erhalten, ein 1 bis 2 m hoher Damm, 6 m breit, als Weg ganz unbenutzt, nur noch als Weide dienend. Bevor die Strasse die Billiger Waldhöhe erreicht, führt ein schräger Verbindungsweg, 1 m hoch, 5 m breit, zur Wachendorfer Römerstrasse.

Die Antweiler Strasse ist in der Nähe von Billig 1 bis 2 m tief eingeschnitten, und macht dort den Eindruck eines 9 m breiten Rinnsals, als flösse das Wasser von der Höhe in diesem schmalen Wiesenstreifen. Derselbe erweitert sich in der Biegung der Strasse nahe der Billig-Stotzheimer Strasse und liegen darin in 10 m Breite drei parallellaufende Wälle von 1 m Höhe, 2 m Breite.

c. Querstrasse Belgica-Zülpich, 8 millien. Die beiden eben genannten Strassen werden bei Billig senkrecht von einer dritten Strasse durchschnitten, welche von Zülpich her, und in ihrer weiteren Fortsetzung über Billig nur stellenweise erkennbar ist. Südlich von Zülpich zeigen sich ihre Spuren in der Wiesen-Niederung des Rothbach östlich von Sintzenich, dann 600 m südwestlich von Enzen auf dem Kreuzpunkt mit der Königstrasse von Mechernich und der Bleistrasse von Eicks her, wo zahlreiche Ziegelfragmente in der Feldflur „an der breiten Strasse“ auf eine Ansiedlung aus der Römerzeit hindeuten. Sie überschritt $1/4$ Meile westlich von Wiskirchen die Commern-Euskirchener Chaussee, bei deren Erbauung sie gefunden wurde. Bei Burg Veinau ging sie über den Veibach und gewähren die von Dr. Pohl in den Bonner Jahrbüchern 53/54 S. 325 beschriebene Spich (Specula), 1400 m östlich von Veinau, sowie die zwischen jener Spich und Billig gefundenen Mauerreste für dieselbe einige Anhaltspunkte. Als sogenannte „breite Strasse“ ging sie durch Billig an der Kirche vorbei, am Wege von Billig nach Rheder durch einige 2 bis 3 m hohe Terrassen angedeutet, überschritt bei der Lierse-Mühle die Erft-Niederung und den Römerkanal. Eine Nebenstrasse führte von Billig nördlich von dessen Kirche auf einem Damm nach Stotzheim, vereinigte sich mit der Strasse über Rheder, ging dann auf Palmersheim, so dass Zülpich und Belgica mit der später zu beschreibenden Strasse auf Bonn und über Oberdrees und Meckenheim mit der Aachen-Frankfurter Heerstrasse in Verbindung trat, welche in der Richtung Düren-Euskirchen-

Rheinbach zum Ahr- und Rheinthal führte. Jene Belgica-Bonner Strasse ging über Palmersheim, Essig und Miel, dieser Ort genau 10 millien vom Bonner castrum, nach Buschhofen, und erreichte hier die Trier-Bonner Strasse, die vom Birther Hof (V 3) über den Michaelsberg, Rheinbach und Buschhofen zum Bonner castrum führte.

5. Belgica.

Am nördlichen flachen Abfall der Eifler Vorberge zum Erftthal liegt das Dorf Billig, als römischer Stationsort nur aus dem Itinerar des Antonin bekannt und erst im Jahre 1820 durch den Regierungsrath Hetzrodt an das Tageslicht der historischen Kunde gezogen, nachdem man bisher dies römische Belgica näher bei Zülpich gesucht hatte.

Zwischen Billig und Rheder sind seit dem Jahre 1870 in der Feldflur „auf dem Kaiserstein" ausgedehnte Fundamente von Gebäuden einer römischen Niederlassung aufgedeckt am Kreuzpunkt der Wachendorf-Trier-Kölner und der Zülpich-Billig-Rheder'schen Strassen. Jene Fundamente liegen $^1/_2$ bis 1 m unter der Oberfläche des Ackerlandes und bilden vorläufig zwei Stadtviertel von je 100 m Seitenlänge, von einer 9 m breiten Strasse durchschnitten. Die einzelnen Häuser sind etwa 20 m lang, 10 m breit, in ungefährer Grösse mittelgrosser Häuser von Pompeji. Die Veröffentlichung der Resultate der mehrjährigen Ausgrabungen, welche unter der Direktion des Prof. aus'm Weerth und unter der sachkundigen Leitung des in Billig heimischen Dr. Pohl ausgeführt wurden, lässt nähere Mittheilungen darüber erwarten. Die Untersuchungsgräben sind wieder zugedeckt worden.

500 m westlich von dieser Feldflur „auf dem Kaiserstein" liegt im Anschluss an das Dorf Billig, nahe dem Kreuzpunkt der Zülpicher und der Antweiler Heerstrasse, eine ehemalige Lagerbefestigung, die jetzt allerdings nur mühsam in ihrem Zusammenhang und in ihrer Form zu verstehen ist.

Ein gleichmässig horizontal liegendes Terrain wird dort, nach dem niedriger liegenden Dorf hin mit 3 bis 5 m hohen Steilrändern abfallend, an der Billiger Kirche von der Zülpicher sogenannten „breiten Strasse" durchschnitten. Südlich vom Kirchplatz liegt ein Viereck von 75 m Seitenlänge, theilweise noch von 1 bis 2 m hohen, 4 bis 5 m breiten alten Wällen begrenzt, mit 8 m breiten, 2 bis 3 m tiefen Gräben. Die Seiten des Vierecks haben nach der Dorfstrasse hin Steilränder und entsprechen dem Kirchplatz, der nach der Stotzheimer Strasse hin

ebenfalls solche Steilränder hat, die im Laufe der Zeit immer mehr zum Kirchhofe vorrückten, um auf der Sohle Raum für ein dort befindliches grosses Bauerngehöft zu gewinnen.

Als ein drittes, mehr vorgeschobenes Viereck erhebt sich östlich neben den genannten Plätzen der Kapellenberg, Orenstein genannt, vor einigen Jahrzehnten theilweise abgetragen, jetzt noch die nächste Umgebung um 2 bis 4 m überhöhend, in der Mitte die Kapelle. Dieser Orenstein hat 60 bis 100 m Seitenlänge, zeigt auf der Südseite einige Spuren früherer Wälle und Gräben, war vielleicht eine Art von procastrum, durch welches die Zülpicher Strasse über die nahe Antweiler Heerstrasse zum römischen Belgica führte.

Zwischen dem Orenstein und dem südlichen Lagerplatz liegt ein 5 m tief mit steilen bewachsenen Rändern ausgehobenes Viereck von 36 m Seitenlänge, theilweise mit sumpfiger Grabensohle. Aus diesem Graben erhebt sich ein steiler, bewachsener vierseitiger Berg, unten von 22 m Seitenlänge, 10 m hoch, oben mit einer Plattform von 3 bis 4 m Seitenlänge, auf halber Höhe eine Art Berme von 1 m Breite. Dieser steile Erdbau, durch tiefgewurzelte Eichen konservirt, heisst die „Knöpp", zeigt kein Mauerwerk, war für einen Mauerbau auch viel zu schmal und trug höchst wahrscheinlich in Analogie mit ähnlichen Hügeln einen hölzernen Wartthurm (Specula).

Diese Knöpp schliesst sich mit einem besondern Wall, der theilweise abgetragen ist, an den Lagerplatz an, vor dessen Südfront, nach dem Dorfe hin, ein 2 m tief eingeschnittener Teich liegt, ein Wasser-Reservoir von 30 m Seitenlänge.

Ob und welche Gebäude im Mittelalter auf diesem Terrain und in seiner Umgebung standen, lässt sich nach einer Beschreibung im 53/54. Heft der Bonner Jahrbücher S. 329 nicht mehr feststellen. Auch bei der Annahme solcher mittelalterlicher Gebäude bleibt der deutliche Charakter einer römischen Befestigung bestehen, welche an ähnliche Werke, wie an die kleinen Redouten im Hunsrück bei Waldesch erinnert (v. Cohausen im 26. Heft der Bonner Jahrbücher).

Das Ganze umfasste einst bei ca. 200 m Seitenlänge, mit dem Orenstein (1 ha) 5 ha Grundfläche, bot als Winterlager entsprechenden Platz für 1 bis 2 cohorten à 500 Mann. Zahlreiche Münzen, die hier gefunden sind, weisen auf die Zeiten Hadrian's, viele auf das 4. Jahrhundert hin, so dass Belgica wahrscheinlich erst den Zerstörungen durch die Franken erlag, als diese nach der Eroberung von Köln auf Trier vordrangen. Vielleicht wurde einst die Besatzung für Belgica

vom Bonner Castrum detachirt, wofür der im Jahre 1809 am Kaiserstein gefundene Grabstein des römischen Soldaten Petronius Rufus spricht (Bonner Museum No. 106).

Von den Höhen Belgica's bietet sich ein anziehendes Bild nach der weiten Zülpicher Flur und über die waldige Ville hin zu den Kuppen des Siebengebirges dar. Die römische Ansiedlung war aber den scharfen Nordwinden ausgesetzt, vielleicht durch ehemals grössere Bewaldung ähnlich geschützt, wie das spätere Dorf Billig solchen Schutz in einer Terrainfalte gesucht und gefunden hat.

Günstiger liegen die nahen Ortschaften Wachendorf und Weingarten, wo eine Villa mit schönen römischen Mosaikfussböden gefunden ist, die vor einigen Jahren in das Bonner Museum transportirt wurden.

Auffallend ist es, und vielleicht nur durch die späte Blüthe Belgica's in der Römerzeit erklärlich, dass der Römerkanal, der zwischen der Weingartner Höhe und Rheder nur 800 m vom Kaiserstein und 1600 m vom Orenstein vorbeigeht, keinen Zweigkanal zu diesen Punkten entsendet. Wenigstens ist bisher vergeblich nach einer solchen Kanalverbindung gesucht, wohl aber wurden mehrere gewöhnliche römische Brunnen in Belgica gefunden. Nach den Terrain-Verhältnissen wäre es sehr leicht gewesen, von der Weingartner Höhe, wo der Kanal 240 m über dem Amst. Pegel liegt, solchen Zweigkanal zum Kaiserstein zu führen, welcher ca. 20 m niedriger liegt, dann nach Rheder, welches ca. 200 m über dem Amst. Pegel liegt. Der starke Fall des Kanals zwischen Weingarten und Rheder war gewiss beabsichtigt, sollte vielleicht nicht gestört werden, während es andrerseits noch immer möglich bleibt, dass solcher Zweigkanal in der sogenannten Flur „Rauschengraben“ dereinst gefunden wird.

IX. Belgica-Wesseling, XII leugen = 18 millien.

1. Belgica-Rathsheimerhof, 3 millien.

Die Hauptstrasse, die sich bei Belgica mit der Antweiler Heerstrasse vereinigte, zieht von der Höhe östlich neben dem sumpfigen „Kessel“ zur Chaussee Euskirchen-Rheder am Ortholz vorbei, einem der Sage nach durch Hexen und Heiden in der Gegend übelberüchtigten Ort. Sie erscheint zuletzt als ein 4 m breiter, $^1/_2$ m hoher Grasweg mit Seitengräben, und verschwindet bei jener Chaussee. Reste von Dämmen an der Roitzheimer Erftbrücke deuten auf einen früheren Uebergang, durch Hochfluthen zerstört. Auf dem rechten Erftufer markirt sich

in der Nähe dieses Uebergangs oft im Frühjahr beim Aufgehen der Saaten die Richtung einer Nebenstrasse auf Derkum, während die Spuren der Hauptstrasse dicht westlich am Rathsheimerhof vorbeiführen, wo beim Pflügen im schweren Boden seit Jahren Kies und römische Dachziegel zu Tage treten.

Das Gehöft war früher ein Rittergut, dessen breite Gräben allmählich schmäler geworden sind, und mit dichten Hecken umfasst, ein Viereck von 100 und 130 m Seitenlänge bilden. An der nordwestlichen Seite flankirt ein bastionsförmiger Vorsprung, nur noch durch Hecken markirt, die über den Graben zum Gehöft führende Steinbrücke.

2. Rathsheimerhof-Strassfeld, 3 millien.

Nördlich vom Rathsheimerhof überschritt die Römerstrasse nahe bei der Schafsmühle am sogenannten Duckedämmchen die Erft-Niederung. Dieser Dammrest liegt genau im Allignement der Römerstrasse auf Metternich und beweisen die zahlreich gefundenen Urnen aus Römergräbern, die Kaufmann Ruhr in Euskirchen sammelte, die Spuren römischer Ansiedlungen in jener fruchtbaren Gegend, wo Carl M. später grosse Musterwirthschaften anlegte.

Eine Art Redoute von 30 m Seitenlänge mit 3 m hohen Wällen, vor einigen Jahrzehnten neu aufgeschüttet, bezeichnet die Stelle einer ehemaligen Befestigung, von breiten sumpfigen Gräben umgeben.

Bis in die Gegend von Strassfeld ist die Römerstrasse spurlos verschwunden. Hier bezeichnen Unebenheiten des Bodens eine alte Dorfstätte, an der die römische Station lag, wo ein 3 bis 5 m breiter Feldweg wenigstens die Richtung der alten Strasse andeutet. Herr Pfarrer Maassen beschreibt in den Annalen des historischen Vereins von 1883 die hier gefundenen Römerreste, worunter sich namentlich viele Münzen aus der Zerstörungszeit in der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. befinden.

3. Strassfeld-Metternich, 3 millien.

Als Fortsetzung der Römerstrasse führt ein 2 bis 3 m tiefer Hohlweg mit 5 bis 6 m breiter Sohle zum Swistbach nach Metternich. Den rechten Thalrand des Baches bildet der ca. 25 m hohe südwestliche Abhang der Ville. Die günstige Lage des Ortes und mehrfache Römerspuren, vom Pfarrer Maassen und Eick aufgeführt, deuten auf eine Station, da wo eine alte Strasse von Rheinbach her über Heimerz-

heim auf Weilerswist und Liblar die Hauptstrasse kreuzt, jetzt als Communalweg chaussirt. Am Swistbach unterhalb Metternich, beim Hoverhof, wurden wiederholt in den Wiesen Mauerreste einer römischen Villa gefunden, mit römischen Münzen, Schreibgriffeln, Hypokausten, Wandverzierungen etc. (63. Heft der Bonner Jahrb. S. 176).

4. Metternich-Alteberg, 3 millien.

Am nördlichen Rande des Metternicher Waldes verlässt die Römerstrasse die Roesberger Chaussee und ist hier ein 6 m breiter Grasweg, stellenweise $^1/_2$ m erhöht. Am Kreuz auf der Höhe bei Roesberg durchschneidet sie die sogenannte „Aachener Heerstrasse", auch „Heerwegh" in einer alten Katasterkarte bezeichnet, die zur Bliesheimer Strasse führt, eine Verbindung von Bonn über Brenig mit Liblar und Lechenich herstellt und in der altchristlichen Legende von der heiligen Luftildis genannt wird, auf welche wir bei der Trier-Bonner Strasse zurückkommen.

Durch die Bodenkultur ist die Aachener Heerstrasse oft auf kaum 3 m Breite reducirt, am besten erhalten zwischen Hemmerich und Brenig, wo sie 6 m breit ist, und an der Mergelkaule verschwindet, sich aber durch Brenig auf Bornheim fortsetzte.

Oestlich vom Hochkreuz bei Roesberg geht von einer grossen alten Kiesgrube, die mit anderen Gruben in der Nähe einst wohl das Material für die Römerstrasse lieferte, eine Dreitheilung der Strasse aus, um ohne Störung den östlichen Abhang der Ville zu passiren, der bei 80 m Höhe stellenweise Böschungen bis zu 10 Grad hat. Die Länge dieser Theilung beträgt 2000 m, und sind die Stränge höchstens 150 m von einander entfernt. Der östliche Strang ist der sogenannte Kukuksweg, ein 7 bis 8 m breiter Grasweg, auf alten Karten auch „grüner Weg" genannt, der durch die Roesberg-Hemmericher Strasse an einer grossen Kiesgrube unterbrochen, östlich derselben im Walde in der Richtung auf Alteberg wieder sichtbar wird, bis er sich auch hier in Kiesgruben verliert. Nachgrabungen auf dem Kukuksweg ergaben eine 5 m breite, 0,30 m starke Kiesschicht der alten Strasse.

Der mittlere Strang ist ein ebenfalls 7 bis 8 m breiter „grüner Weg" am östlichen Ausgang von Roesberg, mit der Zeit auf 3 m verschmälert, von den Einwohnern als ehemals breiter Römerweg, im Weisthum von Roesberg, 1308 als „Heerstrasse, die 32' breit bleiben soll" bezeichnet. Oestlich vom Roesberg-Hemmericher Weg mündet diese Strasse in einen Hohlweg von 3 bis 4 m Sohlenbreite, stellen-

weise mit 6 m hohen steilen Lehmwänden. Der Hohlweg führt bis in die Nähe der Alteberger Ziegelei, wird hier ein 4 m breiter, 1 m hoher Damm, in der Gegend der Mertener Mühle bis zur Brühler Chaussee ein Damm bis zur Höhe von 3 m, auf der Krone 4 m breit mit deutlichen Spuren alter Steinpflasterung. Seine Verlängerung über die Brühler Chaussee hinaus ist 4 bis 5 m breit, $^1/_2$ m hoch, sie vereinigte sich in der Nähe der Brücke mit dem linken Strange der Strasse.

Dieser dritte, linke Strang liegt auf der Höhe der Ville nicht mehr zu Tage, wurde aber vom Herrn Pfarrer Maassen auf Grund des dort schwächeren Kornwuchses durch mehrfache Ausgrabungen $^1/_2$ m tief, als eine 4 bis 5 m breite Kieslage von 0,30 m Stärke aufgedeckt. Der Weg geht durch die östliche Dorfstrasse von Roesberg über den Abhang der Ville, nähert sich in der Gegend der Mertener Mühle dem mittleren Strange auf 15 m, hier ebenfalls durch Ausgrabungen festgestellt, und führt zu einer markirten Höhe an der Brühler Chaussee. Die Regulirungen des Mertener Bachs in der Richtung auf Sechtem bezeichnen die alte Römerstrasse, deren Dammreste an den Ufern des 1 bis 2 m tief eingeschnittenen Baches an mehreren Stellen erkennbar sind. Wo der Bach sich auf Sechtem wendet, ist die Spur der Strasse ganz deutlich in den Feldern mit der Richtung auf die Graueburg zu verfolgen, die links neben der Strasse liegt.

Alteberg.

Auf einer Terrasse des Ville-Abhangs wurden im Herbst des Jahres 1875 auf Veranlassung des Bonner Alterthums-Vereins die Fundamente eines römischen Gebäudes aufgedeckt, etwas aufwärts von dem Punkt, wo der Römerkanal den östlichen Strang der Römerstrasse durchschneidet. (58. Heft der Bonner Jahrbücher S. 214.)

Ein dort gefundener schöner grosser Tuffsteinsarg und zahlreiche Graburnen lassen mit Rücksicht auf die wichtige und hübsche Lage jenes Punktes in demselben eine Station der Strasse erkennen. Die Fundamente des Gebäudes, scharfkantig von vorzüglichem Material, zwei römische Fuss stark, lagen theilweise unter einem bewohnten Gehöft, und konnten leider nur auf 20 m Länge und 10 m Breite blossgelegt werden.

5. Alteberg-Sechtem, 2 millien.

Ebenso wie in Alteberg sind auch in Sechtem römische Alterthümer gefunden worden. Die dortige Kirche mit ihrer Kapelle erhebt sich

ca. 5 m über die Ebene. Hier wurde ein römischer Votivstein, dem Mercur geweiht, ausgegraben, welcher jetzt unter No. 16 im Bonner Museum aufbewahrt wird. Römisches Mauerwerk tritt auf der Kirchhofshöhe, theilweise an der Kapelle zu Tage. In der Umgebung von wenigen hundert Schritten liegen die Graueburg, Weisseburg, Ophof und Weiher, deren breite Gräben auf sehr alte Befestigungen hinweisen, für welche der Kirchplatz die Mitte einnimmt. Zahlreiche Graburnen wurden in der nächsten Umgebung dieser Punkte gefunden.

Bei Sechtem kreuzt die alte Hitzeler Strasse, die über Berzdorf nach Köln führt, die Römerstrasse.

6. Sechtem-Wesseling, 3 millien.

Die Römerstrasse führte an der Graueburg und beim Eisenbahn-Wärterhaus Nr. 39 vorbei, vom Mertener Bach anfänglich rechts, später links begleitet, über den sie sich dammartig 2 m hoch erhebt, jetzt nur ein 4 m breiter, bewachsener Feldweg, bis zur Einmündung der Sechtemer Landstrasse, die 6 m breit ist. Diese letztere liegt dann auf der Römerstrasse, durchschneidet einige Terrainwellen, führt durch Keldenich, dann in einem 2 m tiefen Hohlweg über die Wesselinger Höhe, immer in der Richtung auf die Wesselinger Kirche. In der Nähe von Wesseling ist die Strasse $^1/_2$ m hoch aufgeschüttet.

Wo diese Römerstrasse in die Köln-Bonner Rheinstrasse mündet, stand einst auf dem 9 m hohen Thalrande des Stroms ein römisches Kastell von 150 m Seitenlänge. Der regelmässige Steilrand zum Leinpfade und zwei von der Rheinstrasse zum Strom führende Hohlwege deuten auf jene Abmessungen des Kastells, in dessen Mitte römische Fundamentmauern gefunden wurden, auf denen die jetzige Kirche wie auf einem starken Rost ruht.

Diese Fundamente liegen 1 m unter der Erde des Kirchhofs, sind 1,6 m breit, und bestehen aus grossen Tuffsteinblöcken, Basalt und römischen Ziegeln, durch steinharten Mörtel mit einander verbunden. Drei solche Mauern liegen dem Rhein parallel mit Zwischenräumen von 14 m und bilden ein Quadrat von 30 m Seitenlänge. Speciellere Untersuchungen in Gegenwart der Professoren aus'm Weerth und Bergk im Jahre 1875 waren schwierig, da der Kirchhof noch jetzt als Begräbnissstätte dient und der Todtengräber auf Anordnung des Herrn Pastor nur einige Fundamente freilegen konnte, welche das Ausheben der Grüfte stets hindern.

Hier wurde im Jahr 1832 der Grabstein eines Freundes des Le-

gaten von Germania inferior, Salvius Julianus gefunden, der im Jahre 175 n. Chr. Konsul war und 179 ein römisches Heer befehligte. Der Grabstein, in Bezug auf Wesseling von Bedeutung, ist im Katalog des Bonner Museums unter No. 112 aufgeführt.

Ausserdem wurden bei Wesseling Reste römischer Skulpturen, römische Graburnen, Münzen, Fibulae etc. gefunden, unterhalb des Dorfes am Rhein eine ausgezeichnet schöne polirte Steinaxt.

In Wesseling war zur Römerzeit vielleicht eine mutatio und bringt man im Volksmunde jenen Namen oft damit in Verbindung; der Ort hiess im 9. Jahrhundert Waslicia und gehörte zum Reimser Stift.

Auch dies Reimser Stift deutet auf die bei der Reimser Strasse erwähnten alten Beziehungen zwischen Reims und Köln hin, die Herr Archivar Pick in seiner interessanten Schrift über die Gründung des Stiftes Dietkirchen im Bonner Römerlager, hervorhebt. Danach kamen, wie ein Reimser Schriftsteller Flodoard im 11. Jahrhundert erzählt, Mönche des Laurentiusstiftes aus Reims zu dem ihnen gehörenden Dorf Waslicia, um einige Reliquien des heiligen Balderich hierher zu bringen. Um die übrigen Reliquien auch herbeizuschaffen, gingen sie „in zwei Tagen“ nach Reims zurück, und soll die Kürze dieser Reise wohl auf die damalige gute Strasse hinweisen. Glockengeläut empfing sie in Waslicia, und alles Volk strömte zu den wunderbaren Heilungen herbei. Der Abt von Bonn wurde krank vor Neid, that aber in Waslicia Busse, um wieder gesund zu werden, und erbaute dankbar nach seiner Genesung nahe bei Dietkirchen, wahrscheinlich im ehemaligen Bonner Lager, eine Kapelle des heiligen Balderich (Welrici).

Der Rhein ist bei Wesseling nur 340 m breit und das sandige Flussbett theilt den Strom im Nullpunkt des Pegels in zwei Rinnen von 100 und von 180 m Breite. Bei mittlerem Wasserstande überragt das linke Ufer, welches bei Hochfluthen wasserfrei bleibt, den Strom um 12 m und beherrscht weithin das flache rechte Ufer. Die nach Westen hin vorspringende Rheinschleife bietet den günstigsten Uebergangspunkt für ein Kriegsheer auf das rechte Flussufer, heutzutage wie vor Jahrtausenden, und deuten alle diese Verhältnisse auf die in der Pick'schen Monatsschrift VI S. 87 ausgesprochene Ueberzeugung hin, dass Caesar im Jahre 55 v. Chr. hier über den Rhein ging, nach den Untersuchungen Kaiser Napoleons III. im Jahre 53 bei Bonn, etwas oberhalb jenes wichtigen Punktes Wesseling.

Die Römerstrassen zum Rhein zeigen bekanntlich oft deutliche Wege-Fortsetzungen auch auf dem rechten Rheinufer. Dies ist auch

hier bei Wesseling der Fall, wenn man abgesehen von der zuweilen schnurgeraden Führung und abgesehen von dem römischen Stein- oder Kiesdamm, diese Fortsetzung über Langel, Zündorf, Eil, Heumar zur Erdenburg bei Bensberg verfolgt.

X. Wesseling-Köln, V leugen = 8 millien.

1. Wesseling-Hahn, 3 millien.

Zwischen Wesseling und Godorf hat der Rhein ebenso wie oberhalb zwischen Widdig und Hersel durch Vordringen nach Westen den steilen linken Thalrand nebst der Römerstrasse abgerissen, deren Richtung vom Wesselinger Kastell einst direkt auf Köln ging. Der ehemalige rechte Thalrand markirt sich deutlich mehr landeinwärts zwischen Lülsdorf und Langel. Ebenso ist die alte Uferstrasse zwischen Godorf und Sürdt, die von Brühl herkam und den Rheinlauf über Weiss und Rodenkirchen begleitete, vom Strome theilweise zerstört. Von Godorf bis Köln liegt die Römerstrasse als 6 m breiter Damm unter der jetzigen Chaussee.

Am nördlichen Ausgang von Godorf, beim Meterstein 9,6 geht eine Nebenstrasse über Rodenkirchen an Alteburg vorbei und vereinigt sich bei Köln am Severinsthor wieder mit der Hauptstrasse. Diese Nebenstrasse ist jetzt ein 4 m breiter Feldweg, anfänglich Judenpad, dann Roderweg genannt, bei Schillingsrott ein 4 m breiter, 1 m hoher Damm, bei Rodenkirchen ein 6 m breiter Weg, der am Westrande von Rodenkirchen zur chaussirten Rheinstrasse am Ufer entlang, östlich an Alteburg vorbeiführt, bei Köln die Steinstrasse genannt.

Halbwegs zwischen Wesseling und Alteburg liegt östlich neben der Hauptstrasse am Judenpad, ein durch Abgrabungen verändertes Terrain, auf eine ehemalige Ansiedlung oder Befestigung hinweisend. Im Kataster heisst die Flur Hahn (Hain), auf alten Karten als geschlossene Waldparzelle bezeichnet, die jetzt nur noch einige Waldstreifen an den Umfassungswegen zeigt, 500 passus lang, 250 passus breit. Ein langgestreckter Höhenzug, der sich 4 bis 6 m über die Ebene erhebt, deckt die Ostseite und bietet einen weiten Ueberblick zum Rhein. Im Norden liegt ebenfalls eine solche deckende Höhe, und an der Westseite entlang zieht sich gleich einem breiten Graben eine Thalmulde hin, die an der Südwestecke Spuren alter Teiche zeigt. Diese Parzelle „im Hahn“ gehört theilweise nach Sürdt, und im Volksmunde geht die Sage, es habe dort in uralten

Zeiten eine Burg gestanden, von der in den Feldern zuweilen Steinreste ausgepflügt werden. Weitere Anhaltspunkte fehlen trotz mehrfacher Nachfragen, aber alle Verhältnisse, Wege und Entfernungen weisen auf solchen alten Stationspunkt oder Signalposten der Römer hin.

2. Hahn-Alteburg, 3 millien.

Auf dem 12 m hohen Thalrande des Rheinstroms liegt zwischen zwei alten Strassen Alteburg, in Urkunden castrum vetus genannt, wo Fundamente römischen Mauerwerks, zahlreiche Legionsziegel, römische Münzen und Töpferarbeiten gefunden wurden. Alteburg bildet ein Viereck von 190 und 225 m Seitenlänge und zeigt jetzt nur noch ein hochliegendes, ebnes Gartenfeld mit Park-Umfassung, an deren Südostecke ein grosser ehemaliger Windmühlenthurm mit Gehöft wahrscheinlich auf römischen Fundamenten eines Thurmes steht. Die nördliche Seite des Vierecks ist ein 2 m hoher, oben $4^1/_2$ m breiter Damm, vor demselben ein 5 bis 6 m tiefer, 40 m breiter, grabenartiger Durchstich, welcher mit einer Thalmulde in Verbindung steht, die sich von der Hauptstrasse, vom Meterstein 4,0 her, bis 4 m tief, 300 m breit, 1000 m lang, senkrecht zum Rhein hinzieht. Diese Einsenkung setzt sich westlich von der Hauptstrasse in geringerer Breite und Tiefe in der Richtung auf Steineuerhof, also in der Richtung des Eifler Römerkanals fort und kommen wir bei Besprechung dieses Kanals darauf zurück. Jene Thalmulde bei Alteburg scheint wohl nicht allein ein Wasser-Abfluss, sondern auch ein Wasser-Reservoir des Kanals gewesen zu sein, gedeckt durch das Castrum Alteburg. Abgesehen von der regelmässig wiederkehrenden Lage solcher Wachtposten an der Römerstrasse, hatte dies Castrum in seiner Grösse von $4^1/_2$ ha als Winterlager für 2 Cohorten à 500 Mann, gewiss eine Beziehung auf das Winterlager der Legionen in Köln, spielte vielleicht eine Rolle bei dem Soldatenaufstande im Jahre 14 n. Chr., von Tacitus ann. I 39 etc. beschrieben und war ein gesicherter Aussenposten für das nahe Köln, wenn die Kölner Garnison bei Feldzügen oder beim Beziehen der üblichen Sommerlager jenes grössere Kölner Lager verliess.

Die bei Alteburg gefundenen Statuen, Skulpturen und Säulenreste deuten ausserdem auf altrömische Ansiedlungen an jenem Punkt, dessen anziehende Lage die Römer vielleicht ebenso wie heutzutage die Bewohner Kölns zum Sommeraufenthalt anlockte.

Als Kaiser Julian im Jahre 356 n. Chr. mit einem römischen Heer aus dem Elsass auf unserer Römerstrasse nach Köln zog, um

den fränkischen Eroberern diese Stadt zu entreissen, fand er alle Städte und Befestigungen am Rhein, nach des Augenzeugen Ammianus Marcellinus Beschreibung (XVI 3) zerstört. Nur eine „turris prope ipsam Coloniam" war noch zu sehen, und das war höchst wahrscheinlich jener Thurm der Alteburg, dessen Grundlagen jetzt noch wenigstens ein Wahrzeichen aus der Römerzeit andeuten. Julian stellte die Befestigungen der alten Colonia wieder her und ging dann auf unserer Römerstrasse über Trier nach Gallien zurück.

3. Alteburg-Köln, 2 millien.

Die römische Hauptstrasse führte unter der jetzigen Chaussee „am todten Juden" vorbei und nahm hier die bei Sechtem erwähnte Hitzeler Strasse auf, am Severinsthor die Steinstrasse von Alteburg und Rodenkirchen. Im heutigen Köln verfolgt die Römerstrasse die Severinstrasse, geht dann als Hochstrasse 10 bis 15 m über dem mittleren Wasserstande des Rheinstroms durch das römische Castrum „apud aram Ubiorum".

Näheres über das römische Köln bleibt der speciellen Beschreibung der römischen Rheinstrasse vorbehalten.

Im nahen Zusammenhang mit der bisher gegebenen Trier-Kölner Strasse soll zunächst die römische Wasserleitung aus der Eifel zum Rhein besprochen werden.

von Veith.

2. Die römischen Bauanlagen in den Zehntlanden badischen Antheiles.

(Hierzu Taf. I—II).

Einleitung.

Zur besseren Uebersicht des gesammten römischen Bauwesens in den Zehntlanden empfiehlt sich die Trennung desselben in:

I. Militärische und in

II. Bürgerliche Bauten.

Was die politische Organisation, die Verwaltung und den Kulturzustand in den Zehntlanden während der römischen Zeitepoche anbelangt, so verweisen wir im Allgemeinen auf die vortreffliche Abhandlung: „Baden unter römischer Herrschaft" von Dr. Brambach, erschienen 1867 in den Schriften des badischen Alterthumvereins.

Bei der Beurtheilung des römischen Bauwesens in den Zehntlanden sind hauptsächlich zwei Umstände zu beachten:

1. Dass hier die friedliche Entwicklung der römischen Kultur, von verhältnissmässig kürzerer Dauer war, als in Gallien, und sich kaum vom Ende des ersten Jahrhunderts bis zur Mitte des 3. erstreckt hat, wo die Masseneinfälle der alemannischen Völker begannen.

2. Dass die Zehntlande ein militärisch besetztes Vorland waren, in welchem sich meist nur solche Colonisten niederliessen, denen von der Regierung ein Stück Land zur Bebauung überlassen wurde, oder die als Gewerbtreibende und Angehörige der Armee den Legionen nachzogen und die bürgerlichen Niederlassungen (vici) in der Nähe der Castelle gründeten.

Dem entsprechend finden wir bei den Bauten im Zehntlande gegenüber denen in Italien und Gallien die Zeichen einer nüchternen, jeglichen Ueberflusses entbehrenden schmucklosen Einfachheit des römischen Culturlebens ausgedrückt.

I. Die Militärischen Bauanlagen[1]).

A. Die Städte.

Mit geschlossenen Ringmauern und Thürmen umgebene Städte, wie wir solche in Italien, in Gallien und längs der gallischen Rheingrenze finden, hatten die Römer im Zehntlande (badischen und württembergischen Antheiles) nicht, wohl aber Hauptorte eines Bezirkes, welche durch ein in der nächsten Nähe errichtetes Castell geschützt waren; so: Baden, Ladenburg und Rottenburg am Neckar. Constanz und Breisach, ebenfalls zur Römerzeit wichtige Niederlassungen am Rhein, gehören zwar jetzt zu Baden, lagen aber damals, ersteres im rätischen, letzteres im gallischen Gebiet. Rottenburg ist württembergisch, so dass eigentlich nur die Städte Baden und Ladenburg hier in Betracht kommen.

Ueber den Zustand der Stadt Baden zur Römerzeit wissen wir sehr wenig, da uns von baulichen Resten nur die der römischen Bäder erhalten geblieben sind (siehe näheres unter II. C. die Bäder und Thermen).

Dr. Franz Heiligenthal, der Verfasser der neuesten Geschichte von Baden. Karlsruhe, 1879 sagt S. 2: „Dass der Hauptort unserer Civitas aquensis schon am Ende des ersten Jahrhunderts bestand, beweist die erhaltene Grabschrift (in der Karlsruher Sammlung) des Aemilius Crescens, eines Soldaten der 14. Legion." Durch dieses Monument wird dargethan, dass eine militärische Anlage hier schon vor der Ankunft Trajans in Obergermanien bestand, denn unter Trajan standen Abtheilungen der ersten hilfreichen und der elften Legion in einem Lager auf dem sogenannten Hettich, einem Bergvorsprung, den jetzt der obere Hamilton'sche Garten einnimmt.

Das Castell auf dem Hettich wurde den hier vorgefundenen Ziegelstempeln zu Folge durch diese beiden Legionen erbaut, wogegen die 14. vor Trajans Ankunft in Obergermanien noch unter der Herrschaft des Kaisers Domitian nach Pannonien verlegt worden war. Zuverlässige, auf Grund von Ausgrabungen gemachte Angaben über dieses Castell fehlen bis jetzt.

Die Stadt Baden hatte schon frühe durch ihre geschützte Lage im Thale und durch ihre Thermen eine gewisse Bedeutung. Ihr ursprünglicher Name Res publica aquensis oder auch Civitas aquensis

---

1) Bemerkung. Die abgekürzte Citierung C. I. Rh. bedeutet das Corpus inscriptionum Rhenanarum ed. G. Brambach, Elberfeldae 1867.

wurde erst seit Caracalla nach dessen Familiennamen in Aurelia Aquaensis umgeändert. Für die Beliebtheit der Stadt spricht der mehrmalige Aufenthalt verschiedener römischen Kaiser, namentlich Caracalla's in derselben. Letzterer verliess Baden erst im Jahr 214, um sich nach dem Orient zu begeben.

Der Bezirk der Civitas aquensis ist durch Leukensäulen östlich bis zur Pfinz und westlich bis zum Rhein bezeichnet.

Baden war einer von den wenigen Orten im Zehntlande, wo die germanische Ansiedlung sich auf den Trümmern der römischen Kultur ausbreitete.

Die 2. Stadt mit dem Charakter einer Civitas ist: Ladenburg (Lopodunum) als Hauptort der Civitas Ulpia Nemetum. Der Ort wurde wohl von Trajan mit römischen Colonisten versehen, dann aber von Septimius Severus (vergl. Brambach C. I. R. 1713) zum Mittelpunkt einer selbstständigen Civitas erhoben[1]).

Ob die Niederlassung in Ladenburg durch ein Castell geschützt war, ist nicht nachgewiesen. Die hier vorgefundenen Ziegelstempel der XXII. Legion und der 24. Cohorte der freiwilligen römischen Bürger (Mannheimer und Karlsruher Sammlung) beweisen, dass bei der Gründung von Ladenburg das Militär mitwirkte. Zahlreiche Mauerreste im Feld = Gewann Lustgarten, worunter grosse Quaderstücke, theilweise mit Inschriften, welche die Namen Lopodunum und Vicus Lop. enthalten, ferner eine Menge von Steinfragmenten von Götterbildern, Votivsteinen, Altären etc. (in den Karlsruher und Mannheimer Sammlungen) beweisen die Bedeutung dieser Römerstadt. Hierzu kommen noch die grosse Anzahl von Leukensäulen (8 in Heidelberg mit der Entfernungszahl A. Lop. IV und 5 bei Ladenburg A. Lop. I. (Karlsruher und Mannheimer Sammlung) welche für die Beurtheilung der Ausdehnung des Bezirkes maassgebend sind.

Wie weit der Bezirk von Ladenburg östlich und südlich ging, kann nicht ermittelt werden. Das nahe Neuenheim war den vielen römischen Mauerresten gemäss eine militärische Station; man fand hier Ziegel der Legionen XIIII, XXI und XXII, sowie der Coh. XXIIII.

---

1) Siehe: K. B. Stark. Ladenburg am Neckar und seine römischen Funde, Karlsruhe 1866; ferner: Karl Christ in den Bonner Jahrbüchern Heft 73, S. 80. Hier ist die Bedeutung der Civitas Nemetum bei Heidelberg — Ladenburg hervorgehoben und nachgewiesen, dass Ladenburg, zwar Vorort einer Civitas, aber doch nur eine Untergemeinde von Speier (Noviomagus), der Hauptstadt (caput gentis) der Nemeter war.

Es hat desshalb auch die Annahme von Christ viel für sich, dass hier zum Schutz des Neckardefile und des Flussüberganges ein Castell stand.

Wir haben nun noch im badischen Gebiet Constanz als eine Stadt römischen Ursprunges, gegründet von Constantius Chlorus († 306) und nach ihm Constanz benannt, zu nennen. Auch hier bilden die römischen Fundamente die Unterlage der neugermanischen Niederlassung (siehe Leiner, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensee's XI. 81. und XII 82).

Von Alt-Breisach, dem Mons Brisiacus der Römer sind nur ein Votivstein (C. I. Rh. 1650) und Thonscherben (Freiburger Sammlung) bekannt. Uebrigens war Breisach kein Vorort einer Civitas, die Ansiedlungen im Oberland dürften zum Bezirk der Kaiserstadt Augst gehört haben.

Ueber die Stadt Rottenburg am Neckar Colonia Sumelocennis der Peutingerschen Tafel, besitzen wir in dem Werke des Domdekan von Jaumann (Stuttgart und Tübingen 1840 bei Cotta) einen antiquarisch-topographischen Versuch, welcher uns zwar eine Einsicht in den Umfang dieser Römerstadt gewährt, aber zum genaueren Studium, da die Grundplanaufnahmen der Ausgrabungen unterblieben, ungenügend erscheinen muss. Zudem gehört der jetzt verstorbene Jaumann zu den älteren Alterthumsforschern, welche in jedem Buckelquaderbau, wie auch Krieg von Hochfelden (siehe dessen Geschichte der Militärarchitektur von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen, Stuttgart 1859), in jedem mittelalterlichen Bergfried einer Burg oder in jedem Thurm einer Stadtbefestigung ein Werk der Römer vermutheten, eine Ansicht, die sich bekanntlich als ganz unbegründet erwiesen hat. Wir haben daher auch die Fundberichte von Jaumann mit Vorsicht aufzunehmen.

Rottenburg war eine Hauptstation an der grossen Heerstrasse von Windisch nach Regensburg, wie sie auch in der Peutingerschen Tafel, gleich der Kaiserstadt Augusta Rauracorum, mit 2 Thürmen eingezeichnet ist. Die Heerstrasse stieg von der linksseitigen Thalwand in das Thal herab und die Römerstadt muss sich den Fundberichten Jaumanns nach vor dem jetzigen Sülcher Thor ausgebreitet haben. Hier constatirte Jaumann mehrere Gebäude mit Heizeinrichtungen, von welchen er das eine als Bad, das andere als Caserne der 1 Cohorte der I. Legion, das dritte für das Rathsrichthaus der römischen Kolonie (Curia) erklärt. Weiter gegen Sülchen findet er in der Abgrenzung vergilbter Felder den Grundplan eines Circus, ebenso weist er in der Stadt mehrere Ueberreste römischer Gebäude nach, beschreibt schöne

Funde von Steindenkmälern u. s. f. — Auch auf das rechte Neckarufer dehnten sich diese Niederlassungen aus und hier deckte Jaumann einige Gebäude ganz auf, worüber die Fundberichte sehr lehrreich sind und in baulicher Beziehung manchen interessanten Einblick gewähren.

Es blieb nun der Neuzeit die Aufgabe vorbehalten sich im Anschluss an die Feststellung der Limes-Linie auch Gewissheit über die Verschanzungen am Neckar zu verschaffen. Prof. Herzog in Tübingen, welcher schon früher auf die Nothwendigkeit dieser Forschung hinwies (siehe Herzog, die römischen Niederlassungen auf württemb. Boden, Heft 59 der Bonner Jahrbücher (1876) S. 61) und General Kallee unternahmen zunächst die Untersuchung des rechtseitigen Thalgrundes, wo ein Castell vermuthet wurde. Das Resultat dieser von der württemb. Regierung durch die nöthigen Geldmittel unterstützten Aufdeckungen haben die beiden Herren in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. III Heft 4. S. 326 veröffentlicht.

Hiernach bestand auch auf dem rechten Ufer eine bürgerliche Niederlassung, welche zu dem auf der sogen. Altstatt nachgewiesenen römischen Castell gehörte. Diese Entdeckung ist sehr wichtig, indem sie die Jaumann'schen Ansichten theils ergänzt, theils berichtigt.

General Kallee hat mit grosser Sachkenntniss die strategische und tactische Wichtigkeit der grösseren Waffenplätze Windisch, Rottweil, Rottenburg und Cannstatt an der Operationsstrasse von Windisch zum Grenzwall hervorgehoben.

Er sagt ferner S. 339 seiner Veröffentlichung: „Zwischen Vindonissa und Sumelocenna, den beiden einzigen auch dem Namen nach sicher beglaubigten Römerorten, liegt Rottweil, ein durch seine Oertlichkeit militärisch wichtiger Punkt[1]). Hier finden sich die Lineamente eines Castrums, dessen Wälle einen Lagerraum von ca. 24 Hectaren umschlossen. Zieht man eine gerade Linie von diesem Lagerplatz nach Cannstatt, so durchschneidet sie den Neckar bei der Kastellstelle von Rottenburg in nahezu halber Entfernung. Hier war das einzige Marschhinderniss in dem Uebergang des Neckarthales. Um sich dessen zu versichern, legten die Römer hier ein Castell auf dem schon durch seine Oertlichkeit zur Vertheidigung begünstigten Terrain der sog. Altstatt an."

Die Ausnützung dieser Höhenplatte gebot eine Abweichung der

1) Die einstige Römerstadt lag an der Stelle der heutigen Altstatt 2 km vom jetzigen Rottweil entfernt.

starren rechteckigen Castralform, wie solche auch bei andern Castellen vorkommt, z. B. bei dem Castell von Osterburken, wo sich an die eine Flanke des regelmässigen Rechtecks noch ein Anbau von unregelmässig viereckiger Grundform anschliesst.

Das Castell von Sumelocenna stellt sich den Ausgrabungen zu Folge als eines der grössten aller bis jetzt zwischen dem Rhein und dem limes bekannten Castelle heraus[1]). Das Traçe ist aus einem Rechteck von 270 m Länge und 160 m Breite entwickelt, die nordöstliche Ecke ist so hinausgerückt, dass die das Castell auf dieser Seite begrenzende Thalschlucht flankirt werden konnte. Das Castellinnere misst etwa 4 Hectaren. Die Umwallung ist noch theilweise erhalten und bestand an der Hauptangriffsfront aus zwei 1,65 m starken Mauern, welche 4,5 m gleich der Wallbreite von einander entfernt stehen. Diese Bauweise trifft man stets bei den römischen Umwallungsmauern, sie hatte den Zweck, die Eskarpe von dem grossen Druck des Wallkörpers theilweise zu entlasten, indem ein Theil dieses Druckes auf die rückwärts stehende Mauer übertragen wurde. Sodann konnte diese letztere, im Fall die vordere von dem Belagerer zerstört war, noch als ein weiteres Vertheidigungsmittel dienen. Wir finden dieses System am sinnreichsten durchgeführt in den Contreforts der römisch-gallischen Städte und in der neuesten Festungsbaukunst durch die Anlage der hinter den Eskarpen angebauten Dechargekasematten.

In Rottenburg sind auch die 4 Thoreingänge der Eigenthümlichkeit der Oertlichkeit angepasst. Im Innern des Lagerraumes dieses Castells fand man nur geringe Mauerreste, welche von Magazingebäuden herrühren dürften. — Nur wenige Castelle der Zehntlande zeigen im Innenraum Praetorien, Gebäulichkeiten für die Heerführer und Beamten, wie dies bei der Saalburg auf dem Taunus der Fall ist. In der Friedenszeit wird die Besatzung eines Castelles im Zehntlande kaum mehr als 100 Mann betragen haben.

In der nächsten Nähe der Castelle fand sich stets ein grösseres wohlgebautes, mit Heiz- und Baderäumen versehenes Gebäude vor, das den Offizieren und Beamten der Besatzung als Hauptaufenthalt in den freien Stunden gedient haben wird und desshalb auch von Conservator Wagner, der ein solches beim Castell in Oberscheidenthal fand,

1) Die Saalburg auf dem Taunus bildet ein Rechteck von 221 m Länge auf 147 m Breite, das Castell Niederbiber an der Wied ein solches von 257 m Länge und 198 m Breite.

und von Kreisrichter Conrady, der solche bei den Castellen von Wörth und Wirzberg nachwies, als Offizierskasino bezeichnet wurde.

Die obige kurze Beschreibung unserer römischen Städte im Zehntlande (württemb. und badischen Antheiles) genügt um darzuthun, dass der Kern derselben in einem zuerst von den Legionen erbauten Castell bestand, an welches sich sodann eine bürgerliche Niederlassung anschloss, welche nach und nach Municipalrechte erwarb.

Die geschlossenen vertheidigbaren, durch runde Flankirungsthürme verstärkten Ringmauern, wie solche die gallisch-römischen Städte kennzeichnen, konnten für diese Städte der Zehntlande nicht nachgewiesen werden.

Nur die Ausgrabungen von Heddernheim (Novus Vicus der Römer) bei Frankfurt haben das Vorhandensein einer Stadtmauer mit Stadtthoren bestätigt. Das im vorigen Jahre aufgedeckte Thor zeigte 2 Thürme in einer Entfernung von 10 m. An den einen schloss sich eine 30 cm zurückspringende, an den andern Thurm eine ebensoviel zurücktretende Stadtmauer von 2 m Stärke an. Der Zwischenraum der Thürme von 10 m war der Länge nach hälftig durch einen 2 m starken Pfeiler getheilt, so dass 2 Eingänge von 4 m Weite entstanden, die früher eingewölbt waren und mit Thoren abgeschlossen werden konnten. Diese Thoranlage zeigt wie alle übrigen römischen Thoranlagen das sogen. Propugnaculum [1]).

In der archäologischen Karte von Württemberg von Paulus (vierte stark vermehrte Ausgabe des königl. statistischen Büreau in Stuttgart 1882) ist bei Messkirch und bei Sigmaringendorf je eine römische Niederlassung von namhafter Ausdehnung mit Castell eingetragen, eine Ansicht, welche bekanntlich Pfarrer Eitenbenz auf Grund seiner Ausgrabung im Jahr 1836 aufgestellt hat (siehe römische Niederlassung bei Messkirch von Pfarrer Eitenbenz zu Bietingen, Konstanz 1836). Meine letzte Ausgrabung und Untersuchung dieser Ruinenstätte (siehe Bonner Jahrbücher Heft 74 S. 52. Die römische Niederlassung genannt die Altstadt bei Messkirch) hat jedoch den Beweis geliefert, dass es sich hier um nichts anderes als um einen grösseren römischen Zehnthof handelt, welcher ein grosses Wohngebäude mit den nöthigen Dienstgebäuden und Stallungen etc. einschliesst.

Ebenso verhält es sich mit der Niederlassung bei Dorf Sigmaringen, deren Grundplan mir Pfarrer Bauer in Dietershofen bei Sig-

1) Ein genauer Bericht über diese von Architekt Thomas in Frankfurt geleitete Ausgrabung findet sich in der Frankfurter Zeitung No. 322 vom 18. Nov. 1883 und bei von Cohausen, Grenzwall S. 131.

maringen mittheilte. — Auch hier bilden die Umfassungsmauern ein unregelmässiges Viereck von 220, 184, 210 und 122 m Seite, sie schliessen einen Innenraum von ca. 9 Morgen ein, in welchem sich das Herrschaftsgebäude sowie einige Dienst- und Oekonomiegebäude befanden, deren Substructionen noch aufgenommen werden konnten. — Wir haben es also hier in beiden Fällen mit bürgerlichen Niederlassungen zu thun, deren einfache freistehende Umfassungsmauern keinen Wall oder Wehrgang trugen und keine durch Thürme begrenzte Thoreingänge hatten, wie dies bei allen römischen Castellen oder Städtebefestigungsanlagen der Fall ist.

B. Die Vertheidigungslinien.

1. Die sogenannte Mümlinglinie — oder die Main-Neckar-Linie.

Diese Linie bildete eine Rückwärtsverschanzung des limes transrhenanus, den schon Paulus lediglich als eine Grenzmarke zum Zweck des Allarmirens der einzelnen Wachtposten und Besatzungen bei der Annäherung feindlicher Massen bezeichnete (siehe Grenzwall, von Finanzrath Paulus, Stuttgart 1863)[1].

Betrachtet man die beiden Flussläufe des Main und des Neckar, so finden wir 2 Strecken derselben in einer nördlichen oder dem Rheinthal parallelen Richtung und zwar beim Neckar die von Köngen bis Eberbach, wo derselbe westlich abbiegt, und beim Main bei Miltenberg, wo derselbe seine von Osten nach Westen eingehaltene Richtung mit einer nördlichen vertauscht. Diese beiden Flussdefiles bildeten eine natürliche Grenz- und Vertheidigungslinie, deren Verbindung zwischen Eberbach und Miltenberg in der Weise hergestellt wurde, dass man von Gundelsheim aus eine befestigte Strasse anlegte, welche sich zuerst nach Neckarburken und von da über die Hochebene des Odenwaldes nach Schlossau hinzog. Von hier zieht sich ein hochliegender Bergrücken, westlich von dem Mümlingthal, östlich vom Maineinschnitt begrenzt, bis zur Vereinigung der Mümmling mit dem Haupthal hin.

Diese starke Position, gesichert durch Castelle und Warten, die durch eine gute Strasse mit einander verbunden waren, hat in der Gelehrtenwelt die Bezeichnung Mümlinglinie erhalten. Bei den Römern hatte sie eine hohe strategische Bedeutung, indem sie nicht nur die freie Beherrschung der Flussläufe, in der Richtung nach Heidelberg und Mainz, sondern auch eine wirksame Vertheidigung der Höhen

1) Nach von Cohausen, Grenzwall S. 17 war derselbe in Friedenszeiten eine Hoheits- und Rechtsgrenze.

und eine Abwehr des Feindes bei einem Vordringen nach Westen ermöglichte.

Bekanntlich bildete der Mainlauf von Miltenberg bis Oberkrotzenburg bei Hanau den limes, d. h. die Hauptbegrenzung der Zehntlande oder des römischen Reiches. Nach den Untersuchungen von Kreisrichter Conrady in Miltenberg (siehe dessen Limesforschung Mainabwärts von Miltenberg in der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrgang III. S. 275. Trier 1884) lagen die Maincastelle bei Trennfurt, Obernburg, Niedernburg, Stockstadt und Seeligenstadt. — Die Castelle der sog. Mümlinglinie, welche nach Conrady mit dem Castell von Wörth am Main, also oberhalb Obernburg abschloss, waren bei Neckarburken, Oberscheidenthal, Schlossau, Hesselbach, Würzberg, Eulbach, Heunhaus bei Vielbrunn, Lützelbach und Wörth.

Der südliche Flügelpunkt dieser Verschanzungslinie, welche wir als die Main-Neckarlinie bezeichnen, ist der Michelsberg bei Gundelsheim am Neckar, wie dies zuerst Christ nachgewiesen hat, welchem wir überhaupt die erste Erforschung dieser Linie zu verdanken haben.

Ueber den Anschluss dieses Flügelpunktes längs des Neckardefile an die grosse Heerstrasse von Windisch zum Grenzwall bei Cannstatt berücksichtige man die nachstehenden Erläuterungen, wonach es nicht schwer fallen dürfte, zu der Ueberzeugung zu gelangen, dass die Römer in dieser durch die Natur so begünstigten Linie die erste Reichsgrenze gegen Osten festzustellen und zu befestigen suchten.

Die Castellenkette der Main-Neckarlinie zwischen Wörth am Main und Gundelsheim am Neckar bezweckte nicht nur die Beherrschung und Absperrung der Hochplatte zwischen den beiden Flüssen, sondern auch die Sicherung der Marschrouten einerseits auf dem Main nach Mainz und anderseits auf dem Neckar nach Heidelberg.

Von Wörth am Main abwärts bis Oberkrotzenburg bei Hanau bildete der Mainlauf, vertheidigt durch eine Reihe Castelle und dazwischen stehende Wartthürme (am linken Ufer des Flusses) die Reichsgrenze. Der dicht bewaldete, tief geschluchtete Spessartwald, der sich längs dieser Strecke vom rechten Ufer aus weit in das Feindesland hinein erstreckte, lag wie eine undurchdringliche Schutzwehr vor dem Main, und von dieser Seite her war die Reichsgrenze nicht gefährdet.

Das Bauland hingegen, welches sich östlich an die Main-Neckarlinie anschliesst, bildete von jeher das Hauptangriffsterrain beim Vormarsch eines feindlichen Heeres an den Rhein.

Es war also eine strategische Nothwendigkeit für die römische Kriegführung, hier die Castellenkette der Main-Neckarlinie nochmals durch ein Verschanzungswerk zu sichern. So entstand der eigentliche Grenzwall von Miltenberg aus auf der Höhe bei Walldürrn und von da in gerader Linie bis nach Lorch zur Verbindung mit der Strasse Windisch-Regensburg und dem limes raeticus, welcher dort seinen Anfang nimmt.

Wie bei allen grossen Befestigungsanlagen handelt es sich auch hier in erster Reihe um die Centralanlage, dann folgen die Aussenwerke, wie denn auch die Römer der Main-Neckarbefestigung den Grenzwall als Schutz gegen Aussen folgen liessen. Schon der Zweck des limes transrhenanus als Alarmlinie, denn nur dadurch lässt sich die schnurgerade Richtung desselben erklären, spricht dafür, dass dieser Bau eine Vervollständigung der Verschanzung der Mümlinglinie war.

Hiernach lässt die Zeitbestimmung der Erbauung beider Verschanzungswerke keine Zweifel mehr autkommen.

Wenn Conrady S. 283 seiner Abhandlung über die Limesforschung sagt, dass bei dem Baumaterial der Castelle und Wachthäuser dieser beiden Linien ein charakteristischer Unterschied im Sinne der Verwendung erheblich grösserer und sorgfältig zugerichteter Mauersteine, sowie überhaupt erhöhter Stattlichkeit zu Gunsten der Mümlinglinie spreche und dass dieser Umstand ein brauchbares Moment zur Beurtheilung der Frage nach dem zeitlichen Verhältniss beider Linien abgeben könne, so wollen wir hier nur anführen, wie nothwendig es ist, bei Fundberichten auch auf die geologischen Verhältnisse einer Gegend und überhaupt auf das verwendete Baumaterial einzugehen, ein Umstand, den Conrady nicht in Betracht gezogen hat.

Die Mümlinglinie liegt auf ihrer ganzen Strecke von Neckarburken bis Wörth am Main im bunten Sandstein; kein Wunder, wenn sich hier die römischen Bauten durch sorgfältiger bearbeitete Quaderstücke, welche denselben eine gewisse Stattlichkeit und Opulenz verleihen, auszeichnen.

In der Kalksteinformation, deren Material höchstens kleinere Schichtsteine liefert, sehen wir deshalb im Aeusseren der Bauwerke eine auffallende Nüchternheit, da hier jeder zur Ornamentik taugliche Baustein mangelt[1]).

Man darf wohl annehmen, dass die Bauzeit beider Verschanzungs-

1) Da der limes transrhenanus ganz in der Kalksteinformation liegt, so erklärt sich hieraus auch die Einfachheit der betreffenden Bauwerke.

werke nicht weit auseinander liegt. Nach Herstellung der Main-Neckarlinie muss bald darauf der Bau des Grenzwalles begonnen worden sein.

Schon Herr Dr. Zangemeister vermuthet in der Mümlinglinie eine zweite wahrscheinlich ältere Grenzlinie des Zehntlandes und hierin die von Domitian errichtete Verschanzung, während der limes später von Trajan angelegt worden sei (siehe Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift 1883 Nr. 140).

Die erfolgreichen Untersuchungen von Christ und Conrady über die Tracirung der Main-Neckarlinie sind bis zum Michelberg bei Gundelsheim gediehen. Die Fortsetzung der Untersuchungen längs des linksseitigen Neckarufers bis nach Cannstatt dürfte von Seiten des württembergischen Conservators erfolgen und damit die erste Grenze des römischen Reiches mit dem Flügelpunkte in Cannstatt erwiesen werden.

Für diese Annahme spricht die römische Niederlassung, welche dem Michelsberg bei Gundelsheim gegenüber auf dem linksseitigen Neckarufer bei Neckarmühlbach unter Mitwirkung des Militärs angelegt wurde (Ziegel der XXII. Legion in der hiesigen Sammlung). Ferner haben wir aufwärts des Neckar ebenfalls am linken Ufer desselben die beherrschende Position von Wimpfen am Berg, einen Fundort verschiedener römischer Ziegelfragmente von römischem Mauerwerk, namentlich bei Wimpfen im Thal. Der die Ufer des Neckar weithin überwachende (östlich bis zu den Hohenloher Bergen) Bergvorsprung von Wimpfen (hessisches Gebiet) war als strategischer Posten für die Römer von grosser Bedeutung.

Als weitere ebenfalls von den Legionen erbaute Station dieser Neckarlinie bezeichnen wir Böckingen (bei Heilbronn) ebenfalls auf dem linken Neckarufer. Im 2. Abschnitt der vom „Königl. statistischen Büreau in Stuttgart 1882" herausgegebenen Beschreibung Württembergs S. 162 sind allein 5 Votivsteine der VIII. Legion erwähnt, welche von Böckingen herrühren, sowie auch diese Niederlassung in der archäologischen Karte als Castell eingetragen ist. Weiter hinauf bis Cannstatt sind noch zu beiden Seiten des Neckar eine grosse Anzahl Orte, worunter Laufen, Meimsheim, Gemrigheim, Besigheim, Beichingen, Benningen etc. bekannt als Fundorte römischer Denkmäler.

Cannstatt, die Militärstation Clarenna der Peutingerschen Tafel war der südlichste Flügelpunkt dieser Main-Neckarlinie. Der militärische Charakter der römischen baulichen Anlagen, welche den reichen Inschriftenfunden gemäss von der 8. und 22. Legion errichtet wurden

und daher in dieselbe Zeit fallen wie die übrigen Bauten der Mümlinglinie, lässt sich nicht läugnen und es scheint damit die Fortsetzung dieser Vertheidigungslinie bis zur Consularstrasse Vindonissa-Reginum in Cannstadt angedeutet zu sein. Der vorgeschobene Michelsberg stand rückwärts durch einen Höhenweg mit dem Castell Neckarburken in Verbindung. Wie dieses beschaffen war und welche Ausdehnung die damit verbundene römische Niederlassung hatte, ist noch nicht genügend erforscht. Weitere Aufklärungen hierüber bleiben also noch der Zukunft vorbehalten. Bisher war es der Mannheimer Alterthumsverein, welcher einzelne Ausgrabungen unternahm und bessere Fundstücke seiner Sammlung einverleibte [1]).

Die befestigte Strasse gewinnt von Neckarburken aus, das Elzthal durchschneidend, rasch die Höhe bei Sattelbach, östlich flankirt vom tiefen Einschnitt der Trienz, eines Seitenbaches der Elz. Beim Aufstieg der Strasse sind noch Spuren eines alten Strassenpflasters vorhanden. Da dieselbe jedoch weiter über Fahrenbach und Robern nach Wagenschwend und Oberscheidenthal auf der römischen Strasse ruht und seit der Römerzeit als Verkehrsweg dient, so kann das Pflaster auch aus späteren Zeiten herrühren, wo man die schlechten Stellen der Strassen in derselben Weise mit Platten belegte, wie es die Römer gethan haben. Schon oben auf der Höhe bei Wagenschwend zeigen sich die ersten Spuren von römischen Wachthäusern, vom Volk „Heunehäuser“ genannt.

Die im vorigen Jahre von Conservator Wagner unter Mitwirkung des Kreisrichters Conrady geleiteten Ausgrabungen im Orte Oberscheidenthal, wo Christ schon vor mehreren Jahren im Gewann „Burgmauer“ die Reste eines grösseren Castells vermuthete, haben einen schönen Erfolg erzielt. Es kamen daselbst die Grundmauern des fraglichen Castells zu Tage, welches bei 150 m Flankenlänge eine Breite von 135 m hatte. Die Ecken der Umfassungsmauern waren abgerundet und die vier Thore mit je zwei Thorthürmen versehen, die 1 m über die äussere Front der Eskarpe hervorspringen. Südlich des Castells stiess man auf ein Gebäude, dessen innere Einrichtung mit Hypocaustenheizung und mit einem Zimmer als Badebassin darauf hinweist, dass es sich hier um das zum Castell gehörige Badehaus handelt, wie ein solches in jedem einfachen Zehnthof anzutreffen ist.

---

1) In der Karlsruher Sammlung befindet sich ein von hier stammender Altar der Coh. III. Aquitanorum (C. I. Rh. 1727).

Die von Conrady bei den Castellen von Wörth und Wirzberg aufgedeckten ähnlichen Gebäude charakterisiren sich ebenfalls als solche Badegebäude, wo die Offiziere und Legionäre der Besatzung ihrer althergebrachten italischen Gewohnheit des Schwitzens und Badens oblagen. Es zeigten bei diesen Ausgrabungen die gefundenen Ziegel die Stempel der 8. Legion, der 3. Cohorte Dalmatiner und der 24. Cohorte der freiwilligen römischen Bürger. Der Sockel der Frontmauern bildete eine fortlaufende Reihe gut bearbeiteter Hausteine mit karnisartiger Abfassung, wie solche bei den baulichen Anlagen der Römer in Schwaben, namentlich in der Kalksteinformation, nicht vorkommen. Hier zeigen die Wände der Mauern von der Fundamentirung an nur das gleichförmige Kleinschichtmauerwerk ohne jegliche dekorative Ausschmückung. Oberscheidenthal ist nach Neckarburken das erste bedeutende Castell der Mümlinglinie.

Bei Schlossau wurde schon im Jahre 1863 unter der Leitung des Oberamtmann Lump, Vorstandes des Alterthumsvereins in Buchen, ein Theil des Castells ausgegraben (siehe die Ergebnisse dieser Forschungen, die übrigens ohne alles Verständniss vorgenommen wurden, in den Schriften des Buchener Alterthumsvereins. Buchen 1864).

Erst im vorigen Jahre wurden die Nachgrabungen und die Erforschungen der in Schlossau verdeckten Baureste systematisch durch Kreisrichter Conrady in Angriff genommen und vorerst das Castell aufgedeckt. Es zeigte eine Länge und eine Breite von ca. 75 m. Die Stärke der an den vier Ecken abgerundeten Umfassungsmauern wechselte zwischen 90 und 120 cm.

In der Nähe von Schlossau am Eingang des Leining'schen Wildparkes fand man bei der gänzlichen Ausräumung eines Wachthauses mit 1 m starken Seitenwänden drei sehr schön gearbeitete, aber leider vielfach beschädigte Statuen bei einander liegen (jetzt in der Karlsruher Sammlung). Die eine derselben (siehe Bericht des Conservators Wagner in der Beilage Nr. 137 der Karlsruher Zeitung vom 11. Juni 1884) stellt einen römischen Krieger in reicher Rüstung dar, die beiden anderen sind weibliche Figuren, nach den Beigaben eine Hygieia und Victoria. Ferner weist ein in demselben Wachthause vorgefundener Inschriftenstein, welcher dem Jupiter geweiht ist, auf ein Fähnlein derselben 1. berittenen Cohorte der Sequaner und Rauracer hin, deren Trompetercorps (aenatores) der Minerva einen Altar geweiht haben (C. I. Rh. 1738. Karlsruher Sammlung). Die bei der Ausgrabung der beiden Wachthäuser zu Schlossau vorgefundenen Ziegelstempel ergeben,

dass bei deren Bau die 8. Legion Augusta thätig war, während in dem nahen Castell von Schlossau nur die Stempel der 22. Legion vorkommen. Was die Dimensionen dieser Wachthäuser anbelangt, welche so ziemlich die höchste Stelle des Bergrückens oder der Wasserscheide zwischen dem Neckar und dem Main einnehmen, so ergibt deren quadratische Grundform 6 m Seite und 1 m starke Seitenwände.

Von hier tritt die Verschanzung in das hessische Gebiet und verdanken wir die Erforschung der hier folgenden Castelle in erster Linie dem hessischen Staatsrath Knapp, dessen Werk (Die römischen Denkmale des Odenwaldes. Darmstadt 1823) jetzt durch die neuen Entdeckungen des Kreisrichters Conrady ein erhöhtes Interesse gewinnt.

2. Der Grenzwall (limes transrhenanus).

Wir wissen, dass das linksseitige Vorland an der Donau von Ulm bis Regensburg durch den limes raeticus und das rechts des Rheines von den Römern besetzte Vorland durch den limes transrhenanus begrenzt wurde. Die Lage, die Bauweise und den Zweck des letzteren Grenzwalles von Pfahldorf bis zum Main ist seiner Zeit von dem württemb. Conservator Paulus genau erforscht worden (siehe der römische Grenzwall von Paulus im 7. Heft der Schriften des württemb. Alterthumsvereins, Stuttgart 1863). Eine nochmalige Untersuchung hat die Thatsache der geraden Richtung dieses Erdwerkes von Pfahldorf bis in die Gegend von Walldürrn bestätigt. Von da an hat Kreisrichter a. D. Conrady in Miltenberg die Spuren des Grenzwalles weiter verfolgt und einen Irrthum von Paulus, welcher die gerade Fortsetzung bis zum Main bei Freudenberg voraussetzte, nachgewiesen.

Nach Conrady (s. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. II. Nr. 3. Trier 1883) bog der Grenzwall schon bei Hettingen (ca. 8 km südlich von Walldürrn) von der bis dahin eingehaltenen schnurgeraden Richtung ab und zog sich nach Umschliessung des Castells nach dem Gewann „Alteburg" bei Walldürrn hin, wo er dann dem über Wenschdorf und den Greinberg sich hinziehenden Bergrücken folgte. Das diesen Grenzwall abschliessende Flügelkastell stand unterhalb Miltenberg jenseits des Mudbaches in der sogen. Altstadt. Conrady hat nachgewiesen, dass die Entfernung der von ihm aufgedeckten Wachthäuser von einander durchschnitt-

lich 900 bis 1000 Schritte beträgt. Die Untersuchung des Castells Alteburg bei Walldürrn ergab eine Länge von 95 und eine Breite von 84 m der Umfassungsmauern, welche an den Ecken abgerundet waren. Dieses verhältnissmässig kleine Castell hatte nur zwei Thore[1]. — Mit bewunderungswürdigem Eifer hat Conrady vom Hettinger grossen Walde bis zum Main 20 Wachthäuser aufgedeckt und nachgewiesen. Auf dieser Strecke sollen Marksteine mit entsprechender Inschrift die Oertlichkeiten dieser Wachtposten und damit auch die Grenzen des einstigen römischen Weltreiches bezeichnen.

Im freiherrlich von Adelsheim'schen Walde bei Hergenstadt Bez.-Amt Adelsheim ist eine Strecke des Grenzwalles mit den Substructionen eines Wachthauses noch am besten erhalten. Die nahezu quadratische Grundform desselben zeigt 5 m Seite mit einer 1,12 m starken Vorderwand, 90 cm starken Seitenwänden und einer Hinterwand von 70 cm Stärke. Ebendaselbst ist auch noch der Wall mit einer oberen Breite von ca. 1,5 m, einer Höhe über den Waldboden von 2 m erhalten. Der vorliegende Graben hat bei 1,5 m Sohlenbreite eine Tiefe von 2 m, so dass sich Auftrag und Abhub deckten.

Die Wachthäuser waren wohl nur zu den Zeiten der Kriegsgefahr besetzt. Eine starke Verpallisadirung an der äusseren Böschung des Walles darf man wohl annehmen, auch dass sie noch längere Zeit nach der Besitznahme des Landes durch die Alemannen bestanden hat, da sich so viele Ortsnamen darauf beziehen.

Innerhalb des badischen Gebietes liegt noch das Castell von Osterburken, welches 1867 vom Mannheimer Alterthumsverein aufgedeckt und aufgenommen ward. Es hat eine Länge von 180 m bei einer Breite von 111 m. Die Umfassungsmauern sind 1,5 m stark und zeigen mehrere kleine hervorspringende oder rückwärts stehende thurmartige Anbauten, die massiv oder hohl sind; letztere haben 4,5 m äussere Seitenlänge bei 1 m starken Wandungen, während der Vorsprung über die Eskarpe 1—1,5 m beträgt. Die Porta praetoria hat zwei grössere, etwa 1 m vorspringende Thurmbauten; sonst ist nur noch die porta decumana erkennbar. Interessant ist noch der auf der südlichen Längsseite des Castells befindliche Anbau von 162 m Länge und 112 m Tiefe, ebenfalls mit einem eigenen Thoreingang und fünf an die

---

1) Beschreibung siehe Westdeutsches Correspondenzblatt vom Jahre 1883 Nr. 66. Schon früher wurden hier ein Altar der Victoria und des Merkur (C. I. Rh. 1787) und Ziegel mit Stempel der XXII. Legion aufgefunden.

Aussenmauer angebauten Gelassen, die wohl als Kellerräume gedient haben dürften.

Die Ruinen des Castells auf einem Vorsprung der linksseitigen sanft abfallenden Wandung des Kirnauthales liegend, sind noch theilweise sichtbar.

Der Mangel an Hausteinen und an erhöhter Stattlichkeit der Ausführung ist bei den Limescastellen und Wachthäusern dahin zu erklären, dass hier nur Kalksteine zu Tage stehen, welche ein geringes Baumaterial abgeben, der Zerstörung leicht unterworfen sind und kein für künstliche Bearbeitung taugliches Material liefern. Selbst die gewöhnlichen Schichtsteine können beim Sandsteinmaterial mit demselben Kostenaufwand stärker und sauberer hergestellt werden, als in der Kalksteinformation. Hausteine und Ornamentstücke, welche diese Formation nicht liefert, können daher bei den Limesbauten nicht vorkommen. Die Castellenkette der Mümlinglinie liegt, wie schon oben bemerkt, im Sandsteingebiet und dass wir hier den Haustein in gefälliger und oft kunstgerechter Gliederung verarbeitet finden, ist nur natürlich. Es können aber aus diesem Umstande keine besonderen Schlüsse zu Ungunsten der Ausführung der Limes - Bauten oder zur Beurtheilung der Zeit der Erbauung beider Linien gezogen werden.

Das Castell von Osterburken zeigt bei der Einfachheit seines Aeusseren, welche lediglich dem hier verfügbaren Baumaterial zuzuschreiben ist, auf der anderen Seite wieder einen Reichthum in der Anwendung von thurmartigen Anbauten hinter der Eskarpe, welcher einen Fortschritt in der Festungsbaukunst bezeichnet, so dass die Annahme, dass dieser Bau in die letzte Zeit der römischen Besitznahme der Zehntlande falle, als begründet erscheint. Der Umstand, dass das Castellinnere keine Reste von Baulichkeiten aufweist, hat auch schon zu der Annahme Veranlassung gegeben, dass der Aussenbau des Castells kaum vollendet war, als die Alemannen den Grenzwall durchbrachen. Der Anbau an das ein Rechteck bildende Castell dürfte eine in die letzte Vertheidigungszeit fallende Vervollständigung sein. An das Castell schloss sich jenseits des Thales eine bürgerliche Niederlassung an. Osterburken ist bekannt als Fundort des grossen Mithrasreliefs, welches neben dem grossen Mithrasbild von Neuenheim eine der schönsten Zierden der Karlsruher Sammlung bildet.

Christ in Heidelberg, einer unserer bewährtesten Alterthumsforscher in Baden, hat sich ein grosses Verdienst durch die Fürsorge erworben, mit welcher er den Eintrag aller der am Grenzwall

und an der Mümlinglinie vollzogenen Ausgrabungen in die neue topographische Karte bewirkte. Es ist dies der allein richtige Weg, um das Ergebniss solcher Forschungen weiteren Kreisen anschaulich zu machen und die oft mühsam gewonnenen Thatsachen auch späteren Zeiten zu überliefern, insbesondere, wenn die Objecte, wie meist in der Gegend des Grenzwalles, in bebautem Lande liegen und nach der Ausgrabung wieder zugeworfen werden müssen.

Der ca. 100 km (22 Stunden) lange Grenzwall von Lorch (Pfahldorf bis Miltenberg) ist durch die Bemühungen der Herren Conrady und Christ innerhalb des badischen Gebietes festgestellt und ist durch Herrn Conservator Oberst von Cohausen ausführlich bei Gelegenheit seiner Darstellung und Beschreibung des römischen Grenzwalles in Deutschland beschrieben worden. Zur Literatur des limes ist ausserdem ein beachtenswerther Aufsatz von Director Haug zu erwähnen (siehe Zeitschrift für württemb. Franken Bd. IX S. 261: Andeutungen über den Zweck des römischen Grenzwalles)[1].

C. Die Militärstrassen. (Viae militares, consulares.)

Es gibt wohl keinen Zweig der Alterthumskunde, welcher uns bei dem Mangel an Thatsachen so viel Schwierigkeiten bereitete, wie die Erforschung und Ermittelung des Strassennetzes zur Zeit der Römerherrschaft in den Zehntlanden. Am Niederrhein brachte zuerst Oberstlieutenant Schmidt die römischen Strassen in ein bestimmtes System. Mit Erfolg setzten J. Schneider, Georg von Hirschfeld und vor Allem General von Veith diese Forschungen fort, deren Ergebnisse theils in Pick's Monatsschrift, theils in den Bonner Jahrbüchern veröffentlicht sind.

Für die Zehntlande (württembergischen Antheils) besitzen wir in der vom Königl. statistischen Büreau in Stuttgart herausgegebenen archäologischen Karte, ein von Finanzrath Paulus ausgearbeitetes römisches Strassennetz.

Es fehlt jedoch hierzu nicht nur eine erläuternde Beschreibung, sondern wir erhalten auch den Eindruck, dass man hier des Guten zu

1) Der Pfahlgraben wird erst nördlich von der Hochstrasse, östlich von dem Haghofe bei Pfahlbronn ein Wall mit davorliegendem Graben. Hier beginnt auch erst die gerade Richtung, welche er bis vor Walldürrn einhält.

viel gethan hat, das heisst, dass unmöglich alle diese in rother Farbe in der Karte verzeichneten Wege auf römischen Ursprung zurückgeführt werden können. Alsbald bemerken wir auch bezüglich einiger in das badische Gebiet ausgedehnter Strassenlinien Unrichtigkeiten, die zu verbessern wir nicht unterlassen dürfen. Es lässt sich nicht läugnen, dass in dem hügeligen, von unzähligen Thalrinnen durchschnittenen Schwaben der römische Strassenbau nicht die sichtbaren Spuren hinterlassen konnte, wie auf dem flachen Gelände am Unterrhein. Nur in den Waldungen hat sich die den römischen Ursprung einer Strasse am besten kennzeichnende Aufdämmung (agger) erhalten, während dieselbe im Ackerfeld fast ganz eingebaut ist. Die Frage des römischen Strassennetzes in den Zehntlanden badischen Antheiles mit Anschluss an die archäologische Karte Württembergs habe ich schon vor Jahrzehnten zu beantworten gesucht und das erste Ergebniss meiner Erfahrungen im Heft 71 dieser Jahrbücher niedergelegt. Man hat mir dabei den Vorwurf gemacht, dass ich im allgemeinen zu weit ginge, meine Annahmen nicht immer auf wirkliche Thatsachen begründet seien und die Tracirung einiger römischen Wegverbindungen zu sehr auf Combinationen beruhe. — Hiergegen bemerke ich jedoch, dass hier, da sich die römischen Strassen nicht mehr durch Ausgrabungen nachweisen lassen, wie dies bei den Ruinen der römischen Hochbauten der Fall ist, nur noch das richtige Verständniss der römischen Strassenbautechnik das fehlende in den Fällen ergänzen kann, in denen die Nothwendigkeit einer römischen Strassenverbindung zwischen zwei bestimmten römischen Niederlassungen oder Castellen anerkannt ist. Ausserdem haben wir in Süddeutschland, wo die sichtbaren Beweise des Bestandes einer römischen Strasse auch fehlen, immer noch in den eigenthümlichen aus den ältesten germanischen Zeiten stammenden Flurbenennungen als Heerweg, Steinweg, Hochstrasse etc. (s. hierüber Mone, Urgeschichte von Baden S. 139) Anhaltspunkte genug, welche uns auf die richtige Spur einer sehr alten Strasse, vielfach einer römischen hinweisen. An bestimmten Orten lassen die den Göttern der Kreuzwege gewidmeten Altäre, wie solche in Stettfeld und Sandweier bei Baden durch Funde nachgewiesen sind, keinen Zweifel übrig, dass hier eine Kreuzung von Wegen zur Römerzeit stattfand. Ebenso deutliche Zeugen sind die aufgefundenen Leukensäulen und oft auch die Grabmonumente, die bei den Römern stets an den Strassen standen.

Man hat also in vielen Fällen nur solche Orte zu verbinden, das heisst die Trace auf Grund lokaler Forschung und Würdigung

aller hierbei mitwirkenden Eigenthümlichkeiten zu ergänzen, um so in der Hauptsache die vorliegende Aufgabe zu lösen.

Meine eben genannte Abhandlung bedarf auf Grund weiterer Erfahrungen nur weniger Berichtigungen, die ich den Beschreibungen der betreffenden Strassenzüge beigefügt habe.

Was zunächst die Eintheilung der römischen Strassen anbelangt, so dürfte dieselbe, wie ich dies bereits früher gezeigt habe, am besten erfolgen in

1. Militärstrassen,
2. Handelswege und
3. keltisch-römische Verbindungswege.

von Hirschfeld (siehe dessen Geschichte und Topographie des Rheines und seiner Ufer von Mainz bis Holland mit besonderer Berücksichtigung der Römerzeit in Pick's Monatsschrift 6.—9. Heft 1879) theilt die linksrheinischen Römerstrassen in 1. Militär-Consularstrassen und 2. Vicinalstrassen, welche die Landbewohner nur für ihren Gebrauch anlegten. Für die rechtsseitigen Lande, sagt von Hirschfeld, musste der Staat ein engeres und verhältnissmässig umfassenderes Strassennetz haben, als auf dem linken Rheinufer und so unterscheidet er denn hier dreierlei Strassen:

1. Hauptstrassen, welche vom Rhein aus den durchgehenden Verkehr nach den äussersten Grenzstationen vermitteln,
2. Anschlussstrassen und
3. Verbindungsstrassen.

Die ersteren sind die vom Militär zu strategischen Zwecken angelegten Strassen (viae militares) oder die sogenannten Marschlinien, hierzu kommen an zweiter Stelle noch einige von wichtigen Niederlassungen ausgehende Wegeverbindungen, während unter den Strassen der dritten Kategorie auch nichts anders als die von den Colonisten oder Landbewohnern hergestellten Verkehrswege zu verstehen sind.

Die römischen Militärstrassen sind in Baden genau gekennzeichnet durch die an denselben errichteten Stationen. Wo ein Bau zu Militärzwecken errichtet wurde, tragen die dabei vorkommenden Ziegel den Stempel der beim Bau thätigen Legionen.

Wir besitzen ausser der vorzugsweise durch die Peutingersche Karte bekannten Militärstrasse von Windisch nach Regensburg, welche das badische Land von Rheinheim (Zurzach gegenüber) mit Ausschluss einer kleinen im Schweizer'schen Klettgau liegenden

Striches bis vor Rottweil berührt, nur noch die von Neckarburken über Oberscheidenthal nach Schlossau führende Strasse (sog. Mümlinglinie), die von den Legionen zur Verbindung der Castelle erbaut wurde und desshalb zur Klasse der Militärstrassen gezählt werden dürfte.

Dabei wollen wir nicht behaupten, dass nicht auch noch andere Verbindungen, wie z. B. die von Worms nach Ladenburg und von da über Heidelberg nach Hockenheim und namentlich die Strasse von Strassburg nach Baden und von da über Ettlingen nach Pforzheim und Cannstatt unter Mitwirkung der Militärbehörde begonnen wurden, obgleich sie später von den betreffenden Municipalverbänden durch besondere Beamte (curatores) unterhalten worden sind. Ebenso dürfte auch die vom Neckarübergang bei Neckarelz nach dem Castell Neckarburken und von da nach dem limes Castell Osterburken gezogene Strasse (Nr. 13 meines früheren Strassennetzes) eine militärische Bedeutung gehabt haben.

Was den Oberbau der römischen Strasse anbelangt, so zeigt sich unter den Alterthumsforschern ein solcher Mangel an Uebereinstimmung, dass es selbst einem Strassenbautechniker schwer wird, die Ergebnisse der Fundberichte über diesen Zweig der römischen Technik in ein System zu bringen. Wenn auch alle Gelehrten darin übereinstimmen, dass der Erddamm (agger) der römischen Strassen stets 1—2 m über den gewöhnlichen Boden erhöht war, so zeigen die Angaben über die Breite und Bauweise der Fahrbahn die grössten Verschiedenheiten. Um diese Verschiedenheiten richtig würdigen zu können, darf man nicht vergessen, dass es nur natürlich ist, wenn je nach der Bedeutung des Verbindungsweges, nach der Bodenbeschaffenheit und geologischen Unterlage, auch der Oberbau der Strasse ein verschiedener war.

Wir wollen nun zunächst einige die römischen Strassen unserer Gegend betreffenden Fundberichte berühren.

Die grosse und bedeutende Militärstrasse von Strassburg nach Mainz ist in dem zwischen Lauterburg und Rheinzabern liegenden sogenannten Bienwald noch in einer durchschnittlich 1 m hohen, 9 m breiten Aufdämmung deutlich zu erkennen.

Christ in Heidelberg beschreibt (siehe Pick's Monatschrift Heft 6 S. 299. 1879) die von ihm ausgegrabene römische Strassenbahn bei Heidelberg, von welcher er mehrere Querschnitte aufnahm. Nach seinen Untersuchungen hatte dieselbe eine Breite von 8,7 m bei einer Ueberwölbung von 0,25 m, die Versteinung bestand aus einer 0,4 m dicken

Rollschicht von grösseren und kleineren Sandsteinfindlingen und einer Auflage von grobem Neckarkies, der im Ganzen eine Dicke von 0,3 m hatte und worin sich fünf Auftragsschichten von 5—10 cm Stärke unterscheiden liessen. Die Lage dieser römischen Fahrbahn ist heute noch 0,9 m höher als der Boden der anstossenden Gärten. Diese Breite von 8,7 m der römischen Fahrbahn hat darin ihren Grund, dass sie die Ortsstrasse der römischen Niederlassung bildete. In Folge dessen kann dieselbe für die Beurtheilung des römischen Strassenbaues in den Zehntlanden nicht maassgebend sein.

Es handelt sich, um in diesem Zweig der Alterthumskunde ein Resultat zu erzielen, um die Ermittelung und Untersuchung der noch in unsern Wäldern erhaltenen Reste von römischen Strassen. Wir haben solche namentlich an der Strasse von Baden nach Cannstatt, wo im Hagenschiesswalde bei Pforzheim die ca. 1—1½ m hohe Aufdämmung der Römerstrasse bei einer oberen Breite von 4 m noch auf längere Strecken verfolgt werden kann. Dort könnte auch bezüglich des Oberbaues, d. h. der Versteinung manche interessante Entdeckung zum Vorschein kommen. — Bei einer Dohlenanlage im Albthal bei Ettlingen im Jahre 1876 wurde das Pflaster dieser römischen Strasse blossgelegt, es zeigte theilweise noch Radspuren. Die Breite dieser Pflasterung betrug 3½ m, eine Breite, welche schon Dr. Schneider in seiner Topographie von Ettlingen im Jahre 1818 hervorhob. Damals war noch ein ca. 300 Fuss langer, 11 Fuss breiter Rest der römischen Pflasterung in dem sog. Walddistrikt Rehschlag erhalten.

Auch bei Messkirch wurden einige im Ackerfeld begrabene Pflasterungen und Einkiesungen angeblich römischer Verbindungswege ausgegraben, deren obere Breite sehr schmal war (nicht über 3½ m).

Bezüglich der Kiesdecken ist zu bemerken, dass diese mit der Zeit durch die mechanische Verbindung der aufgelösten Kalktheile eine betonartige Verkittung zeigen. Dies mag der Grund sein, aus dem immer wieder die Meinung auftaucht, die Römer hätten diese Versteinung in Mörtel gesetzt. Es sind mir aus meiner Erfahrung beim Abhub solcher Fahrbahndecken, die nur mit Sprengarbeit gelöst werden konnten, Fälle bekannt, wo man wirklich hätte glauben können, es sei hier ein Cementverbindungsmittel angewendet worden. Mehr oder weniger stark macht sich diese mit dem Alter immer schärfer hervortretende natürliche Verkittung kalkhaltiger Gesteine bei allen alten Fahrbahndecken bemerkbar und es bedarf die Angabe, dass die Römer

die Pflaster- und Steindecken ihrer Strassen in Mörtel gesetzt haben, noch sehr der thatsächlichen Bestätigung.

Am Unterrhein hat man sich schon seit Jahrzehnten und namentlich auch in den letzten Jahren viel mit der Aufsuchung und Untersuchung der römischen Strassenzüge beschäftigt[1]).

von Veith bespricht (Jahrbb. LXXVI S. 11) mit vieler Fachkenntniss auch den Entwurf, die Bauart und Organisation der Römerstrassen. Er bemerkt bezüglich der Dämme (aggeres), dass die römischen Militärstrassen nach den jetzt nur noch spärlich vorhandenen Resten (der Strasse Reims-Trier) eine Höhe von 1—2 m, stellenweise bis 6 m hatten. Die obere Breite dieser Dämme nimmt er zu 6 m an. Die viae militares hätten eine gesetzliche Breite von 16 römischen Fuss, ca. 4,8 m, das ist die doppelte Breite der via vicinalis.

Den Oberbau der Versteinung beschreibt er so, dass auf festgeschlagener Lehmschichte eine bis zwei Lagen grosser platter Bruchsteine lagern, in ihrer untern Lage oft schräg gestellt, die grössten Steine als Bordsteine (margines) seitwärts verwendet. Die untere Schicht ist mit Kalk festgelegt. Auf diese Grundlage (stratumen), die etwa 25—50cm hoch war, folgte die ruderatio, zerschlagene Steine oder faustgrosse Kiesel mit Kalk festgelegt, 20—25cm hoch, dann die Decklage (nucleus) mit nussgrossen in Mörtel versetzten Kiesstücken und darüber eine Kies- und Sandlage (glarea, summa crusta). Alle diese Schichten, durchschnittlich 1 m hoch, 4—4,5 m breit, bildeten die Fahrbahn, oben etwas gewölbt mit 10—25 cm Höhe. So findet man noch Reste dieser Strassen, so fand sie Bergier 6 m breit in der Gegend von Reims. In De Caumont's Abécédaire ou rudiment d'Archéologie Caen. 1870. S. 30 ist der Schnitt einer ähnlich gebauten römischen Strasse abgebildet. Hier ist jedoch angeführt, dass in den Thälern und bei gewissen Passagen die oberste Decke eine sorgfältig mit Plattenstücken hergestellte Pflasterung bildete.

Diese Beschreibungen von Veith und De Caumont betreffen allerdings nur die Heerstrassen in Gallien. Wenn man aber bedenkt, dass z. B. die Strasse Reims-Trier allein eine Länge von 148 millien = 220 km hat, so muss man in der That über die Riesenarbeit des galli-

1) Vgl. Schneider in diesen Jahrbüchern LXXI S. 54 ff., LXXV S. 30 ff., LXXVI S. 20 ff., LXXVII S. 1 ff.; v. Veith, l. c. LXXVI S. 1 ff., LXXVIII S. 7 ff. Dann Kofler, Die alten befestigten Wege des Hochtaunus, in Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst II. Heft. 4.

schen Strassennetzes staunen, wenn sämmtliche Fahrbahnen in der oben beschriebenen Weise hergestellt wurden.

Zur Beurtheilung der Verhältnisse in den Zehntlanden dürfen die in Italien und Gallien auf der höchsten Stufe der Vollendung stehenden Bauten nicht maassgebend sein und so müssen wir uns auch bezüglich unserer Strassenbauten eine einfachere Bauweise denken, wie dies ja auch durch die allerdings bis jetzt noch spärlichen Aufdeckungen von römischen Strassen bestätigt wird.

Schon Hirschfeld sagt in seiner oben genannten Abhandlung über die römischen Strassen am Unterrhein, dass deren dammartige Anlage (agger) gewöhnlich aus einer Mischung von Lehm und Sand bestehe. Die Besteinung zeige 2—3 übereinander gelegte Schichten von Stein mit Mörtel oder Erdlagen verbunden. Hierauf käme eine in Mörtel versetzte Decklage von Kleinbeschlag.

In Gegenden, wo es keine Bruchsteine gibt, wie am Niederrhein, bestand die Strasse nur aus einem hohen Erddamm, welcher eine 0,63 bis 0,8 m mächtige und mit Mörtel verbundene Lage Rheinkies zur Decke erhielt.

Diese Bauweise stimmt mit der unserer römischen Kiesstrassen überein, nur dass der Mörtelverband nicht nachgewiesen werden kann. Zwei unserer tüchtigsten Forscher im Rheinlande: Schmidt und Paulus (siehe Pick's Monatschrift 10.—12. Heft S. 516) stimmen darin überein, dass die aggeres der römischen Strassen sehr schmale Fahrbahnen (3,5—4 m breit) hatten. Nach meinen Erfahrungen gab es in Baden je nach der geologischen Unterlage entweder einfache Kiesstrassen oder im Sandstein- und Kalksteingebirge gepflasterte Strassendecken, aus sorgfältig gefügten ungleich dicken Plattenstücken bestehend, die in einer sandigen Unterlage ruhten. Auf diesem oben ebenen Pflaster lag jedoch keine Decke von Kleinbeschlag. — Auf den trocknen nach allen Seiten freien Höhenrücken dürfte im Zehntlande oft eine einfache Abgrenzung der Strasse mit Seitengräben genügt haben.

1. Die Stationen (Mansiones, Mutationes).

An den Consularstrassen lagen zum Zweck des Uebernachtens der kaiserlichen Beamten und der Unterkunft und Verproviantirung der durchziehenden Truppenabtheilungen von Strecke zu Strecke Stationen (mansiones, auch mutationes genannt), bei welchen letzteren

hauptsächlich die Pferde zur Weiterbeförderung gewechselt werden konnten.

In einem so unwirthlichen Lande, wie es damals der rechtsrheinische Theil Obergermaniens war, mussten diese Stationen an den Heerstrassen unentbehrlich sein; sie gehören den Ausgrabungen gemäss zu den militärischen Anlagen und nothwendigen Bestandtheilen einer Heerstrasse in den neu eroberten Landen. Aus der Peutingerschen Tafel sind uns die Namen der Stationen und deren Entfernungen an der Heerstrasse von Windisch nach Regensburg bekannt. Paulus hat uns in seiner Erklärung der Peutingerschen Tafel (siehe Heft 8 der Schriften des württembergischen Alterthumvereins 1866) zuerst mit der Tracirung dieser grossen Heerstrasse und mit der Lage ihrer Stationen bekannt gemacht. Nach ihm dürfen wir in den Mauerresten des Heidegger Hofes bei Oberlauchringen die erste Station Tenedo dieser Strasse erkennen (vgl. das römische Strassennetz v. J. Naeher in Heft 71 dieser Jahrbücher).

In Siblingen am Fusse des Hohen-Randengebirges, über welchen die Heerstrasse führte, war ebenfalls eine Station (Mutatio, in der Peutingerschen Tafel nicht genannt).

Nach den von Pfarrer Keller in Siblingen aufgenommenen Plänen dieser Niederlassung bestand dieselbe in einem grösseren mit Heizeinrichtung versehenen Gebäude. Etwa 50 m entfernt stand ein anderes mit einem Hof in der Mitte, an den sich auf allen vier Seiten ca. 4,5 m breite Lagerstätten mit gewöhnlichem Estrich versehen, anschlossen. Die nächste unser Land berührende Station an dieser Strasse ist Hüfingen. Leider wurden hier die Ausgrabungen in den 40er Jahren nicht mit dem nothwendigen Verständniss für die Wichtigkeit der Sache durchgeführt, namentlich fehlen sichere Angaben und Planaufnahmen über die baulichen Reste des Stationsgebäudes auf dem Hölenstein, welches in dem Fundbericht (siehe Schriften des badischen Alterthumvereins Jahrgang 1846) als ein Tempel bezeichnet ist. Diese Anschauung ist nicht die richtige. Da der innere ummauerte Hof des Gebäudes 27 m Länge und 16 m Breite zeigte und sich an drei Aussenseiten in einer Entfernung von 2 m und an die vierte Seite in einer Entfernung von 3 m eine Art von Galerie anschloss, so muss der Zweck dieser grossen Räumlichkeit ein anderer gewesen sein. Auch die zweite Ansicht der damaligen Alterthumsforscher, welche das Gebäude für eine Ziegelei erklärten, ist nicht stichhaltig. Man errichtete eine solche

nicht auf dem hervorragendsten, die Umgebung durch die schönste Aussicht beherrschenden Punkte, in unmittelbarer Nähe des Bades.

Für die Lösung der Frage: „Welche Gebäulichkeiten umfasste diese Militärstation, und wie war das Wohngebäude des Kommandanten eingerichtet?“ ist durch die Ausgrabungen des Jahres 1846 nicht viel gewonnen worden. Die bürgerliche Niederlassung, der Vicus der Station, lag jenseits der Breg auf einem Wiesengrunde, Mühlöschle genannt. Man stiess 1846 auf die Grundmauern einer Anzahl kleiner Wohnhäuser, unterliess jedoch von dem Befund dieser Ausgrabungen eine nähere Beschreibung zu geben.

Die Aufdeckung der Römerstrasse, welche unter der Benennung Hochstrasse bis zur sog. Schächerkapelle zwischen Hüfingen und Donaueschingen sich hinzieht, liess ein Pflaster von 4,5 m Breite erkennen. Von weiterem Interesse ist die Entdeckung des zur Station gehörigen Begräbnissplatzes, ebenfalls auf dem Bergvorsprung des Hölenstein, welche jedoch gleichfalls wissenschaftlich nur ungenügend ausgebeutet wurde. Die Beschreibung des Bades folgt in dem Abschnitte „Bäder, Thermen“.

2. Die Strassensäulen, Meilenzeiger und Leukenzeiger. (Milliarii, lapides.)

Der Gebrauch derselben geht bis zum Jahre 183 v. Chr. zurück und ward im römischen Reich durch eine Staatsverordnung geregelt. Anfangs enthielten sie nur die Angabe der Entfernungen von einem Ort zum andern. Kaiser Augustus war der erste, welcher seine Titel auf die Wegsäulen setzen liess, welchem Beispiele die späteren Kaiser folgten.

In Rom war bekanntlich der goldene Meilenstein (Milliarium aureum), den Kaiser Augustus auf dem Forum errichten liess, und bei welchem alle Heerstrassen, welche durch die verschiedenen Thore nach Rom führten, zusammenliefen; er stand in der Nähe des Saturntempels.

Vor den Thoren Roms standen den Strassen entlang alle Meilen diese Säulen in kunstvoller Art mit einem Kapitäl bedeckt, am Rande der Fusswege und der Strassenbahn.

Die Einrichtung dieser Meilenzeiger verbreitete sich auch in die eroberten Provinzen. Doch ist wenigstens für die Zehntlande (Obergermanien) festgestellt, dass hier nicht jede Leuke eine solche Wegsäule stand, sondern nur an gewissen wichtigen Punkten der Strassen, so z. B. bei Flussübergängen, Kreuzwegen, am Fuss grosser Steigungen etc.

Die Wegsäulen wurden jeweils dem regierenden Kaiser zu Ehren gesetzt und enthielten in der Hauptsache die Titel desselben und zum Schluss die Entfernung des Standortes vom Hauptort. Aus der untergeordneten Bedeutung der letzteren Angabe geht hervor, dass diese Meilenzeiger eigentlich Votivsteine waren, welche die Munizipalverwaltungen der Vororte einer Civitas setzen liessen. Selbst De Caumont (siehe dessen Abécédaire S. 40) ist der Meinung, dass in Gallien die Leukenzeiger nicht jede Leuke standen, und dass sie da, wo solche grosse Säulen nicht zu haben waren, durch einfache Marksteine (pierres brutes) ersetzt gewesen seien.

Die Wegsäulen waren in der Regel bis 2 m hoch und hatten einen Durchmesser von 0,5 m, meist besassen sie einen viereckigen Untersatz aus einem Stück. Die Inschrift beginnt zunächst des oberen Randes und enthält oft 6 Zeilen, welche aber nur die Vorderfläche der Säule einnehmen.

Verhältnissmässig ist das Grossherzogthum Baden reich an Funden solcher Leukenzeiger. In der Karlsruher Alterthumshalle allein befinden sich 16 zum Theil gut erhaltener Denkmäler dieser Art[1]). Namentlich sind es zwei im badischen Lande gefundene sehr interessante Säulenfragmente, deren hohe Bedeutung für die Geschichte der Zehntlande neuerdings Professor Zangemeister in einer meisterhaften Abhandlung (siehe Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst S. 237 Jahrg. III Heft 4. Trier 1884) hervorgehoben hat.

Das erstere wurde 1840 bei einer Strassenregulirung zunächst bei Offenburg entdeckt und befindet sich schon längere Zeit in der Karlsruher Alterthumshalle. Die Widmung dieses Säulenfragmentes in sehr schwer leserlicher Schrift bezieht sich nach Zangemeister auf Domitian und fällt die Errichtung dieses Steines in die 70er Jahre n. Chr. Zugleich ist derselbe dadurch von grossem Interesse, dass er uns die erste Nachricht von Strassburg gibt, denn unten steht ab Arg(entorato). Das in der Inschrift vorkommende Wort iter statt dem üblichen via veranlasst Zangemeister zu einer eingehenden Betrachtung über die Bedeutung desselben. Er sagt, da die Meilen nicht, wie bei dem Bühler Stein, von dem Hauptquartier Mainz rechnen, sondern von Strassburg, so handle es sich hier um eine Querverbindung, wahrscheinlich über Offenburg durch das Kinzigthal mit

---

1) Die Mannheimer Sammlung erhielt voriges Jahr einen Zuwachs von 5 in Ladenburg aufgefundenen Leukensäulen.

der auf dem Höhenrücken des Schwarzwaldgebirges bei Waldmössingen gelegenen Station Arae Flaviae (nach Paulus der Ort Unterilfingen) an der Heerstrasse von Windisch nach Cannstatt, deren Erbauung in die Zeit des Kaisers Vespasian 69—79 fällt. Dieser verlegte bald nach seinem Regierungsantritt die XI. Legion nach Windisch und die XXII. nach Mainz. Wie thatkräftig diese Legionen bei der Erbauung aller militärischen Anlagen in den Zehntlanden mitwirkten, beweisen die bei den Ausgrabungen in unserem Lande vorgefundenen Stempel.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass man schon zu Domitian's Zeiten den Plan fasste, von Strassburg aus eine direkte Verbindung mit der Colonie Rottenburg (Sumelocenna), dem Hauptort im Zehntlande herzustellen, und dass damit von Offenburg aus in das Kinzigthal hinein ein Anfang gemacht wurde, der aber der ungünstigen Terrainverhältnisse halber nicht zum Abschluss kam.

Den sehr nöthigen Anschluss von Strassburg an die genannte Heerstrasse und den limes sehen wir bald darauf in der Strasse über Baden, Ettlingen und Pforzheim nach Cannstatt verwirklicht.

Der zweite nicht minder interessante Meilenstein ist der in Bühl, welcher noch bis zum vorigen Jahre als Bannstein der Gemeinde diente. Die obersten Zeilen der von mir zuerst erkannten römischen Inschrift sind durch Einmeisseln neuer Worte verwischt, während die untern noch so erhalten sind, dass sie Herr Zangemeister, dem ich die Entdeckung mittheilte, entziffern konnte. Die Inschrift lautet:

TRIB.POT IIII.
COS.III.P.P.
A.MOG.M.P
CXX.

Nach Zangemeister bezieht sich dieselbe auf den Kaiser Trajan und fällt die Errichtung der Säule in das Jahr 100.

Die Entfernungszahl 120 Millien von Mainz stimmt ziemlich genau mit dem Weg von dort nach Worms, hier über den Rhein nach Ladenburg und dann von hier über Heidelberg längs der Bergstrasse nach Bühl zusammen.

Wir haben in diesen beiden Steinen ein wichtiges Dokument der frühen römischen Besitznahme der Zehntlande.

Erst nachdem dieselben organisirt waren und einen Theil der neu geschaffenen Provinz Germania superior bildeten, wurde die Leukenrechnung eingeführt. In unserem Lande datiren die ältesten Leukenzeiger vom Jahre 213. (C. I. Rh. 1962 und 1959). Ebenso sehen wir

vom Jahre 213 an die Entfernungszahlen nur noch nach den Munizipalstädten berechnet und zwar bei uns ab Lopoduno (Ladenburg) und ab Aquis (Baden).

Der Bezirk der letzteren Stadt ist gegen Cannstatt zu bis zum Pfinzübergang bei Nöttingen nachgewiesen, wo 3 Leukenzeiger mit der Entfernungszahl XVII ab Aquis aufgefunden wurden (jetzt in der Karlsruher Sammlung)[1]).

Den interessantesten Fund an Wegsäulen ergaben die Ausgrabungen bei Heidelberg im Jahre 1876. Hier fanden sich in einer Kellergrube 8 solcher Säulen beisammen vor (jetzt in der Karlsruher Sammlung. Sie trugen sämmtliche die Zahl IIII ab Lop(oduno) und waren den Kaisern vom Jahre 219—253 gewidmet. Fast ebenso interessant war der Fund weiterer 5 Leukensäulen in einer Grube in Ladenburg, von welchen 4 eine tadellos erhaltene Inschrift tragen (in der Mannheimer Sammlung).

Auffallend ist es, dass an einer so wichtigen Heerstrasse wie die von Windisch nach Cannstatt keine einzige Wegsäule gefunden wurde und die Stuttgarter Sammlung nur den Meilenstein von Isny (ab Camb(oduno) M. P. XI.) aufweisen kann. Letzteres Gebiet gehörte zur Provinz Rhaetien.

Das eigenthümliche und frühe Vorkommen der beiden Meilensäulen zu Bühl und Offenburg dürfte auch die Annahme rechtfertigen, dass es sich bei deren Errichtung um den thatsächlichen Beweis der Besitznahme des eroberten Landes handelte, wie heutzutage der Eroberer seine Flagge aufhisst, wenn er von einem Lande Besitz ergreift und dasselbe für sein Eigenthum erklärt.

An den römischen Strassen in Italien und Gallien standen aber nicht nur die Meilenzeiger, sondern auch thurmartige Pyramiden von rundlicher und eckiger Grundform. Manche dieser Monumente wurden als Grabdenkmäler bezeichnet, andere betrachtete man als Thürme, die zur Verzierung der Strasse oder zur Erinnerung an den Gott Mercur errichtet worden sind. In Gallien gibt es eine Menge solcher Pyramiden, vom Volke piles und tours genannt, sie stehen gewöhnlich an einem Kreuzweg und haben in der vorderen Seite eine Nische zur Aufstellung einer Statue.

In der christlichen Zeitepoche finden wir eine ähnliche Erscheinung in den Bildstöcken. Die Errichtung dieser Denkmäler ist eine

1) Einer datirt aus der Zeit des Caracalla v. Jahre 213, der 2. aus der des Elagaballus v. Jahre 218, der 3. aus der des Severus Alexander v. Jahr 222.

der vielen Gewohnheiten, welche aus der Heidenzeit stammen und später den christlichen Anschauungen angepasst worden sind.

Längs der Strassen standen ferner in der Nähe der Städte in Italien und auch theilweise in Gallien die prachtvollen Grabmonumente, von welchen hier nur das bekannte Monument von Igel bei Trier erwähnt werden soll, welches 21 m hoch ist und 4,2 m Durchmesser hat. Es ist das reich verzierte Grabdenkmal der Secundini, einer reichen Familie Galliens, und unter der Regierung des Kaisers Diocletian errichtet. — In den Zehntlanden, wo sich nur einfache Kolonisten ansiedelten, findet man diese Strassendenkmäler höchst selten, und auch hierin zeigt sich der untergeordnete Rang, den diese Lande bezüglich der Kunstentwickelung, Gallien gegenüber, einnahmen. Nur bei Leimen (Amt Wisloch) fand man an einem in das Elsenzgebiet ziehenden Weg den oberen Theil eines kleinen Grabdenkmales, welches zu beweisen scheint, dass man auch im Zehntlande den Gebrauch, solche Monumente an die Strassen zu setzen, nachzuahmen suchte[1]).

3. Die Wartthürme (speculae).

Die römischen Wartthürme als Signalanstalten zur Sicherung der militärischen Operationen sind im Zehntlande nicht nachgewiesen, obgleich anzunehmen ist, dass solche auf einigen hervorragenden Höhenkuppen in der Nähe der Heerstrasse gestanden haben werden. Die Darstellungen auf der Trajanssäule in Rom geben uns einen Begriff, wie solche Wartthürme gestaltet waren. Um so auffallender ist es, wie solche mit den gewaltigen Thürmen und Bergfrieden unserer mittelalterlichen Burgen in Einklang gebracht und diese auf römischen Ursprung zurückgeführt werden konnten.

Der Eingang der römischen Specula ist der Darstellung auf der Trajanssäule zufolge ebener Erde durch eine Pallisadenumwallung gesichert. Der Oberbau ist von Holz. Bei den mittelalterlichen Burgen hingegen ist der Eingang 12—16 m über dem Boden und der Thurm von grossen Buckelquadern bis zur Zinnenhöhe aufgeführt. Die Ausgrabungen am limes und der sog. Mümmlinglinie haben ergeben, dass die dortigen Wachthäuser bei 1 m starken Mauerwänden nicht über 5 m Seite messen, während die Bergfriede der Burgen bei quadratischer Grundform 9—10 m Seite und 2,5 bis 3 m Mauerdicke haben.

1) Bei Baden fand man zwei 1,90 m hohe, ca. 75 cm breite Sepulcralsteine mit Inschriften, welche zur Römerzeit an der Strasse nach Oos gestanden haben werden.

Wir sind nicht im Stande, im Zehntlande irgend einen römischen Wartthurm in seinen Bauresten nachzuweisen. Die ganze Einrichtung des römischen Signalisirens von den die Aussicht beherrschenden Höhepunkten, die jetzt unsere stattlichen Burgruinen krönen, beruht nur auf einer Vermuthung und hat unsere älteren Archäologen und Alterthumsforscher zu vielen falschen Schlussfolgerungen bezüglich des Ursprunges unserer Bergruinen verleitet.

4. Die Consularstrasse von Windisch (Vindonissa) über Rottenburg a. N. (Sumelocenna) und Cannstatt (Clarenna) nach Regensburg (Reginum).

Diese Consularstrasse, deren Anlage wohl eine der ersten Unternehmungen der in Vindonissa stationirten 11. Legion war, hat Paulus genau untersucht und beschrieben (siehe Schriften des Württemb. Alterthumvereins Heft 8. Erklärung der Peutinger Tafel. 1866). Die von demselben bestimmte Richtung dieser Strasse, welcher ich auf Grund eigner Besichtigung an Ort und Stelle schon früher zugestimmt habe, bekräftigt auch Pfarrer Keller in Siblingen, indem er mir bezüglich der im Schweizergebiet liegenden Strecke dieser Heerstrasse schreibt: „Stühlingen zu Juliomagus zu stempeln (wie schon „Leichtlen), ist absolut unerweisbar, trotz der hier aufgedeckten rö„mischen Baureste, unter welchen jedoch kein Legionsziegel nachge„wiesen werden konnte."

Hiernach beruht auch die Note von Fechter (siehe schweiz. Museum p. p. 232) auf Verwechslung. Bei Siblingen hingegen, wo Paulus den Aufgang der Strasse auf den Hohenranden annimmt, fand Keller mehrere Ziegel mit dem Stempel der 11. Legion, was jedoch nicht beweist, dass auch hier die in Vindonissa zu gleicher Zeit mit der genannten stationirte 21. Legion, welche eine so grosse Bauthätigkeit in der nordöstlichen Schweiz entwickelte, beschäftigt war. In dem in einem Seitenthal der Wutach 1 Stunde von Stühlingen im Klettgau liegenden Ort Schleitheim fand man zahlreiche, aber sehr zerstreute Baureste römischen Ursprunges mit Ziegeln der 11. und 21. Legion. Pfarrer Keller sowie der verstorbene bekannte Dr. Ferdinand Keller halten übrigens (nach brieflicher Mittheilung) die These: „Wo Legionsstempel, da militärische Station", nicht für stichhaltig, da im Anfang der Besetzung eines eroberten Landes, wo es noch an geschulten Maurern und Arbeitern mangelte, auch oft Soldaten bei der Errichtung von bürgerlichen Niederlassungen verwendet worden seien.

Bezüglich der Zugsrichtung der grossen Heerstrasse von Windisch oder Zurzach nach Rottenburg durch den Klettgau hält Pfarrer Keller

die Ansichten von Paulus für sehr wohl begründet, wonach er diese Strasse von Siblingen aus über den Hohenranden führt. Hier ist eine ziemlich breite alte Strasse und die hier gemachten Funde von römischen Münzen führt Keller auf die Römerzeit zurück, wo sie verloren gegangen sein müssen.

Die erste Station Tenedo der Heerstrasse hat bekanntlich Paulus in der Oertlichkeit des Heidegger Hofes entdeckt. Die zweite Station hiess Iuliomagus und ward von Paulus nach Hüfingen an der Breg verlegt.

Es unterbleibt hier jede weitere Auseinandersetzung, ob die nächste Station Brigobannis (nach Paulus Rottweil am Neckar) an der Breg zu suchen sei. Diese Frage dürfte endgültig erst durch Inschriftenfunde gelöst werden, die den richtigen Namen einer der ersten fraglichen Stationen bis Rottenburg feststellen. In Rheinheim oder Dangstetten, wohin Einige die Station Tenedo verlegen möchten, sind keine baulichen Funde gemacht worden, die auf das Vorhandensein einer solchen bedeutenden militärischen Anlage schliessen liessen.

Was den Namen Brigobannis der dritten Station anbelangt, so glaubt Dr. Buch nach einer mir zugekommenen Mittheilung, dass Brigobannis ein keltischer Ort sei. Der erste Theil des Wortes könne 1. von brieg, gallisch briga und irisch brigh (collis, mons), 2. von dem keltischen Personennamen Brigos, Brigo, Brigio etc., 3. vom keltischen Flussnamen Briga, französisch la Brèche (Breusche im Elsass) etc. herkommen. Das Wort banne hält Dr. Buch für identisch mit kymerisch benn (cornu), auch benna (so z. B. Cantobenna, Weisshorn). Es wäre also Brigobanne entweder: Das Horn des Brigos oder das Berghorn, oder auch das Horn an der Briga[1]).

Wir können nicht umhin zu bestätigen, dass in der That die Erhebung des sog. Hölensteines, auf welchem das Hauptwohngebäude der römischen Militärstation bei Hüfingen gelegen haben mag, hornartig in den Thalgrund der Breg vorspringt und die Oertlichkeit mit der Deutung von Brigobannis sehr wohl übereinstimmt. Auch ist ferner zu bedenken, dass nicht ohne Weiteres auf Grund der Einzeichnungen und Entfernungsangaben der sog. Peutingerschen Tafel, die doch nur eine Copie des Originals aus der römischen Kaiserzeit ist, die Oertlichkeit der Stationen bestimmt werden darf, wie es Paulus gethan hat. Wir betrachten daher die Frage, wie die Stationen heissen, zur Zeit als eine offene, die Lage der Zugsrichtung jedoch, wie sie Paulus bestimmt hat, als gelöst.

1) Der 4 km an der Breg oberhalb der römischen Niederlassung liegende Ort Bräunlingen hiess noch im Mittelalter Bregolingen.

Bei den Ausgrabungen in Hüfingen ward seiner Zeit (1846) leider unterlassen, die ganze Ausdehnung dieser bedeutenden Niederlassung durch einen Plan festzustellen. Wo ein so bedeutendes Bad ist, wie das in Hüfingen, muss auch das Wohngebäude des Kommandanten von Belang gewesen sein. Man darf wohl behaupten, dass der ganze Bergvorsprung zunächst oberhalb des Bades noch manche bemerkenswerthe bauliche Reste enthält und dass bei verständiger Durchforschung des umliegenden Terrains gewiss noch Denkmäler zu Tage gefördert werden, die das bisher auf der Station lastende Dunkel zu heben im Stande sind.

In unserer neueren hier angeschlossenen Strassenkarte haben wir noch die frühere Bezeichnung der Stationen beibehalten, wonach Iuliomagus nach Hüfingen, Brigobannis nach Rottweil und Arae Flaviae nach Unterilfingen zu verlegen ist.

Conservator Paulus, der Sohn des um die Klarlegung dieser Heerstrasse so verdient gewordenen Finanzraths und Conservators von Paulus (siehe Schwäb. Chronik Nr. 265 des Schwäb. Merkur vom 4. Nov. 1880) hat die Ruinen der Station in Unterilfingen im Jahre 1880 nochmals untersucht, und es unterliegt keinem Zweifel, dass die im Tannenhochwald versteckte, unter dem Namen „die versunkene Stadt Rockesberg“ bekannte Trümmerstätte ein römisches Castrum von ca. 1000 Schritten (750 m) Umfang war. Es bildete ein unregelmässiges Viereck mit abgerundeten Ecken. Die Wände sind 86 cm stark und bestehen aus Kleinschichtwerk des dort zu Tage stehenden Buntsandsteines. Die Ergebnisse dieser Untersuchung bestärken Paulus von Neuem in seiner Ansicht, dass hier die Station Arae Flaviae der Peutingerschen Tafel zu suchen ist.

Eine zweite Strasse, welche hauptsächlich militärischen Zwecken diente, haben wir bei der Mümlinglinie kennen gelernt. Sie verband von dem Flügelpunkt derselben am Neckar bei Gundelsheim die einzelnen Wachthäuser und Castelle bis nach Wörth am Main.

Die Untersuchungen über die Tracirung und den Oberbau dieser Strasse stehen noch in Aussicht. — Die Strasse von Strassburg nach Baden und von da über Ettlingen und Pforzheim nach Cannstatt haben wir in die Klasse der Handelswege eingereiht; ebenso können die Strassen VIII, IX und X meines Strassennetzes (siehe Heft 71 der Jahrbücher) nicht als Consularstrassen, sondern nur als Verbindungswege angesehen werden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Strasse IX von Worms

nach Ladenburg und von da nach Heidelberg vom Militär angelegt wurde, später aber der Munizipalverwaltung von Ladenburg zur Unterhaltung zugewiesen wurde. In den Waldungen der Gemeinden Virnheim und Lampertheim auf der Strecke von Ladenburg nach dem Rheinufer (Worms gegenüber) dürften sich noch die Spuren dieser Strasse nachweisen lassen, deren Erddamm ca. 1 m über dem Walddamm erhöht lag.

Ein weiterer Strassenzug, dessen Reste im Hardwalde bei Karlsruhe noch in einer Aufdämmung erhalten und vor Kurzem von da bis nach Hockenheim von Ingenieur Ammon verfolgt worden sind, hat in letzterer Zeit die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher in Anspruch genommen. Ammon hat das Resultat seiner gediegenen Forschungen, welche er auch rückwärts bis über Mühlburg hinaus in der Richtung nach Rastatt ausdehnte, in der Karlsruher Zeitung Nr. 287 vom 4. Dezember 1884 veröffentlicht, nachdem ich schon früher in meiner Topographie über die Umgebung von Karlsruhe (Verlag von Gutsch in Karlsruhe 1884) auf diese alte Strasse aufmerksam gemacht hatte. Die beiden Ausgangspunkte Mühlburg als Uebergangsstelle über die Alb und Hockenheim sind insofern von Bedeutung, als von ersterem Orte an sich das Hochgestade bis Kehl sehr gut zur Verbindung mit Strassburg eignet, und anderseits von Hockenheim bis Heidelberg der gerade, theilweise jetzt noch erhaltene Feldweg als eine Römerstrasse nachgewiesen ist.

Die Fahrbahnbreite der neu entdeckten Strasse ist durchschnittlich $5\frac{1}{2}$—$6\frac{1}{2}$ m, die Aufdämmung $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ m hoch; im Eggensteiner Walddistrikt (Saatschule) ist deutlich eine Kieseindeckung der Fahrbahn zu erkennen. Auf der 51 km langen Strecke dieser Strasse von Mühlburg bis Heidelberg wird keine Ortschaft berührt, vielmehr wird in drei Geraden von 20, 11 und 20 km die möglichst direkte Verbindung beider Endpunkte herzustellen gesucht. Weitere Untersuchungen stehen in Aussicht. Mühlburg ist übrigens nicht, wie Ammon annimmt, als römische Niederlassung, sondern nur als Fundort einer Bildsäule bekannt, an deren Fussplinthe die Inschrift Deae Abnobae Lucilius Moderatus. V. S. steht (in der hiesigen Sammlung).

Nach Ammon dürfte die Erbauung dieser Strasse in die ersten Jahre des dritten Jahrhunderts fallen und aus den acht in Heidelberg gefundenen Wegsäulen (siehe oben) geschlossen werden, dass sie schon 220 n. Chr. in Gebrauch war. Ich theile diese Entdeckung mit, ohne jetzt schon die Ueberzeugung zu haben, dass es sich hier um eine römische Strasse handelt. Hierfür wäre das Auffinden einer Wegsäule

in Mühlburg der beste Beweis. Dadurch würde überhaupt dieser Ort als der Uebergangspunkt einer römischen Strasse bestätigt sein und sich die Fortsetzung derselben nach Au, wo so viele Denkmäler gefunden worden sind und man eine römische Station zur Ueberfahrt über den Rhein nach Lauterburg vermuthet und weiter hinauf über Rastatt mit dem Anschluss an die Strasse von Baden nach Strassburg leicht erklären lassen.

Die acht in Heidelberg an der Bergheimer Strasse in einem Keller gefundenen Wegsäulen beweisen noch keinen Strassenzug über Hockenheim hinaus. Bisher ist nur erwiesen, dass die römische Strassenverbindung in gerader Richtung nach Hockenheim sich hinzog, wo die damalige Hauptüberfahrt über den Wassergiessen der Binnengewässer nach Altlusheim und von da über den Mittelrhein nach Speier gewesen sein wird. Sollte ferner die angebliche römische Heerstrasse, deren Bau nach Ammon in die Blüthezeit der römischen Colonisation fällt (220), auf eine Längenausdehnung von 51 km nicht auch eine Station und einige Wachthäuser gehabt haben und sollten solche von den Römern stets in solidem Gemäuer hergestellte Unterbauten in dem geschlossenen Waldbezirk der Hard so gänzlich verschwunden sein? Die Römer hatten übrigens zu jener Zeit ihre Hauptverbindungslinie im Rheinthal da wo jetzt noch die alte Bergstrasse von Frankfurt nach Basel hinzieht.

Die zahlreichen römischen Niederlassungen von Heidelberg aufwärts bis Offenburg namentlich am Ausgang der aus den Vorbergen des Schwarzwaldes kommenden Thäler[1]), ferner die Lage dieser Strasse, welche stets einen beherrschenden Ueberblick über die ganze Rheinebene bis zu den Vogesen gewährt, sprechen für die grosse Wichtigkeit dieser Strassenverbindung zur Römerzeit. Die directe Verbindung von Mühlburg durch den finstern Hardwald nach Hockenheim (Heidelberg) hatte wohl den Vortheil einer trockenen Lage, auch umging sie die Ueberbrückungen der Binnenflüsse, welche zur Römerzeit noch nicht durch das Hochgestade eingeschnitten gewesen sein werden (der Hauptdurchbruch war zur Römerzeit bei Hockenheim), aber durch den Umstand, dass sie gar keine Ansiedlung berührt, ist die Lösung der Frage, wer der Erbauer desselben gewesen ist, sehr erschwert. Könnte dieser Strassenbau nicht auch in die Zeit der ersten deutschen Könige fallen, welche zwischen Strassburg und Frankfurt eine directe Verbindung herstellen wollten?

---

1) Wisloch, Stettfeld, Ettlingen, Sulzbach, Baden, Bühl, Offenburg.

II. Die bürgerlichen Bauanlagen.

A. Die Dörfer (Vici).

Die Dörfer entstanden erstens durch die ausserhalb der Castelle errichteten Buden (canabae) der Wirthe und Krämer in Verbindung mit den Wohnungen der Familien der Legionäre, welche im Castell nicht geduldet wurden; zweitens durch die Vereinigung einzelner Gehöfte zu einem Gemeinwesen. Die Einwohner dieser Ortschaften hiessen Vicani. Die geschlossenen zusammengehörigen Ansiedlungen oder Territorialgaue der Gallier bezeichneten die Römer mit pagus; einige derselben zusammen bildeten eine civitas.

Durch den Fund von Inschriftensteinen sind die Namen einiger dieser römischen Ortschaften bekannt geworden.

Z. B. 1. der Vicus Bibiensis bei Sandweier in der Nähe von Baden (C. I. R. 1676).

2. Vicus Senotensis bei Wilferdingen (Remchinger Hof) (C. I. R. 1677), beide zur Civitas Aurelia Aquensis gehörig.

3. Lopodunum mit eigener Munizipalverwaltung wurde einem Inschriftenstein zufolge auch Vicus genannt.

4. Der Vicus Nediensis bei Lebenfeld, kürzlich aus zwei daselbst aufgefundenen Inschriftensteinen von Zangenmeister bestimmt (siehe hierüber Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschr. 1883 Nr. 141. S. 48). Diese beiden Steine sind in der Mannheimer, die vorher genannten in der Karlsruher Sammlung. Auch im Württembergischen finden wir die Namen von römischen Dörfern, so des Vicus Murrensis (Marbach), des Vicus Aurelius oder die zum Castell Oehringen am limes gehörige bürgerliche Niederlassung.

Von anderen Ortschaften, wie solche bei den Castellen Osterburken, Oberscheidenthal und Neckarburken, sowie bei der Militärstation Hüfingen bestanden haben, sind die Namen noch nicht ermittelt. Ebenso dürften Pforzheim mit den Niederlassungen im Hagenschiess und die Ettlinger Villen je einen Gemeindeverband (Vicus) gebildet haben.

Durch die Ausgrabungen an der alten Bergheimer Strasse bei Heidelberg (Vicus oder Pagus Nemetum), deren Ergebnisse Carl Christ in Pick's Monatsschrift 1879. Heft 6. S. 299 veröffentlicht hat, erhalten wir einen klaren Einblick in die bauliche Anlage einiger zu diesem Vicus gehörigen Gebäulichkeiten, von welchen jedoch nur noch die Reste der gemauerten Keller nachgewiesen werden konnten.

Diese bildeten unregelmässig gestaltete Vierecke von 2,7—3,5 m innerer Weite bei einer Mauerstärke von 0,5 m mit einem als Eingang dienenden Anbau von 1,1 m Breite und 1,1—1,5 m Länge. Die Tiefe des inneren Bodens dieser Gebäude liegt etwa 2 m unter dem Niveau der römischen Strasse, so dass alle noch vorhandenen nicht über 2 m hohen Theile des Mauerwerkes ursprünglich unter der Bodenfläche lagen.

Die innere Flucht der Wände zeigte ein Schichtmauerwerk von sauber gearbeiteten kleinen Schichtsteinen; die Fugen waren mit Mörtel glatt gestrichen und sodann die inneren Flächen mit einer weiss-gelblichen Farbe bemalt; auf ihnen waren künstliche Fugen mit einem dunkelrothen Strich einlinirt. In den Seitenwänden waren theils halbkreisförmig eingewölbte, theils mit einem geraden oder dachartigen Sturz versehene kleine Nischen angebracht.

In der Wand dem Eingang gegenüber waren die Reste eines Kellerloches mit der charakteristischen Bankschräge bemerkbar.

Das Innere dieser Räume war mit Fragmenten von Dachziegeln, Gefässscherben, Handmühlen und Resten von Holzkohlen und Asche, ebenso wie mit Mauersteinen und Speiss angefüllt. Unter den vorgefundenen Hausteinen erkennt man in mehreren Reste von Fensterbänken, Treppensteinen etc. Einzelne Stücke mit Zapfenlöchern dürften zu dem Thürgestell des Kellereinganges gehört haben.

Es sind diese aufgedeckten Souterrains also nichts anderes, als die zu den Wohnungen gehörigen Kellerräume, welche in solchen Fällen allein gemauert waren, während der darüber befindliche Wohnraum nebst einem etwaigen Anbau von Holz gewesen sein muss.

Christ bemerkt ferner, dass der Eingang bei fast sämmtlichen Gebäuden auf der von der Strasse abgewendeten Seite lag, und dass die über diesen Kellern errichteten Holzbauten grössere Dimensionen als diese gehabt haben dürften. Es deuten darauf auch einzelne aufgefundene mit den fraglichen Kellerwänden nicht zusammenhängende Fundamentmauern, welche nur 0,6—0,7 m unter die antike Bodenebene hinabreichten.

Das Material, aus welchem die Mauern dieser Häuschen bestanden, war rother Sandstein aus dem Neckarthal, untermischt mit dem gelben Kalksandstein von Handschuhsheim. Theile oder Spuren eines Estrichs von Ziegelmörtel haben sich nicht vorgefunden. In einem Gebäude wurde ein 1 m langer, 0,3 m tiefer und breiter Steintrog ausgegraben, welcher wohl einem Bäcker oder Töpfer gehört haben wird. Ferner zeigte sich in der Mitte eines Kellers ein mit einer Steinplatte

bedeckter cylindrischer ausgemauerter Schacht von 0,7 m Weite und 2 m Tiefe, angefüllt mit Scherben und Thierknochenresten. Christ glaubt, dass dieser Schacht zur Aufbewahrung werthvoller oder längere Zeit bei Seite zu stellender Vorräthe diente.

B. Die ländlichen Gehöfte.

(Der römische Zehnthof. — Villa rustica, urbana.)

1. Einleitung. Die meist in abgelegenen Seitenthälchen entdeckten Ruinen alter Gebäulichkeiten, welche man noch vor Jahrzehnten fast allgemein in Süddeutschland auf römische Militärbauten, auf Castelle oder Stationen zurückzuführen suchte, sind den neuesten Ausgrabungen und Erfahrungen gemäss nichts anderes, als die Ueberreste von römischen landwirthschaftlichen Gehöften von einem bestimmten Gepräge. In diesen baulichen Anlagen erkennen wir den Schwerpunkt der römischen Colonisation im Zehntlande und den Fortschritt ihrer friedlichen Entwicklung.

Es ist deshalb von grossem Interesse für den Alterthumsforscher, diese bürgerlichen baulichen Anlagen genauer kennen zu lernen. Leider wurde früher bei den Ausgrabungen nicht immer mit der nöthigen Vorsicht verfahren und nur in seltenen Fällen der Grundplan einer solchen Aufdeckung festgestellt. Aber aus dem wenigen, was wir aus den früheren Zeiten besitzen, und auf Grund einiger sorgfältig behandelten neueren Ausgrabungen wollen wir doch das Bild eines solchen landwirthschaftlichen Gehöftes und seiner baulichen Einrichtung so gut als möglich zu entwerfen suchen.

Das Dunkel, welches noch über manchen Mauerresten bezüglich ihres Zweckes schwebt, wird immer mehr gelichtet werden durch die Vergleichungen der einzelnen Ausgrabungen in den verschiedenen Landestheilen der Zehntlande.

Vitruv, der bekannte römische Schriftsteller, hat im Buch VI, 6 auch den Landbau, d. h. die Landwirthschaft und die bauliche Anlage der Hofgebäude behandelt. Die Landwirthschaft war schon bei den Römern auf einer hohen Stufe der Vervollkommnung und blieb stets ein Gegenstand, dem sie grosse Sorgfalt zuwandten. Wir werden in der Folge sehen, dass die römischen Höfe im Zehntlande ganz nach altrömischem Muster angelegt und betrieben wurden. Es würde zu weit führen, hier eine Aufzählung aller der umfassenden und pedantischen Vorschriften zu geben, welche Vitruv an der angeführten Stelle

für die Anlage eines landwirthschaftlichen Gehöftes für nöthig erachtet und wollen wir nur im Einzelnen darauf zurückkommen.

Die Zehnthöfe sind bürgerliche Niederlassungen, sie sind erst entstanden, nachdem das Zehntland militärisch besetzt und die römische Reichsgrenze gezogen war. Wie in Kleinasien schon früher, so hat man auch im Zehntlande den Veteranen des Heeres als Belohnung für treugeleistete langjährige Dienste grössere Areale des eroberten Landes zur Bebauung und zum landwirthschaftlichen Betriebe mit der Verpflichtung überlassen, einen Theil des erzielten Ertrages dieser sonst von allen öffentlichen Lasten befreiten Güter an die Regierung oder an die den Höfen zunächst liegenden Militärstationen abzuliefern. Auf diese Art der Besteuerung, welche im eroberten rechtsseitigen vom limes eingeschlossenen Rheinlande den zehnten Theil des Ertrages betragen haben wird, dürfte die Benennung Zehntland (agri decumates) zurückzuführen sein.

2. Die Lage der Zehnthöfe trifft nur selten mit der hierüber von Vitruv gegebenen Vorschrift zusammen, welcher ihre Orientirung strenge dem Aufgange der Sonne zu verlangt. Wir finden sie im Zehntlande allen Windrichtungen zugekehrt, doch stets so am Fusse eines Waldgebirges, dass sie durch dasselbe vor den rauhen Winden geschützt sind und aus einer nahen Quelle das zur Landwirthschaft und zum Hausgebrauch nöthige Wasser beziehen konnten. Bei der Wahl des Terrains dieser Zehnthöfe war jedenfalls auch das Vorhandensein von Wiesengründen, die zur Ernährung des Viehes unentbehrlich waren, entscheidend.

Betrachtet man heutzutage die Oertlichkeiten der meisten römischen Villen, so muss man die von den Verkehrswegen mehr oder weniger entfernte Lage in abgelegenen Seitenthälchen am auffallendsten finden, es mag dies seinen Grund in der Anschauungsweise des Colonisten haben, welcher eine solche Abgeschiedenheit liebte. Früher galt der Grundsatz, wo eine römische Niederlassung ist, muss auch eine römische Strasse sein, und namentlich war es Vetter, welcher, auf diese Annahme gestützt, das wunderlichste römische Strassennetz zusammengestellt hat[1]).

Unter sich und mit den Hauptverkehrsstrassen waren wohl zur Römerzeit die Zehnthöfe nur durch Saumpfade verbunden, nur in seltenen Fällen wird ein Hofbesitzer im Zehntlande ein Pferdegespann besessen haben.

1) Siehe Vetter, Archivregistrator, Ueber das römische Ansiedlungs- und Befestigungswesen im südwestlichen Deutschland, Karlsruhe 1868.

3. Grunddispositionen der Zehnthöfe. — Die Erfordernisse eines römischen Zehnthofes mit den hierzu gehörigen Gebäulichkeiten sind im wesentlichen immer dieselben, ob dieser Hof in grösserem oder kleinerem Massstabe angelegt war, oder ob er einem reicheren oder weniger bemittelten Colonisten angehörte. — Den römischen Lebensgewohnheiten, der römischen Sitte und den Grundsätzen des landwirthschaftlichen Betriebes gemäss sehen wir jeden, auch den kleinsten Hof eines römischen Colonisten eingerichtet. — Die Einflüsse des rauhen Klimas, die abgelegene Lage, die Sicherheit und der Schutz vor Einfällen und vor dem Angriff der Raubthiere erforderten im Zehntlande eigene Vorkehrungen.

Vor allem war der ganze Hof mit einer geschlossenen, dem Schutze dienenden hohen Mauer umgeben. Wir finden solche mit regelrechtem und sauberem Kleinschichtmauerwerk aufgeführt (0,6—0,8 m stark), und obgleich nur noch die Substructionen derselben erhalten sind, so dürfen wir die Höhe einer solchen doch zu 2—2½ m annehmen. — Das Hofareal bildete stets ein unregelmässiges Viereck mit scharfen Ecken, zum Unterschied von den Castellen, bei denen die Ecken abgerundet waren. In einer der meist geraden Umfassungsmauern befand sich der Haupteingang, welcher mit hölzernen Thorflügeln geschlossen werden konnte. — Die kleineren Höfe hatten ein Areal von 70 ares, die grösseren, wie die Villa Messkirch, ein solches von 700 ares. Die Anzahl der in diesen Höfen errichteten Einzelgebäude betrug 5—13, je nach dem Ansehen des Colonisten und nach der Ausdehnung des landwirthschaftlichen Betriebes.

Auf dem durch seine Lage die Umsicht beherrschenden Theil des Hofes stand stets das Wohngebäude der Herrschaft oder der sog. toskanische Hof; in nächster Nähe die Dienstgebäude, etwas entfernter die Stallungen mit den einzelnen Höfen für das Hausvieh, wenn es nicht zur Weide geführt werden konnte, ferner ein Geflügelhof mit einem Teich und in der unteren Lage des Hofes zunächst an einer Ecke der Umfassungsmauer das Badegebäude.

Ein ziemlich anschauliches Bild eines solchen Zehnthofes gibt der Grundplan der Villa im Hagenschiesswalde bei Pforzheim (Taf. II Fig. 1)[1].

Die äussere Ansicht eines römischen Zehnthofes mit der geschlossenen Umfassungsmauer darf man sich nicht zu einförmig vor-

1) Vgl. hierfür auch den Bericht der Ausgrabung der Villa in der sog. Altstatt bei Messkirch in diesen Jahrbüchern Heft 74.

stellen. Schon die Lage an den der Sonne zugekehrten flachen Abhängen in der Mitte saftig grüner Wiesengründe und umgeben von hochstämmigen Waldungen war ganz dazu angethan, dem römischen Landsitze einen anmuthigen und idyllischen Charakter zu verleihen. Dann waren die Aussenwände, selbst der Umfassungsmauern, wie die Wände der einzelnen Gebäude mit einem Stuck verkleidet, in Felder eingetheilt und vielleicht auch theilweise bemalt.

Die Lebendigkeit in den Grundformen, welche selbst die einfachsten römischen Bauanlagen auszeichnet, ist bekannt und fand auch bei dem Bauwesen im Zehntlande eine entsprechende Anwendung, wie wir bei den Einzelbauten, namentlich bei der Anlage des Hauptwohngebäudes und der Badeanstalt sehen werden. Im Vergleiche freilich zu den italischen Bauten, wo die Kunst ihre höchste Ausbildung erreichte, wo das Haus eines wohlhabenden Bürgers einen palastähnlichen Anblick gewährte und im Innern die werthvollsten Kunstschätze theilweise in den edelsten Metallen und Steinarten prangten, macht unser Zehnthof einen ärmlichen Eindruck. Um so mehr muss es den Vaterlandsfreund reizen, diese einfachen baulichen Verhältnisse genau kennen zu lernen, um daraus eine richtige Vorstellung von dem römischen Colonisationsleben in den Zehntlanden zu erhalten.

4. Das Wohngebäude und seine Einrichtung. Die Grunddispositionen des Wohngebäudes unserer römischen Villen finden wir in der alt-italischen Anlage des toskanischen Hofes, wie er in der damaligen Zeit einem römischen Bürger als Landsitz diente.

Der Mittelpunkt dieser ursprünglich einfachen toskanischen Hausanlage ist der Hof (Atrium). Er enthält die Eingänge der denselben einschliessenden Wohnräume und Vorrathskammern. Die Aussenseiten waren durch eine Mauer geschlossen und nur die Vorderseite derselben enthielt einen Eingang, der in einen gedeckten Gang (das Vestibulum) führte. Zu beiden Seiten desselben bemerkt man Flügelbauten (alae), die etwa 2—$2^1/_2$ m über die Hauptfront pavillonartig hervorspringen.

Der Flügel rechts des Einganges umfasste auf die ganze Tiefe des Hofes die Wohnräume der Herrschaft, während der linksseitige weniger breite für die Unterkunft der Hausdienerschaft und für die Vorrathskammern bestimmt war. Auf der Rückseite, dem Eingang gegenüber, verband ein bedeckter Gang die beiden Enden der Flügelbauten.

Der Hof (Atrium), in welchen die gegen denselben geneigten

Dächer (sogen. Pultdächer) das Regenwasser abgaben, war theilweise durch den Dachvorsprung bedeckt, wohl auch im Sommer gegen die Sonnenstrahlen durch ein darüber gespanntes Segeltuch geschützt. — Hier war in der wärmeren Jahreszeit der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der Hausbewohner.

Die Reste des Compluviums, des in der Mitte des Hofes befindlichen gemauerten Behälters, in welchen sich das Regenwasser sammelte, konnte bei den Wohngebäuden unserer Zehnthöfe nicht nachgewiesen werden. Die Ableitung des Regenwassers dürfte daher bei der Annahme, dass bei uns die Dächer gegen den Hof geneigt waren, auf directe Art über die Mauer bewerkstelligt worden sein. Man muss auch in dieser Beziehung die in Italien zur höchsten Vollkommenheit gesteigerten baulichen Einrichtungen nicht als Norm für die im Zehntlande massgebenden einfachen und primitiven Colonisationszustände aufstellen. Ebenso wie schon Gallien gegenüber Italien eine Abnahme der Kunst im Bauwesen, in der Ausstattung und Einrichtung der Innenräume der Wohngebäude und Bäder zeigt, so finden wir auch wieder bei uns ein ähnliches Verhältniss im Vergleich zu Gallien.

Wie die einfachen Blockhäuser der Einwanderer im fernen Westen Nordamerikas den mit allen Bequemlichkeiten des Lebens kunstvoll ausgestatteten und eingerichteten Palästen der Weltstadt New-York gegenüberstehen, so wird sich auch das Wohngebäude des Colonisten im Zehntlande zu den Palästen Roms verhalten haben. Wenn man bedenkt, wie unsicher die Besitzverhältnisse in dem Zehntlande, einem militärisch nicht sehr stark besetzten Vorlande zunächst des limes waren, so darf man wohl annehmen, dass reichere Bürger sich hier kaum niederliessen und auch das Bauwesen zu keiner bedeutenden Kunstentwicklung kommen konnte. Zudem weiss man auch, dass die friedliche Entwicklung der römischen Cultur hier im Gegensatze zu Gallien eine kurze war und kaum vom Jahr 90 bis zum Jahr 260, wo die ersten Masseneinfälle der Alemannen stattfanden, gedauert haben wird.

Betrachten wir das Normalhaus eines Bürgers zu Pompeji, wie es sich häufig abgebildet findet [1]), so erscheint ein solches dem Wohnhause eines Gutes im Zehntlande gegenüber wie ein Palast, und doch war Pompeji nur eine mittlere Provinzialstadt des grossen römischen Reiches. Während bei dem Wohnhaus eines ver-

---

1) Am besten bei J. Overbeck, Pompeji in seinen Gebäuden und Alterthümern. 4. Auflage. Leipzig 1884.

mögenden Bürgers in Italien das Atrium gleichsam nur als Vorhalle diente, in welcher der Patron seine Clienten empfing, während der Mittelpunkt der eigentlichen Wohnung hinter dem Atrium, in dem schönen offenen von Säulen eingeschlossenen Raum (peristylum) lag, an den sich zu beiden Seiten die Wohn- und Schlafgemächer der Herrschaft anreihten, schloss das Wohngebäude des römischen Zehnthofbesitzers schon mit der Rückseite des Atriums ab.

Wie die römischen Häuser in unsern Städten ausgesehen haben, ist durch Nachgrabungen kaum mehr nachzuweisen. Es waren (wie z. B. in Baden und Ladenburg) ausser den Regierungsgebäuden kaum mehr als einfache Holzgebäude mit gemauerten Kellern vorhanden[1]). Im Grundplan der Villa im Sinsheimer Walde (Taf. II Fig. 6) besitzen wir ein sehr klares Bild eines römischen Wohngebäudes, welches als Norm für alle ähnliche Fälle dienen kann, wesshalb wir uns vielfach darauf berufen werden.

Betrachten wir noch einmal die schon oben genannten Flügel (alae), so begegnen wir an der Vorderseite eines derselben zuerst dem Keller, dessen Boden stets $1\frac{1}{2}$—2 m tiefer liegt, als der Hof und das Vestibulum.

In denselben führen stets einige Treppen, auch befindet sich in der Wand des Ganges vor der noch erkennbaren Thürbank eine kleine Nische, welche wohl zur Aufstellung des Lichtes während des Oeffnens der Thüre bestimmt war.

Im Keller selbst fallen uns stets die Nischen in den Mauern auf, in welche man die Krüge stellte, auch war im Keller ein Haufen Sand, um die unten spitzgestalteten Amphoren bequem hineinstecken zu können. Ferner zeichnet sich der Keller stets durch einen in der Mauer befindlichen Kellerhals aus, der Licht von oben beiführte.

An den Keller reihten sich 3 bis 5 Wohnräume an, von welchen einige geheizt werden konnten. Das grösste dieser Zimmer war meist mit einem rundlichen Ausbau versehen und mag als Speisezimmer gedient haben. Weiter war eines der Zimmer der Schlafraum, während die Küche mit den Vorrathskammern im andern Flügel gewesen sein mag. Aus den bei einigen Villen daselbst gefundenen Knochenresten von Hausthieren hat man auf eine dementsprechende Oertlichkeit geschlossen, im übrigen beruht ja hier sehr

1) Derartige zerstreut liegende Wohngebäude längs der Strasse wurden bei Heidelberg aufgedeckt.

viel auf Vermuthungen, die durch immer sorgfältigere Ausgrabungen und Erörterungen gehoben werden dürften.

Betrachten wir die baulichen Theile der Gebäude im Einzelnen, so treten uns dabei folgende Einrichtungen vor Allem entgegen:

a. Die Heizeinrichtung. Diese, welche man in Italien nur zu Badezwecken anwendete, wurde in den Zehntlanden des rauhen Klimas halber auch auf die Erwärmung der Wohnräume ausgedehnt. Wir finden im Wohnhaus der römischen Villa stets 1—2 Zimmer mit der sog. Hypocausteneinrichtung versehen, die es ermöglichte, eine sehr behagliche Wärme in den Zimmern zu erzeugen. Dies geschah durch das System der trockenen Luftheizung. Es wurde nämlich in einem ausserhalb der Mauerwände angebauten Schürofen (praefurnium) durch Verbrennen von Holz oder Kohlen die heisse Luft erzeugt und von da durch die Mauer in das Wohngebäude geleitet. Diese Praefurnien zeichnen sich stets durch besonders starke Wandungen und das feuerfeste Material aus, mit welchem sie bekleidet sind. Ein noch gut erhaltenes Praefurnium ist das des unteren römischen Bades in Baden, von welchem wir in Fig. 13 eine Abbildung geben.

Durch die 70 cm hohe und 40 cm breite Oeffnung tritt die heisse Luft in das Hypocaustum. Das Praefurnium selbst, 2,8 m hoch, 2 m breit und 2,5 m lang ist eingewölbt und die Wölbfläche mit Platten verkleidet.

Der hohle Raum des Hypocaustum von der ganzen Ausdehnung des Zimmerbodens hatte in der Regel eine Höhe von 45—60 cm. Der obere Boden heisst bei den Schriftstellern auch der schwebende Boden (suspensura). Er wird getragen von ebenso hohen Pfeilern, die entweder aus viereckigen oder runden Ziegelplatten zusammengesetzt sind, oder ganz aus Stein bestehen, wenn sich solche dazu eignen (siehe Fig. 5 und 12a). Bei 25 cm Seite messenden etwa 4—5 cm starken Ziegelplatten beträgt der Zwischenraum nicht über 30 cm.

Der oberste Ziegel, die sog. Kapitälplatte ist grösser und bezweckt eine bessere Auflage der eigentlichen Deckplatten, von denen sich stets 4 im Mittelpunkt des Pfeilers treffen. Auf diesen Deckplatten liegt wieder ein Gussmörtelboden, ähnlich wie der, auf dem die Pfeiler stehen (siehe Fig. 12). In der Sandsteinformation trifft man, wie oben bemerkt, nicht nur die Pfeilerchen, sondern auch die Deckplatten von Hausteinen; oft wechseln erstere, wie bei den Bädern Fig. 9 und 10 auch mit solchen aus Ziegeln zusammengesetzten ab.

Eine ganz besonders sinnreiche Einrichtung ist ferner die Führung der heissen Luft durch die Seitenwände vermittelst der sog. Kachelröhren (tubuli), mit welchen sie verkleidet waren. Diese Kacheln waren 20—30 cm hoch, 8—12 cm breit, bei 1,5—2 cm Wandstärke. In der Mitte der Schmalseite dieser Kacheln befinden sich verschieden gestaltete Oeffnungen, so dass die heisse Luft sich auch seitlich verbreiten konnte (siehe Fig. 12 und 16). Diese Wandheizung wurde oft auf die Erwärmung eines anstossenden Zimmers ausgedehnt, indem man die Kachelstränge quer durch die Mauer führte; eine solche Einrichtung, welche bei einer Villa im Elsass nachgewiesen wurde, ist in dem Geschichtswerk von Schöpflin abgebildet[1]. In andern Fällen sehen wir behufs Erwärmung weiterer Gemächer die heisse Luft mittelst Dohlen von einem Hypocaustum zu einem andern geführt, wie dies in Fig. 8 beim Bad in Hüfingen dargestellt ist. Die unterste Reihe der Wandkacheln sass mit dem Rande theils auf der Kapitälplatte des der Mauer zunächst stehenden Pfeilers, theils auch auf einem Absatz der Mauerwandung auf, so dass die heisse Luft frei in den hohlen Kachelraum einströmen konnte.

Hier muss auch noch angeführt werden, dass die durch das Verbrennen von Holz im Praefurnium erzeugte heisse Luft zuerst einen ca. 50 cm breiten ca. 1—2 m langen Kanal passirte, ehe sie in das eigentliche Hypocaustum eintrat. Die Substructionen dieser Art von Praefurnien mit den Kanalleitungen waren noch am besten bei den Badegebäuden Fig. 8, 9 und 10 zu erkennen. Es ist selbstverständlich, dass auf diese Weise die geläuterte heisse Luft in das Hypocaustum eingeführt wurde.

Die Kachelröhren waren an der Wand meist mit eisernen Hacken (uncini) befestigt, von welchen bei den Ausgrabungen noch allenthalben Theile gefunden werden. Damit die eigentliche Wandverkleidung, bestehend in einem oft 6—10 cm starken Stuck, der meist in mehreren Lagen aufgetragen wurde, besser haftete, haben die Kachelröhren an der Aussenseite die schlangenförmigen oder diagonal-liniirten Einfurchungen (siehe Fig. 16).

Die Frage, wie die heisse Luft oben aus den Kachelröhren ausströmte und wie überhaupt der Luftzug regulirt wurde, ist schwer zu lösen, da bei uns keine römische Ruine mehr bis zu dieser Höhe erhalten ist und in Italien diese Heizeinrichtungen für die Privatgebäude nicht

---

1) Schöpflin, Alsatia illustr. Bd. I Taf. 9.

nöthig waren. Zur Erwärmung der Wohnräume genügte dort in der alten Zeit das Kohlenbecken oder der Küchenherd. — Es dürfte auch sonst über den Hypocaustenbetrieb noch manches aufzuklären sein. Charakteristisch sind die dicken Wände der Mauern zunächst dem Eingange der Heizung und die Anwendung von feuerfestem Material an diesen der Hitze am meisten ausgesetzten Stellen. Ebenso war der Fussboden des Zuleitungskanales, welcher sich oft noch ca. 1 m in das Hypocaustum hinein erstreckte, stets mit senkrecht stehenden tief eingefurchten Ziegeln ausgerollt, deren Fugen mit Lehm verstrichen sind.

Auffallend ist ferner, dass man bei den Ausgrabungen verhältnissmässig so wenig geschwärzte oder mit Russ überzogene Hypocaustenpfeiler findet, ein Beweis, dass doch eine sehr geläuterte heisse Luft in dem Hypocaustum gewesen sein muss, und dass auch mit Kohlen geheizt worden sein dürfte.

Oberst von Cohausen sagt in seiner Beschreibung der römischen Bauwerke (siehe Annalen des Vereins für Nassau: Alterthumskunde und Geschichte 17. Band), dass es auch, wie z. B. in Marienfels, Hypocausten ohne Wandheizung gebe, und dass man namentlich bei der Saalburg in den vier Ecken kleiner Stuben je eine viereckige oder runde Oeffnung gefunden habe, durch welche die Luft aus dem Boden des Hypocaustums ohne weiteres in den Wohnraum eintrat[1]).

De Caumont bemerkt in seinem Abécédaire d'Archéologie S. 19, dass in Gallien noch nach der Vertreibung der Römer die Hypocaustenheizung in Gebrauch gewesen und auch später nachgeahmt worden sei. Ebenso beweise der Plan der Abtei von St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert, dass man dort zur Erwärmung des Refectoriums ein Hypocaustum nach römischem Muster eingerichtet habe. — Bei uns verdrängte das Kamin vollständig diese Bodenheizung, weil es zwei Hauptzwecke erfüllte, und zwar einmal die Heizung des Gemaches und dann den Gebrauch des Feuers oder des Heerdes zur Bereitung der Speisen.

Uns ist nur ein Beispiel einer Art von Hypocaustum in Schwaben aus späterer Zeit bekannt und zwar im Kloster Maulbronn. Hier befindet sich über einem ca. 3 m breiten, ca. $3^{1}/_{2}$ m langen stark eingewölbten kellerartigen Raum ein Gemach, dessen Boden 6—8 runde,

1) Es waren selten sämmtliche 4 Wände des Zimmers mit Kacheln verkleidet. Diese Einrichtung beschränkte sich meist nur auf einzelne Wände.

ca. 12 cm weite Löcher enthält, welche mit dem untern Raum in Verbindung stehen. Unstreitig diente früher das obere Gemach den Mönchen als Schwitzstube und Badezimmer, auch beweisen die von der Hitze stark angegriffenen Mauerwände des unteren Raumes, dass hier die Heizkammer oder ein Praefurnium war. Diese Heizeinrichtung ist aber doch zu verschieden von der römischen, als dass darin eine Uebertragung oder eine Nachahmung der letzteren vorausgesetzt werden könnte.

b. Die römische Dachdeckung war eine ebenso charakteristische, wie die eben besprochene Heizung und fand auch diese bei uns nach der Römerzeit keine Anwendung mehr. Sie war eine ausserordentlich schwere und setzt wenig geneigte Dächer voraus, wie solche auch heute noch in Italien und Griechenland gebräuchlich sind. Das steile und hohe mittelalterliche Giebeldach erforderte eine leichtere Dachdeckung und eine solidere Befestigung der Ziegel.

· Der oft bis 9 Kgr schwere römische Dachziegel (tegula) von einer durchschnittlichen Länge von 42—49 cm und einer Breite von 35—36 cm hatte an den Längsrändern zwei stark hervortretende Leisten. Der am untern Theil derselben befindliche Ausschnitt ermöglichte das Eindecken des nachfolgenden Ziegels (siehe Taf. II Fig. 14), so dass mit Einschluss der Deckung der beiden Leisten durch die Hohlziegel (imbrices) eine gute wasserdichte Dachdeckung erzielt wurde. Charakteristisch ist die Verjüngung der Masse der Leisten- und Hohlziegel nach oben, bei ersteren von 4 auf $2^1/_2$, bei letzteren von $2^1/_2$ auf $1^1/_2$ cm. — Wie die römische Dachdeckung war, zeigt die Fig. 14. Hinzuzufügen ist nur noch, dass die unterste Reihe der Platten durch eine Querlatte gehalten war, dass aber die einzelnen Ziegel mit den Rändern auf den Sparren (capreoli) auflagen.

In Italien wie auch in Griechenland gab man den obersten nach oben und den untersten nach unten liegenden Hohlziegeln der Dachdeckung palmettenartige Abschlüsse, die man Antefixen nannte (s. Fig. 14a). Das Bruchstück eines solchen hat Oberst v. Cohausen nach einer brieflichen Mittheilung an mich in Mainz entdeckt. Wir dürfen aber wohl annehmen, dass sich die Colonisten diesseits des Rheines im Allgemeinen keine solche künstlerische Ausschmückung der Dächer erlaubten. Hingegen weist ein in der hiesigen Alterthumshalle befindliches Dachziegelstück darauf hin, dass die römischen Dächer im Zehntlande auch mit Luken versehen waren, durch welche dem Innenraum des Daches Luft und Licht zugeführt werden konnte. Einen solchen Dachlukenziegel zeigt die Fig. 14 b. (Das Fragment ist in der Zeichnung ergänzt.)

In Italien und in Griechenland, wo die Dachdeckung die alte geblieben und nur sehr wenig von der alt-römischen verschieden ist, gibt es auch noch eigens geformte Ziegel (tegulae colliciares) an den Schnittflächen zweier Dächer.

c. Die Fussböden und Estriche. Es ist eine Eigenthümlichkeit der römischen Bauweise, dass sie keine hölzernen Bodenbelage kannte. Selbst bei den einfachsten baulichen Anlagen bestand der Estrich in einem Plattenpflaster oder festgestampftem Grund von Lehm. Der römische Boden oder Estrich wurde hergestellt, indem man auf die gleichmässig geebnete Erde eine 10—20 cm hohe mit Ziegelbrocken vermischte Mörtelschicht auftrug, welche die Unterlage des eigentlichen Ziegel- oder Plattenbelages bildete. Sehr oft wurde die Oberfläche des Gussmörtels gefärbt und dann fein abgeschliffen (nach einer in der Stadt Signia in Italien gemachten Erfindung auch opus signinum genannt), wodurch ein granitartiges Aussehen des Estriches erzielt wurde. Wo Marmorplättchen in der Nähe zu finden waren, wie in der Nordschweiz, und an der oberen Donau die sogen. Kolbinger Plättchen (aus einem Bruch im Amt Tuttlingen), welche zur Römerzeit bis in die Gegend von Köngen versandt wurden, sieht man die Boden- und Wandverkleidungen aus diesem Materiale hergestellt, gewöhnlich jedoch findet man die kleineren Ziegelplättchen, oft in fischgratartiger Zusammensetzung (wie beim Hüfinger Bad) als obersten Bodenbelag.

Von eigentlichen feineren Mosaikarbeiten (opus musivum) haben wir in unserem Land nur ein im Jahre 1847 in Stühlingen aufgedecktes Stück, das sich jetzt in der hiesigen Alterthumshalle befindet. Bekannt ist der in Rottweil gefundene Mosaikboden, den Orpheus darstellend (in der Lorenzkapelle zu Rottweil aufbewahrt).

Wie in Italien, so war es auch bei uns nur die Vorhalle oder ein Theil des Vestibulum, welche mit solchen Mosaikboden geziert wurde. Das Zehntland zeichnet sich auch in dieser Beziehung durch eine grosse Einfachheit aus, es konnten sich die Besitzer der Zehnthöfe eine solche theuere Ausschmückung ihrer Eingänge nicht erlauben.

d. Die Wandungen und Decken der Zimmer. Schon bei den Heizeinrichtungen haben wir erwähnt, dass die Kacheln an ihrer Aussenseite mit einem starken Stuck bis 10 cm Stärke verkleidet waren. Derselbe bestand aus gewöhnlichem Ziegelmörtel, hierauf kamen feine mit Marmor und Gypspulver gemischte Speislagen, die mit einem

Schlagholz (Carulus) festgeschlagen und dann noch glatt abgerieben wurden.

Selbst in den bescheidensten Gemächern sind die so hergestellten Wände bemalt. Ueber die Art und Weise, wie diese aus den buntesten Farben bestehenden Malereien, die sich unter Erde bis heute oft in auffallender Frische erhalten haben, hergestellt wurden, gehen die Ansichten der Sachverständigen auseinander. Nach der einen sind sie enkaustisch aufgetragen, d. h. die mit Harz und Wachs angemischten, durch ein ätherisches Oel flüssig gemachten Farben wurden mit dem Pinsel aufgetragen und dann mit einem angeglühten Eisenstabe in die Grundlage verschmolzen und zugleich verrieben und unter sich abgetönt. Nach einer anderen Ansicht sind die Farben al fresco oder a tempera auf die Wand aufgetragen.

Grössere historische Gemälde hat man im Zehntlande nicht aufgedeckt, am häufigsten sind hier einfache Liniirungen in verschiedenen Farben, Nachbildungen von architektonischen Gliederungen, von Arabesken und von Blumen. Auch findet man oft die Wandfläche einfach mit dem bekannten Pompejanischroth bemalt, von Liniirungen in gelb und blau begrenzt.

Der untere Theil der Wandungen ist meist auf Meterhöhe mit Marmor- oder Sandsteinplättchen verkleidet, von welchen bei den Ausgrabungen manche noch mit den zur Befestigung dienenden Nägeln in den Löchern aufgefunden wurden.

Auch bemerkt man stets noch am Zusammenstoss der Wand mit dem Boden den Viertelrundstab in Stuck, welcher die Fuge zu decken bestimmt war (siehe Fig. 12 Taf. II).

Wie die Decken der Zimmer beschaffen waren, lässt sich natürlich aus den nur ca. 1 m über der Bodenhöhe erhaltenen Ruinen nicht mehr nachweisen.

e. Von den Thoreingängen und Thüren unserer römischen Villen sind meist nur noch die steinernen Schwellen oder Bänke (limen) vorhanden. Aus dem Mangel der übrigen Verkleidungsstücke darf man schliessen, dass solche, wenigstens die Seitenwandungen, in Mauerwerk bestanden, und oben eingewölbt oder mit einem hölzernen Sturz versehen waren.

Die römische Thüre lief oben und unten in Zapfen (cardines), was die in den steinernen Schwellen noch allenthalben vorhandenen Löcher von ca. 6 cm Tiefe am besten beweisen. Auch bei den Thorverschlüssen, Thüren und Fensteröffnungen mussten die Colonisten der

Zehntlande den Umständen, namentlich dem Klima entsprechende Vorkehrungen treffen.

Während es in Italien genügte, die Thüreingänge vom Atrium oder Peristylum aus mit Teppichen zu verhängen und abzuschliessen, war im Zehntlande ein dichterer und sicherer Verschluss aller Oeffnungen nothwendig. Man fand zwar beim Ausgraben unserer Ruinen hier und da auch Schlüssel, namentlich bei den Eingängen in die Keller, aber im allgemeinen lassen die steinernen Schwellen mit ihren eigenthümlichen Einschnitten auf einen anderen im Zehntlande gebräuchlichen Thor- und Thürverschluss schliessen. Man findet nämlich in Brötzingen und im Hagenschiess bei den Thür- und Thorschwellen hinter dem Anschlag eine ca. 10 cm weite Rinne, die sich in Bogenform nach und nach bis 10 cm Tiefe einschneidet (vgl. Taf. II Fig. 4). Wenn nun oben im Sturz ein ähnlicher Einschnitt von der anderen Richtung war, so hätten wir hier einen sogen. Reiberverschluss mit einem 10 cm starken Balken. Beim Bad in Brötzingen[1]) (Taf. II Fig. 9) ist bei E die Schwelle vollständig erhalten. Der Anschlag ist dort seitlich an den Mauerwänden, die Thürbank hat keine Zapfenlöcher, sondern nur den in Bogenform geschleiften Einschnitt für das Sperrholz (siehe Taf. II Fig. 4a). Es ist also zu vermuthen, dass der Römer, wenn er mit seinem Diener das Vestibulum V betreten hatte, die aus einer Bretterwand bestehende Thüre mit dem Sperrholz abschliessen liess.

Die Schwelle zum Wohnzimmer B der Villa im Hagenschiess (Fig. 2) haben wir in Fig. 3 abgebildet; sie zeigt bei 1,2 m Breite der Thüröffnung zwei Zapfenlöcher mit Einschnitten, die wohl zum Einschleifen der Thürgestelle dienten, da sich dieselben dem Zapfenloch zu immer mehr vertiefen. Dasselbe ist auch aus Fig 4, welche ein Stück der Thorschwelle in der Villa Hagenschiess darstellt, zu ersehen.

Der Haupteingang dieser Villa wurde vor zwei Jahren aufgedeckt[2]) und liess den unteren Theil desselben vollständig erkennen (vgl. Fig. 5). Die Weite des Thores ist 2,8 m mit zwei Abweissern zu beiden Seiten. Die Geleiseindrücke der Fuhrwerke (1,2 m weit) sind noch in der Schwelle sichtbar. Auf einer Seite des Untersatzes ist

---

1) Aufnahme des Verfassers an Ort und Stelle. Ausgrabung durch Direktor Waag in Pforzheim 1882 im Auftrag des Conservators Wagner.

2) Selbstaufnahme des Verfassers. Ausgrabung durch Direktor Waag in Pforzheim 1882, im Auftrage des Conservators Wagner.

ein 12 cm weites und tiefes Zapfenloch, woraus man schliessen könnte, dass das Thor einflügelig war. Wie es abgesperrt werden konnte, ist nicht zu ersehen. So viel ist sicher, dass der Thor- und Thürverschluss mit Schloss und Schlüssel bei den Villen im Zehntlande ein sehr seltener war und hauptsächlich bei den Kellerthüren nachgewiesen ist[1].

f. Die Fenster. Die Beleuchtung der Wohnräume muss bei den Römern im Zehntlande eine sehr spärliche gewesen sein. Das Hauptlicht ging vom Atrium aus, hier mussten aber im Winter die offenen Lichtöffnungen und Eingänge dicht verwahrt werden, so dass wohl nur von kleineren in der Aussenmauer befindlichen Oeffnungen etwas Licht eingeführt werden konnte.

Man fand auch bei unseren Ausgrabungen (siehe Fundbericht von Sinsheim, Villa im dortigen Stadtwald) Bruchstücke von grünlichen Glasplatten, die wohl als Scheiben gedient haben könnten. Dieses Glas war noch wenig durchsichtig, es wurde so angefertigt, dass man die flüssige grünliche Glasmasse in eine quadratische Form goss, dann herausnahm und auf einer Seite abschliff. Der Fund von keilförmig gearbeiteten Steinen an den Aussenwänden der Mauern, wie in der Villa bei Messkirch beim unteren Bad, dürfte darauf hinweisen, dass einzelne Lichtöffnungen im Halbkreis eingewölbt waren.

Im Allgemeinen erfolgte der Abschluss der Fenster zur Winterszeit und bei Schlagwetter durch Teppiche und hölzerne Laden, welche letzteren wohl auch mit der bekannten Reibervorrichtung geschlossen werden konnten. Die Fenster und Lichtöffnungen lagen hoch, denn die Aussenmauer des Wohngebäudes bildete zugleich eine schützende Wand.

Der Mangel an Funden irgend welcher Fensterverkleidungen in den Ruinen der Wohngebäude deutet darauf hin, dass dieselben von Holz waren. Durch das Dach wurde auch zuweilen Licht mittelst der

---

1) In römischen Ansiedlungen am Rhein hat man Thongewichte in der Thüröffnungen gefunden, die es wahrscheinlich machen, dass diese Gewichte, die man bisher als zu einem Webstuhl gehörig betrachtete, zum Thürverschluss angewendet wurden, wie wir noch jetzt zu thun pflegen. So deutete schon 1879 Dr. Fose diese Thongewichte bei den Ausgrabungen zu Billig (Belgica), vgl. Jahrb. d. V. v. A. LXXII S. 93 und LXXIII S. 174. — Aus der Villa Stettfeld rührt ein ca. 20 cm hohes, 12 cm breites Thürgewicht, mit den Falsen an den Seiten für die Schnüre versehen, her; dasselbe befindet sich jetzt in der hiesigen Sammlung.

Dachlukenziegel (siehe Fig. 14b) herbeigeführt. Im Ganzen aber sehen wir, dass der römische Colonist während der langen Winterzeit sein Dasein in sehr beschränkten Verhältnissen fristete und er die Härten des rauhen Klimas der Zehntlande auf das Lebhafteste empfinden musste, wenn er ein geborener Südländer war.

g. Die innere Einrichtung der Wohngebäude. Vom Vorhandensein eigentlicher Mobilien in den Wohngebäuden kennen wir keine zuverlässigen und durch Funde bestätigte Nachweise. Wir müssen daraus schliessen, dass den Umständen gemäss die überhaupt sehr einfachen und wenig zahlreichen Mobilien, als Tische, Sitze, Bettstellen etc. in den Häusern der römischen Colonisten aus Holz bestanden haben. — In den kleinen Gemächern, wie sie der Grundplan Fig. 6 zeigt, der als die Norm eines römischen Wohngebäudes im Zehntlande angesehen werden kann, konnten nicht viele Hausgeräthe Platz haben, und Gegenstände von Bronze waren im Zehntlande eine ganz seltene Erscheinung. — Einen grossen Reichthum zeigen dagegen die Geräthschaften oder Geschirre von Thon, als Amphoren, Schüsseln, Trinkgefässe, Flaschen, Lampen, dann die feineren Geschirre von terra sigillata und Glas. — Sodann fand man allenthalben Bruchstücke von bronzenen Eimern und Kannen, während die Kochgeschirre fehlen. Hingegen sind Theile von steinernen Mörsern nicht selten, ebenso Theile von Handmühlen, mit welchen das Mehl zubereitet wurde[1]).

Von anderen Geräthschaften können wir nur noch die nöthigsten und gebräuchlichsten anführen, wie Hämmer, Messer, Beile, Scheeren u. s. f. von Eisen, welche in den Ruinen gefunden wurden. Die eigentlichen Stücke der Kleidung und des Schmuckes mit Ausnahme der Fibulae sind sehr selten. Gänzlich fehlen die Bewaffnungsgegenstände, aus welchem letzteren Grund geschlossen werden kann, dass diese Colonisten sehr friedliche Bürger waren. Bei der zweiten Ausgrabung des Wohngebäudes der Villa in der Altstatt bei Messkirch stiess man im Raum G (siehe Taf. II Fig. 7) auf einen gemauerten Heerdunterbau von 1,7 m Länge mit zwei Kanälen, der eine 60, der andere 30 cm breit. Die Zwischenwände sind von Backstein 20 cm stark, an der hinteren Seite ist eine Nische in der Wand, welche als Kamin gedient haben mag.

5. Die im Hofbezirk stehenden Dienstgebäude, Oeko-

1) Von Osterburken ist in der hiesigen Sammlung eine niedliche Schnellwage aus Bronze, eine ähnliche fand man in Rottenburg.

nomiegebäude, Stallungen und Einzelhöfe für das Vieh. Vitruv sagt im Buch 6 Kapitel 6, es sei bei der Anlage der Landgebäude besonders Rücksicht zu nehmen auf eine gesunde, vor den rauhen Winden geschützte Oertlichkeit und die Grösse des Hofes habe sich nach dem Bestand des zur Landwirthschaft bestimmten Viehs zu richten. Ferner gibt Vitruv bezüglich der Einrichtung der Räumlichkeiten für die einzelnen Viehgattungen, ebenso wie bezüglich der Anlage der Scheunen, Heu- und Futterböden, des Mahl- und Backhauses, und endlich der Zuleitung des nöthigen Quellwassers umfassende Vorschriften. Er berührt weiter die zum landwirthschaftlichen Betrieb gehörigen Wasserteiche für die Gänse, Enten etc., dann diejenigen, vermittelst deren man die Feigbohnen und Weiden einweichen sollte. — Eine weitere Hofabtheilung habe für die Unterbringung der Fasanen, Hühner, Pfauen etc. zu dienen. Dann sei ein Thurm für die Tauben zu errichten. Für den Dünger halte man zwei Gruben, eine für den alten, die andere für den frischen, auch sorge man für dessen Bedeckung mit Reisig, damit die Sonne ihm die Kraft nicht zu sehr aussauge.

Die Wohnungen für die Viehknechte und Hirten seien am besten in der Nähe der Ställe anzulegen etc. Obgleich alle diese Vorschriften sich auf die italischen Verhältnisse beziehen und im Zehntlande in Folge des Klimas manche Veränderung erfahren haben, so sind sie uns doch bei der Beurtheilung der in einem Zehnthof zerstreut liegenden Gebäulichkeiten von Nutzen.

Vor allem müssen wir bemerken, dass die Römer in den Zehntlanden selbst die einfachsten Oekonomiegebäude und Stallungen mit Mauerwänden und Ziegeldeckung versehen haben, die mit derselben Sorgfalt im Kleinschichtmauerwerk aufgeführt sind, wie die der Wohngebäude, — und dass nicht anzunehmen ist, dass der Hof noch andere durch die Zeit zerstörte Hochbauten in sich schloss.

Wir finden die Substructionen dieser einfach im Viereck angelegten Gebäulichkeiten jetzt noch in den Ruinen der Zehnthöfe zerstreut im Hofbezirk herum liegen, theilweise auch an die Umfassungsmauer angebaut. Nur hier und da treffen wir in einem der Gebäude eine innere Abtheilung ebenfalls von Stein; die Böden in denselben sind gepflastert, aus Gussmörtel hergestellt oder lassen auf eine ausgeebnete und gestampfte Lage von fester Thonerde schliessen.

Es ist sehr schwer, in diesen Zehnthöfen den Zweck jedes der Gebäude, welche in der Villa bei Messkirch nicht weniger als 12 an

der Zahl sind (siehe Heft 74 dieser Jahrbücher) und bei der auf Taf. II dargestellten Villa im Hagenschiess bei Pforzheim die Zahl 7 erreichen, zu bestimmen[1]). An letzterer Stelle begegnen wir zunächst dem Wohngebäude A einem viereckig eingemauerten Raume B von 9 auf 10 m mit auffallend starken Wänden, von 0,9 m, während die Wände der anderen Gebäude nur 0,6—0,65 m betragen. Man könnte daraus schliessen, dass dieses Gebäude höher war, als die anderen, oder einem besonderen Zweck diente, der eine stärkere Umfassung erheischte.

Das zunächst stehende grössere Gebäude C von 16 auf 23 m zeigt eine einfache Anordnung des toskanischen Hofes, nämlich in der Mitte einen Hof, an den schmalen Seiten innen 4,3 m weite Flügel mit vorn und hinten 3,6 m breiten Abschlüssen. Von der oberen Seite her ist noch ein Eingang zu erkennen. Die Mauerwände sind wenig mehr über Bodenhöhe erhalten, sie haben auf der Innenseite einen 15 cm starken Fundamentabsatz. — Man wird kaum fehl gehen, wenn man in diesem Gebäude die Unterkunftsräume der Dienerschaft und der zum Betrieb der Landwirthschaft nöthigen Arbeiter sucht.

Keinem Zweifel unterliegt die Bestimmung der an die südwestliche Ecke der Umfassungsmauer angebauten drei Gebäude FFf, von denen die beiden ersteren wohl die Stallungen für das Vieh, das kleinere f der Stall für die Pferde gewesen sein wird[2]). An einem dieser Gebäude ist noch das unter Fig. 4 dargestellte Schwellenstück mit dem Falz und Zapfenloch erhalten. Ebenso unbestritten wie diese Räume ist H, als die Oertlichkeit des einst zum Hof gehörigen Weihers mit zwei kleinen Gebäuden G. G., die als Geflügelstallungen gedient haben werden. Von den Wasserleitungsröhren, welche das Wasser einer nahen Quelle in den Hof führten, sind auf Taf. II Fig. 15 einige abgebildet. Endlich haben wir noch den Vorbau E von 10 auf 8 m zu nennen, der wohl als Stallung diente, denn man fand den unteren Theil der Wandungen mit Plättchen verkleidet, die mit Nägeln befestigt waren. Auf dem Stall war vielleicht noch ein Aussichtspunkt, da diese Stelle den Aufgang vom Hauptthal her beherrschte[3]).

Es ist sehr zu bedauern, dass man diesen in seinen Substructio-

1) Bei ersterer Villa fand man neben einem der Dienstgebäude auch noch die römische Kalkgrube mit abgelöschtem Kalk.

2) Vielleicht war es auch der Schlafraum für die Stallknechte.

3) Auch in der Altstatt bei Messkirch war das Innere einer der pavillonartigen Vorbauten (auf Lambrishöhe) mit den Kolbinger Marmorplättchen verkleidet.

nen noch gut erhaltenen, in einem schützenden Hochwald liegenden Römerbau, welcher die eigenthümliche und höchst interessante Anlage eines römischen Hofgutes so klar charakterisirt, nicht besser conservirt hat. Die letzte Ausgrabung im Jahre 1882 hat nichts als eine Verwüstung hinterlassen, man hätte die Innenräume vom Schutt ganz befreien und denselben soviel als thunlich an die äussere Seite der Umfassungsmauern anschlagen sollen. Es ist dies das einzige Mittel, um die Mauern vor weiterer Zerstörung zu retten und einen Einblick in die Grunddisposition und Bauart einer Ruine zu ermöglichen. Nirgends wäre dies leichter gewesen als hier, wo es sich zugleich um die Erhaltung eines der interessantesten Ueberbleibsel aus der Römerzeit handelte. Durch die Mitte der Ruine führt jetzt ein neu angelegter Fussweg, so dass sie noch mehr als früher der Zerstörung durch die Vorübergehenden preisgegeben ist.

Den in seiner Ausdehnung ganz erhaltenen grossen Zehnthof der Altstatt bei Messkirch, haben wir im Heft 74 der Jahrbücher beschrieben. Derselbe hat vier ummauerte Seiten von 260, 354, 216 und 310 m.

Ein anderer bei Sigmaringen aufgedeckter Zehnthof, dessen Plan mir Pfarrer Bauer mittheilte, bildet ebenso ein unregelmässiges Viereck von 220, 184, 122 und 210 m und schliesst einen Hofraum von ca. 9 Morgen ein, während der im Hagenschiess als einer der kleinsten nur ca. 2 Morgen Flächeninhalt hat.

Das fast völlige Fehlen von Ackerbaugeräthschaften in den Ruinen dieser römischen Hofgüter und das nicht seltene Vorkommen von Signalpfeifen aus Horn, die wohl zum Rufen der die Heerden bewachenden Hunde dienten, ferner die bronzenen Kuhglocken, welche bei den Ausgrabungen zum Vorschein kamen, scheinen darauf hinzuweisen, dass die Viehzucht der Hauptheil des landwirthschaftlichen Betriebes der Güter war und nur soviel Korn gepflanzt wurde, als für den häuslichen Mehlbedarf nöthig war.

Das Mehl wurde bekanntlich mittelst Handmühlen, deren Einrichtung im Kleinen die noch heute gebräuchliche unserer grossen Mühlen ist, zubereitet. Es wurde der Läufer oder oberste Stein von einem Arbeiter im Kreise herumgedreht und so die zu Mehl geriebenen Körner nach aussen geworfen. Die besten Mühlsteine lieferten schon damals die Trasssteinbrüche des Unterrheines, mit welchen ein Handel bis zum Oberrhein und nach Schwaben hinein entstand. — In der Frankfurter Sammlung sind von den Ausgrabungen in Heddernheim

6

(Novus Vicus) Läufer solcher Mühlen bis zu 1,3 m Durchmesser, während die gewöhnlichen nicht über 0,5—0,6 m betragen. Es ist desshalb nicht unmöglich, dass erstere Mühlen mittelst durch Menschen oder Pferde getriebenen sogen. Göpeln in Bewegung gesetzt wurden[1]).

6. Die zu den Villen gehörigen Badehäuser. Die echtrömische Lebensgewohnheit findet den beredtsten Ausdruck in den Badehäsuchen (balneum), die selbst bei den bescheidensten Villen im Zehntlande nicht fehlen durften. Das Baden, Schwitzen und Abwaschen ist ein Bedürfniss aller Völker der südlichen Gegenden, aber bei keinem Volke ist diese Gewohnheit so sehr zur Leidenschaft geworden, wie bei den Römern. Der Colonist im Zehntlande, dessen Wohngebäude kaum vier Gemächer zählte, liess in seinem Hof ein besonderes Badegebäude errichten, das ihm und seiner Familie zum täglichen Gebrauch diente. Wie einfach diese Badeeinrichtung gegenüber den in Italien mit dem grössten Luxus zu diesem Zweck errichteten Thermen war, werden wir aus den Beschreibungen kennen lernen. Unter Hinweis auf die Darstellungen Fig. 9, 10 und 11 Tafel II können wir uns dabei kurz fassen.

Den Eintritt in das Badehaus vermittelte eine kleine Vorhalle V, die bei den grossen Bädern Exedra genannt wurde und dort mit Sitzbänken versehen war.

Von V gelangte man in ein kleines Gemach A, das wohl zum Ausziehen bestimmt war (Apodyterium). Hieran reihte sich das eigentliche Badegemach, das zum Schwitzen diente (Caldarium). Der kleine Anbau neben der Vorhalle (Exedra) enthielt wohl ein kleines Frigidarium, wo man sich noch kalt abwaschen konnte, ehe man sich im Apodyterium wieder anzog. Dass hier das Badegebäude nur für 1—3 Personen, also nur für die Familie der Herrschaft diente, zeigen die kleinen Räumlichkeiten, so z. B. waren die Apodyterien bei Fig. 9 und 10 nicht über 2,5 m breit und tief. Diese und natürlich auch der Schwitzraum hatten Hypocausten. Vom Schüröfen aus ging die heisse Luft direct in das Caldarium, während dem

1) Noch nicht bezüglich ihres Zweckes sind aufgeklärt: Die 1 m hohen Tische mit Steinplatten von ca. 80—90 cm Durchmesser, deren Schaft oder Tischfuss in Säulenform, an Hals und Basis mit reichen architektonischen Gliedern verziert erscheint. Das Ganze ist wie auf der Drehbank gefertigt (siehe Schriften des badischen Alterthumvereins I 208), ebenso Bonner Jahrb. X 9). — In der hiesigen Sammlung sind 3 Fragmente solcher Tische.

Hypocaust des Apodyterium, wo keine so grosse Hitze nöthig war, die heisse Luft indirect zugeführt wird (siehe A Fig. 9 und 10). Neben dem Vestibulum oder der Vorhalle V lassen sich bei beiden Bädern kleine Badebassins nachweisen, in denen man vor dem Verlassen des Bades noch eine kalte Waschung vornahm. Die Wandungen des kleinen Bassins oder der Badewanne a im Bad Fig. 9, bestehend in doppelten gut verspeisten Lagen von Backsteinen waren zur Zeit der Ausgrabung im Jahre 1882 noch sehr schön erhalten.

Die am Caldarium befindlichen Ausbauten, zum Theil von halbrunder und viereckiger Form dürften einer einzelnen Person, die sich abschliessen wollte, gedient haben und gegen den Innenraum mit Vorhängen abgeschlossen gewesen sein.

Die Heizeinrichtungen dieser Bäder sind dieselben wie die zur Erwärmung der Wohngemächer schon oben besprochenen, nur dürfte die Wandheizung für die Caldarien der Bäder eine reichere gewesen sein. So zeigt z. B. das Caldarium des Bades in Baden an allen vier Seiten eine geschlossene Reihe von Kachelsträngen. Auch in den Zehnthöfen wird der römische Colonist seiner Gewohnheit gemäss einen grossen Theil des Tages in seinem Badehaus zugebracht haben, obgleich er hier gegenüber den Thermen in Italien so vieles entbehren musste.

Man bemerkt bei der bescheidenen Einrichtung dieser kleinen Badehäuser vor allem den Mangel des Tepidarium, des in Italien stets reich ausgestatteten Saales, in welchem die Abreibungen und Salbungen durch eigene Salber vorgenommen wurden, auch sind in den kleinen Bädern der Zehntlande fast keine Badegeräthschaften und Toilettegegenstände gefunden worden.

7. Die Altarstätten. Eine vorzugsweise in den Kultusdienst gehörige Eigenthümlichkeit des römischen Kulturlebens in den Zehntlanden zeigt sich in dem Vorkommen eines Altares ausserhalb der Umfassungsmauern der Zehnthöfe. — Entweder stand der Altar in einem kleinen Tempel, der der antiken Cella (sacellum) der Griechen entspricht oder es war das Heiligthum in einem Hain aufgestellt, — letzteres lässt schon mehr auf eine Verschmelzung des römischen Glaubens mit der germanischen Art der Götterverehrung schliessen. Bei der Villa Altstatt bei Messkirch haben wir etwa 70 m von der nördlichen Umfassungsmauer entfernt in einer rundlichen Erhebung, die man für ein Hügelgrab halten konnte, diese Altarstätte, deren

Innenraum ca. 5,7 m im Geviert mass, ausfindig gemacht und ausgegraben (siehe diese Jahrbücher LXXIV S. 52).

Ebenso liegen ca. 50 m von der östlichen Umfassungsmauer der Villa im Hagenschiesswald bei Pforzheim entfernt, die Reste eines Sacellums, hier in der Mitte eines Hofraumes, welcher von einer geschlossenen Umfassungsmauer von 31 m Seite umgeben war. Man darf wohl annehmen, dass der etwa 3 m im Geviert messende Innenraum eine ähnliche Cultusstätte barg wie in der Altstatt bei Messkirch, denn die Trümmer zeigen noch Reste der Mauerwände und Fragmente der Dachdeckung (Leistenziegel und Hohlziegel), sowie Ziegel des Bodenbelags.

Die Funde von Altären, den Göttinnen Diana und Diana-Abnoba geweiht, sind bei uns im Gebiet des Schwarzwaldes nicht selten und lassen sich stets auf die eben bezeichneten Cultusstätten zurückführen.

Die Ursache, aus der bei den Ausgrabungen der Villen so äusserst wenig Altarsteine und Bildwerke zum Vorschein kamen, mag wohl die sein, dass die Römer von dem Einbruch der Alemannen zeitig genug benachrichtigt, ihre Heiligthümer in einer Grube oder in einem Versteck sichern konnten. Es dürfte desshalb in dieser Beziehung noch mancher interessante Fund zum Vorschein kommen.

Sehr häufig waren bei uns die vierseitigen Altäre oder die sog. Viergötteraltäre mit den bekannten Göttern Mercur, Hercules, Minerva, Juno etc. — Dann dürften auch die kleinen steinernen, halb erhabenen Altarbilder, wie die reitenden Matronen, welche allenthalben in den Zehntlanden zum Vorschein kommen, zur häuslichen Gottesverehrung gedient haben.

In der Regel war im Wohngebäude ein sonst sehr dunkles Zimmer zur Aufstellung des Opferaltares und des Hausgottes bestimmt. In dem Wohnhause der Villa bei Sinsheim hat man solches in F (Taf. II Fig. 6) nachgewiesen, auch die grossen Plattensteine im Raum L der Villa Altstatt (Fig. 7) dürften als Postamente zur Aufstellung von Altären gedient haben.

Die Viergötteraltäre dienten nach der Ansicht des Director Haug der häuslichen Gottesverehrung. Man fand jedoch keinen dieser Altäre mehr an seinem ursprünglichen Platze in irgend einer Ruine, sie wurden im Mittelalter meist an den Aussenseiten der mittelalterlichen Dorfkirchen eingemauert. In der neueren Zeit gelang es den fortgesetzten Bemühungen unseres Conservators Wagner viele solcher Bildwerke von

den Gemeinden zu erwerben und der hiesigen Alterthumshalle einzuverleiben.

Weniger häufig als diese Altäre sind die eigentlichen Statuetten im Zehntlande, von welchen wir als eine Seltenheit die beiden in Pforzheim gefundenen Reiter erwähnen, welche nach Wagner (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1879) den Kampf des Neptun mit Giganten darstellen. Ebenso interessant sind die prachtvollen Mithräen von Neuenheim und Osterburken (vgl. Stark, zwei Mithräen der Grossh. Alterthümersammlung 1865).

8. Die Begräbnissstätten. Die Römer liebten es, ihren Todten ein stattliches Grabdenkmal zu errichten; abgesehen von der wunderbaren Pracht der Grabmonumente Roms zeigen uns schon die Ausgrabungen von Pompeji den Reichthum der römischen Todtenbestattung in einer Provinzialstadt. Etwas von dieser Sitte muss auch in die Zehntlande herübergekommen sein und wenn wir auch in Baden bei der Erforschung unserer römischen Begräbnissstätten noch sehr wenig Erfolg gehabt haben, so kann uns die vortreffliche Abhandlung des Prof. Dr. Miller in Stuttgart über die römischen Begräbnissstätten Württembergs, Stuttgart 1884 nur aufmuntern, das Versäumte auch für unser Land nachzuholen.

Ueber die Sitte der Bestattung sei hier nur erwähnt, dass zu Anfang der römischen Herrschaft in den Zehntlanden das Verbrennen, dann aber später auch die Bestattung der Leiche gebräuchlich war. Der ummauerte Raum, in welchen die Leichen auf Scheiterhaufen verbraunt wurden, wird Ustrinum genannt. Nach der Verbrennung wurden die Knochen gesammelt, in eine Urne gethan und in einer Mauernische beigesetzt. Wuchsen diese Nischen zu einer grösseren Zahl an, so nannte man sie auch Columbaria wegen ihrer Aehnlichkeit mit Taubenschlägen.

Es gab eine Zeit, wo man die Nischen der aufgegrabenen Keller für Columbarien hielt, aber eigentliche Grabstätten dieser Art sind bei uns nicht nachgewiesen worden. Wie in Italien, so waren auch bei uns die Grabstätten an Wegen, und zwar bei uns auf den die schönste Aussicht beherrschenden Anhöhen, aber nur der Zufall dürfte bei solchen kleineren Ansiedlungen wie den Zehnthöfen, welche kaum 4 bis 5 Generationen überlebten, zu ihrer Entdeckung führen, da alle diese Gräber ohne irgend ein äusseres Kennzeichen tief in der Erde verborgen sind.

Im Zehntlande war natürlich die Leichenbestattung weniger

pomphaft als in Italien. Man sammelte die Knochenreste mit der Asche nach der Verbrennung in einem sog. Aschenkruge, einer Urne.

Bei der Beisetzung der Urne erhielt das Grab noch verschiedene Beigaben, als Salbentöpfchen, Lampen, Gläser, Krüge und Krügchen, Eisenstücke, Nägel und Münzen. — Aus der Abhandlung von Dr. Dunker über das Römercastell und das Todtenfeld bei Rückingen, herausgegeben vom Hanauischen Bezirksverein für hessische Geschichte, Hanau 1873, erfahren wir, dass sich bei der Aufdeckung des dortigen römischen Todtenfeldes nur die Bestattungsweise verbrannter Leichen ergab, während bei Regensburg auch die der Gerippe nachgewiesen ist.

Der Abstand der Gräber von einander ist in der Regel 1—2 m, die Gruben waren, wenn nur im Boden eingegraben, rund. Nachdem die Urne mit der Asche, den Knochen und etwaigem Mitverbrannten angefüllt, beigesetzt war, wurde auch noch die am Scheiterhaufen befindliche Holzasche, welche man von der menschlichen Asche nicht trennen konnte, in das Grab geschüttet. Die dazu benutzten Gefässe warf man mit hinein und füllte dann das Grab ohne Rücksicht auf Symmetrie noch mit Lampen, Tellern, Gläsern, Schälchen, Krügchen etc. aus. Auch Scherben und Nägel enthält jedes Grab, was wohl auf einem abergläubischen Volksgebrauch beruht. Dunker erklärt denselben als einen Sühngebrauch, wodurch die Ueberlebenden der gefürchteten Todesmacht Schranken setzen, vor allem sich selbst schützen, vielleicht auch dem Todten die vollständige Ruhe verschaffen wollten. Der Krug oder das Krüglein, welches dem Todten beigegeben wurde, weist auf das Wasser oder auf das Symbol der Reinheit hin.

Zwei äusserst interessante römische Begräbnissstätten hat uns Prof. Dr. Miller in Stuttgart in seinem oben genannten Werke vorgeführt. Die erste befindet sich in Köngen an dem Neckar, wo die Heerstrasse von Cannstatt in der Richtung zur Donau den Neckar überschritt und eine bedeutendere bürgerliche Niederlassung war. Der Fundplatz des Kirchhofes liegt hier nur 100 m südwestlich vom Ort, etwas höher als das sog. Burgfeld. Die Umfassungsmauer desselben ist 51 m lang, 36,4 m breit, 0,75 m stark.

Im übrigen verweisen wir auf den ausführlichen Fundbericht des Prof. Miller und erwähnen hier nur, dass er 5 Arten von Gräber unterschied, von denen die vier ersten Verbrennung, die fünfte Bestattung zeigten.

Der zweite interessante Kirchhof ist nach Miller's Beschreibung

der zu Mochenwangen (Amt Regensburg) in der Nähe einer römischen Niederlassung, mit vier Umfassungsmauern von durchschnittlich 27 m Seite. Hier waren gemauerte viereckige Grabstätten, welche ein bis drei Einzelgräber bargen. Die Funde, welche in diesen Gräbern zu Tage kamen, bestehen in einer Menge der interessantesten und werthvollsten Gegenstände in Bronze, Eisen, Glas und Thon, in einer Glasurne, und Gefässen von Terra sigillata, welche eine reiche Ausbeute von Töpferstempeln darboten.

Miller machte bezüglich des Ritus folgende Beobachtungen: Die Münzen sind in den Brandresten, aber nicht in der Urne gefunden worden und sind nicht in allen Gräbern vorhanden. Das Lämpchen findet sich durchaus nicht in jedem Grabe. Die Knochenreste sind hier, also in Mochenwangen, stets in einem Gefässe beigesetzt. Viele Gegen stände, darunter schöne Gefässe, besonders figurirte Schalen aus Terra sigillata, viele Gläser und Handlampen wurden auf den Scheiterhaufen mitgegeben und verbrannt. Ueber dem Grabe ist meist ein Pflaster oder Estrich hergestellt worden, in und unmittelbar unter diesem liegen viele Bruchstücke aller Art von Gefässen, welche wahrscheinlich von den an der Beisetzung Theilnehmenden mit in's Grab geworfen wurden. Miller weist weiter die Nägel nach, welche ohne Zweifel von dem hölzernen Sarg herrühren, in welchem der Leichnam zum Scheiterhaufen gebracht wurde. In Krügen befinden sich als Beigaben in das Grab die sogen. Könger Krüglein, kleine, weit ausgebauchte, oben mit engem Hals und unten mit dünnem Fuss versehene Töpfe. Oft findet man 2—3 solcher Gefässe in einem Grabe. Förmliche Grabsteine besitzen wir zahlreiche in den Antiquarien Süddeutschlands, doch sollten uns die Entdeckungen von Prof. Miller zu weiteren Nachforschungen ähnlicher Art auch in unserem badischen Lande anspornen.

9. Fundbericht über die Ausgrabung der Villa rustica im Sinsheimer Stadtwalde[1]). Diese Villa wurde im Jahre 1832 von dem Sinsheimer Alterthumsverein unter der vortrefflichen Leitung des Dekans Wihelmi ausgegraben.

Wie wir sehen werden betrifft diese Ausgrabung eigentlich nur das Wohngebäude des Zehnthofes.

Da aber diese Ruine, deren Substructionen zur Zeit der Ausgrabung so vortrefflich erhalten waren, wie keine anderen im Zehntlande, die normalen Grunddispositionen des Wohnsitzes eines römischen

1) Grundplan der Villa: Taf. II Fig. 6.

Colonisten zeigt, so werden wir eine genauere Beschreibung der Ruine auf Grund der im zweiten Jahresbericht der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Alterthümer (Sinsheim 1832) enthaltenen Veröffentlichung folgen lassen.

Der fragliche Zehnthof lag an der südlichen Abdachung des Bergrückens (208,7 m), welcher die Wasserscheide der Elsenz (Neckargebiet) und des Angelbach (Rheingebiet) bildet. Der Distrikt des Sinsheimer Stadtwaldes, in welchem die Ruine liegt, heisst die drei Bückel. Es befinden sich nämlich in der Umgebung derselben eine Anzahl von Hünengräbern und dürfte dieser Flurname darin seinen Grund haben. Zur Zeit der Ausgrabung waren die Mauern theilweise noch bis zu einer Höhe von 1,5 m erhalten, sie bestehen aus kleinen satt in Mörtel versetzten, mit dem Hammer zugerichteten Schichtsteinen von Sandsteinmaterial, welches in der Nähe gewonnen wurde. Die äusseren Mauern waren 0,8 m, die inneren 0,6 m stark, mit nur ca. 0,6 m starkem Fundament. Das ganze Gebäude bildete ein längliches Viereck von 27 m Länge und 18 m Breite, dessen Ecken nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. An der gegen Südost gerichteten Front waren pavillonartige Vorbauten (2,3 m hervorspringend), von denen der zur Herrschaftwohnung gehörige 6,8 m, der demselben gegenüberliegende nur 6 m breit war.

Diese Flügel K und B waren mit einer geschlossenen Mauer, in welcher der Haupteingang a durch eine steinerne Thürschwelle mit Stufen erkenntlich ist, verbunden. — Der Gang oder Vorhof b (vestibulum) zunächst hinter dieser Mauer ist 16,5 m lang und 2,5 m breit, und der in der Mitte der beiden Flügelwohnungen befindliche Hof (atrium) hat eine Länge von 19 m bei einer Breite von 10 m, wenn man den an der Rückwand dem Vestibulum gegenüberliegenden Gang oder Raum O, dessen Abgrenzung noch durch Säulenfundamente bezeichnet ist, abzieht. Diese einzeln stehenden Steine, für den hinteren Gang drei, für den Vorhof sechs, sind 0,6—0,7 m lang, 0,6 m breit und zeigen in der Mitte 15 cm lange, 6 cm tiefe Falzen, in welchen hölzerne Pfosten aufgerichtet gewesen zu sein scheinen.

Der Hof (atrium) theilt bei dieser Grunddisposition die Anlage in zwei bewohnte Flügel, wovon der gegen Nordost gekehrte, als der räumlich besser eingerichtete der Herrschaft, der gegenüberstehende der Dienerschaft angehörte. Im ersteren Flügel befanden sich acht Gemächer nebst dem halbrunden Anbau P auf der Seite des Hofes. Das auf dieser Seite über die Front der Verbindungsmauer um 2,3 m

hervorspringende Gemach D hat einen Innenraum von 5,7 m Länge und 4,8 m Breite. Die Mauern dieses Gemaches waren sehr gut bearbeitet und mit Speiss beworfen. Die Fugen der einzelnen Steine waren hier, sowie an den Mauern der andern Gemächer mit dunkelrothen Streifen angedeutet. An der südlichen Seite dieses Gemaches, 0,9 m von der südlichen Ecke und 0,9 m vom Boden, befindet sich in der Mauer ein 45 cm hoher, 30 cm breiter und ebenso tiefer Wandbehälter, welcher jedoch nichts enthielt. Ebenso waren an der nordöstlichen und südöstlichen Seite eine Art von Nischen in den Mauerwänden sichtbar. Der Boden dieses Gemaches war im Verhältniss zu den übrigen Gemächern 0,9 m tiefer. In dem Inneuraum fand man längs der südöstlichen Mauer:

a) einen 1 m langen, 0,3 m hohen Sandhaufen, in dem zwei grosse, mit Doppelhenkeln versehene thönerne Gefässe (diotae) eingesetzt waren;

b) eine schön erhaltene Vase von terra sigillata;

c) mehrere Bruchstücke von Vasen und Gefässen von terra sigillata mit sehr schönen Einzeichnungen;

d) Bodenstücke von Tellern mit den Stempeln der Töpfer;

e) ausserdem sehr viele Bruchstücke von Vasen, Tellern, Krügen, Schüsseln von terra sigillata, Thon- und Glasscherben aller Art; ebenso ein stark verrostetes Eisen in Gestalt eines Beiles, dessen Stiel abgebrochen war.

Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass in diesem Raume die Vorrathskammer oder der Keller (cella) war und dass der Eingang von dem nebenliegenden Gemach C aus stattfand. Die hier noch sichtbare Thürbank von 1,7 m Länge und 0,5 m Breite zeigt an den Enden dieselbe Falze, wie bei den Thürschwellen im Hagenschiess. Die Lichtöffnung der Thüre beträgt 1,25 m.

Ein zweiter in das Gemach B hereinragender Stufenstein hatte 18 cm vom Ende entfernt ein Loch, in welchem eine Eisenplatte lag, damit der hier laufende eiserne Thürzapfen dasselbe nicht weiter aushöhle. Das Gemach C hatte 2,7 auf 2,3 m und das Gemach J 2,3 auf 2,1 m Raum im Geviert. In ersterem fand sich ein ziemlich wohl erhaltenes, wenngleich von Rost ganz überzogenes Thorband vor.

Neben dem Gemach lag ein länglicher Raum D (4,5 m auf 2,2 m) nach der Aussenseite mit halbrundem Anbau (2,2 m Durchmesser), welcher wie auch das Gemach E (4,5 m lang, 2,8 m breit) einen Heizboden (hypocaustum) besass. Auf den Ziegeldeckplatten lag ein

Gussmörtelboden von 20 cm Stärke und so hart, dass man ihn kaum mit dem Pickel lösen konnte.

Man unterschied im Gemach D fünf Reihen Pfeiler auf die Länge, bei vier Reihen auf die Breite, dieselben bestanden aus viereckigen Ziegelplatten (25 cm im Geviert, 6 cm stark), wovon acht aufeinander gesetzt waren, so dass hier der Hohlraum eine Höhe von 0,6 m gehabt haben dürfte, wenn man die Lehmfugen zwischen den einzelnen Ziegeln in Betracht zieht.

Der Boden, auf dem diese Pfeilerchen sitzen, besteht aus einem Speis, der mit kleingeschlagenen Sandsteinen vermengt ist. In der fünften und sechsten Längenreihe waren oben und unten an der Mauer wärmeleitende Kacheln aufgesetzt.

Von dem an der Hofseite befindlichen Anbau P ging ein 0,45 m breiter Gang in das Gemach D. — Der Boden desselben ist durch aufrechtstehende Thonplättchen gebildet, welche an einer Seite theils mit geraden, theils mit kreisförmigen Rinnen versehen waren, damit der sie verbindende Lehm fester zusammenhielt. Das Gemach H war grossentheils zerstört (hier war wohl der Durchgang zum Gemach D). Die beiden Gemächer G und F bilden den Abschluss der Wohnräume, in letzterem stand ein würfelartig behauener weisser Sandstein von 2 Fuss Seite (vielleicht das Postament eines Altares).

Im anderen Flügel des Gebäudes befanden sich nur vier Gemächer, von welchen das vorspringende K dieselbe Grösse hatte wie B. Dann folgten noch zwei kleinere Gemächer und ein längeres N, 9 m lang, 2,3 m breit; man fand darin Knochen von Thieren. Es mag hier die Küche oder der Ort, wo das Vieh geschlachtet wurde, gewesen sein.

An der südlichen Ecke des Gebäudes stand ein 0,78 m langer, 0,6 m breiter, 0,42 m starker glatt gehauener Sandstein.

In den übrigen Gemächern ausser D waren zur Zeit der Ausgrabung ebenfalls noch Gefässstücke von verschiedenen Formen zerstreut, ebenso fand man hier sehr viele Eisennägel, einige Ringe von Eisen, einen Ring von Kupfer und endlich einen Theil des Randes eines kupfernen Gefässes.

Dem von Wilhelmi erstatteten Bericht ist ein deutlicher Grundplan der Ruine angefügt. Bei einer nochmaligen genauen Durchforschung der nächsten Umgebung dürfte man die Umfassungsmauer des ganzen Hofes mit den anderen dazu gehörigen Oekonomiegebäuden, ferner das Bad und die Altarstätte, welche letztere ausserhalb des Hofes sich befand, nachzuweisen im Stande sein, und so in der Grunddisposi-

tion dieses Zehnthofes eine weitere Grundlage für die Erforschung der topographischen Anlage derartiger Niederlassungen erhalten.

C. Die Bäder, Thermen (Aquae).

1. Baden. Wo die Römer sich niederliessen, machten sie alsbald auch Gebrauch von den warmen Quellen (Thermen), die sich vorfanden. Die Gründung der Stadt Baden und die Errichtung des Bades daselbst geschah von Strassburg aus, welches schon zur Zeit des Kaisers Augustus ein römischer Waffenplatz war[1]). Den Inschriftenfunden zufolge lagen in Baden Abtheilungen der 11., der 8. und der 14. Legion, ferner die 26. Cohorte der freiwilligen römischen Bürger. Da die 11. Legion mit dem Regierungsantritt des Kaisers Vespasian 70 n. Chr. nach Germanien kam, so dürften auch die Bäder in Baden bald nachher angelegt worden sein, und Kaiser Caracalla (Marcus Aurelius Antoninus), welcher sich zeitweise in Baden (197—218 n. Chr.) aufhielt, dieselben verbessert und verschönert haben.

Bei der Anlage des älteren Dampfbades zunächst des Gasthauses zur Rose kamen in den Jahren 1846 und 1848 die Substructionen der römischen Badanlage ca. 3 m tief unter dem heutigen Boden zum Vorschein. Der damalige Conservator der Alterthümer von Baier liess über den Bestand dieser Baureste genaue Pläne anfertigen, welche in den Schriften des badischen Alterthumsvereins vom Jahre 1848 Bd. I veröffentlicht sind. Das obere römische Bad ist theilweise durch die Stiftskirche überbaut, aus den vorhandenen Plänen ist jedoch ersichtlich, dass das heisse Wasser von den beiden zunächst liegenden aus den Felsenspalten kommenden Quellen (54—60° R.) zuerst in zwei Kühlbassins, sodann in zwei Piscinen geleitet wurde, von welchen die erste 14,5 m lang und 9 m breit ist, während die folgende eine Rotunde von 9 m Durchmesser bildet. Die Stufen zum Absteigen in diese Badebassins nebst den Rundgängen waren noch erhalten. An die erste Piscine schloss sich eine 9 m Durchmesser messende Rotunde mit Hypocaustum (wahrscheinlich ein Schwitzraum) an, alle übrigen Räumlichkeiten sind durch die Grundmauern der Stiftskirche verdeckt.

Weiter unten am Fusse des Felsenvorsprunges, aus welchem die heissen Quellen entspringen, liegt das untere römische Bad, von wel-

1) Vgl. Geschichte der Stadt Baden von Dr. Heiligenthal in Baden. Karlsruhe 1879.

chem jetzt noch einige Theile, namentlich zwei Säle mit den Hypocausten und mit dem gut erhaltenen Praefurnium besichtigt werden können. Taf. II Fig. 12 zeigt die Anlage des Doppelbodens mit der Wandheizung und Fig. 13 den Querschnitt mit Grundplan des Praefurnium.

Die sog. Arkose, d. h. die Festsetzung des Sinter, welchen das heisse Wasser ausstösst, hat in der langen Zeit schon grosse Fortschritte gemacht und einen grossen Theil dieses Bades zugedeckt.

2. Die Thermen von Badenweiler. Auch diese wurden von den Römern zu Badzwecken benützt. Das in seiner Art bewunderungswürdige römische Bad lag bis zum Jahre 1785 unbekannt im Schutt begraben. In dieser Zeit wurde es aufgedeckt und mit einem schützenden Dach versehen. Von den vielen Beschreibungen, welche dieses römische Bad erfuhr, ist die von Leibnitz (Leipzig 1856) die beste. Wir können uns bei seiner Betrachtung hier kurz fassen, indem wir trotz mehrmaliger Besichtigung der Ruinen nichts wesentliches an dem genannten Werk zu berichtigen finden.

Leibnitz hält das Römerbad für ein Kurbad der umwohnenden Bevölkerung beiderlei Geschlechts. Es dürfte wohl das Unternehmen von den reichen Bürgern der nahen Kaiserstadt Augusta Rauracorum ausgegangen sein. Man fand auf den vorhandenen Ziegeln keine Stempel, die auf eine Mitwirkung der Legionen beim Bau schliessen liessen. — Die ganze Anlage zeigt in Betreff der gewählten und durchdachten Grunddispositionen der einzelnen Räumlichkeiten, ebenso wie bezüglich der meisterhaften technischen Ausführung, dass dem Architekten reiche Erfahrungen zu Gebote standen. Man darf ferner Leibnitz beistimmen, wenn er vermuthet, dass dieser Bau wenig benutzt worden sei, d. h. dass er kaum vollendet war, als die grossen Einfälle der Alemannen die weitere Entwicklung der römischen Cultur in den Zehntlanden in Frage stellten.

3. Das Bad in Hüfingen. Hüfingen war eine wichtige Militärstation an der Heerstrasse von Windisch nach Regensburg. Im Jahre 1821 lenkte Buchner die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diesen Ort und in der Folge geschahen mit Unterstützung des Fürsten von Fürstenberg die nöthigen Ausgrabungen. Das sog. Römerbad in einer Thalklinge zunächst des Bregthales blieb aufgedeckt und ist durch ein Bretterdach geschützt.

Der Bericht über diese ohne die nöthige technische Umsicht geleitete Ausgrabung steht in den Schriften des badischen Alterthumsvereins

(3. Jahrgang S. 169), unter Hinweis auf den Grundplan Taf. II Fig. 8 bemerken wir:

Die Räumlichkeiten des Bodens mit der Vorhalle lassen auf eine grössere Bedeutung und den gleichzeitigen Besuch mehrerer Personen schliessen. (Man vergleiche die in demselben Maassstabe gezeichneten Grundpläne Fig. 9, 10 und 11 der zu den Zehnthöfen gehörigen Badhäuschen.) Ein Eingang wurde bei a nachgewiesen, er führt in den Raum A, wo das Praefurnium b war. Die beiden Flügel w schlossen das Schürloch ein und der lange Gang bis z war nothwendig, um eine geläuterte heisse Luft in das Hypocaustum des Saales B zu bringen, der als Schwitzraum (Sudatorium) diente. Am unklarsten ist in dem genannten Fundbericht die Beschreibung der Heizeinrichtung. Es ist dies um so bedauerlicher, als seit der Ausgrabung die Hypocaustenräume vollständig ausgeräumt worden sind.

Der zweite Boden bestand aus 0,75 m im Geviert messenden 8 cm starken Dolomitplatten. Die Säulchen waren aus runden Ziegelplatten von 22,5 cm Durchmesser und 9 cm Stärke zusammengesetzt. Die Höhe dieser Säulchen soll 105 cm betragen haben, also das doppelte der gewöhnlichen Höhe. Der Zwischenraum z zwischen den aus der Mauer hervorspringenden Pfeilern x und y hatte eine Schwelle aus Holziegel in Mörtel versetzt. Im Fundbericht ist dieselbe für eine roh ausgeführte Mauer ausgegeben, die den Heizraum in zwei Abtheilungen trennen sollte. Diese Angabe ist durchaus unverständlich. — In der Halbrundnische des Saales B steht noch die aus einem Dolomitstück bestehende 1,5 m weite und 12 cm tiefe Schale (siehe Fig. 8 b). Der Saal C, dessen Hypocaustum seine Wärme von B mittelst vier Dohlen empfing, war das Auskleidezimmer. D die Vorhalle und F das Frigidarium, in welchem die Spuren der Zuleitung und Ableitung des Wassers noch zu sehen sind. Letzteres ist 0,75 m tiefer als D. Ein Kanal zog durch die ganze Länge des Baues. Der 17,5 m lange, 13,5 m breite und ummauerte Vorraum hatte ringsherum Gänge F. F und in der Mitte einen mit Ziegeln gepflasterten Hof G. Von der Nordseite her war wohl der Haupteingang und ist der Raum H als eine Art Exedra (Vorbau) zu betrachten.

D. Die Handelswege[1]).

Schon in dem Abschnitte I, C haben wir darauf hingewiesen, wie schwierig unter den jetzigen Verhältnissen eine Klassifikation der römi-

1) In der Tafel I sind die bedeutenderen Handelswege mit rother Farbe eingetragen, doch sind die aufgeführten Tracirungen derselben kaum durchweg abschliessende.

schen Strassen der Zehntlande ist. Die in den römischen Staatshandbüchern und Karten (Peutingersche Tafel) angegebenen Städte, Stationen und Strassenzüge beziehen sich allein auf die Heerstrassen oder Consularstrassen. In der Peutingerschen Tafel ist nur die Heerstrasse Vindonissa-Reginum aufgeführt, obgleich in der letzteren Zeit der römischen Besitznahme der Zehntlande auch noch andere Strassen von grosser Bedeutung waren. Wir nennen hier die Strassen:

Worms - Ladenburg - Heidelberg - Speier.

Speier - Wisloch - Neckarelz.

Speier - Stettfeld - Cannstatt.

Strassburg - Baden - Cannstatt.

Die rechtsseitige Donauthalstrasse von der Altstatt bei Messkirch nach Ulm;

ferner im Württembergischen:

Von Cannstatt über Köngen nach der Donau etc.

Der Handelsverkehr zwischen den bürgerlichen Niederlassungen bei den Castellen und Stationen war ein den damaligen Verhältnissen entsprechender; die Erzeugnisse der Kunst fanden Eingang in die Zehntlande von Gallien und Italien her. Die feineren Geschirrwaaren kamen von Rheinzabern; im übrigen dürften die grösseren Gewerbetreibenden in den Städten Mainz, Strassburg und Kaiseraugst wohnhaft gewesen sein und von da die Colonisten der Zehntlande mit den feineren Verbrauchsartikeln versehen haben. Man darf wohl annehmen, dass die Kelten auch Verbindungspfade hatten, welche die Römer benutzten und verbesserten. Im Lande der Nemeter war Ladenburg schon vor der Römerzeit eine gallische Niederlassung, welche Trajan mit römischen Colonisten versah. So dürften dort auch schon Wegverbindungen gewesen sein. Unter den Strassen heben wir folgende hervor:

1. Die Strasse von Worms (mit Rheinübergang daselbst zum rechtsseitigen Ufer) nach Ladenburg und von da über Heidelberg, wo eine römische Brücke stand, nach Hockenheim und Speier (siehe Strasse IX des Strassennetzes im Heft 71 dieser Jahrbücher). Es ist hier nur noch zu bemerken, dass der in der archäologischen Karte von Paulus eingetragene Strassenzug zu berichtigen ist, indem von Ladenburg die Strasse zunächst des Neckarufers in schnurgerader Richtung bis Neuenheim zog und sich dort an die Brückenaxe unter demselben Winkel anschloss, wie anderseits die ebenfalls schnurgerade Strasse von da nach Hockenheim. Während die erstere Strasse (von Ladenburg nach Neuenheim) erst vor einigen Jahren durch eine neue Felder-

eintheilung verschwunden ist, hat sich die Fortsetzung der Römerstrasse von Heidelberg nach Hockenheim noch in einem Feldwege am Pleikartsförsterhof vorbei erhalten. Diese in ihrer Richtung und theilweise in ihrem Oberbau unbestrittene römische Strasse sollte in keiner archäologischen Karte Badens fehlen.

2. Die Strasse von Speier (Colonia Nemetum) nach Cannstatt (Clarenna) und von da über Köngen nach der Donau. Diese in der Paulus'schen Karte eingetragene und in meiner Abhandlung über das römische Strassennetz in den Zehntlanden (Heft 71 d. B. J.) berührte Verbindung bedarf nur zwischen Stettfeld und Sternenfels eine Berichtigung. Von Altlusheim, Speier gegenüber, zog sich die Strasse längs des linken Ufers der Kraichbach über St. Leon (Fundort eines von einem Centurio der Coh. XXIII V. C. R. gestifteten Altares in der Karlsruher Sammlung) nach Kronau und Kisslau, wo der Uebergang über die Giessen der Landniederung stattfand. Von hier folgte die Strasse den Vorbergen bis Stettfeld. — Der von den ersten deutschen Kaisern zu Kisslau erbaute starke Thurm (15 m Seite der quadr. Grundform) diente wohl noch im Mittelalter zur Bewachung der Ueberfahrt.

Stettfeld war eine der bedeutenderen römischen Niederlassungen im Rheinthal und an der Bergstrasse von Heidelberg nach Baden. Zu den früher in Stettfeld gemachten Funden kam in neuerer Zeit noch das Reliefbild einer reitenden Matrone (Karlsruher Sammlung), auch deutet der in den 60er Jahren hier gefundene Votivstein der deae quadrubae (Mannheimer Sammlung, C. I. Rh. add. 2061) darauf hin, dass hier eine Strasse in das Hügelland abzweigte.

Von Stettfeld zog sich diese Strasse nach Oberöwisheim, und von da die Höhe der rechtsseitigen Thalwand der Kraichbach einhaltend nach Gochsheim und von da nach Flehingen. Hier vereinigen sich in einem fruchtbaren Thalgrunde die zwei Hauptzuflüsse der Kraichbach, von hier aus zog sich der römische Weg über Oberdertingen nach Sternenfels (württembergisches Gebiet). Insoweit dürfte also der in der Paulus'schen Karte über Bahnbrücken und Zaisenhausen nach Kürnbach und von da nach Sternenfels angegebene Strassenzug zu berichtigen sein. Bei Gochsheim lag in einem Seitenthal der Kraichbach 10 m vom Orte Bahnbrücken eine römische Villa. (Fundort des Votivstein des Merkur, C. I. Rh. 1693.)

3. Die Strasse von Heidelberg längs der Vorberge des Zwischengebirges von Odenwald und

Schwarzwald und längs der Vorberge desselben bis Offenburg.

Diese Strasse ist bis zum Anschluss an die Strasse VIII von Baden nach Cannstatt bei Ettlingen unter der Nr. 16, und von Sinzheim bei Baden längs der Vorberge des Schwarzwaldes bis Offenburg unter Nr. 29 meines früheren Strassennetzes (s. Bonner Jahrbb. Heft 71) beschrieben.

Es ist hier weniges zu ergänzen:

Der Fund der Meilensäule in Bühl scheint zu bestätigen, dass die Römer schon unter den Kaisern Vespasian bis Trajan, also im ersten Jahrhundert eine Verbindung von Mainz aus aufwärts längs der diesseitigen Vorberge des Schwarzwaldes herzustellen suchten. Wie die römische Wegsäule im Zehntlande immer an einer besonders wichtigen Stelle, an einem Flussübergang, einem Kreuzungspunkt von Wegen etc. errichtet wurde, so wird dies auch bei Bühl der Fall gewesen sein, und da ausser der genannten Meilensäule voriges Frühjahr beim Graben eines Hausfundamentes auch noch einige Fragmente von einem römischen Reliefbild (auf einem waren die Flügel eines Genius noch zu erkennen) gefunden wurden, so dürfte hier am Ausfluss der Büllot in das Rheinthal eine römische Station gestanden haben[1]).

Die sog. Bergstrasse von Frankfurt nach Basel ist sehr alt, sie beherrscht durch ihre erhöhte Lage am Fuss der Vorgebirge den Ueberblick über die Rheinthalebene bis zu den Vogesen. An einzelnen Orten an derselben, wie bei Wisloch, Stettfeld und bei Ettlingen, ebenso bei Baden, bei Bühl und Offenburg, waren römische Ansiedlungen und wir dürfen wohl annehmen, dass sie schon zur Römerzeit der bedeutendste Verkehrsweg im obern Rheinthal war.

5. Die Strasse von Strassburg über Ettlingen und Pforzheim nach Cannstatt. Was die erstere Strecke, von Strassburg nach Baden, dieser unter VIII meiner Abhandlung über das römische Strassennetz beschriebenen Strasse anbelangt, so sind von Strassburg oder nach dem Rheinübergang von Kehl aus zwei Wegrichtungen denkbar; einmal von Kehl nach Offenburg und von da über Achern und Bühl nach Sinzheim (Baden), dann von Kehl das Hochgelände über Lichtenau und Stollhofen einhaltend, mit dem Uebergang über den Wassergiessen bei Steinbach.

1) Die Meilensäule ist im Rathhaus in Bühl aufbewahrt, indem es den Bemühungen des Conservator Wagner noch nicht gelang, dieselbe für die Karlsruher Sammlung zu erwerben, ebenso ist der Reliefstein noch in Bühl.

Diese letztere Richtung ist in dem genannten Strassennetz als die wahrscheinlichste aufgestellt. Der Uebergang über die vielen wilden Gewässer, welche aus den Thalklingen der Schwarzwaldberge hervortreten, erschwerte eine Verbindung längs der Vorberge derselben, während das schon damals trockene Gelände des Hochgestades zwischen dem Mittelrhein und der Land-Niederung, sich zur Anlage einer Strasse vortrefflich eignete. Von Steinbach aus, wo eine Leukensäule ab Aquis IIII gefunden wurde, welche ebenfalls darauf hinweist, dass hier eine Uebergangsstelle über den Giessen oder eine Theilung der Wege war, nach Baden und von da über Ettlingen und Pforzheim nach Cannstatt ist die Römerstrasse vollständig nachgewiesen (siehe Heft 71 der Bonner Jahrb. VIII).

General Kallee in Tübingen sagt bezüglich der Wichtigkeit dieser Strasse ganz richtig (siehe Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. 1884 Band IV S. 339, die Ausgrabung des Castells in Rottenburg betreffend): „Die Linien Cannstatt-Mainz (hier ist der Limes mit der Mümmlinglinie gemeint) und Cannstatt-Regensburg bildeten die Hauptsammel- und Aufmarschstrassen hinter der Grenze Obergermaniens und Rhaetiens. Direct mit der stark befestigten gallischen Rheinstrasse (von Augst bis Mainz) stand Cannstatt durch die Heerstrasse nach Pforzheim und Ettlingen etc. in Verbindung, welche Linie zugleich die Begrenzung des Operationsterrains darstellt, das sich unter dem Namen des Neckarberglandes nördlich ausbreitet, während der südlich dieser Linie liegende Schwarzwald zur Zeit der Römer die Operationen des grossen Krieges gänzlich von sich ausschloss.“

Ist die Nothwendigkeit dieser Strasse in strategischer Beziehung allgemein von allen Autoritäten anerkannt, so gibt es kaum eine Strasse aus der Römerzeit im Lande, welche noch solche sichtbare Spuren ihres Bestandes aufwiese wie diese.

Im Hagenschiesswald ist vor dem Jagdhaus „Seehaus“ der Erdkörper dieser Strasse noch bei ca. $3^1/_2$ m oberer Breite und 1 m Höhe auf eine lange Strecke hin erhalten. Auch diese Strasse, ebenso wie die Heerstrasse von Zurzach nach Rottweil und die Strasse von Ladenburg über Heidelberg nach Speier, deren Reste noch erhalten sind, haben in der officiellen archäologischen Karte Badens keine Aufnahme gefunden, vielleicht aus dem Grunde, weil sie noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung durch Aufdeckungen nachgewiesen sind.

6. Die Wegverbindungen im obern Rheinthale von Offenburg bis Basel. Es sind dies die schon im Heft 71 d. Jahrb. beschriebenen Strassen No. 29, 30, 31, 34 und 35 meines Strassennetzes, deren Nothwendigkeit sich durch den Verkehr zwischen den einzelnen römischen Stationen und Niederlassungen ergibt.

7. Die Wegverbindung auf dem rechtsseitigen Rheinufer zwischen Wyhlen (Augst gegenüber) nach Thiengen. In dem alten Kaiseraugst liefen drei Heerstrassen ein, eine von Aventicum, die andere von Argentoratum und Vesontio und die dritte von Vindonissa. Ebenso trafen Augst gegenüber, bei dem heutigen Wyhlen, zwei Strassen, die eine von Säckingen, die andere von Badenweiler herkommend, zusammen. Eine stehende Brücke soll die beiden Ufer bei Augst miteinander verbunden haben.

Die Strasse von Wyhlen nach dem Heidegger Hof berührt einzelne uns bekannte römische Niederlassungen (siehe die angeschlossene Karte). Für diese wie für die übrigen Wegverbindungen Nr. 37—42 bleibt die frühere Beschreibung (Heft 71) massgebend. Bezüglich der Strasse VIII vom Randen über die Altstatt bei Messkirch in das Donauthal, welche wir vom Randen und von Hüfingen ausgehend, angenommen haben, dürfte der Anschluss derselben von der Altstatt über Krumbach nach Stockach und von da nach Stein in Betracht zu ziehen sein[1]).

Da sich die beiden Niederlassungen der Altstatt bei Messkirch und bei Sigmaringendorf als grössere Zehnthöfe mit freistehenden Umfassungsmauern, und nicht, wie in der württembergischen Karte angegeben ist, als namhafte Niederlassungen mit Castellen, herausgestellt haben, so wäre noch zu untersuchen, ob dieser Irrthum in der württembergischen Karte nicht auch noch die Angabe für Mengen betrifft, d. h. ob dieses nicht auch eine einfache Niederlassung (Villa rustica) war, dann hätte auch die sie berührende Strasse keine militärische Bedeutung. Auffallend ist, dass in dem Vortrag von Prof. Miller in Stuttgart (siehe Schwäbische Chronik vom 16. December 1884 Nr. 358) im archäologischen Verein daselbst die Altstatt bei Messkirch als eine befestigte Stadt citirt wird. Im übrigen siehe die Beschreibung meiner Ausgrabung dieser Nieder-

1) Für die Verbindung vom oberen Rheinthal in das Donauthal war der Weg über den Randen zu beschwerlich, namentlich von Pfyn, Stein und Constanz her bis Stockach konnte die Niederung des Hegaues eingehalten werden.

lassung im Auftrag des Fürsten von Fürstenberg in den Bonner Jahrb. Heft 74 S. 52.

Was den Uebergang der Strassen über die Flüsse anbelangt, so hatten die Römer entweder stehende Brücken, wie die in ihren Fundamentresten nachgewiesene Brücke über den Neckar bei Heidelberg (siehe Strasse IX des früheren Strassennetzes Heft 71 der Jahrbücher) oder auch gepflasterte Furten für den Durchgang bei kleineren Flüssen. De Caumont erwähnt in seinem Abécédaire d'Archéologie S. 31 eine solche Furt (gué pavé) über die Majenne in Frankreich, wo in dem Kies der Flusssohle mehr als 12000 Münzen der römischen Kaiser lagen, so dass jeder Schaufelstich, den man hob, 4 oder 5 solcher Stücke enthielt. De Caumont glaubt, dass jeder Passant dieser Furten ex voto eine Münze mit dem Bildniss des Kaisers in den Fluss warf, um sich dadurch die Gunst des Wassergottes zu erflehen und die Gefahr eines Umkommens in dem oft gefährlichen Flussdurchgang zu beschwören.

III. Anhang.

Tabellarische Zusammenstellung der römischen Niederlassungen im Grossherzogthum Baden.

Wir geben hier nur eine kurze tabellarische Uebersicht der durch Ausgrabungen nachgewiesenen Niederlassungen, ebenso wie der durch ausserordentliche Funde und Vorkommnisse als solche wahrscheinlich gemachten Stellen, wobei wir jedoch die nur durch Münzfunde bekannten Oertlichkeiten unberücksichtigt lassen.

Ebenso wenig werden wir des Raumes halber die Funde beschreiben. Es soll sich hier nur um die Darstellung der Ausdehnung der Niederlassungen, wie eine solche zur Beurtheilung des Kulturzustandes unseres Landes unter den Römern nöthig ist, handeln und soll die angeschlossene Karte das Verständniss dieser Frage erleichtern.

Im übrigen verweisen wir auf das von Prof. Bissinger aufgestellte Verzeichniss in dem Werk über die Urgeschichte und Alterthümer des badischen Landes (Karlsruhe 1883) und auf das Corpus in prictionum Rhenanarum ed. G. Brambach. Elberfeldae 1867 etc.

I. Am Limes[1]).

1. Osterburken, Castell, bürgerliche Niederlassung.
2. Hettingen. Kleines Castell.
3. Walldürrn. Castell.
4. Rheinhardsachsen. Kleines Castell.

II. An der sog. Mümmlinglinie.

5. Neckarburken. Castell.
6. Hardhof bei Mosbach. Mauerreste.
7. Robern. Kleines Castell.
8. Oberscheidenthal. Castell.
9. Schlossau. Castell.

Bemerkung. Die an beiden Vertheidigungslinien durch Ausgrabungen nachgewiesenen 24 Wachthäuser (nach Bissinger) sind hier nicht aufgeführt.

III. Zwischen beiden Linien.

10. Herbolzheim bei Neudenau. Mauerreste.
11. Waldmühlbach. Votivsteine.
12. Grosseicholzheim. Mauerreste, Villa.
13. *Schlierstadt. Mauerreste.
14. Eberstadt. Mauerreste.
15. Bödigheim. Mauerreste.
16. Buchen. Mauerreste.

IV. In dem Hügelland zwischen dem Neckarthal, dem Rheinthal und dem Enzthal.

17. Neckarmühlbach. Villa.
18. Obrigheim. Villa.
19. *Hochhausen. Mauerreste.
20. *Kälbertshausen. Mauerreste.
21. *Aglasterhausen. Mauerreste.
22. *Eschelbronn. Mauerreste.
23. Biedersbacher Hof. Villa.
24. *Neckargemund. Grabstein.
25. *Neckarelz. Altar.
26. *Grombach. Mauerreste.

---

1) Die mit * bezeichneten Nummern bezeichnen die zu vermuthenden Niederlassungen.

27. *Kirchart. Mauerreste.
28. Steinsfurt bei Sinsheim. Villa.
29. Waldangelloch, Sinsheimer Wald. Villa.
30. *Hilsbach. Mauerreste.
31. *Obergimpern. Mauerreste.
32. Bahnbrüchen. Villa.
33. Büchig bei Bretten. Villa.
    *Gondelsheim. Mauerreste.
34. Nussbaum. Villa.
35. Remschinger Hof. Villa.
36. Kieselbronn. Villa.
37. Brötzingen. Villa.
38. *Auerbach. Mauerreste.
39. *Dietenhausen. Leukenzeiger.

Im Hagenschiesswald bei Pforzheim liegen zerstreut viele römische Mauerreste. Als besonders bedeutend erscheinen:

40. Kanzler-District. Villa.
41. Fohlenwald-District. Villa
42. Schlosswald-District. Villa.

Andere kleinere Spuren von Stallgebäuden, Wachthäusern, kleinen Wohnstätten finden hier keine Berücksichtigung als besondere Niederlassungen.

43. Pforzheim. Station.
44. Altstadt von Pforzheim, bürgerliche Niederlassungen.

V. Im Rheinthal von der hessisch-badischen Landesgrenze an.

45. Weinheim im Rosenbrunnenthal. Villa.
46. Schriesheim. Villa.
47. Rosenhof bei Ladenburg. Villa.
48. Ladenburg (Lopodunum), Hauptort der Civitas Ulpia Severiana Nemetum.
49. Neuenheim. (Castell?)
50. Heidelberg, Vicus der Civitas Nemetum.
51. *Ilvesheim. Heizröhren, Urnen.
52. *Wallstadt. Gräberfeld.
53. Neckarau. Mauerreste etc.
54. Altripp gegenüber. Mauerreste.
55. Walldorf. Villa.
.56 *Hockenheim. Niederlassung, Altarfund.

57. *Alt-Wiesloch. Ziegel der XXII. Legion, Gefässe.
58. Dorn-Mühle zwischen Wiesloch und Walldorf. Ziegelstücke, Gefässscherben etc. (siehe Sinsheimer Jahrbücher Jahrg. III S. 50).
59. *Langenbrücken. Ziegel, Thonscherben.
60. Stettfeld bei Bruchsal. Mauerreste, Station.
61. Ettlingen. In der Stadt Mauerreste, steinerner Tisch, Gefässe.
62. Bei Ettlingen im sog. Schatzwäldle. Villa.
63. Ettlingenweier. Villa.
64. Sulzbach im Gefällwald. Mauerreste (einer Ueberfahrtsstation).
65. Gegenüber in dem sog. Hurstbuckel (Mauerreste).
66. *Mörsch. Gräberfeld, runder Tisch.
67. Au am Rhein. Altäre, Leukenzeiger.
68. *Sandweier. Altar der Kreuzweggötter, Vicus Bibiensis.
69. *Balg. Altar.
70. *Iffezheim. Altar.
71. Baden. Aquae, Hauptort der Civitas Aurelia aquensis. Castell. Stadt.
72. *Steinbach. Meilensteine. (Ueberfahrtstation?)
73. *Bühl. Meilenstein, Fragment eines Steinbildes.
74. *Offenburg. Niederlassung.

Weiter im Kinzigthal.

75. *Gengenbach. Votivsäule.
76. *Mühlenbach. Altarfund.
77. *Harmersbach. Altarfund.

Im Rheinthal aufwärts von Offenburg.

78. *Niederschopfheim. Votivstein.
79. *Sulzbach bei Lahr. Mauerreste, Villa.
80. *Altdorf bei Mahlberg. Geräthe.
81. Riegel am Kaiserstuhl. Töpferkolonie.
82. *Bahlingen. Altarbild.
83. Freiburg (Schlossberg, Mosaikboden).
84. Bei Zarten, Brandenburg (Tarodunum). Mauerreste.
85. *Lehen bei Freiburg. Gefässe, Scherben.
86. Altbreisach. (Mons Brisiacus).
87. *Staufen. Römische Wasserleitung.
88. *Münsterthal. Spuren römischen Bergbaus.
89. Badenweiler (Aquae) Badeort mit Vicus in Oberweier.

90. **Kaltenherberge.** Mauerreste, Geschirrfragmente.
91. ***Blansingen.** Gefässe, Scherben etc.

VI. Von Basel bis Konstanz und bis zur Donau.

92. **Wyhlen** gegenüber Basel-Augst (Augusta Rauracorum). Mauerreste, Brückenkopf.
93. **Herthen.** Gebäudereste.
94. **Warmbach.** Mauerreste, Bronzefries.
95. ***Brennet** bei Säckingen. Ziegelfragmente auf dem Ackerfeld.
96. ***Obersäckingen.** Fundamente eines Hauses, Ziegel.
97. **Waldshut.** Villa.
98. ***Nordstetten** am Wieselsberg. Mauerreste.
99. ***Niedereschbach.** Mauerreste.
100. ***Villingen.** Mauerreste.
101. **Oefingen.** Mauerreste, Dachziegel, Heizröhren.
102. **Hüfingen.** Station der Heerstrasse Vindonissa — Reginum. Bad, Vicus auf dem Mühlöschle.
103. **Hausen** vor Wald. Mauerreste.
104. ***Blumegg.** Cementreste.
105. ***Bettmaringen.** Fundamentreste?
106. **Heidegger** Hof bei Oberlauchringen. Station der Heerstrasse nach Regensburg (nach Paulus, Tenedo. Hiernach ist die Angabe von Bissinger S. 30 zu berichtigen).
107. ***Bechtersbohl.** Mauerreste, Ziegel, Gefässscherben.
108. ***Thiengen** auf dem Schlössleacker. Mauerreste.
109. ***Rheinheim.** Brückenkopf der Rheinbrücke.
110. **Orsingen.** Villa.
111. **Bodmann.** Villa.
112. ***Ludwigshafen.** Mauerreste.
113. ***Homburg.** Fragmente von Ziegeln.
114. **Wollmatingen.** Villa.
115. **Konstanz.** Mauerreste, Castell, Vicus.
116. **Bambergen,** Amt Ueberlingen. Villa.
117. ***Liptingen.** Fundamente.
118. ***Pfullendorf.** Mauerreste, Leichenfeld.
119. **Messkirch.** Altstatt. Villa.
120. ***Singen** am Hohentwiel. Ziegel der Legion XI.
121. ***Meersburg.** Mauerreste.

Von obigen 121 römischen Niederlassungen sind 48 noch nicht

durch genaue Ausgrabungen als solche nachgewiesen und müssen daher zu den vermutheten gerechnet werden. Von den übrigen 73 sind 10 als Castelle (mit Einschluss des Castells in Baden) und 26 als Zehnthöfe (Villae rusticae) zu betrachten. Die letztere Zahl dürfte sich nach genauer Untersuchung der vermutheten Niederlassungen noch wesentlich erhöhen, denn es geht aus den bisherigen Forschungen über die Art der Niederlassungen deutlich hervor, dass der Schwerpunkt der römischen Colonisation in den Zehntlanden in der Errichtung der Zehnthöfe lag, die sich noch bedeutend vermehrt haben würden, wenn die friedliche Entwicklung der römischen Cultur nicht so rasch durch die Einfälle der Alemannen gestört und vernichtet worden wäre.

Vergleichen wir die obige Zahl mit der vom statistischen Bureau in Stuttgart für das Königreich Württemberg zu 532 angegebenen Zahl von römischen Niederlassungen, so fällt uns der grosse Unterschied auf, selbst wenn wir bedenken, dass die topographische Gestaltung Württembergs für die römische Colonisation günstiger war, als die Badens mit dem damals unwirthlichen, von undurchdringlichen Wäldern und Thalschluchten bedeckten hohen und rauhen Schwarzwaldgebirge, das etwa ein Viertel des Areals des ganzen Grossherzogthums Baden einnimmt.

Hoffen wir, dass in nicht zu langer Zeit ein Zusammengehen der Sachverständigen beider Länder die Gewinnung neuer Anhaltspunkte für die Lage der Niederlassungen, ebenso wie der Strassenanlagen zur Römerzeit ermöglicht und so den Grund legt zu einer topographischen Basis für die Alterthumsforschung in unserer Heimath überhaupt. Die Resultate, welche die bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete für das badische Land erzielt haben, sollte die vorliegende Arbeit zusammenzustellen versuchen.

Karlsruhe. J. Naeher.

3. Die Consularfasten der Jahre 68—96 n. Chr.

Die Consularfasten vom Tode Nero's (68) bis zum Tode Domitian's (96) haben, wenn auch unfertig, schon 1878 der Bonner philosophischen Fakultät vorgelegen. Sie sind in allen wesentlichen Punkten nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die im Bonner Jahrb. LXXII veröffentlichten Fasten der J. 96—119.

In der Hauptliste stehen nur diejenigen Persönlichkeiten, die sich mit Sicherheit oder grosser Wahrscheinlichkeit einem bestimmten Jahre zuweisen lassen. Die eingeklammerten Namen oder Namenstheile sind zweifelhaft. In dem kritischen Apparat sind die Belege mit möglichster Vollständigkeit zusammengetragen, nur durchaus unselbständige und verdächtige Zeugnisse sind ausgeschlossen. Vorausgestellt sind die epigraphischen und numismatischen Zeugnisse, unter mehreren Inschriften haben die italischen den ersten Platz, ausser wenn eine provinzialen Fundortes das Monatsdatum verzeichnet. Auf die Inschriften, auf deren Ergänzung ich im Interesse der Kürze durchweg verzichtet habe, folgen die handschriftlichen Fasten. Ueberall ist mehr als von Anderen geschehen auf die richtige Namenfolge geachtet. Der Hinweis auf Arbeiten, welche über die Laufbahn der einzelnen Persönlichkeiten Aufschluss geben, soll zu ferneren Studien anregen. Hypothetische oder neue Ansätze sind durch den Druck als solche kenntlich gemacht. In dem Commentare werden abweichende Ansätze begründet und zum Schlusse auf die Grundsätze hingewiesen, nach denen die Flavischen Kaiser das Consulat vergaben. Während das Verzeichniss der Consulare die Belege für das Consulat möglichst vollständig enthält, auch wenn sie schon von Anderen citirt waren, habe ich mir in der Liste der Prätorier eine grössere Kürze erlaubt.

Wenn bei irgend einer Arbeit, so drängt sich dem Forscher bei dem Versuche, die Beamtenlisten der römischen Kaiserzeit zu rekonstruiren, das Bewusstsein auf, dass all unser Wissen Stückwerk ist. Aber auch dieses wenige zu leisten, wäre ohne das Corpus inscriptionum Latinarum nicht möglich gewesen. Von wesentlichem Nutzen waren mir ferner der index Plinianus von Mommsen, der zu den Arvalakten von Henzen und die fastes des provinces Asiatiques von Waddington. Die Abweichungen von den fasti consulum v. J. Klein sind als augenfällig nicht ausdrücklich hervorgehoben.

Abkürzungen:

CIL = Corpus inscriptionum Latinarum.
CIG = Corpus inscr. Graec.
IN = Inscr. regni Napolitani.
CIRh = Corpus inscr. Rhenan.
Or = Orelli-Henzen, collectio etc. I. II.
Henzen = Henzen, collectio III.
Wilm. = Wilmanns, exempla.
Grut. = Gruter, inscriptiones antiquae.
Mar., atti = Marini, atti arvali.
Borgh. = Borghesi, oeuvres I—IX.
a. arv. = acta fratrum Arvalium CIL VI.
L. F. = fasti feriar. (Lat. CIL VI.)
F. As. = Waddington, fastes des provinces Asiatiques in Le Bas-Waddington III, 2 (explications des inscriptions Grecques et Latines).
R. St. R. = Mommsen, röm. Staatsrecht, 2. Aufl.
C 354 = Chronograph 354, Mommsen (Abh. d. Ges. d. W. II, 572 ff. Leipzig 1850, der Text S. 611 f.).
Id = Idatius (fasti Hispani) Ausg. von Roncalli, vetustorum Latinorum script. chron. vol. II. Padua 1787. 4°.
PC = Paschalchronik, hersg. v. L. Dindorf. 2 voll. Bonn 1829. vgl. CIL 1 p. 484.
Pr = Prosper und seine Ausschreiber (s. Mommsen, Abh. d. G. d. W. VIII, 661. Leipzig 1861). — CSc = Codex Lugd. Scal. 28.
hist. = Die Historien des Tacitus.
Plin. ep. = Hauptsammlung der Pliniusbriefe.
ind. Plin. = Mommsen, index Plinianus.
ind. arv. = Henzen, index actorum fr. arv. (Berlin 1874.)
Bruzza = annali dell' inst. arch. 42 (1870) p. 106 ff. iscrizioni dei marmi grezzi.

I.

68 n. Chr. 821 d. St.

Januar 1	[1]Ti. Catius Silius Italicus. M. Galerius Trachalus Turpilianus. Nero Claudius Caes. Aug. Germ. V.
Mai(?) 1	[2]L. Mestrius Florus.
Sept. (?) 1	[3]C. Bellicus Natalis. P. Cornelius Scipio Asiaticus.

1 . . . . alerio Trachalo Ti. Catio Silio Italico *CIL 6, 1984* | Silio Italico et Galerio Trachalo *Frontin aq. 102* | Italic(o) cos *eph. ep. 5 n. 101* | Trachala et italico *C 354* | Italico et Trachalo *Id* | Ἰταλικοῦ καὶ Τραχάλου *PC* | Silio (*om. Sc.*) Italico et Turpiliano *Pr* || Nerone V et Tracha . . . *IN 6855* | . . . . Galerio Trachalo cos *CIL 10, 5405 = IN 4195* | . . . arc Aug . . . V (*arvalfr.*) *Henzen, dell' inst. 1874, 6 fg.* | consules ante tempus privavit honore atque in utriusque locum solus iniit consulatum quasi fatale esset non posse Gallias debellari nisi a [se] consule *Suet. Nero 43* | fuit etiam qui in principatus sui fine consulatum quem dederat ipse magna ex parte iam gestum extorqueret et raperet *paneg. 57. Vgl. Rh. Mus. 35, 183* || a In der Umgebung des Vitellius (*hist. 3, 65. Plin. ep. 3, 7, 3*), Proconsul v. Asien noch unter Vespasian (etwa 77/78) *F. As. n. 98* vgl. *Mommsen, ind. Plin. p. 425* || b Rathgeber des Otho (*Tac. hist. 1, 90*), Proconsul von Afrika nach *CIL 5, 5812*, *Teuffel RLG*[3] *297, 6*.

2 *Δομιτιανῷ Καίσαρι Σεβαστῷ Σμυρναῖοι* Ɓ *ἐπὶ Λουκίου Μεστρίου Φλώρου ἀνθυπάτου* (vom J. 82/83) *F. As. n. 102* | *ἐμοὶ δὲ ὕστερον ὁδεύοντι διὰ τοῦ πεδίου Μέστριος Φλῶρος ἀνὴρ ὑπατικὸς τῶν τότε μὴ κατὰ γνώμην, ἀλλ' ἀνάγκῃ μετὰ τοῦ Ὄθωνος γενομένων διηγεῖτο μετὰ τὴν μάχην ἐπελθὼν ἰδεῖν νεκρῶν σορόν Plut. Otho 14* | Mestrium Florum consularem admonitus ab eo plaustra potius quam plostra dicenda esse die postero Flaurum salutavit *Suet. Vesp. 22* | *Vgl. Plut. symp. 1, 9, 1. 3, 4. 5, 7. 7, 4. 6.*

3 a. d. XI k. Jan. C. Bellico Natale P. Cornelio Scipione cos *Dipl. IV CIL 3 p. 848* | ante diem XI k. Januar. C. Bellico Natale P. Cornelio Scipione Asiatico cos *Eph. ep. 2 p. 454* | dedic. idib. Octobr. C. Bellico Natale P. Cornelio Scipione Asiatico cos *Or 738* || a C. Bellicus Natalis Tebanianus cos 87 || b *vgl. Mommsen zu CIL 3 p. 1058.*

69 n. Chr. 822 d. St.

Jauuar 1	[1]Ser. Sulpicius Galba imp. Caesar Augustus II. T. Vinius Rufinus.
Januar 30	[2]Imp. M. Salvius Otho Caesar Augustus. L. Salvius Otho Titianus II.
März 1	[3]L. Verginius Rufus. L. Pompeius Vopiscus.
April ?	[4]T. Flavius Sabinus. Cn. Arulenus Caelius Sabinus.
Juni — Juli?	. . [5]Arrius Antoninus. . . Marius Celsus.
Aug. — Oct.	. . [6]Fabius Valens. A. Allienus Caecina.
Oct. 31	. . Rosius Geminus.
Nov. 1	[7]C. Quinctius Atticus. Cn. Caecilius Simplex.

1 . . . . atore . . . II T. Vinio k. Jan. *CIL 6 p. 496* (*a. arv.*) | Ser. Galba II T. Vinio cos *CIL 6, 155 vgl. 1986* | . . . alba II T. Junio *CIL 10, 5405 = IN 4195* | *hist. 1, 1. 1, 11. Plut. Galba* 21 | T. Vinio cos *Maffei M. V. 471* | Galva II et Vinio *C 354* | Galba II et Tito Rufino *Id* | *Γαλβα β' καὶ Τίτου 'Ρουφίνου PC* | Silvano et Othone *Pr* || b *ind. arv.*

2 imp. M. Othone Caesare Aug. L. Salvio Othone Titiano II cos III k. Febr. (*a. arv.*) *CIL 6 p. 496* | *Tac. hist. 1, 77* | Imp. Othone Caesare Aug. cos XV k. Apriles *Herm. 2, 103: Dekret v. Esterzili* (*Sardinien*) | *cos I 52.*

3 L. Verginio Rufo II L. Pompeio Vopisco cos k. Mart. *a. arv.* | Ver. Vop. cos *eph. ep. 5 n. 102. 103. 104.* | Verg. cos *eph. ep. n. 1378* | consul cum Titiano fratre in Kal. Martias ipse. proximos menses Verginio destinat, ut aliquod exercitui Germanico delenimentum. iungitur Verginio Pompeius Vopiscus praetexto veteris amicitiae — ceteri consulatus ex destinatione Neronis aut Galbae mansere Caelio ac Flavio Sabinis in Julias, Arrio Antonino et Mario Celso in Septembres, quorum honori ne Vitellius quidem victor intercessit *hist. 1, 77.*

4 T. Flavio . . . ino Cn. Aruleno Caelio Sabino cos pr. k. Maias — isdem cos k. Mai — isd . . . k. Jun. . . . os III non Ju . . *a. arv.* || a cos des. a. 69 *hist. 2, 36. 2, 51 eine fragm. Inschrift bull. della comm. 1883 p. 225* || b *Digest. 1, 2, 2, 47. Rudorff, r. Rechtsg. 1, 170.*

5 *hist. 1, 77* || a s. *ind. Plin.* || b adhibito super Vinium ac Laconem Mario Celso cos desig. *hist. 1, 14 vgl. 45. 71.*

6 ut Valenti et Caecinae vacuos honoris menses aperiret coartati aliorum consulatus, dissimulatus Marci Macri tanquam Othonianarum partium ducis; et Valerium Marinum destinatum a Galba consulem distulit, nulla offensa — Pedanius Costa omittitur ingratus principi *hist. 2, 71.* || Mario Celso consulatus servatur, sed creditum fama obiectumque mox in senatu Caecilio Simplici, quod eum honorem pecunia mercari nec sine exitio Celsi, voluisset: restitit Vitellius deditque postea consulatum Simplici innoxium et inemptum *hist. 2, 60* || a u. b *Tac. hist. Plut. Otho* | b *Jos. b iud. 4, 9, 9. 4, 11. Dio ep. 66, 16* im J. 63 Legat d. XV leg. *ann. 15, 25* || c pr. k. Novembres Rosius Regulus iniit eiuravitque *hist. 3, 37.*

7 . . πελάζοντος ἤδη τοῦ Πρίμου συνελθόντες οἵ τε ὕπατοι Γάϊος Κυΐντιος Ἀττικὸς καὶ Γναῖος Καικίλιος Σίμπλιξ *Dio 65, 17* || a circumsistunt . . Quintium Atticum consulem, umbra honoris et suamet vanitate monstratum *hist. 3, 73* || b adsistenti consuli (Caecilius Simplex erat) ... (Mitte Dezember) *h. 3, 68 (vgl. 67)* | Proconsul v. Sardinien i. J. 67 *Hermes 2, 193. 107.*

Dis manibus D . . . Asiatici consulis designati (für d. J. 70) *CIL 6, 1528. Vgl. Tac. hist. 1, 59. 4, 4.* eaque omnia Valerius Asiaticus consul designatus censuit (nach dem Tode des Vitellius). *Vgl. Suet. Vesp. 14.*

Ueber die Consulate des J. 69 haben gehandelt: *Mommsen, eph. ep. 1, 189 Borgh. 3, 535 Urlichs, de vita Agricolae p. 26 Stobbe, Philologus 26 p. 263 ff.*

---

70 n. Chr. 723 d. St.

Januar 1	[1]Imp. Caesar Vespasianus Augustus II. Titus Caesar Aug. f. Vespasianus.
Mai 1	[2]C. Licinius Mucianus. Q. Petillius Cerialis Caesius Rufus.
	[3]M. Plancius Varus.
	[4]M. Ulpius Traianus.
	[5]Cn. Cornelius Pinarius Clemens.
Nov. 1	[6]L. Annius Bassus. L. Caecina Paetus.

1 A. d. non. Mart. imp. Vespasiano Caesare Aug. II Caesare Aug. f. Vespasiano cos *Dipl. VI CIL 3 p. 849* | II Aug. cos k. Apr.? *CIL 6, 126* || . . . . o II Tito filio *CIL 10, 5405 = IN 4195* | *Tac. hist. 4, 3. 38* | *Dio 66, 1* | Vespasiano II et tito *C 354* | Vespasiano et Tito

Pr; Nero 11 Vespasiano II et Tito II Nero 12 | Vespasiano II solo *Id* | *Οὐεσπασιανοῦ αὐτοκράτορος μόνου PC* |

2ᵃ *Plin. n. h. 35, 12, 164 Borgh. 4, 350* | VII k. Jul. .... nl., *CIL 6, 2016 (F. L.)* | 2ᵇ At Romae cuncta in deterius audita Mucianum angebant, ne quamquam egregii duces (iam enim Gallum Annium et Petilium Cerialem delegerat) summam belli parum tolerarent *hist. 4. 53. 54.* | *Οὐεσπασιανὸς — πέμπει γράμματα Πετιλίῳ Κεριαλίῳ τῷ πρότερον ἡγεμόνι Γερμανίας γενομένῳ* [lies *Βρεττανίας Urlichs*] *ὥσπερ ἐκ δαιμονίου προνοίας τὴν ὕπατον διδοὺς τιμὴν καὶ κελεύων ἄρξαντα Βρεττανίας* [lies *εἰς Γερμανίαν*] *ἀπιέναι Jos. 7, 4, 2 Urlichs, de vita Agricolae p. 19. Vgl. Borgh. 4, 351.*

3 Plancius Varus praetura functus *hist. 2, 63 (a. 69)* Legat v. Bithynien nach vier Münzen von Apamea | Proconsul von Asien *F. As. n. 99.*

4 Legat der leg. X Fret. seit 67. *Dierauer, Traian S. 4 Stobbe, phil. Anz. 1870, 259 Henzen, eph. ep. 1 p. 188 A Renier, acad. des inscr. et des belles l. t. 26 p. 269 ff. 1867* | Legat v. Syrien i. J. 76, Proconsul v. Asien i. J. 78 nach einer datirten Inschrift von *Laodicea F. A. 100.*

5 . . . qui sunt in Germania sub Cn. Pinario Cornelio Clemente 21 Mai 74 *D IX CIL 3 p. 852* | *Wilm. 867 = CIL 12, 113* regulirt die Grenze zwischen Raetia und Narbonensis | Caesar .... no cos .... Cn. Cor .... te leg. etc. *CIRh. 1955. W. Deutsche Ztschr. 1884 p. 246 ff. Zangemeister* | .. [honoratus a senatu] triumphalibus ornament[is auctore imp. Caesare Aug. ob res] in German[ia prospere gestas] *Henzen 5427. Borgh. 6, 479.*

6 dedic. XV k. Dec. L. Annio Basso C. Caecina Paeto cos *CIL 6, 200 Borgh. 4, 351 (vgl. 6, 92)* || a *ind. Plin.* | Legionslegat i. J. 69 *Tac. hist. 3, 50* | Sein Leben beschrieb Claudius Pollio *Plin. ep. 7, 31, 5* || b curator aquarum et alvei Tiberis a. 74 (*bull. arch. comun. S. 2 t. 6 p. 242 IN 4210* (?),

---

71 n. Chr. 824 d. St.

Januar 1	[1] Imp. Caesar Vespasianus Aug. III. M. Cocceius Nerva.
März 1	[2] Caes. Aug. f. Domitianus. Cn. Pedius Cascus.
Mai 1	C. Calpetanus Rantius Quirinalis Valerius Festus.
Juli 1	[3] L. Flavius Fimbria. C. Atilius Barbarus.

1 Imp. Caesare Vespasiano Aug. III M. Cocceio Nerva cos *CIL 6, 1984* | imp. Caesare Vespasiano III M. Cocceio Nerva cos *Or 1634* | . . . no III M. Cocceio Nerva cos *IN 4195* | imp. Vespasiano III M. Cocceio cos *eph. ep. 1 n. 177 p. 161* | ? [A]ug. Vespasiano III cos *IC p. 1* | Vespasiano III et Cocceio Nerva *Front. aq. 102* Vespasiano III et Nerva *C 354 Id Pr* | *Οὐεσπασιανοῦ Αὐγούστου τὸ β' καὶ Νερουᾶ PC.*

2 Vespasiano III et filio cos *CIL 4, 2555* | impp. Vespasianis patre III filio iterum cos *Plin. n. h. 2, 13, 57* | *Vgl. Garruci intorno alla legenda Vespasiano III et filio cos Neapel 1851 Henzen bull. rom. 1852 p. 95* || non. April. Caesare Aug. f. Domitiano Cn. Pedio Casco cos *D VII CIL 3 p. 850 eph. ep. 2, 457. Vgl. giornale degli scavi di Pomp. N. S. III, 54 von demselben Datum.* . . . k. Maias Domitiano Cn. Pedio Casco cos *D VIII CIL 3 p. 851* || *Ἐπὶ ὑπάτων Καίσαρος Σεβαστοῦ υἱοῦ Δομιτι* [. .] *Οὐαλερίου Φήστου ιδ' Αηναιῶνος* (Juni) *CIGr 3, 5838* | lat. fuer. VII k. Jul. Caesare Aug. f. Domitiano C Valerio Festo cos *CIL 6, 2016* (*F. L.*) *Borgh. bull. Nap. 4, 1846 p. 35* || im J. 70 Legat v. Numidien *hist. 2, 98. 4, 49.* || C. Calpetanus Rantius Quirinalis Valerius Festus curator riparum et alvei Tiberis *CIL 6, 1238 vgl. seine Carriere CIL 5, 531* leg. Aug. pr. pr. v. Pannonien (a. 73) *Wiener Studien 1882 p. 216 hist. 4, 49.* leg. Aug. Tarrac. 79/80 *CIL 2, 2477. 4799* etc.

3 *ἐπὶ ὑπάτων Λουκίου Φλαουΐου Φιμβρία καὶ Ἀτειλίου Βαρβάρου CIGr 3, 5838* | sp. XIII k. Aug. L. Flavio Fim. C Ati. *CIL 1, 773 Borgh. 3, 343.*

---

72 n. Chr. 825 d. St.

Januar 1	[1]Imp. Caesar Vespasianus Aug. IIII. Titus Caesar Aug. f. Vespasianus II.
Mai 1	[2]C. Licinius Mucianus III. T. Flavius Sabinus II.

1 Imp. Cae . . re Ves . . . . III Tito Caesare imp. II cos . . . Maias *a. arv.* | imp. Vespasiano IIII . . . . *IN 4195* | imp. Caes. Vespas. cos IV TITI F IIII *Or 4342 vgl. Henz. p. 469* und *Mommsen IN 6303, 3 f.* | imp. Vespas. IV cos *CIL 4, 2556 cf. eph. ep. 1 n. 178* | Vespasiano IIII et Tito II *C 354* | Vespasiano IV et Tito III *Pr* | Vespasiano IV et Tito II *Id* | *Οὐεσπασιανοῦ Αὐγούστου τὸ δ' καὶ Τίτου τὸ β' PC.*

2 C. Licinio Mucia[no] [III] T. Flavio Sabino II cos k. Junias *a. arv. 6 CIL p. 500* | C. Licinio Muciano III T. Flavio Sabino II *CIL 6, 2016* (*L. F.*) || a *ind. Arv. p. 190 Plin. n. h. 12, 1, 9.*

---

73 n. Chr. 826 d. St.

Januar 1 { [1]Caesar Aug. f. Domitianus II
L. Valerius Catullus Messalinus

Mai 1 { [2]M. Arrecinus Clemens
Sex. Julius Frontinus

1 Idib. ... Caesare Aug. f. Do ..... L. Valerio Catullo M ... cos *CIL 5, 7239* | Domitiano II cos *Henzen 6770* | Domitiano II Caes... *IN 4195* | Domitiano Caes. Aug. f. c[os II] *Wiener St. 1882 p. 209* | [d]om. Caes. II cos ***Bruzza 3*** | *CIL 6, 1877* | Domiciano II et messalino *C 354* | Domitiano II et Messalino *Id* | *Δομετιανοῦ καὶ Μεσσαλλίνου PC* || [domitiano II] Valerio Messalino cos *Front. 102 Suet. Dom. 3* || b *Ind. Plin. Borgh. 5, 527* zu *Juv. 4, 113* (Catullus).

2 .. Ar ... no ... M .... cos *CIL 6, 2016* (*L. F.*) || a Arrecinum Clementem domui Vespasiani per adfinitatem adnexum et gratissimum Domitiano praetorianis praeposuit *hist. 4, 68* | Arrecinum Clementem consularem, unum e familiaribus et emissariis suis etc. *Suet. Dom. 11 CIL 6, 199 Mur. 346, 1* || b *F. As. n. 103.* Hat ein Commando i. J. 70 *Ind. Plin.* | *Teuffel, R. L. G. 327*[3], *1—6.*

74 n. Chr. 827 d. St.

Januar 11 { [1]Imp. Caesar Vespasianus Aug. V.
Titus Caesar Aug. f. imp. Vespasianus III. }

Januar 13 [2]Ti Plautius Silvanus Aelianus II. }

Mai 1 { [3]Q. Petillius Cerialis Caesius Rufus II.
Ti. Clodius Eprius Marcellus II.

Juli 1 { [4] .... II. ...
on

1 Imp. Vespasiano V .... *IN 4195* | imp. Vesp. VII T. imp. III cos *CIL 7, 1204* | Vespasiano V Tito III cos *Front. aq. 102* | Vespasiano V et [T] Caesare III coss. *Censor. 56, 13* | Vespasiano V et tito III *C 354* | Vespasiano V et Tito II *Id* | *Οὐεσπασιανοῦ Αὐγούστου τὸ ε΄ καὶ Τίτου τὸ γ΄ PC* | Vespasiano V et Tito IIII *Pr.*

2 sp. id. Jan. T. Caes. Aug. f. III Aelian. II *CIL 1, 774* | Hunc in eadem praefectura urbis imp. Caesar Aug. Vespasianus iterum cos fecit (Tibur) *Or 750* |

3 a. d. XII k. Junias Q. Petillio Ceriale Caesio Rufo II T. Clodio Eprio Marcello II cos *D. IX CIL 3 p. 852* || Marcellus † *Dio 66, 16.* b *IN 3601 F. A. n. 95 Borgh. 3, 285 ff.*

4 ... || ..... *ON* ... *CIL 6, 2016* (*F. L.*).

75 n. Chr. 828 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Vespasianus Aug. VI. / Titus Caesar Aug. f. Vespasianus IIII. / [2]Caesar Aug. f. Domitianus III. }

Mai 1 { [3]L. Tampius Flavianus II. / M. Pompeius Silvanus II. }

1 Imp. Caesare . . . spasiano Aug. VI Tito Caesare .. i]mp. II || c[o]s III n(onas) [Janua]rias *a. arv.* | Caesare Vespasiano VI Tito Caesare imp. IIII cos *CIL 6, 235* | imp. Vespasiano VI . . . *IN 4195* | imp. Caesare Vespas. VI T. Caes. Aug. f. IIII cos *Wilm. 2767* | imp. Vesp. VI cos *CIL 4, 2557—59* | *CIL 2, 1610* | imp. Vespasiano Tito Caes. IIII cos *Bruzza 148* . . . no VI . . . IIII cos *149* | *Vgl. IN 6303, 3* | Vespasiano VI et tito III *C 354* | Vespasiano VI et Tito IV *Id* | *Οὐεσπασιανοῦ Αὐγούστου τὸ ϛ΄ καὶ Τίτου τὸ δ΄ PC* | Vespasiano VI et Tito V *Pr* 2 . . . . . Domitiano IV *a. arv. CIL 3 p. 502 p. C.*

3 ΤΑΜΠΙΟΥ ΦΛΑΟΥΙΑΝΟΥ ΠΟΜΠΕΙΟΥ ΣΙΛΟΥΑΝΟΟΥ *Β̄ CIL 4, 2560* | *Henzen bull. dell' inst. 1862 p. 216* || a Legat von Pannonien *hist. 2, 86. 3, 4. 3, 10, 11. 5, 26* | 73/74 curator aquarum *Front. 102* | *Plin. n. h. 9, 8, 8* L. Tampius Flavianus arvale 69 *s. ind. arv.* || b cos I 45 nach T. Plautius Silvanus Aelianus | Proconsul von Africa *Tac. ann. 13, 52* | 68/69 Statthalter von Dalmatien, führt dem Vespasian Hülfstruppen zu *hist. 2, 86. 3, 50.* In Rom *hist. 4, 47.* Curator aquarum 71—73 *Front. 102.*

---

76 n. Chr. 829 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Vespasianus Aug. VII. }
Januar 13 { [2]Titus Caesar Aug. f. imp. Vespasianus V. / Caesar Aug. f. Domitianus IIII. }

Sept. 1 { [3]Galeo Tettienus Petronianus. / M. Fulvius Gillo. }

{ [4]C. Vettulenus Civica Cerialis.

1 Imp. Caes. Vesp. . . . g. pont. max. trib. pot. VII [cos] VII etc. *CIL 8, 10116* | imp. Vespasiano VII Tito Caesar. V cos *Bruzza 150, 151* | imp. Vesp. VII T. imp. V cos *CIL 7, 1205* | imp. Vespasiano VII cos IIII idus Novembr. *Giornale degli scavi de Pompei N. S. 3, 54* | imp. Vespasiano VII cos *CIL 3, 6120* | Hadrianus natus est Vespasiano septies Tito quinquies cos *Spart. vit. Hadr. 1, 3* | Vespasiano VII et tito V *C 354* | Vespasiano VII et Tito V *Id* | *Οὐεσπασιανοῦ Αὐγούστου τὸ ζ΄ καὶ Τίτου τὸ ε΄ PC* | Vespasiano VII et Tito VI *Pr.*

2 imp. T. C[aesa]re Vespasia[no] Aug. f. imp. X p[on]t. trib. pot. V c[os] V Caesar[e Aug.] f. Domitiano c[os] IIII *CIL 10119* | *Δομιτιανός . . . . ὕπατος τὸ γ', ἀποδεδειγμένος τὸ δ'* (a. 75) *Journal Asiatique Ser. 6 t. 13, 1869 p. 96.*

3 a. d. IIII non. Decembr. Galeone Tettieno Petroniano M. Fulvio Gillone cos *D. X p. 853* | *αὐτοκράτορ[ι] θεῷ Καίσαρι Σεβαστῷ Οὐεσπασιανῷ ἐπὶ ἀνθυπάτου Μάρκου Φουλουΐου Γίλλωνος* etc. *Journal of Philology 7, 1876 p. 145* | *Μουσεῖον τῆς Εὐαγγελικῆς Σχολῆς Smyrna 1880 p. 180* (*Inschriften von Ephesos*) | deis penatibus familiaribus M. Fulvius M. f. Gillo cos fecit *CIL 9, 4776* (Forum Novum).

4 interemit — Civicam Cerealem in ipso Asiae proconsulatu *Suet. Dom. 10* | aderat iam annus quo proconsulatum Africae et Asiae sortiretur et occiso Civica nuper nec Agricolae consilium deerat nec Domitiano exemplum *Agr. 42* um d. J. 88 (*c. 41* erwähnt die Dakerkriege) | *Vgl. Fastes As. n. 104* | . . . *Κεριᾶλιν αὐτοκράτορος Οὐ[εσ]πασιανοῦ Καίσαρος Σεβαστοῦ πρεσβευτὴν καὶ ἀντιστράτηγον ὁ δᾶμος F. A. n. 101* | sunt in Moesia sub C. Vettuleno Civica Cereale D. LXVIII v. 19. Sept. 82 *Mommsen, eph. epigr. 4 p. 495 Henzen, bull. 1881 p. 99* | Wohl sein Enkel Sex. Vettulenus Civica Pompeianus cos 157.

---

77 n. Chr. 830 d. St.

Januar 1	[1]Imp. Caesar Vespasianus Aug. VIII. Titus Caesar Aug. f. imp. Vespasianus VI.
Januar 13	Caesar Aug. f. Domitianus V.
Mai 1	[2] . . . . Cn. Julius Agricola. [3]Q. Egnatius Catus.

1 . . . . . . ani cos VI (*a. arv.*) | imp. Vesp. Aug. IIX T. imp. Aug. VI cos *CIL 10, 8067, 1* (*IN 6303, 3*) | imp. Caesar Vespasianus Aug. cos VIII etc. *IN 3575* | triumphalis et censorius tu sexiensque consul *Plin. n. h. pr. 3* | Vespasiano VIII et Domitiano V *C 354* | Vespasiano VIII et Domitiano III *Id* | — imp. Vesp. Caes. Aug. VIII Domit. Caes. V cos *Bruzza 153—156* | *Cat. pontif. rom. p. 534, 15 M.*

2 ad spem consulatus revocatus est comitante opinione Britanniam ei provinciam dari *Agr. 9 Urlichs, de vita et honoribus Agricolae p. 25 ff. Nipperdey, observationes antiquitatis I. Asbach, Westd. Zeitschr. 1884 p. 18.*

3 Legat von Numidien im J. 76 (s. u. p. 155).

---

78 n. Chr. 831 d. St.

Januar 1 { [1]L. Ceionius Commodus.
D. Novius Priscus.

[2]L. Octavius Memor?

Sept. 1 { [3]L. Pompeius Vopiscus C. Arruntius Catellius Celer.
M. Arruntius Aquila.

1 L. Ceionio Commodo D. Novio Prisco cos III non. Jan. (*a. arv.*) | Commodo et prisco *C 354* | Commodo [Commodo B] et Rufo [ruffo B] *Pr* | Commodo et Prisco *Pr* || a *CIL 6, 1348. 1349 Borgh. 3, 10* || b *Tac. ann. 15, 71?*

2 cos des. a. 77 *Μουσεῖον καὶ βιβλιοθήκη τῆς εὐαγγ. σχολῆς Smyrnae 1, 1875 p. 100 n. 101 (n. Klein, fasti).*

3 imp. Caesar Vespasianus Augustus magistratibus et senatoribus Vanacinorum salutem dicit etc. C. Arruntio Catellio Celere M. Arruntio Aquila cos IIII idus Octobr. Rescript Vespasians gef. in Corsica (darin Bezug genommen auf drei nacheinander Sardinien verwaltende Procuratoren) *Or 4031 = CIL 10, 8038* | L. Pompeius Vopiscus C. Arruntius Catellius Celer *a. arv. 80. 81 91 vgl. ind. arv. p. 195* | *CIL 5, 2819:* M. Arruntio M. f. Ter. Aquilae III viro a. a. a. f. f. quaest. Caesaris trib. pl. pr. cos XV viro sacr. fac. filio | Sein Vater cos 65.

---

79 n. Chr. 832 d. St.

Januar 1 { Imp. Caesar Vespasianus Aug. VIIII.
Titus Caesar Aug. f. imp. Vespas. VII.

Januar 13 Caesar Aug. f. Domitianus VI.

1 Imp. T. Vespasiano Caesar. Aug. VII cos *J. Helv. n. 245* | Vespas. X cos (sic!) *J. Helv. 78, Henz. 6770* | Vespasiano VIIII et tito VI *C 354* | Vespasiano IX et Tito VI *Id* | *Τίτου τὸ ζ' καὶ Δομετιανοῦ τὸ β' PC* | Vespasiano VIII et tito VII *Pr* | consulatu suo nono *Suet.* Vesp. 10.

---

80 n. Chr. 833 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Titus Caesar Vespasianus Aug. VIII.
Caesar Domitianus VII.

Mai 1 { [2]L. Aelius Plautius Lamia Aelianus.
C. Marius Marcellus Octavius Publius Cluvius Rufus.

Q. Pactumeius Fronto.

Nov. 1 { [3]M. Tittius Frugi.
T. Vinicius Julianus.

1 Vespasiano VIII et Domitiano VII *Or 753 = Henz. 5428* | *Τίτου Καίσαρι μεγίστῳ δημαρχικῆς ἐξουσίας τὸ θ' αὐτοκράτορι τὸ ιε' πατρὶ πατρίδος ὑπάτῳ τὸ η' καὶ Καίσαρι [Δομιτιανῷ] ὑπάτῳ τὸ ζ' CIGr 2, 31 73 A* | imp. T. Cae. VIII cos Domitiano Cae. VII *Bruzza 157* | imp. T. Cae. VIII Domiic. VI(sic) *Bruzza 159* | imp. Tito VIII cos *eph. ep. 2 p. 289* | *Bruzza n. 158 Or 2946* | Tito VII et Domiciano VII *C 354* | Tito VII et Domitiano IV *Id* | *Τίτου Αὐγούστου τὸ ζ' καὶ Δομετιανοῦ τὸ γ' PC* | Vespasiano VIIII (VIII *CSc*) et Tito VIII *Pr*.

2 idibus Junis L . . . amia Plautio Aeliano C. Mario Marcello Octavio Publio Cluvio Rufo *D XI CIL 3 p. 854* | L. Aelio Plautio Lamia Q. Pactumeio Frontone cos *a. arv. CIL 6 p. 506* || a. *Suet. Dom. 1, 10 Dio 66, 3 Henz. 5428. Klein, Bonner Jahrb. 58, 82. *Suet. Dom. 10* || b nach *Borgh. 8, 858* identisch mit dem Legaten von Numidien *CIL 8, 7058*.

3 M. Tittio Frugi T. Vinicio Juliano cos VII idus Decembr. (*a. arv.*) | a Freund des Titus, *leg. leg. XV Jos. b. Iud. 6, 4, 3 (Τίττιος). Renier, mém. de l' Inst., acad. des inscr. et belles l t. 26, 1 p. 314.*

---

81 n. Chr. 834 d. St.

Januar 1	[1]L. Flavius Silva Nonius Bassus. Asinius Pollio Verrucosus.
März 1	[2]M. Roscius Coelius. C. Julius Juvenalis.
Mai 1	[3]L. Vettius Paullus. T. Junius Montanus.
Juli 1	[4]C. Scoedius Natta Pinarianus. T. Tettienus Serenus.
Sept. 1	[5]M. Petronius Umbrinus. L. Carminius Lusitanicus.

1 L. Flavio Silva Nonio Basso Asinio Pollione Verrucoso cos XVIII k. Febr. (*a. arv.*) | L. Flavio Silvano Pollione Verrucoso cos *CIL 6, 10243 n. 440* [342] | . . . ni f. Aug. . . . !!!!!! . . . . Va . . . . errucoso . . . cos *CIL 6, 1475* | . . . lva cos *bull. comm. S. 2 t. 7 p. 213 ἐπὶ τοῦ Φλαουίου καὶ ἐπὶ τοῦ Πολλίωνος τῶν ὑπάτων* Dio *66, 26* | Silua et pollione *C 354* | Galva et Pollione *Id* | *Γάλβα καὶ Πουλλίωνος PC* | Silvano et Vero *Pr* || a Legat im jüdischen Kriege, Nachfolger des Lucilius Bassus *Jos. b. Iud. 7, 8, 1* || b Verschieden d. praefectus alae *hist. 2, 59* nach *ind. arv.*

2 M. Roscio Coelio C. Julio Juvenale cos IIII k. Apr. (*a. arv.*) || a *hist. 1, 60.*

3 L. Vettio Paullo T. Junio Montano cos k. Mais (*a. arv. 80*) T. Junio Montano L. Vettio Paullo cos XVI k. Jun. (*a. arv. 81*) | dedic. III k. Jul. L. Vettio Paullo T. Junio Montano *CIL 6, 328* | a *Borgh. 5, 523* || b *Borgh. 5, 533* — *ind. Plin.* Velius Paullus.

4 C. Scoedio Natta Pinarian. T. Tettieno Sereno cos dedic. XV k. Aug. *CIL 6, 163, Borgh. 5, 311* setzte sie ins J. 83 nach d. *Inschr. v. Carouge Henzen 6770:* M. Carantius Macrinus centurio coh. primae urbanae factus miles in ead. cohorte Domitiano II cos beneficiar. Tettieni Sereni leg. Aug. Vespas. X cos cornicular. Corneli Gallicani leg. Aug. equestrib[us] stipendis Domit. VIIII cos item Minici Rufi legati Aug. evocatus Aug. Domit. XIIII cos centurio imp. Nerva II cos T. P. S. | *Mommsen, eph. ep. 5 p. 615* bezweifelt die Richtigkeit des herkömmlichen Ansatzes | Cornelius Gallicanus, 83 legatus pr. Lugdunensis, 84 cos | Minicius Rufus, 87 leg. Lugd., 88 cos | Tettienus S. also unmittelbar nach d. J. 79 || b *CIL 6, 1984.*

5 M. Petronio Umbrino L. Carminio Lusitanico cos XV[III] k. Oct.] pr. k. Oct. — III k. N[ov] (*a. arv.*) || a M. Petronius Cremutius Umbrinus 'puer patrimus et matrimus' *a. arv.* i. J. 87.

---

82 n. Chr. 835 d. St.

Januar 1	[1]Imp. Caesar Domitianus Augustus VIII. T. Flavius Sabinus.
	. . . .
Juli 1	[2]P. Valerius Patruinus. [L. Antonius Saturninus.]
Sept. 1	[3]M. Larcius Magnus Pompeius Silo. T. Aurelius Quietus.

1 Imp. Domitiano ... T. Flavio Sabi[no] idibus Ju.. *CIL 6, 3828* (Schreiben der colonia Flavia Deultensium) | *bull. dell' inst. 1840 p. 43* | . . . . . Aug. VIII T. Flavio Sabino *CIL 6, 20* | Imp. Caes. DOMIANO AG cos VII (sic) *CIL 7, 1207* | Domitiano VIII et sabino *C 354* | Domitiano (II *B*) et Messalino *Pr* [messaliano *B*] | Domitiano V et Sabino *Id* | *Δομετιανοῦ Αὐγούστου τὸ δʹ καὶ Σαβίνου PC* || b Sohn v. cos. 69. 72 | Flavium Sabinum [interemit] alterum e patruelibus quod eum comitiorum consularium die destinatum perperam praeco non consulem ad populum sed imperatorem pronuntiavisset. *Suet. Dom. 10.*

2 P. Valerio Patruino .....cos XIIII k. Augustas *CIL 9, 5420* (Schreiben des Kaisers) || a *CIL 6, 1988? Borgh. 6, 249* || b Als Legat von Obergermanien im J. 88 Rebell *Suet. Dom. 6 Dio 67, 11*

vita Pescenni 9 vita Sev. 1 Firmi 1 | Saturninus *Martial 4, 11. s. u. Borgh. 7, 395* |

3 a. d. XII k. Oct. M. Larcio Magno Pompeio Silone T. Aurelio Quieto cos *Dipl. v. Tirnowa eph. epigr. 4 p. 495 ff.* mit Commentar von Mommsen: „Consulem horum nomina alibi non reperi, nisi forte alterius meminit Celsus aequalis Plinii iunioris (*Ulp. Dig. 17, 1, 16*). Cum Aurelius Quietus hospiti suo medico mandasse diceretur ut in hortis eius, quos Ravennae habebat, in quos omnibus annis secedere solebat, sphaeristerium et hypocausta et quaedam ipsius valetudini apta sua impensa faceret."

---

83 n. Chr. 836 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Augustus VIIII.
Q. Petillius Rufus II.
. . . .

März 1 { [2]. . Vibius Crispus II
A. Fabricius Veiento.

Mai 1 { [3]. . Tettius Julianus.
Terentius Strabo Erucius Homullus.

. . . .

1 *Αὐτοκράτορι Καίσαρι . . . Σεβαστῷ τὸ θ' Κοΐντῳ Πετιλίῳ Ῥούφῳ τὸ β' ὑπάτοις CIGr 2, 3173 B* || imp. Domit. Cae. Aug. VIIII Petil. Rufo co[s] *Bruzza* 193 Domit. VIIII *Henzen 6770* | *Δομιτιανοῦ Καίσαρος τὸ ἔνατον καὶ Πετιλίου ῥούφου τὸ δεύτερον Phlegon mir. 24* | Domitiano VIIII et rufo *C 354* | Domitiano VI et Rufo *Id* | *Δομιτιανοῦ Αὐγούστου τὸ ε' καὶ Τίτου Ῥούφου PC* | Domitiano II et Rufo II *Pr* [domitiano et rufo *B*] || b *Cardinali, dipl. imp. p. 89. Klein fasti.*

2 ... Lumina: Nestorei mitis prudentia Crispi et Fabius Veiento — potentem signat utrumque purpura; ter memores implerunt nomine fastos aus Papini Stati de bello germanico quod Domitianus egit carmine der Scholiast des Valla *Rhein. Mus. 9, 627* | Nachgeahmt v. Juvenalis sat. IV *Buecheler, Rhein. Mus. 39, 283* | a pecunia, potentia inter claros magis quam inter bonos *hist. 2, 10. 4, 42* cos I unter Nero, curator aq. 68 *Front. 102* || b *Αὖλος Φαβρίκιος στρατηγῶν* i. J. 55 *Dio 61, 6* | consulari honore functum apud Domitianum *Victor ep. 12* | *Vgl. Juvenal 4, 113. 6, 113* | Stimmt im J. 97 als Consular *Plin. ep. 9, 13, 13.*

3 a. d. V idus Junias Tettio Juliano Terentio Strabone Erucio Homullo cos *Dipl. von Coptus LXXVIII eph. ep. V p. 611 ff.* (*Mommsen*) || a leg. leg. VII Claudiae in Moesien erhält wegen eines Sieges

über die Roxolanen die ornamenta consularia *hist. 1, 79. vgl. 2, 85. 4, 39, 40* || b L. Terentius L. f. Homullus leg. leg. VII Geminae fel. *CIL 2, 5084* | Homullus, ein angesehener Senator *Plin. ep. 4, 9, 15* († Titius) — *5, 20, 6*.

---

84 n. Chr. 837 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Aug. Germ. X.
C. Oppius Sabinus. }
. . . . }

} [2]. . Flavius Ursus.

Sept. 1 } [3]C. Tullius Capito Pomponianus Plotius Firmus.
C. Cornelius Gallicanus.

1 Imp. Domit. Cae. Aug. X . . . . bino cos *Bruzza n. 194* | Domitiano X et sabino *C 354* | Domitiano VII et Sabino II *Id* | *Δομετιανοῦ Αὐγούστου τὸ ϛ' καὶ Σαβίνου PC* | Domitiano III et Sabino [domician III et rufo III *CSc*] *Pr* || Oppio Sabino consulari oppresso *Suet. Dom. 6* | Oppius Sabinus consularis *Eutrop. 7, 23* | C. Oppio C. f. Vel. Sabino Julio Nepoti M. Vibio Sollemni Severo cos adlecto a sacratissimo imp. Hadriano Aug. *Or 3306* | *Noris p. 66 Borgh. 5, 50.*

2 *τὸν Οὖρσον ὀλίγου ἀπέκτεινεν ὅτι μὴ τοῖς πρασσομένοις ὑπ' αὐτοῦ* (im Chattenkrieg) *ἠρέσκετο, καὶ τῆς Ἰουλίας αἰτησαμένης ὕπατον ἀπέδειξεν Dio 67, 3* | Flavius Ursus *Stat. Silv. 2, 6* | *Vgl. Friedländer S. G. 3, 410* | Cornelius Ursus *Plin. ep. 4, 9.*

3 a. d. III nonas Sept. C. Tullio Capitone Pomponiano Plotio Firmo C. Cornelio Gallicano cos *D LXXIV v. Carnuntum v. Mommsen commentirt eph. ep. 5 p. 93; v. Henzen bull. dell' inst. 1883 p. 133 ff.* || a Plotius Firmus, praef. praetorio des Otho (*hist. 1, 46. 82; 2, 46. 49*) wohl sein Vater (*Henzen a. a. O.*) || b Cornelius Gallicanus, Legat v. Lugdunensis 83 *Henzen 6770 bull. 1883 p. 137* | obligatio praediorum facta per Cornelium Gallicanum . . . ut ex indulgentia optimi maximique principis Caesaris Nervae Traiani Augusti Germanici pueri puellaeque alimenta accipiant *CIL 11, 1147* (*7, 31*) *Henzen a. a. O. p. 138* (*Vgl. Borgh. 7, 452*).

---

85 n. Chr. 838 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Augustus Germ. XI.
T. Aurelius Fulvus. }
. . . . }

Sept. 1 } [2]D. Aburius Bassus.
Q. Julius Balbus.

1 Imp. Caesar. Domitiano Aug. Germanic. XI cos *Or 1494* | Domitiano XI et furuo *C 354* | Domitiano VIII et Fulvio *Id* | *Δομετιανοῦ Αὐγούστου τὸ ζ´ καὶ Φουλβίου PC* | Domitiano IIII et Rufo III [domiciano IIII et sabino *CIL*] [Tito III B] *Pr* || b *Hermes 15, 296 Tillemont II, 1 p. 126 s. u. 89* | Im J. 64 leg. Aug. leg. III Gal. unter Corbulo *eph. ep. 5 p. 25 n. 35.*

3 nonis Septembr. D. Aburio Basso Q. Julio Balbo cos *D. XII CIL 3 p. 855* || b Proconsul v. Asien. *F. As. n. 109 Mur. 323, 7.*

---

86 n. Chr. 839 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Aug. Germ. XII.
Ser. Cornelius Dolabella Petronianus.

Januar 13 [2]C. Secius Campanus.

Mai 1 { [3]Sex Octavius Fronto.
Ti. Julius Candidus Marius Celsus.

1 Imp. . . . . Caesa. Aug. Ger. XII Ser. Cornelio Dolabella cos *CIL 6, 398* | . . . . nelio Dolabella c[os] *CIL 6, 815* imp. Domitiano Aug. XII cos *Bruzza 168, 170, 171* | Pius natus est XIII kl. Oct. Fl. Domitiano XII et Cornelio Dolabella conss. *vita Pii c. 1* | [Domitianus] duodecimo eius et Sergi Corneli Dolabellae consulatu *Censor. 56, 18* | Domitiano XII et dolabella *C 354* | Domitiano IX et Dolabella *Id* | *Δομετιανοῦ Αὐγούστου τὸ η´ καὶ Δολαβέλλα PC* | Domitiano V et Dolabella [dobella B] *Pr* || b Sein Vater *Tac. hist. 2, 64. Vgl. Borgh. 3, 356* | Sein Sohn *Henzen 5999* Ser. Cornelio Ser. f. P. nep. P. pr[o]nep. P. abnepoti Dolabellae Metiliano Pompeio Marcello etc.

2 Ser. Cornelio Dolabella C. Secio Campano cos XI k. Febr. isdem cos IIII k. Martias (*a. arv.*) | a. d. XIII k. Mart. C. Secio Campano Sex. Cornelio Dolabella Petroniano cos *D. XIII CIL 3 p. 856* |

3 a. d. III idus Maias Sex. Octavio Frontone Ti. Julio Candido Mario Celso cos *D. XIV p. 857* | non. Maias Frontone et Candido cos *Grut. 968, 13* | Sex. Octavio Front. Ti. Julio Candido cos *CIL 6, 127* || a in classe Flavia Moesica, quae est sub Sex. Octavio Frontone *D. XV p. 858* | clarum militiae, Fronto, togaeque decus *Mart. 1, 56* | *Vgl. Henzen, Bonner Jahrbuch 14 S. 29 fg.* || b Legat v. Cappadocien *Le Bas-Waddington III n. 1789.* cos II 105.

---

87 n. Chr. 840 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Aug. Ger. XIII.
L. Volusius Saturninus.

Januar 13 [2]C. Calpurnius Flaccus.

Mai 1 { [3]C. Bellicus Natalis Tebanianus.
C. Ducenius Proculus.

Sept. 1 { [4]. . . . .
[C. Octavius Tidius Tossianus L. Javolenus] Priscus.

1 Imp. [Ca]esare Domitiano Aug. Germ. L Vol. . . . . Saturnino (*a. arv.*) | L. Volusio Satur[nin]o C. Calpu . . isdem cos k. Febr. (*a. arv.*) | III nonas Martias Domitiano XIII cos *Or 3039* | Domitiano XIII et saturnino [saturino V] *C 354* | Domitiano X et Saturnino *Id* | *Δομετια-νοῦ Αὐγούστου τὸ θ' καὶ Σατουρνίνου PC* || b Sein Vater cos 56, sein Bruder Quintus cos 92.

2 L. Volusio Satur[nin]o C. Calpu . . XI k. Febr. isdem cos k. Febr. (*a. arv.*) Calpurnius Flaccus *Plin. ep. 5, 2. Vgl. Borgh. 3, 385* | Flaccus, Legat von Numidien, vernichtet im J. 86 die Nasamonen. Nasamones et Daci bellum cum Romanis commiserunt et concisi sunt *Hieron. 2101 = 85/86.* [*Οἱ Νασαμῶνες*] *τοὺς τῶν χρημάτων πράκτορας ἔφθειραν καὶ τὸν Νουμιδίας ἄρχοντα Φλάκκον ἐπελθόντα σφίσιν ἥττησαν — καὶ . . ὁ Φλάκκος . . . τοὺς ἀπομάχους διέφθειρεν ἅπαντας. ἐφ' ᾧ ὁ Δομετιανὸς ἐπαρθεὶς εἶπε πρὸς τὴν βουλήν, ὅτι Νασαμῶνας ἐκώλυσα εἶναι Zonaras 11, 19.*

3 C. Bellico Natale Tebaniano C. Ducenio Proculo cos XIIII k. Jun. (*a. arv.*) || a *Or 2375.* Sein Vater cos 68 || b *Δουκιανός* (lies *Δουκένιος*) *Πρόκλος βουλευτής Dio 67, 11.*

4 . . . . Prisco cos IIII idus Sept. — X k. Oct. (*a. arv.*) || Marius Priscus proc. Africae 97/98 *Plin. ep. 3, 9, 3. 3, 48. Juv. 1, 49. 8, 120. Henz. ind. arv. p. 195* | Helvidius Priscus consularis *ep. 9, 13, 2.* † 93 *ep. 3, 11, 3.* Sohn des unter Vespasian hingerichteten H. Priscus s. *Ind. Plin.* | quae sunt in Germania superiore sub L. Javoleno Prisco *Dipl. v. Mainz eph. ep. 5 p. 652 ff. (im J. 90)* | Sein Vorgänger L. Antonius Saturninus | C. Octavio Tidio Tossiano Jaoleno Prisco l. leg. III Aug. iuridic(o) provinc. Britanniae leg. consulari provinc. Germ. superioris legato consulari provinc. Syriae proconsuli provinc. Africae pontifici *CIL 3, 2864 vgl. add. p. 1062* | *Vgl. Plin. ep. 6, 15. Dig. 40, 2, 5. CIL 6, 2184. 2185. 6, 1963—1968* | successit (— als Haupt der Schule) Cn. Aruleno Caelio Sabino cos 69 *Dig. 1, 2, 2, 53.* Ueber die Praenomina *vgl. Mommsen a. a. O. p. 655 f.*

---

88 n. Chr. 841 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Aug. Germ. XIIII.
L. Minicius Rufus. }
Januar 13 [2]. . Plotius Grypus. }

1 Nonis Januaris imperat. Caesare Augusto Germanico [X]IIII Q. Minicio Rueo cos *CIL 6, 541* | '*Marini Arv. p. 179* dubitat utrum C an L in lapide scriptum fuerit' | Domitianus se XIIII et L. Minucio Rufo cos *Censor. 47, 14* | *Chambalu, de magistratibus Fl. p. 14 A. 4* | imp. Domit. Caesar. Aug. Germ. XIIII cos V non. Jul. *Or 1523* | Domit. VIIII (sic!) *Henzen 6770* | Domitiano XIIII et rufo *C 354* | Domitiano XI et Rufo *Id* | *Δομιτιανοῦ Αὐγούστου τὸ ι' καὶ Τίτου 'Ρούφου τὸ β'* *PC* | Domitiano VII [VI *CSc*] et Rufo IIII [furino IIII *B*] *Pr* || — b Minici Rufi legati Aug. evocatus, Legat von Lugdunensis im J. 87 (Aug. Domit. XIIII) *Henzen 6770. Plin. Tr. ep. 72 ind. Plin.*

2 . . . . . Plotio Grypo XVII k. Mai *a. arv.* Vgl. *Henzen eph. ep. 2 p. 194* dagegen *Chambalu a. a. O.* || Sein Vater oder Bruder *Stat. silv. pr. 4. 4, 9, 17 Hirschfeld, Gött. G. A. 1869, 1512. Vgl. Friedländer, S. G. 3, 309 Henzen ind. arv.*

---

89 n. Chr. 842 d. St.

Januar 1	[1]T. Aurelius Fulvus II. [Sempronius] Atratinus.
Mai 1	[[2]P. Sallustius] Blaesus. . . Peducaeus Saenianus.
Sept. 1	[3]L. Norbanus Appius Maximus.

1 XII k. Nov. Fuluo et Atratino cos *Or 2782* | Fulvo et atratino *C 354* | Fulvio et Atratino *Id* | *Φουλβίου τὸ β' καὶ 'Ατρατίνου* *PC* | Flavio et Traiano [troiano B] *Pr* | Nach den Arvalakten sind dieselben Consuln am 8. 12. 17. 29. Jan. und 12. April im Amte || a bis consul und praefectus urbi *vita Pii 1, 3 vgl. Sievers, Studien S. 117* | b Ein Sempronius Atratinus cos 34 n. Chr.

2 . . . . Peduca[eo] Saeniano . . unias (19. Mai a. arv. | exces. VIII k. Germ[anicas] IDIII Saeniano et Blaeso cos *Gori J. E. 1, 75, 213 = Mur. 433, 2* nach *Henzen arv.* | P. Sallustius Blaesus Arvale | Velleius Blaesus Consular *Plin. ep. 20, 7.*

3 . . . . lliae Appi Maximi bis consulis confectoris belli Germanici *CIL 6, 1347* | L. Appius Maximus, Legat von Bithynien vor Plinius *ep. Tr. 58* | leg. VIII Aug. L. Appio leg. (Ziegel v. Neris-des-Bains) *Renier, acad. des inscr. 1872 p. 423:* also Legat von G. Lugdunensis, Nachfolger des Minicius Rufus cos 87, Cornelius Gallicanus, Legat 83, ist Consul 84 (Westd. Zeitschr. 1884. III, 29) | Cum tua sacrilegos contra, Norbane, furores | staret pro domino Caesare sancta

fides, haec ego Pieria ludebam tutus in umbra — me tibi Vindelicis Raetus narrabat in oris, nescia nec nostri nominis arctos erat *Mart. ep. 8, 4, 1—6* | Norbanus Appius *Victor ep. 11* | L. Maximus *Dio 67, 11.*

---

90 n. Chr. 843 d. St.

Januar 1 { [1]Imp. Caesar Domitianus Aug. Germ. XV.
[2]M. Cocceius Nerva II.
Januar 13 { ?[Tettius Julianus II.]
Sept. 1 { [3]Albius Pullaienus Pollio.
Cn. Pompeius Longinus.

1 . . . no Aug. Germanico XV . . . . test. VIIII censore perpetuo p. p. Nerva II cos [III non] Jan. — (isdem cos?) VIIII k. Maias (*a. arv.*) | Imp. . . . . Aug. Germanico XV M. Cocceio Nerva II cos *CIL 6, 621* | imp. Nerva cos II (sic) *Henzen 6770* | Domitiano XV et nerua *C 354* | Domitiano XII et Nerva II *Id* | *Δομετιανοῦ Αὐγούστου τὸ ια' καὶ Νερούα PC* | Domitiano VII et Nerva *Pr.*

2 Tettius Julianus, cos I 83; Julianus, Legat in Moesien *Dio 67, 10. 1. 2 Eutrop. 7, 23, 4 Jord. 13* Sieger über Decebalus i. J. 89 | 69 erhielt er als Prätorier Consularinsignien *hist. 1, 79. 2, 85.*

3 a. d. VI k. Novembr. Albio Pullaieno Pollione Cn. Pompeio Longino cos *Dipl. LXXIX v. Mainz eph. ep. 5 p. 652* (*vgl. p. 216*) (Mit Commentar von *Mommsen*) || a *vgl. Mommsen a. a. O. p. 616* || b Pompeius Longinus trib. mil. 69 *hist. 1, 31* Cn. Pompeius Longinus leg. Aug. pr. pr. in Judaea *Dipl. CIL 3 p. 857* | Cn. Pinarius Aemilius Cicatricula Pompeius Longinus leg. Aug. pr. pr. Pannoniae i. J. 98 *D. CIL 3 p. 862.*

---

91 n. Chr. 884 d. St.

Januar 1 { [1]M'. Acilius Glabrio.
M. Ulpius Traianus.
Sept. 1 { [2]Q. Valerius Vegetus.
P. Me[tilius Sabinus Nepos].

1 . . . . pio Traiano cos III k. Maias (*a. arv.*) | M'. Acil . . . . M. Ulp. *CIL 6, 1988* | *Τραιανῷ τῷ Οὐλπίῳ καὶ Ἀκιλίῳ Γλαβρίωνι ὑπατεύσασι Dio 67, 12* | Glabrione et Traiano *C 354* (II *om. B*) | Grabrione et Gralano *Id* | *Λαβρίωνος καὶ Τραιανοῦ PC* | Traiano II * et Glabrione [* grabione (l r) *CSc*] *Pr* || a *Borgh. 5, 520* über Juv. Sat. IV. *De Rossi, bull. arch. crist. 1, 29* || b *Lanciani, bull. rom. 1868 p. 125 Dierauer, Traian* S. 2 ff.

2 Q. Valerio Vegeto P. Me . . . . non. Nov. (*a. arv.*) | — matri Valerii Vegeti consulis *CIL 2, 2074. 2076. 2077.* Sein Sohn oder Enkel nach *Borgh. 5, 242* L. Munatius Niger Q. Valerius Vegetus Severinus C. Aucidius Tertullus *IN 1068* | . . us . . Sabin . . *Henzen 6446* | Secundus Proconsul von Asien unter Traian *F. A. 110. Marini p. 293* | P. Metilius Sabinus Nepos *Arv. 105* | *ep. 4, 26, 2* (Maecilio Nepoti [cod. Riccard]: nam cum vir gravissimus, doctissimus, disertissimus, super haec occupatissimus, maximae provinciae praefuturus | dimissis honesta missione a . . . . . Nepote (Legat von Britannien, ein Vorgänger des T. Avidius Quietus) *Dipl. LXIX eph. epigr. IV p. 500* (nach *Mommsen*).

---

92 n. Chr. 845 d. St.

Januar 1	[1]Imp. Caesare Domitianus Aug. Germ. XVI. [2]Q. Volusius Saturninus.
Januar 13	L. Venuleius Montanus Apronianus.
Mai 1	[3]Ti. Juventius Celsus [Polemaeanus]. L. Stertinius Avitus.
Sept. 1	[4]C. Julius Silanus. Q. Arn[lenus].

1 Imp. Caesare //////// XVI Q. Volusio Saturnino *CIL 6, 525* | imp. Caes . . . . Aug. Ger. XVI cos *CIL 6, 1984* | Domitianus XVI Q. Volus . . . . *Henz. 6446* (*fasti v. Ostia*) | imp. Domit. Aug. Germ. XVI cos *Mus. Veron. p. 257, 17* | C. XVI cos *eph. ep. 5 n. 105. 106 † 1379* | Domitiano XVI et saturnino *C 354* | *Δομ. Αὐγ. τὸ ιβ' καὶ Σατορνίνου PC* | Domitiano XIII et Saturnino *Id* | Domitiano VIII et Saturnino *Pr* || b Arvale, s. *ind. arv. p. 202 vgl. o. d. J. 87.*

2 idib. Jan. L. Venuleius A . . . . *Henz. 6446* | Q. Volusio Saturnino L. Venu . . . . VII k. Maias (*a. arv. 91*) | . . . nuleio . . . . olusio . . . *CIL 6, 3737* | . . . . nas Martias . . . . . no . . . . inas *CIL 9, 1574* | Arvale, L. Venuleius Monta . . i. J. 91 | *Mart. 4, 82 vgl. F. A. n. 136.*

3 k. Mai L. Stertinius Avitus Ti. I . . . . *Henz. 6446* | XVIII kal. Julias . . . . Celso Polometino . . . . io Avito coss *D. XV CIL 3 p. 858* | Polemacanus *Borgh.* || Ti. Julius Celsus Marius Candidus *Arv. 87* cos 86 | *Ιουουέντιός τις Κέλσος συνομόσας ἀνὰ πρώτους μετά τινων ἐπ' αὐτῷ καὶ κατηγορηθεὶς ἐπὶ τούτῳ θαυμαστῶς ἐσώθη* etc. *Dio 67, 13* (a. 93/94). P. Juventius Celsus T. Aufidius Hoenius Severianus Praetor 106; cos II 129 || b *Giese, de personis Martialis p. 32.*

4 k. Sept. C. Julius Silanus Q. Aru ... *Henz. 6446* || a Arvale a. 87. Sein Freigelassener *CIL 3, 6831 (vgl. Borgh. 5, 231)* || b Vielleicht ein Sohn des Cn. Arulenus Caelius Sabinus Cos 69 oder ein Verwandter des Junius Mauricus, Senator im J. 69 (*Plut. Galba 8*), verbannt 93 *Plin. ep. 3, 11, 3*: vir gravis prudens *ep. 15, 16*, Freund des Nerva *ep. 4, 22, 4 Victor epit. 12* und Bruder des L. Junius Arulenus Rusticus, hingerichtet 93. Vgl. über beide *ind. Plin. p. 415.*

---

93 n. Chr. 846 d. St.

Januar 1 { [1]. . Pompeius Collega.
. . . . Priscinus.

Mai 1 { [2]M. Lollius Paullinus Valerius Asiaticus Saturninus.
C. Antius A. Julius Quadratus.

. . . .

1 Colleg. et Priscino cos *Bruzza 196. 197* Coll. et Prisc̄ cos *Or 771* | . . . . riscino cos *CIL 6, 1500 vgl. a. 110* | excessit Agricola . . k. Septembris Collega Priscoque consulibus *Agr. 44* | Collega et priscino [pristino V] *C 354* | Pompeiano et Prisciano *Id* | *Πομπηΐου καὶ Κρισπίνου PC* | Silvano et Prisco (*om. B*) *Pr* || *Borgh. 6, 209* || a adsenserunt consules designati, omnes etiam consulares usque ad Pompeium Collegam *Plin. ep. 2, 11, 20. 22* | Sein Vater Cn. Pompeius Collega, Legat von Galatien und Kappadokien im J. 75 *Le Bas-Waddington III n. 1814* (s. *Borgh. 6, 42*) || b M. Peducaeus Priscinus cos 110 . . . Stloga Priscinus 141.

2 a. d. III idus Julias M. Lollio Paullino Valerio Asiatico Saturnino C. Antio Julio Quadrato *D. XVI p. 859* || b Proconsul v. Asien um 106 *F. A. n. 114. CIGr 2, 3532* (*Borgh. 2, 15*); *3548*; *3, 4238 D Le Bas-Waddington n. 1722.* Cos II 105. *Mommsen, Sitzb. d. S. Ges. d. W. 1850 S. 423.*

---

94 n. Chr. 847 d. St.

Januar 1 { [1]L. Nonius Torquatus Asprenas.
T. Sextius Magius Lateranus.

[2]Ti. Catius Silius Italicus.

1 L. Nonio Torquato Asprenate T. Sextio Laterano cos *Or 4240* | Asprenate et laterano [aspernate V] *C 354* | L. No . . . . T. S . . . *CIL 6, 1988* | Torquati et Laterani *Or 11* | *Δομ. Αὐγ. τὸ ιγ´ καὶ Φλαβίου Κλήμεντος — Ἀσπρενάτου καὶ Λατεράνου PC* | Asprenate et Laterano *Id* | Asprenate et Clemente (*om B*) *Pr* || *Vgl. Borgh. 6, 249*||

b *Or 11* a | — carpento rapitur pinguis Lateranus et ipse rotam adstringit multo sufflamine consul *Juv. 8, 146 ff.* | *Borgh. 8, 262.*

2 Augusto pia tura victimasque | pro vestro date Silio Camenae | bis senos iubet en redire fasces | nato consule nobilique virga. | Datis Castaliam domum sonare | rerum prima salus et una Caesar. | Gaudenti superest adhuc quod optet | felix purpura tertiusque consul *Mart. 8, 66* | minorem ex liberis duobus amisit: sed maiorem melioremque florentem atque etiam consularem reliquit *Plin. ep. 3, 7, 2* | *S. Clinton n. 94. Friedländer III, 384, 396.*

---

95 n. Chr. 348 d. St.

Jan. 1 { Imp. Caesar Domitianus Aug. Germ. XVII.
T. Flavius Clemens.

Imp. Domitiano Caesare Aug. Germanico XVII cos . . . pr. idus Mart. *CIL 3, 37* | C XVII *eph. ep. 5 n. 107. 108* | *Cat. pontif. rom. p. 634, 18* | Domitiano XVII et clemente *C 354* | Domitiano XIV et Clemente *Id* | *Δομετιανοῦ Αὐγ. τὸ ιδ' καὶ Κλήμεντος τὸ β' PC* | Domitiano VIIII et Clemente (II *B*) *Pr* || Das 17. Consulat des Kaisers *Stat. Silv. 4, 1. Auson. grat. actio c. 4. 2* || b *τὸν Φλάουιον Κλήμεντα ὑπατεύοντα καίπερ ἀνεψιὸν ὄντα — κατέσφαξεν ὁ Δομετιανός Dio 67, 14* | denique Flavium Clementem patruelem contemptissimae inertiae, cuius filios etiam tum parvulos successores palam destinaverat — tantum non in ipso eius consulatu interemit *Suet. Dom. 15* | *Philostr. v. Apoll. 8, 25* | *Euseb. h. e. 3, 18.*

---

96 n. Chr. 849 d. St.

Jan. 1 { [1]C. Antistius Vetus.
T. Manlius Valens.

Sept. 1 { [2]Ti. Catius Caesius Fronto.
M. Calpurnianus [Att]icus.

1 C. Antistio Vetere T. Manlio *Borgh. 6, 159 u. A. 3* | C. Antistio Vetere Manlio Valente cos *Mur. 315, 1* | Veter. et Valen. *Mur. 315, 2 = Bruzza n. 98* | . . . . et Vale *n. 199* | . . . . NET. VA . . . *CIL 2, 3692* | *ἐπὶ Γαΐου Οὐάλεντος* (*Borgh. a. a. O.*) . . . *καὶ ἐπὶ Γαΐου Ἀντιστίου Dio 67, 14, 5* | Vetere et Valente cos *Eutrop. 8, 1* | Valeriano et Vetere *C 354* | Valenti et Vetere *Id* | *Οὐάλεντος καὶ Βετέρου PC* | Fulvio et Vetere (*om. B.*) nerva II et rufo *CSc 28 Pr* || a. — C. Ant. Vet. cos . . . *CIL 3, 151* || ?Veter cos *eph. ep. 5 n. 100* || b. *Tac. ann. 12, 40. hist. 1, 64.*

2 a. d. VI idus Octobres Ti. Catio . . . tone M . . alpurn[io] . . ICO cos D. XVIII *CIL 3 p. 861 vgl. Borgh. 3, 285* || a. *Φρόντωνα τὸν ὕπατον Dio 68, 1, 3* | Der volle Name *a. arv. 101. 105 CIL 6 p. 529. 533 vgl. ind. Plin. p. 406* || b *Mommsen eph. ep. 4 p. 181 n. 645* ante Co quae praecedit littera aut I aut T fuit, vix R; consul itaque M. Calpurnius non Flaccus fuit sed . . . icus' | P. Calpurnius Atticus cos 135; Calpurnius Flaccus cos 87 und *Plin. ep. 5, 2,* cos unter Hadrian *Borgh. 3. 286.*

Im J. 68 nahm Nero, wie bekannt, den Ordinarien *„quasi fatale esset non posse Gallias debellari nisi a (se) consule“* ihr Amt *magna ex parte iam gestum* (paneg. 57). Dies geschah auf die in der Mitte des April nach Rom gelangende Meldung von Galbas Abfall. Wahrscheinlich war den Ordinarien ein semestrales Amt überwiesen, wenigstens sieht man nicht ein, wozu ihnen Nero dasselbe hätte absprechen sollen, wenn sie es am 30. April niederlegten. Ob die Abgesetzten nach dem Abgange des Kaisers von Rom von neuem in Funktion traten, ist noch immer nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Es scheint mir aber ausgemacht, dass C. Bellicus Natalis und P. Cornelius Scipio nicht das einzige Collegium war, das seitdem fungirte. Aber M. Ulpius Trajanus, der sich in dem 67 begonnenen jüdischen Kriege ausgezeichnet hatte, ist jedenfalls ohne zwingenden Grund diesem Jahre zugesprochen worden. Welchem Feldherrn fällt es denn ein, den tüchtigsten loyalsten General noch während des Feldzuges zur Bekleidung eines bürgerlichen Amtes in die Heimath zu entlassen[1])? Als Vespasian selbst den Kriegsschauplatz verliess, in der zweiten Hälfte des J. 70, wird sich Trajan in seiner Begleitung gefunden haben und zum Consulat gelangt sein. Darauf führt auch die Folge der Proconsuln von Asia (fastes As. n. 99. 100). M. Plancius Varus war nach einer Münze v. Nicomedien (*Αὐτ. Καίσαρι Σεβαστῷ Οὐεσπασιανῷ Νεικομηδεῖ(ς)* ℞ *Μᾶρκος Πλάνκιος Οὐᾶρος ἀνθύπατος* unter Vespasian Proconsul von Bithynien, nach einer anderen von Apamea (*Αὐτοκράτωρ Καῖσαρ Σεβαστὸς Οὐεσπασιανός* ℞ *ἐπὶ Πλανκίου Οὐάρου κοινὸν Φρυγίας Ἀπαμεῖς*) noch unter Vespasian Statthalter in Asien; da für d. J. 79/80 Trajan bezeugt ist: . . . (*Τίτῳ Καίσαρι Σεβαστῷ Οὐεσπασιανῷ, ὑπάτῳ τὸ ζ, αὐτοκράτορος θεοῦ Οὐεσπασιανοῦ υἱῷ, καὶ τῷ δήμῳ Νικόστρατος ἀνέθηκε καθιερώσαντος Μάρκου Οὐλπίου Τραϊανοῦ τοῦ ἀνθυπάτου* Inschr. v. Lodicea CIGr 3935) und Plancius noch im J. 69 als *praetura functus* bezeichnet (*Tac. hist. 2, 63*) wird, so kann mit Wad-

dington ihr Consulat spätestens in das J. 71 gesetzt werden. — Auch Vettius Bolanus, der unter Corbulo in Syrien eine Legion commandirte und bekanntlich nach der Schlacht von Bedriacum als Legat des Vitellius nach Britannien ging (*hist. 2, 65*; vgl. *Borgh. 4, 402*), gehört weder diesem noch dem vorhergehenden Jahre an, sondern muss als College des M. Arruntius dem J. 67 zugewiesen werden. Nach diesem datiren am 25. Sept. d. J. die Arvalakten. In welchem andern Jahre kann man das Collegium, das in der tessera CIL 1, 776: *sp. VIII k. Dec. M. Vettio M. Ar.* auftritt, unterbringen? Wir kennen zwar noch eine andere Persönlichkeit dieser Familie, M. Vettius Niger, aber da er nach Ausweis einer Münze von Apamea (fastes As. n. 87) noch unter Nero Asien verwaltet hat, so fällt sein Consulat in die ersten Jahre dieses Regiments oder unter Claudius, in eine Zeit, in der kein M. Arruntius bekannt ist. Die ihnen zugemessene Frist war aber kürzer als sechs Monate, da Annius Vinicianus (Nipperdey zu Tac. ann. 15, 28) in diesem Jahre, ohne die gesetzliche Altersgrenze erreicht zu haben, das höchste Amt übernahm. Gegen Ausgang der Regierung Neros fungirten der im J. 70 von Mucianus als Legat nach Obergermanien gesandte App. Annius Gallus, in Gemeinschaft mit L. Verulanus Severus (Borgh. 6, 251), in früheren Jahren M. Aefulanus (fastes As. n. 88), M. Annius Afrenus (eph. ep. 1, 241 CIL 4, 1544), Cluvius Rufus (Suet. Nero 21), Hosidius Geta und L. Vagellius (k. Oct.) *Or. 3115* und Vibius Crispus (*s. u. Borgh. 5, 520*). Aber das Consulat des L. Mestrius Florus, des Gönners Plutarchs, lässt sich über das J. 68 nicht wohl zurückschieben. Denn im J. 82/83, ehe Domitian den Titel Germanicus annahm, also zwei Jahre später als Trajan, war er Proconsul von Asien, aber schon im J. 69, als er mit Plutarch über das Schlachtfeld von Bedriacum ging, Consular.

Von den Erörterungen über die Consulate des J. 69 wird in der Hauptsache nur die von Mommsen allen Schwierigkeiten gerecht. Nero hatte bei seinem Tode für das folgende Jahr alle oder mehrere Consuln designirt; mit Namen kennen wir Cingonius Varro, den Galba umbringen liess. Dieser bestimmte, dass auf ein viermonatliches 3 zweimonatliche Nundinien folgen sollten. Otho änderte diese Ordnung: er selbst blieb mit seinem Bruder Titianus bis zum 1. März im Amte, seine Nachfolger waren von ihm ernannt Rufus cos II und Vopiscus. Des Kaisers Tod, der am 16. April eintrat, bewog die Fungirenden, vor der Zeit zu resigniren. Am 30. April bezeugen die Arvalakten Cn. Arulenus Caelius Sabinus und T. Flavius Sabinus, die nach den

von Otho getroffenen Bestimmungen in Kal. Julias im Amte bleiben sollten. Als ihre Nachfolger in Kal. Septembres wurden Antoninus und Celsus designirt. Als nun Ende Mai (vgl. Stobbe) Vitellius für Valens und Caecina, auf deren Schultern er sich erhoben hatte, Raum schaffen wollte, beseitigte er die ihm unbequemen Männer, die zum Consulate destinirt waren, nämlich Marius Macer und Valerius Marinus und gab seinen Generalen jedenfalls die Monate September und Oktober und entzog wahrscheinlich dem Antoninus und Celsus, die ja vor der bestimmten Frist ins Amt getreten waren, den August. So finden die Worte *coartati aliorum consulatus* ihre einfachste Erklärung[1]). Mit Uebergehung des Pedanius Costa wurde das letzte Nundinium dem Caecilius Atticus (vgl. Tac. hist. 2, 60) und Cn. Caecilius Simplex vorbehalten.

Die Ordinarien des J. 70 Vespasianus und Titus sind nach dem Militär-Diplom CIL 3 p. 849 noch am 7. März und, wenn CIL 6, 126 mit Recht auf diese Regenten bezogen wird, noch am 1. April im Amte, beide abwesend. Vespasian ist in der zweiten Hälfte des J. 70 (hist. 4, 53), Titus aber erst im Sommer des nächsten Jahres zurück[2]). In jenes Jahr gehört das zweite Consulat des C. Licinius Mucianus, der das Beste zur Begründung der neuen Herrschaft gethan hatte. Er konnte mit Fug auf eine bevorzugte Stelle Anspruch machen, nämlich Nachfolger der Eponymen zu werden. Dass dieser Platz eine Auszeichnung war und zunächst den Consularen zukam, zeigt ein Blick in die Fasten, z. B. d. J. 39, 72, 74, 83, 90, 98, 103. Ein Beispiel, dass ein Consular in einem späteren als dem 2. Nundinium fungirte, ist nirgends nachweisbar. Für die Fixirung der zweiten Consulate ergibt sich daraus ein wichtiges Gesetz. Im latinischen Festverzeichniss vom 25. Juni hat also an erster Stelle des Mucianus Namen gestanden; an zweiter, wo die Copisten nur die Buchstaben . . NL . . aufweisen, der des Petillius Cerialis. Derselbe hatte im J. 61 die neunte Legion in Britannien kommandirt (Tac. ann. 14, 32). Im J. 69 steht er *„non inglorius militiae“* auf der Seite der Flavier, mit denen er verwandt

1) Vgl. die Erklärung v. Urlichs, de vita et honoribus Agricolae p. 26, der die *coartati consulatus* nicht auf die Zeit, sondern die Namen der Candidaten bezieht und interpungirt: *coartati aliorum consulatus: dissimulatus* etc.

2) Dass hiermit die Angabe des Suet. Vesp. 8: . . . *in urbem reversus acto de Judaeis triumpho consulatus octo veteri addidit* nicht im Einklange ist, habe ich in der Festschrift für A. Schaefer p. 206 hervorgehoben. Verkehrt ist ferner Dom. 2: *in sex consulatibus non nisi unum ordinarium gessit cumque cedente et suffragante Tito* vgl. Hoffmann, quomodo quando Titus imp. factus sit (Bonn. diss.) p. 46.

war (hist. 3, 59) und führt ein hervorragendes Commando. Wegen seiner Verdienste konnte er das Consulat beanspruchen. Dass er es wirklich bekleidet hat, erfahren wir direkt aus Josephus. Nachdem Josephus b. iud. 7, 4, 2 den Einzug des Kaisers in Rom beschrieben hat, kommt er auf den germanischen Aufstand zu sprechen: *πρὸ δὲ τούτων ἔτι τῶν χρόνων ἐν οἷς Οὐεσπασιανὸς μὲν περὶ Ἀλεξάνδρειαν ἦν — πέμπει γράμματα Πετελίῳ Κεριαλίῳ τῷ πρότερον ἡγεμόνι Γερμανίας γενομένῳ ὥσπερ ἐκ δαιμονίου προνοίας τὴν ὕπατον διδοὺς τιμὴν καὶ κελεύων ἄρξαντα Βρεττανίας ἀπιέναι· πορευόμενος οὖν ἐκεῖνος ὅποι προσετέτακτο καὶ τὰ περὶ τὴν ἀπόστασιν τῶν Γερμανῶν πυθόμενος . . . . . ἠνάγκασε σωφρονεῖν.* Diese Worte des Josephus, die sich auf den ersten Blick als verderbt erweisen und mit Bestimmtheit nur so viel erkennen lassen, dass Vespasian von Alexandrien aus dem Petillius Cerialis das Consulat verlieh, werden ergänzt und erklärt durch den Bericht des Tacitus hist. 4, 53. 54. 68. Am 21. Juni wurde der Grundstein zum Neubau des Kapitols gelegt, und in derselben Zeit kam die Nachricht von dem Abfalle der Gallier nach Rom. Mucianus gab die germanischen Provinzen an Annius Gallus und Petillius Cerialis, und liess sie ohne Verzug nach dem Kriegsschauplatz abgehen. Annius Gallus war schon unter Nero Consul gewesen, für Cerialis ist nur vom 1. Mai bis 30. Juni Platz. An jener Stelle des Josephus ist mit Urlichs, de vita Agricolae p. 19 *τῷ πρότερον ἡγεμόνι Βρεττανίας* (dem früheren Legionslegaten in Britannien) und weiter *ἄρξαντα εἰς Γερμανίαν ἀπιέναι* zu lesen. Nach Niederwerfung des germanischen Aufstandes übernahm Cerialis im Frühling 71 die britannische Legation (Tac. Agr. 17). — Dass ausser M. Plancius Varus und dem älteren Trajanus das Collegium L. Annius Bassus und C. Caecina Paetus, die am 17. Nov. (CIL 6, 200) genannt werden, schon in diesem Jahre fungirten, ist fast sicher. Der erstere war im J. 69 ein höchst verdienter Legionslegat Tac. hist. 3, 50: *ducebat Pompeius Silvanus, consularis, vis consiliorum penes Annium Bassum, legionis*

---

1) Vgl. Borgh. 6, 474, Hübner, Rh. Mus. 12, 54, Urlichs, de vita Agricolae p. 17 ff. Roulez, les légats propréteurs de la Germanie inf. p. 28. — Dass in dem lateinischen Feriale . . . NL und nicht etwa LL steht, ist von geringem Belang. Die Ueberlieferung ist hier im höchsten Grade unsicher. Marini und Amadutius haben die Buchstaben gar nicht gesehen. — H. Schiller, Gesch. d. röm. Kaiserzeit S. 505 folgt dem verdorbenen Texte des Josephus. Dass Cerialis ein grösseres Commando hatte, ist leicht möglich.

legatum. Der zweite ist im J. 74 curator riparum et alvei Tiberis. Auch Cn. Pinarius Cornelius Clemens, der im J. 74 für seine Verdienste in Obergermanien mit den Triumphalinsignien belohnt wurde (Henzen 5427), gehört allem Anscheine nach zu den Männern, die mit der neuen Dynastie emporkamen. Es ist keine Frage, dass auch das Jahr 70 mit einem viermonatlichen Nundinium begann, diesem vier zweimonatliche folgten und mit den Stützen des neuen Regentenhauses besetzt wurden.

Was ich in den A. Schaefer gewidmeten historischen Untersuchungen über die Befristung der übrigen Consulate unter Vespasian gesagt habe, kann hier mit einigen Zusätzen wiederholt werden. An Stelle des M. Cocceius Nerva, des Collegen des Kaisers, trat am 1. März des J. 71 Domitianus, der damals auch für das nächste Jahr gemeinsam mit Vespasian designirt wurde, aber erst am 1. Jan. 73 wiederum und zwar cedente Vespasiano mit einem Privaten das Consulat übernahm (Hoffmann a. a. O. p. 45 fg.). Aber schon am 5. April erscheint Cn. Pedius Cascus als Domitians Amtsgenosse (CIL 3 p. 850), machte aber am 1. Mai Valerius Festus Platz (CIGr 5838 CIL 6, 2016 F. L.). Vespasian blieb also drei Monate im Amte, während der zweite Ordinarius dem Kaisersohne zwei Monate abtrat, zu denen weitere zwei Monate hinzukamen; denn am 20. Juli wird ein neues Collegium bezeugt (Borgh. 3, 43). Also waren auch in diesem Jahre die auf das erste Nundinium folgenden Fristen zweimonatlich; Domitian blieb aber zwei Nundinien Consul. Da das nach den beiden Arruntii am 12. October datirende Rescript Vespasians diesem Jahre nicht angehört, so kann auf die Ordnung in der zweiten Hälfte d. J. nur von anderen Jahren geschlossen werden. Für d. J. 72 ist aus den Arvalakten das Consulat der Ordinarien als viermonatlich erwiesen. Ihre Nachfolger waren C. Licinius Mucianus III T. Flavius Sabinus II. Andere Männer, die mit Bestimmtheit demselben Jahre zugeschrieben werden könnten, sind nicht bekannt. — Höchst wahrscheinlich ist das viermonatliche Consulat für das J. 74, in welchem Vespasian am 13. Januar zurücktrat. Am 21. Mai datirt das Diplom CIL 3 p. 852 Q. Petillio Ceriale II T. Eprio Marcello II. Es ist nicht anzunehmen, dass zwischen diesem und jenem am 1. März noch ein anderes Paar von Consularen antrat. Da im lateinischen Feriale — die feriae lat. wurden sicher im Sommer gefeiert —, in d. J. 70 u. 71 ist der 25. Juni bezeugt — ein anderes Paar auftritt, so können jene nicht länger als zwei Monate Consuln gewesen sein: wenn wirklich die Reste ON[1]) auf dem Steine gestanden haben. Man wäre sonst um so eher berechtigt, die Consuln

vom 1. Mai hier einzusetzen, als nichts der Annahme im Wege steht, dass das Fest auf denselben Tag wie im Vorjahre fiel. Dem würden die Reste II an der ersten Stelle nicht ungünstig sein. Auf keinen Fall hat der Name des Frontinus da gestanden, wie Borghesi 6, 477 und Mommsen ind. Plin. p. 414 angenommen haben. Denn als Nachfolger des Cerialis, der am 1. Mai 74 das zweite Consulat übernahm, muss er im Anfange dieses Jahres schon in Britannien gewesen sein. Waddington (F. A. p. 709) hat darum mit Recht sein Consulat dem J. 73 zugewiesen. — Als Nachfolger der Eponymen des J. 75, bez. des Titus und Domitian können mit einiger Bestimmtheit Tampius Flavianus II M. Pompeius Silvanus II bezeichnet werden. Dieser war schon seit dem J. 45 Consular (Joseph, ant. 20, 1, 2). Im J. 68/69 Statthalter von Dalmatien, führte er die 11. Legion und Auxiliartruppen dem Vespasian zu (Tac. hist. 2, 86. 3, 50). In den J. 71—73 ist er curator aquarum. Tampius Flavianus von 68/69 Legat von Pannonien (hist. 2, 85. 3, 4. 3, 10. 1, 5, 26), also ebenfalls Consular, nach Silvanus mit der cura aquarum betraut. Das zweite Consulat derselben ist aus einer Amphoraaufschrift CIL 4, 2560 Τ/ΛΜΠΙΟΥ ΦΛ/ΛΟΥΙ/ΛΝΟΥ ΠΟΜΠΕΙΟΥ CΙΛΟΥΛΝΟΟΥ Β bekannt. Dies Datum ist, wie Henzen bull. dell' inst. 1862 p. 217 bemerkt hat, älter als 79 und jünger als 74. In der That ist in d. J. 70—74 kein Platz mehr für dies Collegium. Im J. 73 können auf die Eponymen, von denen Messalinus zum ersten Mal Consul war, nicht Consulare gefolgt sein, sondern Arrecinus Clemens und Julius Frontinus sind, wie es scheint, am 1. Mai ins Amt gekommen. Die J. 77 und 78 sind nicht weniger ausgeschlossen, jenes, weil für das zweite Nundinium Cn. Agricola nachgewiesen ist, dieses, weil zwei Private zum ersten Mal die Fasces führen. Für das J. 75 könnte auch die Erwägung sprechen, dass Ti. Plautius Silvanus Aelianus gleichfalls im J. 45 Consul, am 13. Januar d. J. 74 an die Stelle des Vespasian getreten ist. In die Mitte seiner Regierung fallen auch, ohne dass ich wage, sie einem bestimmten Jahre zuzuweisen, die Consulate des L. Funisulanus Vettonianus, 82 Legat von Pannonien, dessen Name zu den Resten . . ON . . im lat. Feriale passen würde, und Q. Corellius Rufus, 82 Statthalter in Obergermanien. Dagegen habe ich ohne Bedenken C. Vettulenus Civica Cerialis dem J. 76 zugesprochen. Proconsul von Asien unmittelbar vor dem Jahre, in dem Agricola unter die Losenden treten sollte, um d. J. 87, Legat von Moesien sicher von 79—82, hat er vor Agricola den Purpur getragen, im J. 76, ein Ansatz, der sowohl dem Intervall zwischen Consulat und Procon-

sulat als dem Brauche Rechnnng trägt, nach Moesien nicht die jüngeren Consulare zu schicken (vgl. Jahrb. LXXII, 33). Es ist eine Ausnahme, dass C. Oppius Sabinus unmittelbar nach der Niederlegung der Fasces dort Legat wurde.

Auch im J. 77 sind wahrscheinlich auf viermonatliche Nundinien zweimonatliche gefolgt. Die Eponymen sind Vespasian und Titus. Letzterer weicht am 13. Januar dem Domitian, der im J. 75 zum vierten, im J. 76 zum fünften Male fungirt hatte, wohl als Substitut seines Vaters. Im J. 77 erscheint er bei dem Chronographen sogar als Ordinarius neben dem Kaiser. In diesem Jahre war Cn. Agricola Consul [1]). Auf diesen Termin führt auch die Chronologie von Domitians Kattenkrieg, der im Frühling 83 begonnen wurde und im Herbst beendet war, ehe die Nachricht von der Besiegung des Calgacus nach Rom gelangte, die im siebenten Feldzug erfolgte (vgl. Westd. Zeitschr. 1884, 3 ff.). Das erste Kriegsjahr ist demnach 77, womit die Worte des Tacitus: *et statim Britanniae praepositus est* und c. 18: *hunc statum, has bellorum vices media iam aestate tansgressus Agricola invenit*, die eine Beschleunigung seiner Reise andeuten, im besten Einklange stehen. Die Richtigkeit dieses Ansatzes vorausgesetzt, hat er im zweiten Nundinium das Consulat verwaltet und, wie Frontin im J. 73, etwa im Juli Rom verlassen.

Ohne Bedenken nehme ich ferner die in einem Rescripte Vespasians bezeugten Consuln C. und M. Arruntius für das J. 78 in Anspruch. Zuerst Marini arvali I p. 149. 152 n. 30 und ihm folgend Borghesi (7, 398) haben ihr Consulat um das J. 72 angesetzt. Aber mit guten Gründen hat Klein, Verwaltungsbeamte I S. 259 diesen Ansatz beanstandet. Wäre er richtig, so müssten im Zeitraum von zwei Jahren drei Procuratoren Vespasians Sardinien verwaltet haben, da im J. 74 ein anderer Subrius Dexter im Amte ist. Ich möchte noch bestimmter als Klein behaupten, dass ein so häufiger Wechsel mit den Verwaltungsprinzipien der Flavier nicht im Einklange ist. Wenn man bedenkt, dass im Anfange der Regierung Vespasians noch ein Proconsul im Amte (Klein S. 69) und ein prätorischer Legat bekannt ist, so muss man die im Rescript genannten Procuratoren in die zweite Hälfte der Regierung Vespasians setzen. Das J. 79, als Todesjahr desselben, ist durch das Monatsdatum ausgeschlossen. Gegen das J. 77

---

1) Nipperdey, Variarum observ. antiq. Romanae I Jena 1871. Waddington, fastes As. p. 709.

spricht dieselbe Schwierigkeit wie gegen 72; wenn dagegen noch im J. 74 dem Dexter ein Nachfolger gegeben wurde, kann der zur Zeit der Ausstellung des Rescriptes fungirende Procurator im J. 78 sein Amt übernommen heben. Der Consul des J. 66 ist der Vater dieses M. Arruntius. Der andere erscheint unter den Arvalen der J. 75. 80. 81. 91.

Im J. 79 trat Domitian wieder an den Platz seines Vaters oder Bruders. Zu viermonatlichen Fristen passt es, dass die Arvalprotokolle noch im März 78 nach den Eponymen datiren, und im J. 79 nach Ausweiss der Münzen die Consulardesignation erst im März stattfand [1]). Auch in den letzten Jahren Vespasians wird es vorgekommen sein, dass als Nachfolger der Kaiserconsuln verdiente Consulare fungirten.

Titus hat die Amtsdauer der Eponymen auf zwei Monate herabgesetzt. Während, was vom J. 80 bekannt ist, sowohl auf vier- als auf zweimonatliche Anfangsfristen zurückgeführt werden kann, bezeugen im J. 81 die Arvalakten verschiedene Collegien am 3. Januar und 29. März, ein anderes Paar am 1. Mai und 29. Juni, ein drittes am 14. September und 30. October, also bimestrale Theilung. Das am 18. Juli CIL 6, 163 genannte Collegium hatte Borghesi 5, 311 und ihm folgend Klein, fasti dem J. 83 zugesprochen: auf Grund der Inschrift von Carouge Henzen 6770. Mommsen (s. o.) bemerkt mit Recht, dass dieser Ansatz sehr unsicher ist. Ich glaube, dass das J. 81 mehr für sich hat, nachdem das Consulat des Cornelius Gallicanus, des Nachfolgers des T. Tettienus Serenus in der prov. Lugdunensis auf d. J. 84 fixirt ist. Wenn dieser und L. Minicius Rufus unmittelbar nach der Statthalterschaft das Consulat übernehmen, so sind wir berechtigt, dieselbe schleunige Beförderung auch für Serenus, der 79 in jener Provinz steht, anzunehmen.

Nach dem Tode des Titus hat Domitian, der auch im J. 81 Privaten die Ehre überlassen musste [2]), das Jahr zu eröffnen, einen designirten Ordinarius verdrängt (Mommsen, Römisches Staatsr. 2^2, 1024^1 nach Plin. paneg. 57: *consulatum recusasti, quem novi imperatores destinatum aliis in se transferebant*). Aber die zweimonatliche Dauer der Fristen hat er zunächst nicht geändert. Diejenigen d. J. 82 können sehr wohl diese Dauer gehabt haben, da nach dem Abgange der Ordinarien verschiedene Paare am 20. Juli und

1) Chambalu, de magistr. Flaviorum p. 15.

2) Was Suet. Tit. 9 u. a. von dem brüderlichen Entgegenkommen des Titus berichtet, ist eine Entstellung der Wahrheit.

20. September verzeichnet werden; diejenigen des folgenden Jahres müssen also befristet gewesen sein. Am 9. Juni werden nämlich Tettius Julianus und Terentius Strabo Erucius Homullus in dem Diplom von Koptus bezeichnet. Letzterer ist bekannt als leg. leg. VII gem. fel. (CIL 2, 5084), aber auch kaum verschieden von dem Homullus, der im Senate den Julius Bassus (ep. 4, 9, 15) und im J. 105 den Varenus Rufus (ep. 5, 20, 6) vertheidigt und ep. 6, 19, 3 einen wichtigen Antrag stellte. Der im Codex MV 4, 9, 15 erhaltene Namen Titius kann aus Terentius verderbt sein. — Ein anderes Collegium ist durch Büchelers scharfsinnige Interpretation des von O. Jahn Rh. Mus. 9, 627 [1]) mitgetheilten Scholion, das eine Stelle aus dem Gedichte des Papinius *De bello Germanico quod egit Domitianus* gerettet hat, bekannt geworden. Das Gedicht beschrieb ein kaiserliches Consilium und ist ohne Frage von Juvenal in der 4. Satire ausgebeutet worden. Es kann sich nur auf das erste bellum Germanicum des Domitian bezogen haben. Das zweite wurde im Anschluss an die Bewältigung des Antoninus Saturninus im J. 88/89 geführt und schon im Laufe d. J. 89 konnte der Triumph de Dacis ac Germanis gefeiert werden. Die Nundinien dieses Jahres waren aber, wie sich aus den Arvalakten unwiderleglich ergibt, viermonatlich und sind bis auf das letzte besetzt. Diesem kann ein Consul iterum unmöglich zugewiesen werden. Das gedachte Consilium fand also vor Beginn des Kattenkrieges statt. Von der Chronologie desselben habe ich Westd. Z. 1884, 17 gehandelt. Gewöhnlich wird der Anfang in das J. 84 gesetzt; nur Tillemont notes s. l'emp. Domitian n. IV schwankt zwischen 83 und 84. Aus dem Titel Germanicus, den alle Münzen aus dem 10. Consulate (84) aufweisen, folgt nicht nothwendig, dass die Entscheidung des Krieges in dasselbe Jahr fällt. Aber einmal führt die Vermehrung der imperatorischen Ziffern auf das J. 83. Am 20. Sept. 82 ist Domitian imp. II, am 9. Juni 83 imp. III, noch in demselben Jahre imp. V (Chambalu a. a. O. p. 25), 13. Sept. 84 imp. VII (Dep. 5 p. 93). Dazu kommt ein anderes Argument. Nach dem bestimmten Zeugniss des Dio 67, 4 wurde dem Domitian das zehnjährige Consulat und die censorische Gewalt unmittelbar nach dem Kattenkrieg übertragen. Die Münzen von 83 verzeichnen noch die Designation auf das Folgejahr (Röm. Staatsr. 2², 1043); diese muss damals um den Anfang des Jahres erfolgt sein (Dipl.

1) Zu Juv. sat. 4, 94: *Acilius glabrionis filius consul sub Domitiano fuit Papinii Statii carmine de bello germanico quod Domitianus egit probatus etc.* (*s. o. S. 118*). Ueber das bedeutungsvolle Fabius Veiento vgl. Buecheler a. a. O.

eph. ep. 5, 611 ff. am 9. Juni cos VIIII designat., vgl. Chambalu, de magistratibus Fl. p. 18). Begann der germanische Krieg erst im J. 84, so wäre der Kaiser während seiner Abwesenheit designirt worden, eine Annahme, die nicht nur an sich bedenklich ist, sondern auch durch Dio's ausdrückliche Versicherung, dass nach dem Kriege die unerhörten Ehren dekretirt wurden, widerlegt wird. Man wird vielleicht genöthigt sein, mit Henzen bullet. dell' inst. 1883 p. 100 ff. den Anfang des Krieges und einen Sieg in das J. 82 zu setzen, in dem nach dem Diplom vom 19. Sept. eine Verabschiedung der Veteranen des obergermanischen Heeres erfolgte. Der Triumph ist aber nicht vor dem Herbst des J. 83 gefeiert, der Titel Germanicus nach dem 9. Juni desselben Jahres (Diplom v. Koptus) angenommen worden.

Wenn wir also für die beiden ersten Jahre Domitians zweimonatliche Fristen annehmen müssen, so stehen für die übrige Zeit seiner Regierung nur viermonatliche fest: für 89, 91 (Arvalakten) und 92 (Fasten von Ostia). Auch gibt es keinen Grund, für das J. 88 eine andere Ordnung anzunehmen. Da in den Akten der Name des Collegen des am 15. April genannten Plotius Grypus verloren gegangen ist, hindert nichts, den Namen des zweiten Eponymen dafür einzusetzen, der entsprechend der Regel aus der zweiten in die erste Stelle gelangte (vgl. Festschr. f. A. Schaefer p. 206). Bedenklich ist es aber aus Sueton Domit. 13: *consulatus XVII cepit, quot ante eum nemo, ex quibus septem medios continuavit, omnes autem titulo tenus gessit, nec quemquam ultra K. Maias, plerosque (plures* Wolf*) ad Idus usque Januarias* auf viermonatliche Consulate für die Zeit Domitians zu schliessen. So unzuverlässig die Detailangaben des Sueton sind, so darf man doch diese allgemein gehaltene Notiz als richtig ansehen. Es können ihm als viermonatlich die Consulate, die Domitian von seinem Vater erhielt, vorgeschwebt haben. Am 13. Januar erfolgte in den meisten Fällen der Rücktritt des Kaisers. In den J. 86 und 87 bezeugen die Arvalakten am 22. Januar einen Ersatzmann desselben. Im J. 90 blieb er schwerlich länger im Amte (Henzen a. a. O. p. 186). In den J. 89, 91, 93, 94, 96 sind die Eponymen Private. In d. J. 82—85 und 95 sind Substitute des Kaisers nicht ermittelt, wenn aber Suetons summarische Angabe richtig ist, so müssen sie sich auch für diese Jahre oder doch einen Theil derselben ermitteln lassen. Die Verlängerung der Fristen scheint wie andere einschneidende Neuerungen und die von Eusebius

1) Am 3. Sept. 84 war sie jedenfalls vollzogen, in D. eph. ep. 5 p. 94 ist Domitian einfach cos X.

a. Ab. 2099, Dom. 3 verzeichnete Beseitigung der Führer der Oppositionspartei nach dem Kattenkriege erfolgt zu sein.

In dem Datum des Schreibens Domitians vom 20. Juli 82 ist der zweite Consulname getilgt; Borghesi 7, 395 hat vermuthet, dass der des L. Antonius Saturninus, der im J. 88 Obergermanien verwaltete, dort gestanden hat. Wenn er im Kattenkriege hervorragende Dienste leistete, so würde sich erklären, dass er nach so kurzem Intervall an einen der schwierigsten und wichtigsten Posten gestellt ward. Man kann aber auch an einen anderen der *„molitores rerum novarum"* (Suet. Dom. 10) z. B. an Sallustius Lucullus, einen der Nachfolger des Agricola in Britannien denken.

An Stelle des Kaisers wird im J. 87 in den Arvalprotokollen am 22. Jan. und 1. Febr. C. Calpurnius bezeugt. Henzen ind. arv. p. 180 hat vermuthet, dass es der Vater des Calpurnius Flaccus sei, über dessen Laufbahn Murat. 439, 1 und CIGr 2638 (vgl. Borgh. 3, 380) Aufschluss geben. Hier der Beweis. Eusebius-Hieronymus verzeichnen unter dem J. 86 die Vernichtung der Nasamonen in Numidien. Näheres erfährt man über diesen Vorgang von Zonaras 11, 19. Nach kurzem Glücke werden sie von dem Legaten Numidiens, dem Praetor Flaccus, überrascht und vernichtet. Wie hoch der Kaiser dies Verdienst anschlug, sieht man aus seinen im Senat geäusserten Worten: „Ich habe den Nasamonen verboten zu existiren." Als Auszeichnung fiel dem siegreichen Feldherrn eine bevorzugte Stelle zu. Drei Jahre später wurde nachweisbar (Dipl. v. Mainz) ein anderer verdienter Legat mit dem Consulate belohnt: Pompeius Longinus, der möglicher Weise identisch ist mit dem Legaten von Pannonien im J. 98: Cn. Pinarius Aemilius Cicatricula Pompeius Longinus (Dipl.). Aus der Vergleichung der Militärdiplome vom 5. Sept. 85 und 13. Mai 86 geht hervor, dass im Winter 85/86 eine Verstärkung der von Longinus commandirten Truppenmacht erfolgte[1]). Die cohors I Lusitanorum, die noch im September des vorhergehenden Jahres in Pannonien für ihre Veteranen Entlassung erhalten hatte, führt im J. 86 in Judaea den Ehrennamen Augusta. Sie hatte sich ohne Frage bei den kriegerischen Vorgängen, die im Orient um diese Zeit nachweisbar sind, her-

1) Diese Thatsache ist meines Wissens zuerst von Henzen richtig erkannt worden Bonner Jahrbuch XIV (1847) 87. Vgl. Darmesteter, revue d'études juives 1880 1, 36. Schiller, Kaisergeschichte I S. 532 führt mit Recht eine Salutation als Imperator auf diese Vorgänge zurück.

vorragend betheiligt. Schon im J. 76 war es an der Ostgrenze zu Kämpfen gekommen, in denen der Legat von Syrien Trajanus sich die Triumphalinsignien verdiente[1]) und sein Sohn die Feuerprobe bestand. Um das J. 86 kam es zu neuen Verwicklungen. Vermuthlich hingen dieselben mit dem Auftreten eines falschen Nero zusammen, der bei den Parthern Aufnahme fand (Suet. Ner. 57). Seine Auslieferung ist, wie es scheint, durch eine militärische Demonstration erzwungen worden. Sollte mit diesen Vorgängen nicht auch die Tödtung des Civica Cerialis, während er als Proconsul in Asien stand, und die Entdeckung einer Verschwörung im Sept. 87 im Zusammenhang stehen? Auf die Parthergefahr spielt auch Statius in dem Maecius gewidmeten Gedichte S. 3, 2 an. Stobbe bei Friedländer hat aus praef. 1: *missus a sacratissimo imperatore ad legionem Syriacam*, v. 105: *Eoa signa Palaestinasque cohortes* geschlossen, dass er mit dem Oberbefehl über die in Judaea stehenden Truppen betraut war. Ebenso klar ist, dass v. 128: *ab emerito discedere bello* n. 135—139 (Euphrates, Zeugma, Babylon) auf Krieg von Seiten der Parther deutet. Ob Maecius Celer der Nachfolger des Longinus war, lässt sich nicht entscheiden. Die Gedichte des 3. Buches der Silven stammen, soweit sie chronologische Indicien enthalten, aus dem Anfange der neunziger Jahre nichts hindert anzunehmen, dass auch Stücke älteren Datums Aufnahme fanden. —

Der Priscus, den im Sept. 87 die Arvalakten bezeugen, ist Marius Priscus kaum gewesen; da dieser 97/98 Afrika verwaltet, würde ein verhältnissmässig kurzes Intervall zwischen beiden Aemtern angenommen werden müssen. Gegen Helvidius Priscus, den Mommsen empfohlen hat, ist nichts einzuwenden. Doch möchte man sich noch lieber für L. Javolenus Priscus entscheiden. Vor dem Consulat war er iuridicus Britanniae, nach demselben im J. 90 Legat von Obergermanien (eph. ep. 5 p. 653). Auf diesem Posten war er der Nachfolger des Rebellen L. Antonius Saturninus, also im vollen Besitze des kaiserlichen Vertrauens. Unter dem Consulate des Priscus am 22. Sept. 87 opfern die Arvalen *ob detecta scelera nefariorum.* Wenn es wirklich Javolenus Priscus, der

1) Vgl. die Nachweise bei Waddington, fastes As. p. 707. Plin. paneg. 9 *Credentne posteri patricio et consulari et triumphali patre genitum etc.* — c. 14: *Non incunabula haec tibi, Caesar, et rudimenta, cum puer admodum Parthica lauro gloriam patris augeres nomenque Germanici iam tum mererere, cum ferociam superbiamque *Cattorum (Bergk) ex proximo auditus magno terrore cohiberes, Rhenumque et Euphratem admirationis tuae societate coniungeres!* — *Münze von Antiochia:* T. CAE[S]AR. IMP. PON]T B ΕΠΙ TRAIANOY ANTIOXEΩN ET EKP. —

bekannte Jurist, war, so konnte er in seiner Eigenschaft als fungirender Consul hervorragende Verdienste um die Entdeckung und Vereitelung der Verschwörung haben und so würde sich erklären, wenn er verhältnissmässig früh zur Verwaltung der damals wichtigsten Provinz gelangte[1]).

Aus unumstösslichen Zeugnissen (s. o.) weiss man, dass unter den Männern, die ein zweites Consulat aufzuweisen hatten, auch der Grossvater des Kaisers Pius, T. Aurelius Fulvus sich befand. Schon im J. 69 war er gleichzeitig mit Tettius Julianus und Numisius Lupus in Besitz der ornamenta consularia gelangt (hist. 1, 79). Es dauerte wie bei jenem lange, ehe er zur wirklichen Verwaltung des Amtes berufen wurde: bis zum J. 85. Im J. 89 ist wiederum ein Fulvus und wieder als Ordinarius im Amte, ohne dass sich eine zweite hervorragende Persönlichkeit dieses Namens in der Flavischen Epoche nachweisen lässt. Das einzige hier in Betracht kommende inschriftliche Zeugniss Orelli 2782 *XII k. Nov. Fulvo et Atratino* ist offenbar ein flüchtiges Datum. Nach den handschriftlichen Fasten fehlt ausser in der Paschalchronik das Zeichen der Iteration. Aber einen Beweis gegen dieselbe kann ich in dieser allerdings sehr beachtenswerthen Erscheinung nicht sehen. Die Auslassung der Iterationsziffer ist in den Fasten nichts seltenes[2]). Im J. 83 war Petillius Rufus cos II, aber nur Prosper hat das Richtige überliefert. Unter dem J. 90 wird die Nerva zukommende Ziffer II nur von Idatius verzeichnet. Aehnliche Auslassungen finden sich, um einige herauszugreifen, unter d. J. 105, 113, 121. Die handschriftlichen Fasten des J. 66, sowie die Inschrift Henzen 6767, haben die Note der Iteration bei Suetonius Paullinus nicht, auch das zweite Consulat des Torquatus Asprenas (128) würden wir ohne ein inschriftliches Zeugniss nicht kennen.

Für das J. 89 nehme ich auch das erste Consulat des Siegers über L. Antonius Saturninus, des L. Appius Norbanus Maximus in Anspruch. Aus der Aufschrift eines in Neris-des-Baius gefundenen Ziegels: *leg. VIII Aug. L. Appio* hat Renier geschlossen, dass Appius Legat von Aquitanien war. Da indess im J. 88/89, in welchem

1) Zu meiner früher geäusserten Vermuthung (Westd. Zeitschr. III S. 24 A. 40), dass damals Obergermanien als Provinz eingerichtet wurde, stimmt es, dass diese Bezeichnung in dem Diplom v. J. 90 (in Germania superiore) und der Inschrift CIL 3, 2864 (leg. consulari provinc. Germ. superioris) zuerst erscheint.

2) Auch Sievers, Studien I 177 zweifelt nicht an der Identität der Eponymen von 85 und 89.

die Rebellion des Antonius niedergeschlagen wurde, kein Legat der provincia Lugdunensis, in deren Bereiche ähnliche Ziegel vorkommen, nachweisbar ist, so empfiehlt sich die Annahme, dass er Nachfolger des Minicius Rufus war, der unmittelbar nach dieser Legation im J. 88 Consul ordinarius wurde, um so mehr, als sich so die Schnelligkeit erklärt, mit der von ihm der Aufstand niedergeworfen wurde, ehe die übrigen an den Rhein commandirten Truppen zur Stelle waren. Die Chronologie dieser Vorgänge ist durch Bergks Verdienst jetzt fest begründet (s. Westd. Zeitschr. 1884, 10). Im Januar 89 war die Gefahr beseitigt und noch in demselben Jahre wird L. Appius wie seine Vorgänger Serenus und Gallicanus zum Consulat gelangt sein. Selbstverständlich behält dieser Schluss seine Richtigkeit, auch wenn er in Aquitanien gestanden hatte. Für die Fixirung seines zweiten Consulates gibt es keinerlei Anhalt. Nicht einmal das möchte mit Bestimmtheit gesagt werden können, dass er es von Domitian empfangen hat. Ausser dem J. 90 findet sich für einen Consularen nur im J. 95 ein Platz in den Fasten. Uebrigens scheint es, dass er des Minicius Rufus Nachfolger auch in Bithynien gewesen ist. Plin. ep. Tr. 58 wird auf ein Schreiben Domitians an Appius Maximus, einen der Vorgänger des Plinius, Bezug genommen, ep. 72 auf ein von demselben Kaiser an Minicius Rufus gerichtetes Schreiben hingewiesen. Noch füge ich hinzu, dass bei Martial 9, 34 die Worte *Vindelicis Raetus narrabat in oris* nicht nothwendig auf den Sieg des Appius über Saturninus zu beziehen sind und da der Kriegsschauplatz in der Nähe von Mainz, des Hauptquartiers von Obergermanien, lag, nicht bezogen werden können. Sie finden aber eine genügende Erklärung, wenn der Sieger über den Rebellen in einem der nächsten Jahre an der Donau stand. In den Verwickelungen mit den norddanubischen Völkern war ein tüchtiger und loyaler Offizier wie Appius am Platze. Eine Andeutung auf seine Theilnahme am Sarmatenkriege möchte ich im Schlusse von Martials Gedichte sehen: *Nescia nec nostri nominis Arctos erat* (s. u.).

Im J. 90 sind die Eponymen der Kaiser XV und M. Cocceius Nerva II. Jener trat am 13. Januar zurück (s. o.). Der Name seines Substituts ist noch nicht ermittelt. Wenn L. Appius wirklich noch im vorhergehenden Jahre in Funktion trat, so hatte Tettius Julianus allen Anspruch auf diesen Ehrenplatz. Im J. 83 zum erstenmal im höchsten Amte, schlug er im J. 89 den Decebalus aufs Haupt. Dass er, nach solchem Erfolge heimgekehrt, abermals die fasces übernahm, ist eine naheliegende Vermuthung.

Ein neues Zeugniss für den Ordinarien des J. 92 wird durch die richtige Ergänzung der Inschrift von Beneventum CIL 9, 1574 gewonnen:

F. CLASSETIVS 1
RATVS C. P.
NAS MARTIAS
NO
INO 5
RIDVS AVG
S
ESTO
SCO COS V
M. V. DIES 10

Dass dies Fragment eine Grabaufschrift ist, zeigt unwiderleglich die letzte Zeile. Die vorletzten Zeilen enthielten die Datirung des Todestages. Wir kennen L. Cornelius Priscus, Proconsul von Asien 120/1 (Wood, discoveries, inscr. fr. the great theatre n. 17, vgl. Hermes 4, 78) und nach Plin. ep, 5, 20, 7 im J. 106 (Process des Varenus) Consular. Nach dem von Waddington ermittelten Intervall war er etwa 103 Consul. Um dieselbe Zeit muss Mettius Modestus fungirt haben, da er in Asien Vorgänger des Priscus war (Hermes 4, 178 fg. 2, 5 u. 10). Man darf annehmen, dass dies Collegium oben genannt war. In Z. 2 kann C. P. nichts anderes sein als clarissimus puer. Rechnen wir für sein Alter 10 bis 13 Jahre, so werden wir in den Anfang der neunziger Jahre geführt. Die einzigen Consulnamen, die auf die Reste Z. 4 und 5 passen, finden sich unter dem J. 92, in dem noch im April der Eponyme Q. Volusius Saturninus und der Ersatzmann des Kaisers L. Venuleius Apronianus im Amte sind. Beide werden auch durch die in fragmentirter Gestalt erhaltenen Fasten von Ostia (Henzen 6446), welche über die Ordnung der Nundinien dieses Jahres Aufschluss geben, bezeugt. In diesen sind auch noch Reste der Consulnamen des vorhergehenden Jahres übrig. Die Buchstaben ABIN sind von dem Herausgeber auf den Consul des J. 84 C. Oppius Sabinus bezogen worden. Im J. 91 aber hat ein P. Me[t. fungirt, der für P. Metilius Secundus, für einen Mettius Modestus oder für P. Metilius Sabinus Nepos gehalten worden ist. Wir kennen den vollständigen Namen des letzteren aus den Arvalacten der J. 105, 118. Plinius schreibt ep. 4, 26, 2 an einen Maecilius

Nepos [cod. Riccard]: ***gravissimus, doctissimus, disertissimus, super haec occupatissimus, maximae provinciae praefuturus etc.***, den Mommsen, Hermes 3, 44 und ind. Plin. mit dem Arvalen zu identificiren vorgeschlagen hat. Der Brief ist im Anfange von Traians Principat geschrieben. Man darf jetzt noch einen Schritt weiter gehen und ihn auch in jenem Nepos sehen, der vor Avidius Quietus nach dem Diplom des J. 98 Britannien verwaltet hat. Dazu stimmt aufs beste, dass Quietus im J. 89 prätorischer Legat von Thrakien, also auch im Anfange der neunziger Jahre Consul war.

In den Fasten ist der Gentil-Name des Ti. Celsus jetzt ganz verloren. Fea sah noch den Anfangsbuchstaben I, den Mommsen zu Julius ergänzte. Diese Vermuthung hat nichts für sich, als dass im J. 86 ein Ti. Julius Candidus Marius Celsus Consul war. Aber wenn er ein Verwandter desselben sein soll, wie ist jene auffallende Nomenklatur zu erklären? Es liegt viel näher, an den Senator Juventius Celsus zu denken, der nach *Dio 67, 13* in den letzten Jahren Domitians (um das J. 93/94) als einer der vornehmsten Theilnehmer an einer Verschwörung angeklagt wurde, aber die Entscheidung seiner Angelegenheit durch das Versprechen, Schuldige aufzuspüren, hinauszuschieben wusste und so, da der Kaiser ermordet wurde, seiner Verurtheilung entging. Als Consequenz des Gesagten ergiebt sich, dass ich abweichend von Mommsen den berühmten Juristen P. Juventius Celsus T. Aufidius Hoenius Severianus für seinen Sohn halte. Dieser war im J. 106 Praetor (ep. 6, 5, 4), dann kurz vor 114 Legat von Thrakien (ind. Plin. p. 416) und 129 zum zweiten Mal Consul. Polus Metinus steht in den Abschriften des Diploms XV CIL 3 p. 858, Polemaeanus vermuthete Borghesi. Sollten nicht Namen wie Hoenius Severianus darin stecken? — An letzter Stelle stehen in dem ostiensischen Fastenfragment die Buchstaben Q. AR. Fea hat aber noch Q. ARV gesehen. Der einzige consularische Name, der zu diesen Resten passt, ist Arulenus. Es kann an einen Sohn des einflussreichen Cn. Arulenus Caelius Sabinus (Dig. 1, 2, 53), es kann an die Familie des im J. 93 hingerichteten L. Julius Arulenus Rusticus, der selbst wahrscheinlich unter die Consularen zu rechnen ist, gedacht werden.

Gegen Ausgang der Regierung des Domitian haben jedenfalls Salvius Liberalis, Pedanius Fuscus Salinator, Fabius Postuminus und Hadrianus das Consulat bekleidet, indess ist eine nähere Bestimmung ihres Jahres zur Zeit unmöglich.

Die Flavischen Kaiser haben das Consulat in mancher Beziehung nach andern Grundsätzen behandelt, als es vorher und später geschah. Die Eponymie ist im Prinzip zu den Vorrechten der Regenten hinzugefügt. Die Flavier haben in acht aufeinanderfolgenden Jahren die Eponymie (73 Domitian), Domitian als Regent in sieben. Seit dem J. 89 kommen Private häufiger zum ordentlichen Consulat, in acht Jahren ist der Name der Kaiser nur dreimal in den Fasten. Es scheint nicht, als ob die anticipirte Designation vom J. 84 für eine weitere Frist im J. 94 wiederholt wurde. Im Zusammenhang mit der Uebernahme der consularen Eponymie der Kaiser, die aus ihren monarchischen Tendenzen entsprang, steht es, dass häufiger als früher nach einem Consul, dem Regenten, datirt wird, dass ferner in feierlichen Urkunden mit dem Namen und den Titeln des Kaisers diejenigen seiner Söhne und der Provinzialbeamten vereinigt werden (s. O. Hirschfeld, Wiener Studien 1882 p. 215 vgl. eph. ep. 5 n. 96 p. 45). Dieser behält das Consulat nur kurze Zeit (*titulo tenus* Suet. Dom. 9). Im J. 70 sind Vespasian und Titus das ganze Nundinium hindurch in Funktion, im J. 71 Vespasian nach dem Rücktritt des Nerva in Gemeinschaft mit Domitian; für das folgende Jahr sind Ersatzmänner der Regenten nicht ermittelt. Aber seitdem hat einer von beiden einem Substitute, im J. 74 der Vater dem Silvanus Aelianus, in den folgenden Jahren Titus seinem Bruder, wahrscheinlich am 13. Januar, Platz gemacht. Domitian als Kaiser ist nachweislich in den meisten Jahren, vielleicht in allen, an diesem Termin zurückgetreten. Die auffallendste Analogie für diesen vorzeitigen Rücktritt bietet die Regierung des Gaius, der in den J. 39, 40, 41 am 30., 12., 7. Januar zurücktrat, während die übrigen Kaiser, namentlich Nero, mehrere Monate im Amte blieben [1]).

Besonders charakteristisch für die Flavische Epoche ist das häufige Vorkommen der Iteration. Während in der Augustischen Zeit nur M. Agrippa drei Mal (37, 28, 27 v. Chr.), Statilius Taurus (26 v. Chr.) und Ti. Claudius Nero (7 v. Chr.) zweimal, unter Tiberius einzig die Angehörigen des Kaiserhauses, Germanicus i. J. 18, Drusus 21 zum zweitenmal zum höchsten Amte berufen wurden, hatte unter Gaius M. Sanquinius Maximus als Nachfolger des Gaius, der am 30. Jan. zurücktrat, diese Ehre; im Anfange der Regierung des Claudius führte in fünf aufeinanderfolgenden Jahren (43—47) jedesmal einer der Eponymen zum zweitenmal, Vitellius 47 zum drittenmal

1) Vgl. meine Abhandlung: Die Consulate der iulisch-claudischen Kaiser Rhein. Mus. 35 p. 174 u. d. Tabellen.

die Fasces. Seit dem J. 48 ist dies nicht mehr vorgekommen, dafür werden seit dieser Zeit die Amtsfristen länger. Dasselbe gilt von dem Prinzipate des Nero, der, wie bekannt, nach den Grundsätzen des Augustus regierte (Sueton Ner. 10) und jedenfalls in der Behandlung des Consulates von dem im letzten Drittel jener Regierung geübten Brauche nicht abwich. C. Suetonius Paullinus ist der einzige, dem in dieser Periode, deren Fasten sich fast vollständig herstellen lassen, die Auszeichnung eines zweiten Consulates zu Theil wurde (ann. 16, 14 Anm. v. Nipperdey). Unter den Flaviern steigt die Zahl der Bekannten auf etwa 15:

L. Appius Maximus I 89 II ?
L. Tampius Flavianus I ? II 75
M. Arrecinus Clemens I 73 II 79?
Arrius Antoninus I 69 II ?
T. Aurelius Fulvus I 85 II 89
Ti. Clodius Eprius Marcellus I ? II 74
M. Cocceius Nerva I 70 II 90
T. Flavius Sabinus I 69 II 73
? Tettius Julianus I 83 II 90?
C. Licinius Mucianus I ? II 70 III 72
T. Plautius Silvanus Aelianus I 45 II 74
Q. Petillius Rufus I ? II 83
M. Pompeius Silvanus I 45 II 75?
Rutilius Gallicus I ? II ?
Vibius Crispus I 61? II 83.

Ohne Zweifel war die Zahl noch grösser. Man kann vermuthen, dass C. Caecina Allienus († 79), der nach Dio 67, 16 zu den höchsten Ehrenstellen gelangt war, und die Inhaber von Triumphalinsignien, wie Cn. Cornelius Clemens, T. Haterius Nepos und M. Ulpius Traianus, dazu gehörten. Soviel ist sicher, dass unter Domitian die Iteration seltener vorkam als unter seinen beiden Vorgängern. Nerva, Traian und Hadrian haben die Praxis der Flavier nicht geändert. Nur gelangen jetzt die verdientesten Consulare zur Ehre eines dritten Consulates: Julius Frontinus u. Corellius Rufus (?) (100), Licinius Sura (107), M. Annius Verus (126), Julius Servianus (134). Unter Traian sind, soviel wir wissen, noch neun cos II: Sex. Attius Suburanus (II 104), C. Antius A. Julius Quadratus (II 105), Ti. Claudius Atticus Herodes (II ?), A. Cornelius Palma (II 109), Q. Glitius Agricola (II 103), Ti. Julius Candidus (II 105), L. Laberius Maximus (II 103), L. Publilius Celsus (II 113), Q. Sosius

Senecio (II 107). Unter Hadrian L. Catilius Severus (II 120), Neratius Marcellus (II 129), P. Juventius Celsus (II 129), Torquatus Asprenas (II 128), Valerius Asiaticus (II 125), diese fünf Ordinarien. Die Notiz des Biographen Hadrians c. 8 *tertio consules, cum ipse ter fuisset, plures fecit, infinitos autem secundi consulatus honore cumulavit* ist also nach allem, was wir wissen, als höchst inkorrekt zu bezeichnen. Selbst angenommen, dass in dem zweiten Nundinium des Jahres, das jene eröffneten, der eine oder andere, den wir nicht kennen, zum zweiten Male zur Amtsführung berufen worden ist, wie sind die *infiniti* herauszubringen? Denn das ist unter allen Umständen festzuhalten, dass der im Range höher stehende Consular nicht hinter den erstmaligen Consuln zurückstehen kann. — Unter Pius ist die Iteration seltener, unter ihm wurde sie nur zwei Eponymen (139 und 146), unter Marcus in vier Jahren 168, 173, 176, 179 beiden Eponymen, 162 und 180 je einem zu Theil; von Commodus wurden fünf dieser Auszeichnung gewürdigt: darunter drei in Gemeinschaft mit ihm selber, der sieben Consulate führte. Unter den punisch-syrischen Kaisern wird sie wieder häufiger:

Jahre		Jahre	
194		219	
196		223	
199		224	
[203?	Plautianus und Geta]	225	
204		226	je ein Privater cos II.
212	je ein Privater cos II.	228	
213		229	
215		233	
216		234	
217			

Die höchste Ziffer wird also unter Caracalla's und Alexanders Regierung erreicht!! Dass aber zwei nicht dem Kaiserhause angehörende Eponyme als consules iterum bestellt wurden, ist seit dem J. 188 nicht mehr für zulässig erachtet worden. In der Zeit der Verwirrung fallen Iterationen auf die J. 240, 249, 256(?), 260, 263, 265, 268, 270, 271, 279, davon die Hälfte auf die Regierung des Gallienus, der überhaupt an alte Traditionen anknüpfend vom J. 254—266 sieben Consulate führte.

Wir haben oben gesehen, dass auch in der Behandlung des Consulates das dynastisch-monarchische Prinzip der Flavier zum Ausdruck kam. Einschneidender war eine andere im Revolutionsjahre 69 durchgeführte Neuerung, für die sich Analogien unter dem Triumvirate und der ersten Hälfte von Claudius Regierung finden: die Verkürzung der

der Consularfunktion. Den Eponymen und ihren Substituten war unter Vespasian eine viermonatliche Frist gesetzt, der vier zweimonatliche folgten, wenigstens ist diese Ordnung ausser für 69 für die J. 70, 71, 81, 83 erwiesen. Im J. 81 u. 83 war auch das erste Nundinium zweimonatlich. Mit dem J. 85 ging Domitian zu einer anderen Praxis über, seitdem sind nur viermonatliche Fristen ermittelt. Wenn durch diese systematische Verkürzung die Zahl der Consulare, also der Mitglieder der ersten Klasse, fast ums Dreifache vermehrt wurde, so sank damit aber auch die Bedeutung des höchsten Amtes und vermehrte sich die Abhängigkeit desselben von dem Regenten.

Mit der Verkürzung der Consularfunction hängt auch das weitere Umsichgreifen des seit Einführung des semestralen Amtes nachweisbaren Brauches, die am 1. Januar antretenden Consuln bei der Datirung zu bevorzugen, unleugbar zusammen. Nicht nur lassen die Schriftsteller dieser Zeit die suffecti durchweg unberücksichtigt, sondern selbst in offizielle Kundgebungen dringt diese anomale Datirung ein. Das Dekret vom 18. März 69 (Hermes 2, 109), die Fasten von Interamna[1]) IN 4195 und die Ausfertigung der Colonia Flavia Deultensium v. 15. Juli 82 CIL 6, 20. 3828 setzen statt der fungirenden Consuln die Ordinarien.

Ueber die Termine, in denen unter den Flaviern die Designationen erfolgten, hat Chambalu a. a. O. p. 15 ff. u. Hoffmann a. a. O. p. 47 f. gehandelt. Während unter Traian am 9. Januar die suffecti designirt wurden (Mommsen, R. St. I p. 567), hat dieser Act nach Ausweis der Münzen in den J. 71 und 79 später, wahrscheinlich im März, unter Titus im Januar stattgefunden. Ein zweiter Designationstermin wird für November angenommen. Vespasian wurde im J. 69 am 21. Dezember, im J. 70 im November, 71, 73, 76, 78 im März, Titus im J. 71 im November, seitdem gleichzeitig mit seinem Vater, im J. 79 wieder im November designirt. Domitians erste Ernennung erfolgt im J. 70 im November, die zweite März 71, im J. 81 nach dem Tode seines Bruders, im J. 82 und 83 wahrscheinlich am 9. Januar. Für die folgenden zehn Jahre wurde er bekanntich im J. 84 designirt.

1) Grundlos und verwegen ist die Ansicht von Chambalu p. 15, dass die Consuln genannt sind, die am 1. April im Amte sein sollten!

II.

1.

? Accius Julianus.

IN 4929: C. Neratio Fufidio Prisco Fufidi Attici c. v. q. des. fil. Nerati Prisci cos nepoti Acci Juliani cos pronepoti municipes Saepinates (*Vgl. die ähnliche Inschrift CIL 8, 7066* Sosiae Falconillae Q. Pompei Sosi Prisci cos fil. Q. Pompei Falconis cos nep. Q. Sosi Senecionis cos II pro[n]. Sex. Juli Frontini cos III abn(epti) etc.). — Einem Accius Sura erbittet Plin. ep. Tr. 12 die Prätur.

2.

M'. Acilius Aviola.

Cos I im J. 54. Proconsul von Asien nach ephesischen Münzen (*F. As. n. 93*) um das J. 65/66, curator aquarum 74—97. Die übrigen Curatoren der Flavischen Zeit Vibius Crispus, Tampius Flavianus, Pompeius Silvanus sind zum zweiten Consulat gelangt. Warum soll Aviola, der offenbar persona gratissima war, nicht dieselbe Auszeichnung zu Theil geworden sein? Die Inschrift *CIL 6, 1331* kann sich auf ihn beziehen.

3.

Acilius Glabrio.

Juv. 4, 94 (vgl. Borgh. 5, 520): Proximus eiusdem properabat Acilius aevi cum iuvene indigno, quem mors tam saeva maneret. Der jüngere Acilius war consul ord. 91. Auch der Vater gehörte als Mitglied des kaiserlichen Consiliums sicherlich der ersten Rangklasse an (Vocantur in consilium proceres). Von den 11 Theilnehmern sind nachweislich Consuln: Pegasus, Crispus, Acilius der jüngere, Rubrius, Montanus, Pompeius, Veiento, Catullus; Fuscus und Crispinus sind die praefecti praetorio. Ueber letzteren *vgl. Hirschfeld, R. V. G. S. 223.* In dem Gedichte des *Statius, de bello Germanico* (s. o. S. 118) nahm er am kaiserlichen Consilium Antheil: *v. 4* — Et prope caesareae confinis Acilius aulae. Dazu *Buecheler, Rh. M. 39, 283:* „non quod iuxta palatium habitaret, sed ob octoginta quos viderat annos, quasi aequalem originibus principatus."

4.

T. Aquillius Proculus.

IN 2501: Juliae Procu[li]nae uxori pudici[ssi]m[a]e et obsequent[is]sime T. Aquillius Pro[c]ulus consul proconsul XV vir et sibi. — *F. As. n. 113: Münze von Nacolea in Phrygien und eine ephesische Inschrift vom J. 104 (8. März) n. 1* [*Κράτιστος ἀν*]*ὴρ καὶ εὐεργέτης Ἀκο*[*ύϊ*]*λλι*[*ος Πρόκλος ὁ ἀνθύπατο*]*ς καὶ Ἀφράνιος Φλαυϊα*[*νὸς ὁ πρεσβευτὴς καὶ ἀντ*]*ιστράτηγο*[*ς*] Proconsul 103/104 (*vgl. corresp. hellén. 1882 p. 288*). — In der Inschrift bei *Wood, discoveries, inscr. fr. the great theatre p. 6. 27* wird an drei Stellen *Οὐέττιος Πρόκλος* als Proconsul genannt. Neben ihm erscheint als *πρεσβευτὴς καὶ ἀντιστράτηγος* gleichfalls Afranius Flavianus. Im J. 114 steht ein Legat dieses Namens in Pannonien. Ich habe früher (*Consularfasten v. 96—119 Jahrb. LXXII S. 28*) angenommen, dass er sich Ende 114 nach Ephesos begab und Vettius Proculus 114/115 Proconsul von Asien war. Aber vermuthlich handelt es sich um eine falsche Lesung und auf dem Steine steht *Ἀκύλλιος Πρόκλος*.

5.

M. Aquillius Regulus.

In den letzten Jahren Neros, noch jung, trat er als Kläger auf gegen Sulpicius Camerinus, Cornelius Orfitus und Licinius Crassus (*s. Tac. hist. 4, 42. Mommsen, ind. Plin. p. 401*). Darüber die denkwürdige Verhandlung im Senat im J. 70 (*Tac. a. a. O.*). Curtius Montanus erhebt gegen ihn seine Stimme. Aus Blutdurst habe er sein Talent mit dem Morde eines bedeutenden Mannes eingeweiht, „cum ex funere reipublicae raptis consularibus spoliis, septuagiens sestertio saginatus et sacerdotio fulgens innoxios pueros .... prosterneres.“ — „et quem adhuc quaestorem offendere non audemus, praetorium et consularem visuri sumus?“ Er blieb im Senate, besass Domitians volles Vertrauen, war überhaupt einer der namhaftesten Männer der ganzen Epoche und noch im J. 100 im Senate. (S. die vielen Ausfälle des Plinius, bes. *ep. 6, 2. 1, 5, 15:* nec me praeterit esse Regulum *δυσκαθαίρετον*: est enim locuples, factiosus, curatur a multis, timetur a pluribus, quod plerumque fortius amore est.)

In einem Fragment der Arvalakten aus den ersten Jahren Traians ist ein M. Ar..us Re.. magister fratrum Arvalium. Der Name ist unbekannt. Sollte nicht M. Aq[uili]us Regulus auf dem Steine gestanden haben?

6.

M. Arrecinus Clemens.

Cos I im J. 73: *Fer. Lat. 6, 2016* ... Ar ... no .. *hist. 4, 68* als praefectus praetorio Nachfolger des Arrius Varus (im J. 70), Vorgänger des Titus, dessen Schwager er war. Er gehörte zum Freundeskreise des Domitian *Tac. hist. 4, 68.* — *Suet. 11:* — Arrecinum Clementem, consularem, unum e familiaribus et emissariis suis capitis condemnaturus in eadem vel etiam maiore gratia habuit. (*Vgl. Hirschfeld, R. V. G. 222, 23. CIL 6, 199:* M. Arricini Clementis. *Mur. 346, 1. Fabretti p. 543 n. 393 u. 398*). Sein zweites Consulat, das er mit L. Baebius Honoratus führte, bezeugt das Datum einer Inschrift von Nemausus *Herzog, Inscr. Narb. n. 223.* Man könnte vermuthen, dass es in die ersten Jahre Domitians falle; dass aber im J. 82 auf T. Flavius Sabinus cos I ein cos II gefolgt ist, entspricht nicht dem Brauche. Aus demselben Grunde scheinen mir die anderen Jahre ausser 80 nicht in Betracht zu kommen. Für das zweite Nundinium d. J. 83 ist Vibius Crispus II A. Fabricius Veiento angesetzt. Wenn das Collegium nicht in eines dieser Jahre gehört, so hat es in den letzten Jahren Vespasians fungirt.

7.

Arrius Antoninus.

Tac. hist. 1, 77 cos I im J. 69: — *Plin. ep. 4, 3, 1*: C. Plinius Arrio Antonino s. Quod semel atque iterum consul fuisti similis antiquis, quod proconsul Asiae, qualis ante, qualis post de vix unus aut alter etc. (*Vgl. ep. 4, 27, 5 und Mommsen, ind. Plin.*). — *vita Pii 1*: [Antonino Pio] avus maternus Arrius Antoninus, bis consul — et qui Nervam miseratus esset quod imperare coepisset (*vgl. Victor ep. 12*) *vita 3*: proconsulatum Asiae sic egit, ut solus avum vinceret. — Das Jahr, in dem er Asien verwaltet hat, ist ebensowenig ermittelt, wie sein zweites Consulat (*Waddington, F. A. n. 101*); jenes fällt vermuthlich noch vor das des Plancius Varus und Ulpius Traianus. *Vgl. Sievers, Studien S. 178.*

8.

L. Arulenus Junius Rusticus.

Suet. Dom. 10: complures senatores, in iis aliquot consulares interemit — Junium Rusticum, quod Paeti Thraseae et Helvidii Prisci laudes edidisset appellassetque eos sanctissimos viros (i. J. 93). Consularen Ranges waren Civica Cerialis, Acilius Glabrio, Aelius Lamia, Met-

tius Pompusianus, Sallustius Lucullus, Helvidius Priscus, Flavius Sabinus, Arrecinus Clemens; auch von Salvidienus Orfitus, der zwischen Cerialis und Glabrio genannt wird, ist es nicht zu bezweifeln. Arulenus Rusticus, Bruder des Junius Mauricus, war schon 66 Volkstribun, 69 praetor (*Tac. hist. 3, 80*). *Vgl. ind. Plin. p. 415.*

9.

L. Arr[un]tius [Scribonianus].

IN 3528=CIL 10, 6785 = (Umfangreiche Grabschrift) von der Insel Pandateria: decessit X k. Decem. L. Arrtio T. Flavio Basso cos. *Eph. ep. 5 n. 125* (*Inschrift von Prymnessus mit Mommsens Ergänzungen*): [In honorem?] L. [A]rrun[ti L. f. L.] n. [L. pron?] Pompei Magni ab[n. Scriboni]ani praef(ecti) urb(i) au[g(uris)] .... Prymness(enses) et c(ives) R(omani) [qui ibi nego]tiantur, cura[nte] C. Caecillio L. f. M ..... *Ὁ δῆμος καὶ ο[ἱ κατοικοῦν]τες Ῥωμαῖοι Λε[ύκιον Ἀῤῥούν]τιον Λευκίο[υ τρὶς?] Πομπηίου Μ[άγνου ἀπόγο]νον Σκριβων[ιανὸν ἔπαρ]χον Ῥώμ[ης]* ..... | ..... Scribonianus cos augur. fetialis *eph. ep. 4 p. 288 n. 830. Mommsen a. a. O.* hält ihn für einen Sohn des M. Furius Camillus Arruntius Scribonianus cos i. J. 32 und nimmt an, dass er das väterliche Praenomen verändert habe. *Vgl. Marini Arv. p. 208.* Ein L. Arruntius Stella cos am 19. Oct. 101. Vgl. L. Pompeius Vopiscus C. Arruntius Catellius Celer *Henzen arv. p. 195.* L. Arruntius Maximus proc. Aug. [Asturiae et Gallaeciae] *CIL 2, 2477.*

10.

T. Atilius Rufus.

Dipl. XI v. 13. Juni 80 CIL 3 p. 843: sunt in Pannonia sub T. Atilio Rufo. Nach der pannonischen Statthalterschaft fiel ihm Syrien zu. Er starb um 83 als Legat dieser Provinz. Ist T. Atilius Rufus Titianus, consul 127, sein Sohn? *Tac. Agr. 40*: addit imp. insuper opinionem Syriam provinciam Agricolae destinari vacuam tum morte Atili Rufi consularis. — *Vgl. Nipperdey, Rhein. Mus. 18, 364. Urlichs, de vita et honoribus Agricolae p. 31.*

11.

T. Avidius Quietus.

CIL 6, 3828: Legat von Thrakien im J. 82. T. Avidius ist später als der für 91 als Consul in Anspruch genommene Nepos, im J. 97 Legat von Britannien. *Eph. ep. 4, 500 (D. LXIX) — Plin. ep.*

6, 29: Avidius Quietus ... Thraseae . . familiaris etc. als todt vorausgesetzt. — *Plin. ep. 9, 13, 15*: dicunt contra (im J. 97) Avidius Quietus, Cornutus Tertullus (Consul im J. 100). Der Votirende kann kann auch der jüngere Avidius Quietus gewesen sein, der im Anfange der Regierung des Hadrian in Asien Proconsul (*F. As. 130*), etwa 105—107 Consul war. — Vgl. die Bemerkungen von *Mommsen, eph. ep. 4, 501*, der mit *Patzig, quaest. Plut. Berlin 1876 p. 148* übereinstimmend, ihn für den *Plutarch. quaest. conv. 2, 1, 5* erwähnten Proconsul einer nicht bekannten Provinz und für einen Bruder des Avidius Nigrinus hält.

12.

Q. Aurelius Pactumeius Clemens.

CIL 8, 7058: Q. Aurelio Q. f. Pactumeio Quir. Clementi in senatu in praetorios allecto ab [i]m[p.] [cae]s. V[espasia]no Aug. et Tito imp. Aug. f. sacerdoti fetiali praef. aerarii militaris cos ex Africa primo Pactume[i]a . . . ven . . . m . . . . . mo. Der Anfang ist nach *CIL 8, 1057* ergänzt. Cos ex Africa primo sagt, dass er als designirter Consul Numidien verwaltet hat (*vgl. n. 2754* und *CIL 8 p. 1065. Bonn. Jahrb. LXXII, 45*). Schon früher hatte der Legat auf das Consulat die Anwartschaft, wie Valerius Festus, der im J. 70 daselbst das Commando führte, 71 Consul wurde.

13.

L. Baebius Honoratus.

Vgl. o. Arrecinus Clemens.

14.

A. Caesennius Gallus.

Münzen v. Caesarea Mionnet suppl. VII p. 663 n. 25. Inschrift v. J. 80 aus Galatien. Le Bas-Waddington III n. 1784 = Henzen 6913: I]mp. [T.] Ca[es]a[r] divi Vespasiani f. Aug. pont. max. trib. potest. X imp. XV cos VI[II] censor p. p. [et] Caes[ar divi f. Domitianus] cos VII princ(eps) iuventutis [per] A. Caesennium Gallum leg. pr. pr. vias provinciaru[m] G[ala]tiae Cappad[o]ciae Ponti Pisidiae Paphlagoniae Lycaoniae Armeniae minoris straverunt. LXXXI. Auf denselben bezieht sich eine Inschrift von Ancyra aus d. J. 82: *ebendas. n. 1784[a] = bullet. dell' inst. 1862 p. 66. Vgl. Borghesi 6, 251. Marquardt St. V. I S. 204 A. 4* = Imp. Caesar divi Vespasiani . . . . . Aug. po[n]t. max. trib. potest. cos VIII desig. IX p. p. per A. Caesennium Gallum leg.

pr. pr. vias provinciarum Galatiae Cappadociae Ponti Pisidiae Paphlagoniae Lycaoniae Armeniae minoris straverunt. VIII η'. S. u. n. 38.

15.

P. Calvisius Ruso.

Fastes As. n. 106. 107 (*vgl. Renier zu Borgh. 6, 361*) ΔΟΜΙΤΙΑΝΟΣ ΚΑΙΣΑΡ ΣΕΒΑΣΤΟϹ ΓΕΡΜΑΝΙΚΟϹ. Β 'ΕΠΙ ΑΝΘΥΠΑΤΟΥ ΡΟΥΣΩΝΟϹ ΟΜΟΝΟΙΑ ΕΦΕ. ΖΜΥΡ. Diese Aufschrift tragen zwei ephesische Münzen im Brit. Museum. Zwei Pariser Exemplare: ΔΟΜΙΤΙΑΝΟϹ ΚΑΙϹΑΡ ϹΕΒΑϹΤΟϹ ΓΕΡΜΑΝΙΚΟϹ Β ΕΠΙ ΑΝΘΥ. ΚΑΙϹΕΝΝΙΟΥ ΠΑΙΤΟΥ ΟΜΟΝΟΙΑ ΕΦΕ. ΖΜΥΡ. und ΔΟΜΙΤΙΑ ϹΕΒΑϹΤΗ Β ΑΝΘΥ. ΚΑΙϹΕΝ ΠΑΙΤΟΥ ΟΜΟΝΟΙΑ ΕΦΕ ΖΜΥΡ. — Ich habe in meiner Dissertation, analecta historica (1878) zu zeigen gesucht, dass P. Calvisius Ruso der Nachfolger des Petronius Turpilianus seit dem 1. März 61 im Consulat gewesen ist, da dieser für die britannische Legation bestimmt war und vor der Zeit vom Amte zurücktrat (*Tac. ann. 14, 39*). Jenes Consulpaar erscheint in der Inschrift *CIL 6, 597* (*Grut. 64, 9*): imperio domini Silvani | C. Cossutius C. lib. Epaphroditus |· aram Silvano marmoravit item | simulacrum Herculis restituit item | aediculam et aram eiusdem corrupta ref. dedicavit k. Martis | P. Calvisio Rusone L. Caesennio Paeto cos. Diese Inschrift hat Mommsen dem J. 61 zugewiesen, Waddington aber *a. a. O.* für die Zeit des Vespasian in Anspruch genommen. Was ich über diesen Ansatz früher gesagt habe, soll hier im wesentlichen wiederholt werden: Vtrumque imperatore Domitiano post a. 83, quo anno ille cognomen Germanici accepit, proconsulares Asiae fasces rexisse in propatulo est. Propter decennium autem, quod tum inter consulatum et proconsulatum intercesserit, a Vespasiano consulatum accepisse eos Waddingtonius conicit. Eodem vero ducere monet, quod inter pueros arvalibus a. 87 ministrantes, patrimos et matrimos, Rusonis filius P. Calvisius invenitur. Nam cum M. Petronius Vmbrinus M. Petroni Cremuti Vmbrini qui una cum P. Calvisio nominatur pater a. 81 consul suffectus fuerit, inde Rusonem eodem fere tempore consulatum gessisse elucere. Atque fatendum est vix dubitari posse, quin sub Vespasiano vel Tito Ruso consul extiterit. Vereor tamen ne titulum de quo agimus urbanum ad eiusdem aetatem vir doctus audacius reiecerit. Novimus enim ex *Jos. b. Jud. 7, 3, 4. 7* Caesennium Paetum, Syriae a. 72 legatum. Hunc Nipperdeius (Tac. ann. 14, 29) consulis a. 61 filium esse existimat. Sed quia Syria provincia viris '*maioribus*' reservata erat (Tac.

Agric. 40 cf. Marquardt Röm. Staatsverw. I, 259 sq.) ipsum illum qui a. 61 consulatu ordinario functus erat Syriae legatum fuisse necesse est. Fuerint autem aetate imperatoria qui ex Syriaca legatione reversi alterum consulatum acciperent quo perfuncti ad sortitionem Asiae et Africae perveniebant. Talis Catilius Severus qui a. 117 legatus Syriae post alterum consulatum a. 120 gestum Asiam sortitus est (Waddington. l. l. n. 134). Quid vero? Nonne facile fieri potuit, ut L. Caesennius Paetus imperatore Vespasiano Syria administrata iterum fasces, sub Domitiano Asiam regeret? Tantum enim afuit, ut proconsulares provinciae secundum vitae annos semper darentur, ut consul natu minor non raro ante maiorem Asiam Africamve administrandam susceperit (Röm. Staatsr.[2] 2, 241). Itaque quantum ego video, nihil cogit, ut ex nummo illo Caesenni Paeti Ephesino L. Caesennium Paetum sub Vespasiano Titove *primum* consulem fuisse concludamus. Quapropter dedicatio illa Silvani melius ad a. 61 referetur, quo anno et L. Caesennius Paetus consul fuit et collega eius solito prius suffecto cessit. Quae si concesseris, de tituli quem ex IN 2226 infra transscripsi actatis imperatoriae notas ferentis tempore rectius ni fallor iudicabis. 'L. Numisius Primus | L. Numisius Optatus | L. Melissaeus | Plocamus | ministr. fortun. Aug. | ex d. d. iussu | L. Juli Pontici P. Gavi Pastoris d. v. i. d. Q. Poppaei C. Vibi aedil. | Q. Futio P. Calvisio cos.' Consules in calce memoratos quos ad a. 61 p. Chr. temere reiecerunt — an Calvisium ultra k. Julias fasces gessisse probabile est? — non obstat quominus Vespasiani principatui vindicemus et P. Calvisium intellegamus Rusonem, Asiae sub Domitiano proconsulem. *Zippel, Losung der Proconsuln v. Asien und Africa, Königsberg 1883 p. 32,* findet es wenig wahrscheinlich, dass Paetus erst 23 Jahre nach seinem Consulat Proconsul von Asien geworden ist. Lässt sich die Unmöglichkeit darthun, so müssen wir einen jüngeren Paetus annehmen, dessen Consulat unter Vespasian zu setzen wäre. Der Ruso, den Martial verherrlicht [ep. 5, 28: (licet vincas) comitate Rusones] kann mit Calvisius identisch sein, kann aber auch zur gens Cremutia gehören (*Plin. ep. 6, 23, 2. 9, 19*).

16.

L. Caesennius Paetus s. n. 15.

17.

P. Ci[lniu]s . . . anus.

R. St. R. II² p. XI zu S. 382 (Inschr. v. Falerii): P. Ci[lu?]io P. [f] . . . . ano cos III vir a. a. a. [f. f.] sal. Palat. quaestor[i C]ae[s]aris praetori, flamini Augu[sta]li hasta pura donato per censuram [a]b imp. Vespasiano Ca[e]sare Aug. p. p. et T[i]to imp. Caesare Aug. f. loc. pub[l]ic. dat. d. d. Ein C. Cilnius P. f. Pom. Paetinus war unter Tiberius Prätor und Proconsul *CIL 6, 1376*.

18.

Q. Corellius Rufus.

Plin. ep. 5, 1, 5: adhibui in consilium duos quos tunc civitas nostra spectatissimos habuit Corellium et Frontinum. Einer der namhaftesten Männer unter Nerva, wirkte er noch im J. 97 in einer Commission für Ankauf und Vertheilung von Ackerland (*7, 31, 4*). Vgl. *Plin. ep. 4, 17*. Vgl. das Nähere *Bonn. Jahrb. LXXII S. 20 f.*, wo vermuthet wird, dass er i. J. 98 zum zweiten, 100 zum dritten Consulat gelangte, 68 Jahre alt *ep. 1, 12*. Da er nach dem Diplom von Tirnowa (*eph. epigr. 4, 497*) im J. 82 Legat von Obergermanien war, so fällt sein Consulat anscheinend in die Mitte der Regierung Vespasians, und 98 war er einer der ältesten Consulare.

19.

Cn. Domitius Afer Titius Marcellus Curvius Lucanus.

Orelli 773: Cn. Domitio Sex. f. Vel. Afro Titio Marcello Curvio Lucano cos procos. provinciae Africae legato eiusdem provinciae Tuli fratris sui septemviro epulonum praetorio legato provinciae Afr. imp. Caes. Aug. praef. auxiliorum omnium adversus Germanos donato ab imp. Vespasiano et T. Caesar. Aug. f. coronis murali vallari aureis hastis puris III vexillis II adlecto inter patricios praetori tr. pl. quaest. propraetore provinciae Afric. trib. mil. leg. V Alaudae IIII vir viarum curand. patrono optimo d. d. Schwiegersohn des T. Curtilius Mancia cos 58. Nach *Plin. ep. 8, 18* prätorischer Legat von Afrika unter Domitian, später Proconsul von Afrika. *Vgl. ind. Plin. p. 409.* Bei *Martialis 5, 28*: pietate fratres Curvios (Curiorum Mss.) licet vincas *vgl. Friedländer, Königsb. Programm 1870.* (*Vgl. Mart. 1, 36. 9, 51:* 'Lucane')

20.

Cn. Domitius Tullus.

Orelli 773; dazu Henzen III p. 75: .... fetiali praef. au ...... adversus Germanos qui cum esset .... candidatus Caesar. pr. desig. missus est ab imp. Vespasiano Aug. legatus pro praetore ad exercitum qui est in Africa et apseus inter praetorios relatus donato ab . . p Vespasiano Aug. et Tito Caesare Aug. f. coronis murali vallari aureis hastis puris II vexillis III adlecto inter patricios tr. pl. quest. Caesar. Aug. tr. mil. leg. V (a)laud. X vir stlitibus iudicandis patrono optimo d. d. — Zuerst richtig bezogen von *Marini, Atti p. 765.* Bruder des Afer Orelli 773. Sein Vorname bei *Borgh. 3, 45.* Hat fast dieselbe Carriere wie sein Bruder gemacht. *Vgl. Mart. 1, 36. ind. Plin. p. 409.*

21.

Q. Egnatius Catus.

Inschrift von Carnuntum, Wiener Studien 1882 S. 209, war im J. 73 Legat der XV. Legion. Nach *CIL 8, 10116 (vgl. 1851)* im J. 76 Legat von Numidien: Imp. Caesar Vesp... g. pont. max. trib. pot. VII ... [cos] VII qui prim. /////// tionem flum /////// aperuit — Q. Egnatio Cato leg. Aug. pr. pr. leg. III Aug. | 10119 Imp. T. C[aesa]re Vespasia[no] Aug. f. imp. X p[on]t. tr[ib. p]ot. [V] c[os] ///// c]aesar[e Au]g. f. Domitiano c[os] IIII l]eg. [III] Aug. [p.] Eg[nati]o Cato [leg. Aug. pr]o pr. XX — *vgl. 1851.*

22.

A. Egrilius Plarianus.

Inschriften von Ostia annali dell' inst. XXXI. 1859 p. 238 ... ae Q. f. Verae Flaminicae ... ae Aug. matri A. Egrili Plariani patris p. c. cos — *Or 2154*: M. Acilius A. f. Vot. Priscus Egrilius Plarianus praef. aerari militar(is) pontif(ex) Volcani et aedium sacrar(um) p(atronus) c(ol.) clupeum argent. cum imagine aure d. d. l. d. d. d. — (*vgl. giorn. arc. CXCVII p. 174*) *CIL 6, 1550 u. add. p. 853* [M. Acilio A. f. Vot. Prisco Egrilio Plariano pontif. Volcani et aedium sacrar.] IIII viro viarum curandarum trib. mil. leg. V Maced. q. urbano aedili pleb. cerial(i) praet. legato provinciar. Siciliae et Asiae procos prov. Galliae Narbonens. legato legionis VIII Augustae L. Vettius Felix et P. Novellius Atticus amici. Derselbe tritt auf einer Inschrift von Rom auf *Mur. 36, 5*: Deanae Nemorensi sacrum M. Acilius Priscus Egrilius Plarianus. — Die Aemterlaufbahn des M. Acilius Priscus Egrilius Pla-

rianus hat *J. Klein, Verwaltungsbeamte I S. 141* behandelt. Er war der Sohn des Aulus Plarianus, dessen Consulat die Inschrift von Ostia bezeugt, welche nach dem Charakter der Buchstaben zu schliessen, spätestens unter den Flaviern abgefasst wurde. Q. Egrilius Plarianus, Legat des Proconsuls von Africa (*Mur. 1099, 4*) war sein Enkel (*Marini, arv. 2, 408*).

23.

Fabius Postuminus.

F. A. n. 115: Münze von Thyatira in Lydien AY. [KAI NEP TPAIA]NON ΓEP. ΔAKIKON Ꞵ ANΘYΠOCIω .... NΩ ΘYATEIPHNΩN. Fragmentirte Inschrift von Aezani .... *οστουμεῖν[ος Αἰζανειτῶν ἄρχου]σι βουλῇ δήμῳ χαίρειν .... ν πρώτην ἀρχὴν μου τῆς ἀνθυπατείας ἀκο[λούθως* *Plin. ep. 9, 13 (97)*: iam censendi tempus; dicit Domitius Apollinaris, cos. des., dicit Fabricius Veiento, Fabius Postuminus, Vettius Proculus etc. *Borgh. 7, 325.* Wenn er *Plin. ep. 9, 13, 13*, wo Postuminus für Maximinus zu lesen ist, im J. 97 vor dem Prätorier Vettius Proculus und nach Fabricius Veiento seinen Vorschlag macht, so kann er ebenso gut unter den Consularen als unter den Prätoriern gestimmt haben. *Vgl. ind. Plin.*

24.

T. Flavius Bassus.

Consul mit L. Arr[un]tius *IN 3528 = CIL 10, 6785.* Ein L. Flavius Silva Nonius Bassus consul ord. im J. 81.

25.

Q. Fufius.

CIL 10, 827 = IN 2226 datirt Q. Futio (sic!) P. Calvisio cos· S. o. S. 153. — Ein C. Fufius Junius s. u. unter den Arvalen.

26.

L. Funisulanus Vettonianus.

Tac. ann. 15, 7 (a. 62): nec Paetus detrectavit, sed duabus legionibus quarum quartam Funisolanus Vettonianus eo in tempore, duodecumam Calavasius Sabinus regebant, Armeniam intrat. *CIL 3, 4013*: L. Funisulano L. f. Ani. Vettoniano trib. mil. leg. VI vict. quaestori provinciae Siciliae trib. pleb. praet. leg. leg. IIII Scythic. praef. aerari Saturni curatori viae Aemiliae cos VII vir epulonum leg. pro pr. provinc. Delmatiae item provinc. Pannoniae item Moesiae superioris donato //////// bello Dacico coronis IV murali vallari classica aurea hastis puris IIII vexlis IIII patrono d. d. | *CIL 11, 571 (Borgh. 6 p. 90 vgl.*

3, 74) ..... L. Funisulanu]s. L. f. Ani. Vet[toni]anus. cos ..... sodalis Aug. pro [cos pr]ovinc. A[f]ricae [leg. Aug. pr. pr. provi]nc. Delmatiae ite[m] .. nc. Pannoniae [item Moesiae sup]er curator aquaru[m] [curat]or viae Ae[m]il. praet. [trib. pleb. praef. aera]ri quaes[tor. trib. mil. leg] VI Victr. III V[ir]. Seine Aemter hat *Henzen bull. 1883 p. 139* besprochen. Unter Claudius Quästor von Sicilien; im J. 62 Legat der leg. IV Scythica im Partherkriege (ann. 15, 7). Nach dem Consulat verwaltete er Dalmatien, dann Pannonien. Hier steht er nach d. Diplom v. Carnuntum am 3. Sept. 84, nach einem anderen (*D. XII*) noch am 5. Sept. 85 (s. o.). Während des ersten Dakerkrieges hat er auch Moesia superior verwaltet und vermuthlich ein grösseres Commando geführt. Nach der Inschrift von Forlimpopoli war er später Proconsul von Africa und sodalis Augustalis.

27.

Hadrianus.

F. A. n. 117 2 Münzen v. Thyatira: 1) ΑΥ. Ν[ЄΡ. Τ]ΡΑΙΑΝΟΝ [Γ]ЄΡ. ΔΑΚΙΚΟΝ ℞ [ЄΠΙ ΑΝΗΥΠ]ΑΤΟΥ ΑΔΡ[Ι · Θ]ΥΑΤЄΙ[Ρ]ΘΝѠΝ 2) ΑΥ. ΝЄΡ · ΤΡΑΙΑΝΟΝ ΓЄΡ. ΔΑΚΙΚΟΝ ℞ ... ΑΝΘΥΠΑΤΟΥ ΑΔΡΙΑΝΟΥ ΘΥΑΤЄΙΡΗΝѠΝ. 3) von einer nicht bekannten Stadt: ΑΥ · ΝЄΡ. ΤΡΑ ..... ℞ ЄΠΙ ΑΝΘΙ ..... ΙΑΝΟΥ. — Um den späteren Kaiser kann es sich hier nicht handeln, der erst 108 Consul wurde; vielleicht um seinen Vater, der senatorischen Ranges war oder seinen Oheim, den Spartian erwähnt. Ausser Aelii finden sich Fabii Hadriani.

28.

T. Haterius Nepos.

Inschrift v. Fuligno Borgh. 5, 3; unter Domitian durch die ornamenta triumphalia ausgezeichnet. Sein gleichnamiger Sohn Consul 134. *Vgl. Renier, conseil de guerre tenu par Titus, mémoires de l'acad. de France 26 p. 320.*

29.

Helvidius Priscus.

Plin. ep. 9, 13 § 1: .. studiosius intentiusque legisti libros quos de Helvidi ultione composui; § 2: porro inter multa scelera multorum nullum atrocius videbatur quam quod in senatu senator senatori, praetorius consulari, reo iudex manus intulisset. — *Tac. Agr. 45:* mox nostrae duxere Helvidium in carcerem manus etc. Der Brief handelt von Publicius Certus, der im J. 93 d. Helvidius auf den Tod anklagte. Ob er im J. 87 Consul war (*Mommsen, ind. Plin. p. 412*), ist recht unsicher.

30.

? Herennius Pollio.

Plin. ep. 9, 3, 3: Zur Zeit des Prozesses des Julius Bassus i. J. 103 Consular. Er ist sonst nicht bekannt. *Vgl. Bonner Jahrb. LXXII p. 41.*

31.

L. Julius Ursus Servianus.

Nach Mommsens (*Herm. 3, 117*) allgemein gebilligter Annahme (*vergl. Borgh. 3, 75; Henz. annali 1862, 147*) Nachfolger des Trajan in Obergermanien, der nach seiner Adoption an keine bestimmte Provinz gebunden war. Ende 98 sei er mit Trajan an die Donau gegangen und habe die Legation von Pannonien übernommen. Das sei zwar eine Ausnahme, da Germanien sowohl im Rang höher stehe und auch nicht zwei so wichtige Provinzen unmittelbar nacheinander verwaltet zu werden pflegten. Sehr ansprechend lässt er diese Ausnahme durch die kriegerischen Vorgänge an der Donau veranlasst sein, die auch Trajan vom Rheine abberufen hatten. *Bergk, Zur Rhein. Gesch. u. Topogr. S. 47 A. 1* will Servianus für einen prätorischen Legionslegaten angesehen wissen, besonders da das Gouvernement der Donauprovinz 98/99 in den Händen des Neratius Priscus gewesen wäre. Dies ist nicht richtig. Am 8. Febr. 98 war nach *Dipl. XIX* Pompeius Longinus Legat in Pannonien und Servianus kann sehr wohl sein Nachfolger gewesen sein. Priscus übernahm diesen Posten wahrscheinlich erst im J. 102 (*vgl. Rhein. Mus. 36, 44 ff.*). Bergk hat wohl gesehen, dass Servianus im J. 98 schon 50 Jahre alt war, glaubt aber, dass die Annahme, er sei von unbedeutender Herkunft, zur Erklärung dieser späten Beförderung ausreiche. Der Name Ursus kann aber das Gegentheil beweisen; ein Mann dieses Namens, der den Flaviern nahe stand, war im J. 83 Consul.

32.

L. Licinius Sura.

Das erste Consulat des Sura wird gewöhnlich in eins der Jahre 97 und 98 gesetzt, auf welches *Marini, atti p. 716 n. 57* eine an der via Nomentana gefundene Inschrift bezogen hat. Doch kann das J. 98 nicht in Frage kommen, weil nach einer Notiz des *Victor ep. 13, 6*: hic ob honorem Surae cuius studio imperium arripuerat lavacra condidit, seinem Einfluss Trajan die Herrschaft verdankte. Dies nöthigt fast zur Annahme, dass Sura schon damals der ersten Rangklasse an-

gehörte. Er stammte wie Traian aus Spanien und war unter Domitian Legat von Belgien (*CIL 6, 1444; Urlichs, de vita Taciti p. 8*). S. die Nachweise *ind. Plin. p. 417*.

33.

Libo Frugi.

Plin. ep. 3, 9, 33: (Prozess des Caecilius Classicus 99) quin etiam duo consulares Pomponius Rufus et Libo Frugi laeserunt eum testimonio, tanquam apud iudicem sub Domitiano Salvi Liberalis accusatoribus adfuisset.

34.

M. Maecius Rufus.

Proconsul von Bithynien unter Vespasian *Borgh. 1, 511.* Auf ihn oder Minicius Rufus oder Varenus Rufus ist CIGr 5894 zu beziehen. — *F. A. n. 108 Münze von Ephesos* ΔΟΜΙΤΙΑΝΟC ΚΑΙCΑΡ CΕΒΑCΤΟC ΓΕΡΜΑΝ Β .... ΡΟΥΦΟΥ .... ΙΟΥ. Die Münze hat grosse Aehnlichkeit mit den Stücken des Paetus und Ruso. An Atilius Rufus kann nicht gedacht werden, da er um das J. 84 als Legat von Syrien starb, nachdem er vorher Pannonien verwaltet hatte, wohl aber an Q. Petillius Rufus cos II 83.

35.

Marius Priscus.

Plin. ep. 2, 11, 12 consularis, 97/98 Proconsul v. Africa. *Vgl. Rhein. Mus. 36 p. Henzen, A. Arv. p. 195.* Er stammte aus Baetica *Plin. ep. 3, 9, 3. Ind. Plin. Ind. Arv. p. 195.*

36.

P. Metilius Secundus.

F. A. n. 110, Münze aus Phrygien ΑΥΤ. ΚΑΙC ΝΕΡ. ΤΡΑ CΕΒ Β ΕΠΙ ΑΝΘ CΕΚΟΥΝ. ΑΤΤΑΙΤΩΝ. *Klein, Verwaltungsb. 1 S. 257* ..... imp. Caesar Vespasianus Aug. pont. max. trib. [po]t. cos II ..... t. Secundo [pro]cos. Waddington hat sein Consulat, wenn auch mit Reserve, dem J. 91 zugewiesen (*s. o.*). Ein Metilius P. f. Secundus sei unter Hadrian Legat von Numidien und Arvale, vermuthlich des Proconsuls Sohn. Gegen die Gleichstellung mit dem P. Met. der Arvalakten spricht das zu kurze Intervall zwischen Consulat und Statthalterschaft, da er diese spätestens 102/103, wahrscheinlich aber früher, d. h. vor Pedanius Fuscus versah.

37.

Mettius Pompusianus.

Sueton Vesp. 14: monentibus amicis cavendum esse Mettium Pompusianum quod vulgo crederetur genesim habere imperatoriam, insuper consulem fecit. *Suet. Dom. 10:* [interemit] Mettium Pompusianum, quod habere imperatoriam genesim vulgo credebatur, et quod depictum orbem terrae in membrana contionesque regum ac ducum ex Tito Livio circumferret quodque servis nomina Magonis et Hannibalis indidisset. *Dio 67, 12: ἐν δὲ τοῖς τότε τελευτήσασι πολλοῖς οὖσι καὶ Μέτιος Πομπουσιανὸς ἐγένετο, ὃν ὁ μὲν Οὐεσπασιανὸς μαθὼν ἐκ φήμης τινὸς ὅτι μοναρχήσει οὐδὲν κακὸν εἰργάσατο ἀλλὰ καὶ ἐτίμα* (90 n. Chr.). — *CIL 6, 1495* vom J. 80: ... ne L. Pompusio Mettio ..... no praef. aer. Sat. ann. IIII.

38.

M. Neratius Pansa.

Sein Consulat auf einer *Inschrift von Lyon s. Borgh. 5, 348.* Legat von Cappadocien und Galatien nach *Münzen v. Caesarea in Cappadocien und in Ancyra Mionnet IV p. 377 n. 16 p. 441 n. 29. Eckhel D. N. 3, 190.* Eine Münze von Ancyra aus dem 10. Jahre Vespasians d. h. 78 *Mionnet supl. VII p. 662 n. 18.* — *Suet. Vesp. 8:* Cappadociae propter assiduos barbarorum incursus legiones addidit, consularemque rectorem imposuit pro equite Romano. — Vgl. *Le Bas-Waddington III n. 1683.*

39.

? Numisius Lupus.

Hist. I, 79: M. Aponius Moesiam obtinens triumphali statua, Fulvus Aurelius et Julianus Tettius ac Numisius Lupus legati legionum c o n s u l a r i b u s o r n a m e n t i s donantur.

40.

? Palfurius Sura.

Juv. 4, 53: Si quid Palfurio, si credimus Armillato. — *Scholion:* Palfurius Sura consularis filius sub Nerone luctatus est, post inde a Vespasiano senatu motus transiit ad stoicam sectam; in qua cum praevaleret et eloquentia et artis poeticae gloria, abusus familiaritate Domitiani acerbissime partes delationis exercuit, quo interfecto senatu accusante damnatus est. — *Suet. 13:* Capitolino certamine cunctos in-

genti consensu precantis, ut Palfurium Suram restitueret, pulsum olim senatu ac tunc de oratoribus coronatum nullo responso dignatus tacere tantum modo iussit voce praeconis.

41.

Pedanius Fuscus Salinator.

F. A. n. 111 (*vgl. Borgh. 2, 210*) *Münze von Smyrna:* AY. NEPOYAN TPAIANON B ZM. AC ΦΟΥCΚΩ ΑΝΘΥ. CTP. POY. *Thyatira:* AYT. NEPBA TPAIANOC C. ΓΕΡ B ΑΝΘ. ΦΟΥCΚΩ ΘΥ-ΑΤΕΙΡΗΝΩΝ. cf. *Plin. ep. Tr.*: Nymphidius Lupus, iuvenis probus, praefectus cohortis plenissimum testimonium meruit Juli Ferocis et Fusci Salinatoris, clarissimorum virorum. Borghesi hält beide für identisch. *Inschrift v. Ephesos* (*Wood, discoveries, inscr. from the temple of Diana n. 12:* *σύ]γκλητον [ἡ νε]οκόρος Ἐφεσίων πόλις καθιερώσαντος Πεδανίου Φούσκου Σαλεινάτορος ἀνθυ[πάτου] διὰ πρεσβευτοῦ καὶ ἀντιστρατήγου Τ. Ἀρμινίου Γάλλου, ψηφισαμένου Τιβερίου Κλαυδίου Ἰουλιανοῦ φιλοπάτριδος καὶ φιλοσεβάστου τοῦ γραμματέως τοῦ δήμου.*

Waddington war der Ansicht, dass der Proconsul Fuscus möglicherweise einer andern Familie angehörte und dass die Buchstaben ACI die Anfangsbuchstaben des Wortes Asinius seien. Wenn sie nicht zum Namen des Proconsuls gehörten, so müssten sie die Initialen des Wortes *ἀσιάρχου* sein, und zu lesen wäre *στρατηγοῦντος Ρούφου ἀσιάρχου.* Waddington stellt aber in einem Nachtrag zu den *fastes* in *bull. de corresp. hellénique* (*1882*) *VI p. 287* fest, dass Ti. Claudius Julianus *γραμματεὺς τοῦ δήμου τὸ β'* im J. 104 (*Wood, disc. Inscr. from the great theatre p. 2*), zum ersten Mal kurz vorher war. Fuscus hat vor Aquillius Proculus vor 103 Asien verwaltet.

42.

Pegasus.

Inst. 2, 23, 5: postea Vespasiani Augusti temporibus Pegaso et Pusione cos senatus censuit. *Dig. 1, 2, 52:* Pegasus, qui temporibus Vespasiani praefectus urbi fuit. — *Juv. 4, 77:* Pegasus attonitae positus modo vilicus urbi, anne aliud tunc praefecti? — *Schol.* trierarchi filius, ex cuius Liburnae parasemo nomen accepit, iuris studio gloriam memoriae meruit, ut „Liber“ vulgo, non, „homo“ diceretur.

hic functus omni honore, cum provinciis plurimis praefuisset, urbis curam administravit. Nach Juvenal scheint es, dass er unter Domitian die praefectura urbis zum zweitenmal erhielt.

43.

. . . Peregrinus.

Acta Sancti Timothei Usener, Progr. Bonn 1877 p. 13 ἐτελειώθη δὲ ὁ ἅγιος καὶ ἔνδοξος μάρτυς τοῦ Χριστοῦ Τιμόθεος — κατὰ Ῥωμαίους μηνὸς ἰανουαρίου εἰκάδι δευτέρᾳ βασιλεύοντος μὲν τῆς Ῥωμαίων πολιτείας τοῦ προρρηθέντος Νέρβα ἀνθυπατεύοντος τῆς Ἀσίας Περεγρίνου. — p. 34: Quod edidi opusculum multum distat a plerisque sanctorum vitis. Nullum illic miraculum, nihil quod accidisse nequeat credi. Narratio veri studiosa, sobria, temporum accurata notatio; dicendi genus ecclesiasticum id quidem, sed tenue neque neglegens. Das Datum bezeichnet das J. 97. *Gött. gel. Anz. 1878 p. 109* wird ohne Grund vor dem Vorschlage Useners gewarnt, Namen wie Maximus, Peregrinus in die Reihe der Proconsuln von Asien einzuführen. Ein P. Delphius Peregrinus Aleius Alennius Maximus Curtius Valerianus Proculus M. Nonius Mucianus cos 138. Der Name hat also nichts auffälliges. Er kann Delphius Peregrinus geheissen haben und unter Vespasian in den Senat gewählt sein.

44.

Q. Petillius Rufus.

Praetorier i. J. 70 *hist. 4, 68.* Cos II a. 83, Sohn oder Bruder des Petillius Cerialis (*Klein, fasti p. 47*).

45.

Cn. Pompeius Ferox Licinianus.

CIL 6, 468: idib. Octobr. Cn. Pompeio Feroce Liciniano C. Pomponio Rufo cos. Vgl. *Borgh. 5, 524.* Er bezieht auf ihn *Juv. 4, 109*: saevior illo Pompeius.

46.

Cn. Pompeius Collega.

Consularischer Legat von Cappadokien nach einem Meilenstein v. Méliki-Chérif in Kleinarmenien aus d. J. 75 bei *Le Bas-Waddington III n. 1814 b.*: imp. Vespasiano Caesare [Aug. p. m. tr. pot. VI] imp. XIII cos [VI des] VII imp. Tito Caesare cos [I]V [des V] Cn.

Pompeius Co[llega leg. Aug.] pr, pr. [milliaria posuit] *vgl. Borgh. 6, 42.* Der Name findet sich auch auf einer Münze von Ancyra (*Mionnet IV p. 377 n. 17*). Sein Sohn cos 93.

47.

Cn. Pinarius Aemilius Cicatricula Pompeius Longinus.

CIL 3 p. 862 D. XIX (*vgl. Henzen, bull. dell' inst. 1872 p. 48*) v. 20. Februar 98 Legat von Pannonien. Cn. Pompeius Longinus 13. Mai 86 Legat von Judaea, Consul 90. Ein Cn. Pinarius Cornelius Clemens 74 Legat von Obergermanien.

48.

T. Pomponius Bassus.

CIL 3, 377 aus Galatien = Le Bas III n. 1805a: . . divi Nervae [f.] Traianus Caesar Aug. Germani[cus p]*o*ntifex max. trib. pot. p. p. cos II restituit per Pomponium [Bas]sum propraetorem XXXVIIII | *eph. ep. 5 n. 82:* imp. Ne[r]va Cais. Aug. pontif. max. trib. potest. cos III p. p. restituit per Pomponium Bassum leg. Aug. pro. pr. (*vgl. n. 81 n. 309*). Bassus war 96—99 Legat von Cappadocien und Galatien. *Vgl. Mommsen, ind. Plin. u. Hermes 3, 125, Perrot, de Galatia p. 111*; *Henzen, bull. 1883, 138.* Auf Geheiss Trajans besorgte er mit Cornelius Gallicanus die Alimentirung *CIL 11, 1147* (vgl. CIL 6, 1492). — *Plin. ep. 4, 23:* ita senescere oportet virum qui magistratus amplissimos gesserit, exercitus rexerit, totumque se reipublicae quamdiu decebat obtulerit. Die Briefe des 4. Buches stammen aus den J. 103—106.

49.

C. Pomponius Rufus.

Consul unter Vespasian (?) mit Cn. Pompeius Ferox Licinianus. — *Plin. ep. 9, 9, 33:* quin etiam duo consulares Pomponius Rufus et Libo Frugi laeserunt eum testimonio (*vgl. ep. 4, 9, 14*). — *Münze v. Ephesos, Waddington F. A. n. 108* ΔΟΜΙΤΙΑΝΟϹ ΚΑΙϹΑΡ ϹΕΒΑϹΤΟϹ ΓΕΡΜΑΝ. ℞ . . . ΡΟΥΦΟΥ . . . . ΙΟΥ . . . ΕΦΕϹΙΩΝ. Die Münze hat nach dem Herausgeber eine Aehnlichkeit mit den Stücken des Paetus und Ruso. *S. o. n. 34.*

50.

Q. Pomponius Rufus.

Orelli 802 = CIL 8, 13 Q. Pomponius [R]ufus cos pont. so[dalis Augustalis] [leg. Aug.] propr. provinc. [M]oesiae Dalmati[ae *Dipl. XVI*

vom 13. Juli 93: sunt in Delmatia sub Q. Pomponio Rufo. — *D. XX v. 24. Aug. 99* sunt in Moesia inferiore sub Q. Pomponio Rufo. Consul wohl kurz vor 91. Ein Pomponius Rufus Consular i. J. 101 *Plin. ep. 3, 9, 33. 4, 9, 14. Vgl. ind. Plin. p. 422.*

51.

Publicius oder Publilius Tullus.

F. A. n. 116: Münze v. Sardes: AY. KAI NЄP. TPAIANOC CЄB ΓЄP. ΔAKIKOC R ЄΠ . . . VBAI TOYΛΛOY ANΘYΠATOY CAPΔIANΩN. *Borgh. 1, 457* hat diese Münze dem Baebius Tullus zugewiesen, der cos 109 und sicher Statthalter von Asien war (*n. 131*). Aber die Lücke, bemerkt Waddington, werde nur durch ΠOYBΛI-[ΛIOY] oder ΠOYBΛI[KIOY] passend ausgefüllt.

52.

Pusio.

Inst. 2, 23, 5: postea Vespasiani Aug. temporibus Pegaso et Pusione cos senatus censuit.

53.

Rubrius Gallus.

Dio 63, 27: Er geht mit dem von ihm nach Spanien geführten Heere zu Galba über. *Hist. 2, 51. 99:* Nach der Schlacht von Bedriacum vermittelte er zwischen Flavius Sabinus und Caecina. — *Jos. 7, 4, 3:* im J. 70 wird er von Vespasian als Legat v. Moesien an Stelle des Fonteius Agrippa gegen die Sarmaten geschickt. Er gehörte zu dem Conseil Domitians *Juv. 4, 105*; dessen Worte: offensae veteris reus atque tacendae werden auf ein buhlerisches Verhältniss zur Tochter des Titus bezogen. — Da die Nundinien des J. 70 zweimonatlich waren, ist gar kein Bedenken vorhanden, dass er in diesem Jahre zur Belohnung seiner Verdienste das Consulat erhielt und nach dessen Verwaltung in seine Provinz abging. Möglich ist aber auch, was *Borghesi 5, 521* will, dass er schon unter Nero dazu gekommen war. Sein Sohn Rubrius Gallus Consul um 98 s. *Bonner Jahrb. LXXI a. 26 ff.*

54.

C. Rutilius Gallicus.

Statius, silv. 1, 4, 72—79 u. 80 ff.: Quid geminos fasces, magnaeque iterata revolvam | iura Asiae? velit illa quidem ter habere quaterque | hunc sibi; sed revocant fasti maiorque curulis | nec permissa

semel etc. *CIL 5, 6988:* C. Rutilio Gallico cos II T. Flavius Scapula. — Es sei verwiesen auf die gründliche Untersuchung von *Stobbe bei Friedländer 3, 404* im Anschluss an *Stat. Silv. 1, 4: Soteria Rutili Gallici* (verfasst nach Sept. 88). Er war geboren um d. J. 29. cos I unter Nero. Nach *Stobbe* um 77 Legat von Germania inferior, praefectus urbi um 89, College oder Nachfolger des Pegasus (*vgl. Borgh. 5, 517 ff.*). Nach *CIL 6, 1984* wird er im J. 68 an Stelle des Kaisers cooptirt. Rutilius G . . . icus, dessen Nachfolger im J. 92 Tettienus Sevenus wird.

55.

Sallustius Lucullus.

Suet. Dom. 10: Sallustium Lucullum, Britanniae legatum (interemit), quod lanceas novae formae appellari Luculleas passus esset. Später als Agricola war er Legat von Britannien.

56.

Salvidienus Orfitus.

Suet. Dom. 10: (interemit) complures senatores, in iis aliquot consulares: ex quibus Civicam Cerialem, in ipso Asiae proconsulatu, Salvidienum Orfitum, Acilium Glabrionem in exilio, quasi molitores rerum novarum. Wohl im J. 89. — Ein L. Salvidienus Rufus Salvianus cos 52. Ein Ser. Scipio Salvidienus Orfitus cos 110.

57.

? Salvius Cocceianus.

Suet. Dom. 10: (interemit) Salvium Cocceianum, quod Othonis imperatoris patrui sui diem natalem celebraverat. Sein Vater war L. Salvius Otho Titianus, cos 52 (*hist. 2, 48. Plut. Otho 16*).

58.

C. Salvius Liberalis Nonius Bassus.

Borgh. 3, 177 fg. Waddington F. As. n. 112. Mommsen, ind. Plin. p. 424. Inschrift v. Urbisaglia CIL 9, 5533: [C. Salu]io C. f. Vel. Liberali [Nonio] Basso cos procos provin[ciae] [Ma]cedoniae legato Augustorum [provin]c. Britann. legato V Maced. [fratri a]rvali allecto ab divo Vespasiano [et divo Ti]to inter tribunicios ab isdem [allecto] inter praetorios quinq. IIII p. c. hic sorte [procos fac]tus provinciae Asiae se excusavit. Mit Borghesis Ergänzungen. *Suet. Vesp. 13* erscheint er als namhafter Sachwalter unter Vespasian. In seiner

Inschrift wird er als legatus Augustorum provinc. Britanniae bezeichnet. Aus diesem Grunde nahm Borghesi an, dass er bei Nervas Lebzeiten die britannische Legation übernommen hat; unter Domitian sei er verbannt, von Nerva zurückgerufen und durch Consulat und Statthalterschaft für die Leiden des Exils entschädigt worden. Seit der Entdeckung des Diploms LXIX und seiner Veröffentlichung durch *Mommsen, eph. ep. IV p. 500 ff.* ist diese Ansicht hinfällig geworden. Jm J. 98 war T. Avidius Quietus Legat in Britannien und sein Vorgänger Nepos. Wie erklärt sich aber legatus Augustorum? Weder unter Vespasian und Titus noch unter Titus und Domitian kann er Britannien verwaltet haben. Es gibt eine doppelte Möglichkeit. Entweder war der im *Dipl. LXIX* auftretende Nepos nicht der unmittelbare Vorgänger des Avidius Quietus und Salvius Liberalis war doch legatus Augustorum Nervae et Traiani, oder er ist unter Domitian, wie Agricola, angeklagt, aber freigesprochen worden. Aus den Worten des *Plin. 3, 9, 33:* laeserunt eum testimonio, tanquam apud iudicem sub Domitiano Salvi Liberalis accusatoribus adfuisset folgt nichts Bestimmtes. Man müsste also annehmen, dass er von Domitian zum Legaten ernannt worden ist. Damit ist im Einklange, dass er im J. 74/75 inter tribunicios praetoriosque, am 1. März 78 unter die Arvalen aufgenommen wurde, unter denen er 81, 86, 87, 101 genannt wird.

59.

? Tuccius Cerialis.

Plin. ep. 2, 19 (Prozess des Marius Priscus): Tuccius Cerialis consularis im J. 99, vgl. *ind. Plin.*

60.

Velleius Blaesus.

Plin. ep. 2, 20, 7: Velleius Blaesus, ille locuples consularis, novissima valetudine conflictabatur (unter Domitian). S. o. d. J. 89.

61.

Vestricius Spurinna.

Tac. hist. 2, 11. 18. 23. 36. Plut. Otho 5 ff. Hervorragender Legionslegat auf Othos Seite. *Plin. ep. 3, 1, 11:* nam ille quoque quoad honestum fuit, obiit officia, gessit magistratus, provincias rexit, multoque labore hoc otium meruit. Legat von Niedergermanien im 97/98, Consul II i. J. 98. *Vgl. ind. Plin. u. Bonner Jahrb. LXXII S. 19 ff.*

Von den 21 Arvalen, welche in den Protokollen der J. 69—91 erscheinen, sind nachweislich 14 zum Consulat gelangt:

A. Julius Quadratus cos 93 (Arv. 72, 78, 86, 87, 89).

Ti. Julius Candidus Marius Celsus cos 86 (72? 75, 80, 81, 87, 89. mag. 75, 89).

L. Julius Marinus Caecilius Simplex cos 101 (a. 91, 101).

C. Julius Silanus cos 92 (coopt. 86. mag. 87).

C. Licinius Mucianus cos I unter Nero (70, 73).

L. Maecius Postumus 101 (69, 72, 75, 78, 86, 87, 89, 90, 91, 101, 105).

L. Pompeius Vopiscus C. Arruntius Catellius Celer cos 78 (75, 80, 81, 91).

P. Sallustius Blaesus cos 89? (77, 78, 80, 81, 86, 87, 89, 90, 91).

C. Salvius Liberalis Nonius Bassus cos ?? (78, 81, 86, 87, 101).

L. Salvius Otho Titianus cos 69 (69).

L. Tampius Flavianus cos II 75 (69).

Trebellius Maximus cos 57 (72).

[P. Valerius Marinus cos dest. 69 (69).]

L. Venuleius Apronianus cos 92 (80, 86, 87, 89, 90, 91).

C. Vipstanus Apronianus cos 59 (57—86).

Es stirbt Q. Tilllus Sassius (Arv. 63/69) 91; vielleicht ist der in einem Fragmente erwähnte Ti. Tutinius Severus an seine Stelle getreten. Die übrigen, die wahrscheinlich auch in die erste Rangklasse gelangten, sind:

M. Raecius Taurus (Arv. 69, mag. 72).

C. Salonius Matidius Patruinus † als magister 78.

C. Fufius Junius Tadius Mefitanus (Arv. 70/81, mag. 81).

L. Veratius Quadratus (Arv. 78, 81, 86, 89, 90, 91, mag. I? mag. II, 91).

III.

Das folgende Verzeichniss der Prätorier macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ausgeschlossen sind diejenigen, die nachweislich als Prätorier starben oder unter Traian zum Consulat kamen. Wenn die Belege schon von Anderen zusammengestellt waren, so habe ich mich der Kürze wegen meist mit einem blossen Hinweis darauf begnügt.

A. Annius Camars, *CIL 6, 449*: Laribus Aug. et genis Caesarum [imp. Caes. Domitiano Aug. cos VIIII] desig. X p. p. permissu A. Ann[i] Camartis tr[ib. pleb aediculam reg. I etc. [restituerunt] — *Herzog, Narb. 322*: [A]nnius . . . . Camars . . . X vir slit. iud. trib. mil. sevir eq. Rom. turm. [p]leb. praet. procos etc.

Anicius Maximus, *ep. Tr. 112*: Proconsul von Bithynien. *S. ind. Plin.*

M. [Flavius] Aper, praetor *dial. de or. 7*; ist in Britannien gewesen *dial. 17*; stammte aus Gallien. Im J. 105 votirt ein Flavius Aper, anscheinend unter den Consularen *ep. 5, 13, 5.* M. Flavius Aper Consul 130, wohl sein Sohn. *S. Bonner Jahrb. LXXII p. 41.*

Armenius Brochus, Proconsul unter Domitian *Plin. ep. 65, 66.*

C. Avidius Nigrinus, *ep. Tr. 65. 66*: Proconsul unter Domitian. *S. Mommsen, Ind. Plin. eph. ep. 4, 501.*

?T. Aurelius Avitus, *Le Bas III, 2, 1292*: *[Αὐτο]κράτορι Τίτῳ, Θεοῦ Οὐεσπασιανοῦ υἱῷ, Καίσαρι [Οὐεσ]πασιανῷ Σεβαστῷ ἀρχιερεῖ μεγίστῳ δη' μαρχικῆς [ἐξου]σίας τὸ ι' αὐτοκράτορι τὸ ιε' ὑπάτῳ τὸ η πατρὶ πατρίδος τειμητῇ — ἐπὶ Τίτου Αὐρηλίου [Αὐ]υ[ι]του πρεσβευτοῦ καὶ ἀντιστρα[τ'γο]υ τοῦ Σεβαστοῦ καὶ Γαΐου Μην[ί]ου Λόγ[γ]ου ἐπιτρόπου [τοῦ] Σεβαστοῦ Ἀπερλειτῶν καὶ τῶν συνπολειτευμένων ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος τὸ βαλανεῖον καὶ τὸ πρόστοον κατεσκεύασεν ἐκ θεμελίων.* Nach dieser Inschrift war im J. 80 ein T. Aurelius Legat von Lykien. Die Ergänzung zu Avitus ist schwerlich richtig. Eine Persönlichkeit dieses Namens ist mir nicht bekannt. Wohl aber kennen wir T. Aurelius Quietus consul 20. Sept. 82. Ist Κ]Υ[ΙΗ]ΤΟΥ zu ergänzen, so ist er aus Lykien zurückgekehrt zum Consulat befördert worden.

L. Baebius Avitus, *CIL 6, 1359*: L. Baebio L. f. Gal. Avito praef. fabr. trib. mil. leg. X Germ. proc. imp. Caesaris Vespasiani Aug. provinciae Lusitaniae adlecto inter praetorios.

C. Caesius Aper, *Wilm. 1140*: C. Caesio T. f. Cl. Apro praef. coh. Hispanor. equitatae trib. milit. quaestori pro pr. Ponti et Bithyniae aedili pleb. Cer. pr(aetori) legat. pro pr. provinciae Sardiniae d. d. —

Nach dem Diplom *CIL 3 p. 845* im J. 60 praefectus der cohors II Hispanorum in Illyricum. Nach *Klein, Verwaltungsbeamte I p. 281, Mommsen, Hermes 11, 173* im Anfange der Regierung des Vespasian Legat des Proconsuls von Sardinien.

Cadius Rufus, *ann. 12, 22*: Proconsul von Bithynien; wegen Erpressungen verurtheilt. Restituirt im J. 69 *hist. 1, 77.*

C. (?) [Ca]ris[ius, *Le Bas III, n. 1317*: *Αὐτοκράτορι Κ .... δημαρχικῆς ..... ὑπάτῳ τὸ ..... τοῦ κ[ό]σμο[υ] Λιμυρέων ἡ ..... καὶ τὰ ὑπ' αὐτ[ῇ .... ἀνέστ[η]σε[ν .... διὰ Γαΐου [Κα]ρισ[ίου .... πρεσβευτοῦ καὶ ἀντιστ[ρ]ατήγο[υ τοῦ Σεβαστοῦ καὶ τοῦ δεῖνος ἐπιτρό-π[ου.* Der am Eingange der Inschrift genannte Regent war Vespasian. Die Buchstaben PIC sind der Rest des nomen gentile, die Ergänzung Carisius ist unsicher.

Q. Coelius Honoratus, *Le Bas III, 2814*: *.....νη Οὐλ .... Κόϊντον Κοίλιον Ὀνωρᾶτον, ἔπαρχον σειτουδόσεως δήμου Ῥωμαίων πρεσβευτὴν Σικελίας πρεσβευτὴν Πόντου καὶ Βιθυνίας ἀνθύπατον Κύπρου διὰ προνοητοῦ Διονυσίου τοῦ Τρύφωνος τοῦ Κράτητος ἄρχοντος.* Nach des Herausgebers Versicherung führt die Form der Buchstaben dieser Inschrift auf den Ausgang des ersten oder den Anfang des zweiten Jahrh. Letzteres ist wegen *Οὐλπ* glaublicher.

Cornelius Aquinus, leg. leg. in Germania. *hist. 1, 7.*

D. Cornelius Maecianus, *CIL 2, 2477*: legatus leg. VII Fel. im J. 79/80.

? Curiatius Maternus, *dial. de or. 3. 11.* Ein Jurist Maternus *Mart. 10, 37, 3.*

Dillius Aponianus, legat. leg. III *hist. 3, 10. 11.*

Fabius Fabullus, leg. leg. V *hist. 3, 14 (a. 69).*

Fabius Priscus, leg. leg. XIV *hist. 4, 79 (a. 70).*

C. Fufius Junius Tadius Mefitanus, Arv. 78. 81 (magister).

L. Helvius Agrippa, nach dem Dekret von Esterzili (*Mommsen Hermes 2, 103, Klein, Verwaltungsbeamte p. 251. 256* im J. 68 Proconsul in Sardinien. *Dio 67, 3, 3* erzählt, dass er im J. 83 als pontifex im Senate plötzlich am Schlage starb.

C. Julius Proculus, *Mart. 11, 36. 1, 70, 12. CIL 2, 2349*: Unter Domitian in Spanien. *Vgl. Stobbe bei Friedländer, Sittengesch. 3, 400.* Er ist ein Verwandter des C. Julius M. f. Proculus quaestor Augustorum 97/98 (*Or 2273*), Consul wahrscheinlich 103 (*s. Analecta hist. et ep. Lat. p. 22*).

M. Julius Romulus, nach dem Dekret v. J. 68 (*Hermes*

II, 103) Legat des Proconsuls L. Helvius Agrippa. *S. Mommsen u. a. O. S. 173.*

C. Junius Tadius Mefitanus, *Arv. s. o.*

A. Larcius Lepidus, leg. leg. X Fret. i. J. 69. *Inschr. v. Nettuno. Renier, mém. de l'inst. de France. t. 26 p. 269.*

Lucilius Bassus, hervorragender Parteigänger Vespasians im J. 69/79 *hist. 2, 100. 3, 12. 4, 3. Jos. b. iud. 7, 6, 1 (vgl. 4, 9, 9)*: *εἰς τὴν Ἰουδαίαν πρεσβευτὴς Λουκίλιος Βάσσος ἐκπεμφθεὶς καὶ τὴν στρατιὰν παρὰ Κερεαλίου Οὐετιλιανοῦ λαβών.* Cerialis war um d. J. 75, Flavius Silva, ein anderer Legat in Judaea, im J. 81 Consul.

L. Luscius Ocrea, Legat v. Lykien *Le Bas III n. 1225 (vgl. ann. dell' inst. 1852 p. 185).* Daselbst eine Inschrift: *Eros cubicularius Lusci Orceae s.* Cicero erwähnt einen Senator C. Luscius Ocrea (*pro Roscio 19*). Der am Schluss von n. 1225 erwähnte Pompeius Planta war im Anfange der Regierung Traians praef. Aegypti (*Plin. ep. 9, 1*).

Maecius Celer, *Stat. Silv. 3, 2*: Legat v. Judaea. *v. 127*: maiora daturus. *Vgl. Stobbe bei Friedländer 3, 400.* Der M. Maecius Celer, Consul 102, ist wahrscheinlich der Sohn von Martials Gönner.

Manilius Vopiscus, Stat. *s.* 1, 3. *Friedländer 3, 409.*

..Manlius Valens, legat. leg. I Ital. *hist. 4, 64.*

C. Matidius Salonius Patruinus, Arvale. † 78 als magister collegii. *Hist. 4, 45*: Manlius Patruinus [patruitus *Cod*] senator (a. 70). Sollte bei Tacitus wie das cognomen nicht auch der andere Name aus dem handschriftlich sehr naheliegenden Matidius verdorben sein?

Sex. Marcius Priscus, Legat v. Lykien unter Vespasian. *Le Bas-Waddington III, 2 n. 1253*: *αὐτ⟩οκράτορα Καίσ[α]ρα Οὐεσπασιανὸν Σεβαστὸν τὸν σωτῆρα καὶ εὐεργέτην τοῦ κόσμου Ξανθίων ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος διὰ Σέξτου Μαρκίου Πρείσκου πρεσβευτοῦ αὐτοῦ ἀντιστρατήγου.* *Vgl. 1254 v. 1265* (zuerst veröffentlicht und restituirt von *Henzen, ann. dell. inst. arch. 1852 p. 157.*)

Marius Macer, *hist. 2, 23. 2, 35*: [consulatus] dissimulatus Marii Macri tanquam Othonianarum partium ducis (*s. 2, 71*).

Pedanius Costa, consul destinatus wird von Vitellius übergangen (omittitur) *hist. 2, 71* (s. o. d. J. 69).

Pedius Blaesus. Wegen Erpressungen, die er als Proconsul von Cyrenaica verübte, wird er verurtheilt *ann. 14, 18.* Restituirt *hist. 1, 77.*

L. Pompusius Mettius ....nus, praef. aerari Saturni im J. 80 *CIL 6, 1495.*

M. Raecius Taurus, Arvale im J. 69.

Saevinus Priscus, als Senator restituirt im J. 69 *hist. 1, 77.*

Terentius Rufus, leg. leg. X Fret. i. J. 70. *Jos. b. i. 7, 1, 2. 3. 7, 2.*

Q. Tillius Sassius, Arvale † 91.

P. Tullius Varro, legatus legionis *Grut. 476, 5.* Sein Sohn war Consul unter Traian.

Ti. Tutinius Severus, Arvale.

P. Valerius Marinus, *hist. 2, 71*: V. M. destinatum a Galba consulem distulit; Arvale.

Valerius Licinianus, berühmter Anwalt, von Domitian verbannt, unter Nerva in Sicilien *Plin. ep. 4, 11.*

Velius Paulus, unter Domitian Proconsul von Bithynien *ep. Tr. 58, 60.* Nahm am Dakerkriege Theil *Mart. 9, 31.*

L. Veratius Quadratus, Arvale.

Sex. Vettulenus Cerialis. „Tria nomina sine honoribus habet titulus Venafranus IRN 4636 ab uxore eius positus patri equestribus militiis sub Augusto et Tiberio functo; eundem bello Judaico a. 69/70 Josephus 3, 7, 34 et 6, 4, 3 (ubi est *Σέξτος Κερεάλιος* et *Σέξτου Κεριαλίου*) et 3, 7, 32. 4, 9, 9 et 7, 6, 1 (ubi est *Κερεαλίου Οὐετιλιανοῦ*) scribit praefuisse legioni V Macedonicae“ *Mommsen, eph. epigr. IV p. 499,* der im Anschluss an das *Diplom v. Tirnowa* zuerst seine Verschiedenheit von dem Legaten Mösiens C. Vettulenus (s. o.) gegen *Renier, conseil de guerre de Titus a. a. O. p. 302 ff.* erwiesen hat.

Victorius Marcellus, Prätor nach *Stat. Silv. 4, 4, 59*: Quique tuos alio subtexit munere fasces | Et spatia antiquae mandat renovare Latinae | Forsitan Ausonias ibis frenare cohortes. *Vgl. Stobbe bei Friedländer, R. S. G. 3, 410.* Das in v. 61 in Aussicht gestellte Commando ist das einer Legion. Des Marcellus Schwiegervater war nach v. 73 im Besitz der ornamenta triumphalia.

Nachtrag zu S. 141.

Borghesi 8, 509 spricht ohne entscheidenden Grund dies Fragment d. 2. Jahrh. zu. An erster Stelle könnten die Namen der Eponymen d. J. 123, 131 oder 136 gestanden haben. Die suffecti an 2. Stelle vermochte er nicht nachzuweisen.

Beilagen.

I

Tabelle der Consulate der Julisch-claudischen Kaiser.

Kaiser	Eponyme Consulate	Nr.	Jahre d. Stadt (Varr.)	Jahre v. Chr.	Datum des Antrittes	Datum des Rücktrittes	Belege Rhein. Mus. 35.
Augustus († 19. August 14)	57	1	711	43	19. Aug.	26. Novbr.	S. 174 fg. 187 fgg.
		2	721	33		1. Januar	
		3/10	723, 730	31, 24		31. Decbr.	
		11	731	23		26.(?) Juni	
		12	749	5		30. April(?)	
		13	752	2	1. Jan.	30. Septbr.	
Tiberius († 16. März 37)	23	1	771	n. Chr. 18		vor 13. Febr.	S. 176 fg.
		2	774	21		31. März	
		3	784	31		9. Mai	
Gaius († 24. Januar 41)	4	1	790	37	1. Juli	12. Septbr.	S. 177 fg.
		2	792	39		30. Januar	
		3	793	40		12. Januar	
		4	794	41		7. Januar	
Claudius († 13. October 54)	13	1	795	42		28. Febr.	S. 178 fgg.
		2	796	43		30. Juni	
		3	800	47	1. Jan.	30. Juni (?)	
		4	804	51		31. Octbr.	
Nero († 9. Juni 68)	11	1	808	55		31. Oct. (?)	S. 178 fgg.
		2	810	57		31. Decbr.	
		3	811	58		30. April	
		4	813	60		30. Juni	
		5	821	68	April	?	

II.

Die Consulate der Flavischen Kaiser.

Kaiser	Eponyme Consulate	Nr.	Jahre d. Stadt (Varr.)	Jahre n. Chr.	Datum des Antrittes	Datum des Rücktrittes
Vespasianus († 24. Juni 79)	10	1	823	70		April 30
		2	824	71		März 31
		3	825	72		April 30
		4	827	74	Januar 1	Jan. 13
		5	828	75		April 30(?)
		6	829	76		April 30(?)
		7	830	77		April 30(?)
		8	832	79		April 30(?)
Titus († 13. Sept. 81)	12	1	823	70		April 30
		2	825	72		April 30
		3	827	74		April 30
		4	828	75	Januar 1	April 30(?)
		5	829	76		April 30
		6	830	77		Jan. 12
		7	832	79		Jan. 12
		8	833	80		?
Domitianus († 18. Sept. 96)	12	1	824	71	März 1	Juni 30
		2	826	73	Januar 1	April 30(?)
		3	828	75		April 30
		4	829	76	Januar 13	April 30
		5	830	77		April 30
		6	832	79		April 30
		7	833	80	Januar 1	?
	15	8	835	82		
		9	836	83		Jan. 12(?)
		10	837	84		
		11	838	85		
		12	839	86		
		13	840	87	Januar 1	
		14	841	88		Jan. 12
		15	843	90		
		16	845	92		
		17	848	95		

III.

Die Consulate der Dynastie des Nerva.

Kaiser	Eponyme Consulate	Nr.	Jahre		Datum	
			d. Stadt (Varr.)	n. Chr.	des Antrittes	des Rücktrittes
Nerva († 27. Jan. 98)	2	1	850	97	Januar 1	im Januar?
		2	851	98		v.(?) d. 27. Jan.
Traian († 7. od. 8. Aug. 117)	20	1	851	98	Januar 1	Febr. 28
		2	852	100		April 30
		3	854	101		Januar 12
		4	856	103		Januar 12
		5	865	112		im Januar
Hadrian († 10. Juli 137)	20	1	871	118	Januar 1	Juni 30
		2	872	119		April 30
Pius († 17. März 161)	21	1	892	139	Januar 1	Im Januar?
		2	893	140		?
		3	898	145		?
Marcus († 17. März 180)	20	1	914	161	Januar 1	Im Januar?
Commodus († 31. Dec. 192)	13	1	930	177	Januar 1	Im Januar?
		2	932	179		—
		3	934	181		
		4	936	183		vor Febr. 8
		5	939	186		
		6	943	190		
		7	345	192		

IV.

Kaiser	Eponyme Consulate	Nr.	Jahre d. Stadt (Varr.)	Jahre n. Chr.	Datum des Antrittes	Datum des Rücktrittes
Severus († 211)	18	1 2	947 955	194 202	Januar 1	Im Januar
Caracalla († 217)		1 2 3 4	955 958 961 966	202 205 208 213	„	„ ?
Elagabalus († 222)	5	1 2 3 4	971 972 973 975	218 219 220 222	„	„ ?
Alexander († 235)	14	1 2 3	975 979 982	222 226 229	„	„ ?
Valerianus († 260)	3	1 2 3	1004 1008 1010	254 255 257	„	„ ?
Philippus († 249)	5	1 2 3	998 1000 1001	245 247 248	„	„ ?
Decius († 251)	3	1 2	1003 1004	250 251	„	„ ?
Gallienus († 268)	12	1 2 3 4 5 6 7	1007 1008 1010 1014 1015 1017 1019	254 255 257 261 262 264 266	„	„ ?
Aurelianus († 275)	5	1 2 3	1024 1027 1028	271 274 275	„	„ ?
Probus († 282)	6	1 2 3 4 5	1030 1031 1032 1034 1035	277 278 279 281 282	„	„ ?
Carinus († 285)	2	1 2	1035 1037	283 284	„	„ ?

Namenverzeichniss.

M. Maecius Rufus unter Tit. o. Dom.
T. Manlius Valens 96.
Marius Celsus 69.
Cn. Marius Marcellus Octavius Publius Cluvius Rufus 80.
Marius Priscus um 85.
L. Mestrius Florus 68.
P. Metilius Sabinus 91?
P. Metilius Secundus?
Mettius Pompusianus unter Vesp. † 91.
L. Minicius Rufus 88.

M. Neratius Pansa um 75.
L. Nonius Torquatus Asprenas 94.
D. Novius Priscus 78.
? Numisius Lupus?

C. Octavius Tidius Tossianus Javolenus Priscus s. Javolenus.
Sex. Octavius Fronto 86.
L. Octavius Memor 77?
C. Oppius Sabinus 84.

Q. Pactumeius Fronto 80.
? Palfurius (Sura)?
Pedanius Fuscus Salinator um 90?
Cn. Pedius Cascus 71.
Peducaeus Saenianus 89.
Pegasus unter Vespasian.
? Peregrinus unter Vespasian.
Q. Petillius Rufus I? II 83.
Q. Petillius Cerialis Caesius Rufus I 70 II 74.
M. Petronius Umbrinus 81.
Cn. Pinarius Aemilius Cicatricula Pompeius Longinus vor 90.
Cn. Pinarius Cornelius Clemens 70?
M. Plancius Varus 70.
Ti. Plautius Silvanus Aelianus I 45 II 74.
Plotius Firmus s. Tullius.
Plotius Grypus 88.
Cn. Pompeius Collega unter Vespasian.
(Cn.?) Pompeius Collega 93.
Cn. Pompeius Ferox Licinianus unter Vespasian.
Cn. Pompeius Longinus 90.
L. Pompeius Vopiscus s. C. Arruntius.
Pomponius Bassus unter Domitian v. 96.
C. Pomponius Rufus unter Domitian.
Q. Pomponius Rufus unter Domitian etwa 95.
Pompeius Silvanus unter Vespasian.
L. Pompeius Vopiscus C. Arruntius Catellius Celer 72.

L. Pompeius Vopiscus 69.
. . . . Priscinus 93.
. . . . Proculus unter Vespasian.
Publicius Tullus.
. . . Pusio unter Vespasian.

C. Quinctius Atticus 69.

M. Roscius Coelius 81.
Rosius Regulus 69.
Rubrius Gallus 70?
C. Rutilius Gallicus I unter Nero, II?

[P. Sallustius?] Blaesus 89.
Sallustius Lucullus unter Domitian.
Salvidienus Orfitus?
Salvius Cocceianus?
C. Salvius Liberalis Nonius Bassus?
C. Scoedius Natta Pinarianus 81.
C. Secius Campanus 86.
T. Sextius Magius Lateranus 94.
Ti. Silius Catius Italicus 68.
Silius Italicus, der Sohn 94.
L. Stertinius Avitus 92.

L. Tampius Flavianus I? II 75?
Terentius Strabo Erucius Homullus 83.
T. Tettienus Serenus 83.
Galeo Tettienus Petronianus 76.
Tettius Julianus 83.
M. Tittius Frugi 80.
? Tuccius Cerialis.
C. Tullius Capito Pomponianus Plotius Firmus 84.
Ti. Tutinius Serverus Arv.

M. Ulpius Traianus I 60 II?
M. Ulpius Traianus I 91 II 98.

L. Valerius Catullus Messalinus 73.
C. Valerius Festus s. C. Calpetanus.
P. Valerius Patruinus 82.
Q. Valerius Vegetus 91.
Velius Paulus?
Velleius Blaesus?
L. Venuleius Apronianus 92.
L. Verginius Rufus I 63 II 69 III 97.
Vestricius Spurinna?
L. Vettius Paulus 81.
C. Vettulenus Civica Cerialis um 76.
Vibius Crispus I 61? II 83.
T. Vinicius Julianus 80.
T. Vinius Rufinus 69.
L. Volusius Saturninus 87.
Q. Volusius Saturninus Montanus 92.

---

4. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn.

3.

Römische Thonwaarenfabriken von Köln.

Im Juli des Jahres 1883 stiess man nicht weit vom Hahnenthor an der nach Melaten führenden Strasse, als man die Fundamente für einen Keller von etwa 30 m im Geviert auswarf, in einer Tiefe von ungefähr 1,20 m auf zahlreiche Fragmente von römischen Dachziegeln, Holzkohlen, stark verrosteten eisernen Nägeln und an der Westseite auf tief in den Boden hinein sich erstreckendes Mauerwerk von grauem Bruchstein. So besagt ein uns von einem Augenzeugen, dem Herrn Schmitz in Köln, freundlichst übermittelter Bericht, dem wir auch das Folgende über die näheren Umstände des Fundes entnehmen. An der südlichen Seite des Kellers trat ein Stück Fussboden in der Dicke von 10 cm und in der Grösse von annähernd 4 m im Quadrat zu Tage, der aus fest in einander gegossenen kleingeschlagenen weissen und rothen Steinchen bestand, die auf der Oberfläche spiegelglatt geschliffen waren. Daneben zog sich wieder tiefes Mauerwerk hin. Zwischen und neben diesen Mauerresten in der Nähe des Fussbodens fand sich eine 1 m tiefe lockere Schichte mit Bruchstücken von römischen Terrasigillatagefässen der verschiedensten Art und mit all den Ornamenten, wie sie auf solchen Gefässen wiederzukehren pflegen. Nach Entfernung dieser Schichte kam in einer Tiefe von etwa 2 m ein compakterer Boden zu Tage, in welchem eine grosse Anzahl Scherben von Lämpchen, Uernchen, Figürchen und anderen Gegenständen bunt durcheinander gewürfelt lagen. Zu unterst in dieser mit Scherben durchsetzten Erdmasse lagen zahllose Fragmente von Masken mit den seltsamsten Fratzen. Nachdem auch diese Trümmermasse weggeräumt und man so im Ganzen in einer Tiefe von 3 m angelangt war, wurde der Boden wieder locker und es traten an fünf Stellen strahlenförmig nach oben gehende Schichten rothgebrannter Erde zu Tage, unter denen der Boden beim Auftreten hohl klang. Man forschte nach und stiess auf fünf gut erhaltene gewölbte Töpferöfen, von denen die zwei in das Nachbargrundstück reichenden parallel, die übrigen drei nach

verschiedenen Richtungen liefen. Die Oefen hatten die Form unserer Brodbacköfen, waren ungefähr einen Meter breit und einen guten halben Meter hoch und aus dicken viereckigen rothen arg verbrannten Ziegeln mit tonnenartigem Gewölbe erbaut. Es waren also Oefen einfacherer Art, wie solche zu Rheinzabern, Westerndorf in Bayern und vor noch nicht gar langer Zeit zu Heidelberg aufgedeckt worden sind, während die meisten bisher bekannt gewordenen römischen Töpfereien eine viel complicirtere Einrichtung aufzuweisen pflegen. Neben jedem derselben lag eine Unzahl von Thonsachen, die sich aber derart auf die Oefen vertheilten, dass bei jedem nur solche Gegenstände lagen, welche in der Fabrikation einander gleich oder ähnlich waren. Alle so gefundenen Gegenstände waren mit nur wenigen Ausnahmen zerbrochen. Und wenn einmal ein anscheinend intaktes Stück zum Vorschein kam, so ergab sich bei genauerer Besichtigung, dass doch stets ein kleiner Schaden daran war. Unter den auf die einzelnen Oefen vertheilten Scherben an Gefässen, die sich hinsichtlich der Form, der Farbe und des Materials wenig oder gar nicht von den anderwärts am Rhein gefundenen unterschieden, verdienen eine besondere Erwähnung eine Reihe kleiner Urnen mit schwarzer oder bräunlich schillernder Glasur. Dieselben waren entweder durch Darstellungen aus dem Kreise der Thier- und Pflanzenwelt verziert oder, wo sie einfacher gehalten waren, waren nicht selten ziemlich regelmässig vertheilte Sandkörner in die Glasur eingestreut. Weisse Thongefässe erschienen viel seltener; es waren meistens schöngeformte Trinkschalen mit Fuss, die zuweilen noch eine Verzierung durch rothe Bandstreifen erhalten hatten. Auf einer derselben, die nur bruchstückweise erhalten ist, befand sich eine hübsch gearbeitete Pansflöte in stark hervortretendem Relief.

Vor Allem aber scheint man namentlich zwei Arten von Fabrikaten ein besonderes Interesse entgegengebracht zu haben; denn sie waren am zahlreichsten in den Trümmerhaufen vertreten, das sind Masken und Figuren. Von den Masken ist der bei Weitem grösste Theil auf den Schuttkarren gewandert; ein verhältnissmässig geringer Bruchtheil nur ist ins hiesige Provinzial-Museum gelangt. Sämmtliche Stücke sind von theils weissem, theils gelblichem fein geschlemmtem Thon. Einige scheinen zum Anheften bestimmt gewesen zu sein. Denn sie haben zu beiden Seiten am Rande runde kleine Löcher, die zweifelsohne zur Aufnahme von Schnüren gemacht waren, wie solche eine von Winckelmann in Rom gesehene Kindermaske hatte und sie andere Maskenfragmente aufweisen. Die beiden besterhaltenen Stücke, welche

kürzlich Dütschke in diesen Jahrbüchern LXXVIII, 126 ff., Taf. II, 1—2) einer eingehenden Besprechung unterzogen hat, sind in die Privatsammlung des Hrn. Ed. Herstatt gelangt. Ein drittes nicht minder schönes, aber leider schlecht erhaltenes Stück, Kinn, Mund und Ansatz der Nase eines jugendlichen vielleicht weiblichen Gesichts von gelblich weissem Thon mit leicht nach unten gezogenem Mundwinkel und geschlossenen Lippen umfassend, welches ebenfalls Dütschke beschrieben hat (a. a. O. S. 133, Taf. II, 3) ist jetzt in den Besitz des Bonner Provinzial-Museums übergegangen. Die einzelnen Stücke haben je nach den verschiedenen Stellen des Gesichtes eine verschiedene Dicke. Die meisten Masken dienten der Wiedergabe stark verzerrter Gesichtszüge, indem bald die Mundwinkel zu Grimassen verzogen, bald die Nasen nach einer Seite gebogen und höckerig sind oder tiefe Runzeln und Auswüchse verschiedenster Gestalt die Gesichtszüge entstellen. Alle aber haben ungemein charakteristische Züge. Ihre Bedeutung besteht aber nicht darin, dass es Thonmasken sind. Deren sind auch bereits anderwärts gefunden worden, wie z. B. in Vechten [1]) und Wiesbaden [2]). Allein ein Fund von Masken in solcher Menge steht wohl bis jetzt vereinzelt da, wobei nur das zu bedauern ist, dass auch keine einzige mehr vollständig erhalten aus dem Schutte hervorgezogen worden ist.

Unwillkührlich drängt sich Jedem die Frage auf die Lippen, welchem Zwecke diese Masken gedient haben. Es liegt sehr nahe an Theatermasken zu denken, da es bekannt ist, dass Masken ein nothwendiges Requisit des antiken Schauspielerkostüms waren. Und trotzdem können dieselben nicht für theatralischen Gebrauch bestimmt gewesen sein. Dagegen spricht zunächst einmal schon die grosse Schwere der erhaltenen Stücke, welche sie für einen solchen Zweck ganz und gar untauglich machten, nicht minder, worauf bereits Dütschke a. a. O. S. 127 mit Recht aufmerksam gemacht hat, ihre Grösse. Andererseits sind auch mehrere Stücke gefunden worden, in denen die Augen durch kleine runde Löcher und die Lippenspalte durch eine ziemlich schmale Ritze angedeutet oder sogar gänzlich geschlossen ist. Durch solche Masken konnte aber ein Schauspieler weder gehörig sehen noch athmen, geschweige denn in einem Theater vernehmlich sprechen. Viel eher könnte man daher jenen Masken eine sepulcrale Bestimmung beilegen. Denn durch das ganze Alterthum war die Sitte

1) Vgl. Janssen, Bonn. Jahrb. IX, 1846, S. 24 n. 20.

2) Vgl. Reuter, Nassauer Annalen Bd. V, 2 S. 35 Taf. VII, 7.

weit verbreitet, die bald durch Verwesung unkenntlich werdenden Züge des Verstorbenen durch eine Nachbildung zu ersetzen, um sein Bild, wie es zu seinen Lebzeiten war, zu erhalten. Man braucht zum Beweise dessen nur an die in Aegypten nach De Rougé's Zeugniss auf das Gesicht der Mumien gelegten Masken aus dünnem Goldblech oder vergoldetem Holz, sowie an die aus assyrischen Gräbern von Niniveh im brittischen Museum aufbewahrten, ebenfalls aus dünnem Goldblech verfertigten Todtenmasken zu erinnern. Ich erwähne ferner die von Schliemann veröffentlichten sechs Goldmasken aus den Gräbern von Mykenae, die so grosses Aufsehen erregt haben und die in den bosporanischen Fürstengrüften zu Olbia und Kertsch gefundenen ebenfalls goldenen Gesichtsmasken. Noch zahlreicher sind die Belege, wenn es sich darum handelt, die Beweise für den oben genannten Gebrauch aus dem römischen Alterthum zusammenzustellen. Denn aus ihm sind uns eine stattliche Reihe von Todtenmasken und zwar in einer doppelten Form sowohl als eigentliche Gesichtsmasken als auch als Gesichtshelme — unter letzteren zeichnet sich vor allen anderen der berühmte Helm aus Ribchester in Lancashire im brittischen Museum aus — in unseren Antikensammlungen erhalten. Doch es genügt vollends, hier auf die vor Kurzem mit grosser Sachkenntniss geführten und durch vortreffliche Abbildungen der hervorragendsten Stücke unterstützten Untersuchungen Otto Benndorf's [1]) über diese Denkmälerklasse und die nicht minder unsere Kenntniss fördernden daran anknüpfenden Erörterungen Emil Huebner's in diesen Jahrbüchern (LXVI, 1879, S. 26 ff.) zu verweisen.

Wenn man auch sich gegenüber dieser Sitte des Alterthums leicht versucht fühlen könnte, diesen in der Nähe von Köln gefundenen Masken die gleiche Bestimmung beizumessen, so glaube ich dennoch, dass diese Vermuthung schwerlich das Richtige trifft. Einmal hatten die Todtenmasken, wie Benndorf sehr überzeugend nachgewiesen hat, den Zweck, das Bild des Verstorbenen für die Ueberlebenden für alle Zeit getreu zu erhalten. Sie suchten deshalb auch die jedesmalige Form des Gesichts möglichst genau nachzubilden, höchstens erlaubten sie sich, dieselben etwas zu idealisiren. Die Masken der Kölner Fabrik sind aber weit entfernt davon, eine Bildnissähnlichkeit zu erstreben, im Gegen-

1) Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken (Separatabdruck aus dem XXVIII. Bande der Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften). Wien 1878. 77 S. 4.

theil, sie geben mit wenigen Ausnahmen nur Zerrbilder menschlicher Gesichtszüge wieder, wie sie mehr der Komödie eigenthümlich sind. Bei der ausgesprochenen Verehrung seiner Todten lässt sich aber kaum annehmen, dass das Alterthum zu einer verzerrten Wiedergabe der Züge seiner Verstorbenen sich herbeigelassen haben wird. Auch zeigen die Masse der erhaltenen Stücke, dass nicht wenige der Kölner Masken in ihrer Unversehrtheit eine übernatürliche Grösse gehabt haben. Dazu kommt der nicht zu übersehende Umstand, dass nämlich auch andere als bloss menschliche Gesichtszüge in den Masken eine Darstellung gefunden haben, wie z. B. das Haupt einer Meduse, deren reiches Haar in Gestalt von kleinen Schlangen in einander geflochten war. Wenn demgemäss die Annahme eines solchen sepulcralen Gebrauches wenig oder vielmehr gar keine Stütze in den angeführten Thatsachen findet, so ist es geboten, sich nach einer anderen Deutung umzusehen. Masken wurden aber im Alterthum nicht bloss zu theatralischen oder sepulcralen, sondern auch ebenso häufig zu rein decorativen Zwecken verwandt, zur Ausschmückung von Gebäuden und Bildwerken, sei es nun als Erinnerung an theatralischen Dienst oder als Weihestücke bakchischer Feier oder endlich als Zaubermittel gegen böse Einflüsse. Und so halte ich es für wahrscheinlicher, dass auch die Kölner Masken bestimmt waren, um auf Schränken und Gestellen aufgestellt oder an Wänden aufgehängt zu werden und in dieser Weise die Räume eines römischen Privathauses, in dem künstlerischer Sinn obwaltete, zu zieren. Und wenn Dütschke für die von ihm veröffentlichten oben erwähnten Stücke angenommen hat, dass sie als Gräberschmuck gedient haben, so mag die Möglichkeit bei einzelnen obwalten, für alle möchte ich dieselbe jedoch in Zweifel ziehen.

Neben den Masken hat sich die Töpferei am meisten auf die Fabrikation von Thonfiguren verlegt.

Drei Ideenkreise waren dabei für sie besonders massgebend, die Götterwelt, das menschliche Leben und die Thierwelt.

Dass von den Göttern der Vater der Menschen und Götter vertreten sei, liess sich wohl erwarten. Und so hat sich denn auch unter dem Schutte ein Bildniss des Jupiter gefunden mit recht ausdrucksvollem Gesicht, das in den Besitz des Hrn. Merkens in Köln übergegangen ist.

Häufiger finden sich fragmentirte Statuetten des nackten Mercur, mit jugendlichem Gesicht und schönem Körperbau, auf dem Haupte den Flügelhut und in der linken Hand den mit Geld gefüllten Beutel tragend, während eigenthümlicher Weise an allen Exemplaren, welche

mir zu Gesicht gekommen sind, der rechte Arm von der Hälfte des Oberarmes abwärts abgebrochen ist. Zu einer seiner Darstellungen gehörte wahrscheinlich auch der untere Theil einer Statuette auf einer runden, im Verhältniss zu den übrigen erhaltenen Postamenten ziemlich hohen Basis, auf welcher ausser dem rechten Fuss der Figur ein Hahn und ein Widder sich befinden, die beiden Attribute des Gottes.

Leider hat die aus dieser Fabrik hervorgegangene Figur des Mars in Vorderansicht von feinem weissem geschlemmtem Thon, welche alle erhaltenen an Grösse überragt, sehr starke Beschädigungen erfahren, indem ein grosser Theil der linken Brust und beide Füsse jetzt fehlen. Das rechte Bein zum Gehen etwas vorgestreckt, während er auf dem linken steht, trug der Gott in der hohlen Rechten die jetzt ausgebrochene Lanze, mit der Linken hält er eine ebenfalls beschädigte Stange, an der befestigt er auf der Schulter die dem Feinde abgenommene Rüstung als Trophäe trägt. Der Kopf ist mit dem Helme bedeckt und um die Lenden ist die Chlamys geschlungen, deren Enden im Winde aus einander flattern. Sein Körperbau, namentlich die breite Brust und die gedrungenen Arme und Schenkel verleihen der Gestalt eine mächtige Wucht, wie sie sonst zu dem schnellen und gewandten Sohne der Thetis nicht gerade passt.

Darstellungen des Apollo und Neptun haben sich keine vorgefunden. Dagegen ist ein ziemlich gut erhaltener sehr hübscher Kopf eines jugendlichen Bacchus mit ovalem anmuthigem Gesicht und wellichten Haaren auf uns gekommen.

In grösserer Zahl von Exemplaren erscheinen die weiblichen Gottheiten. Eine sehr starke Nachfrage, wofern nicht hier ein besonderer Zufall obwaltet, scheint nach Darstellungen der Minerva in der Töpferfabrik gewesen zu sein; denn ihr Bild hat sich in zahlreichen Exemplaren vorgefunden, welche fast alle miteinander übereinstimmen. Sie ist dargestellt, wie sie auf einem Sessel mit hoher, oben geradlinig abgeschlossener Rücklehne sitzend, bekleidet mit der Tunica und Mantel darüber und auf der Mitte der Brust das Gorgoneion, die rechte Hand auf die Seitenlehne des Sessels stützt, während sie mit der linken einen nebenstehenden runden Schild erfasst.

Nächst der Minerva hat die Fabrik jedenfalls am meisten Figuren der Venus gemacht; sie ist in mehreren Attitüden dargestellt. In der einen, wo die beiden Füsse abgebrochen sind, steht die Göttin gerade ausschauend da und völlig unbekleidet. Die Linke hängt herab, während sie mit der Rechten die Brust bedeckt. Die ganze Figur ist sehr

roh gearbeitet. — Viel besser ist dagegen ein anderes Thonbild derselben Göttin von gelblichem Thone, von dem bloss der Rücken erhalten ist. Ueber den Nacken hängt zu beiden Seiten das reiche Haar hinab und um die Hüften zieht sie mit der Rechten das Obergewand, das vom Oberkörper ganz herabgefallen ist, empor. Selbst in dieser verstümmelten Gestalt macht das Erhaltene einen sehr anmuthigen Eindruck. — Viel weniger befriedigt dagegen eine dritte Darstellung der Venus, welche bis auf die Füsse, welche jetzt abgebrochen sind, vollständig erhalten ist. Sie ist eine ziemlich rohe Arbeit und von geringem Werthe. Der obere Theil des Körpers erscheint auch in dieser Darstellung allein nackt. Von den Hüften an ist ein Gewand umgeworfen, welches bis zu den Fersen in ziemlich reichem Faltenwurf herabhängt und welches mit der linken Hand zusammengehalten wird, so jedoch, dass die Scham völlig sichtbar bleibt. Ein bewusster Ausdruck des Schamgefühls ist dabei nicht zur Geltung gebracht. Die Rechte ist gleichsam zum Schutze vor die Brüste gehalten. Das ovale Gesicht, fast ganz en face, ist wenig ausdrucksvoll. Ueberhaupt ist augenscheinlich auf die Hervorhebung der weiblichen Reize die meiste Aufmerksamkeit verwandt.

Zur Venus gesellt sich die Diana in mehreren leider so sehr fragmentirten Exemplaren, dass sie kaum die pfeilfrohe Zwillingsschwester des sangeskundigen Apollo erkennen liessen, wenn nicht der zur Seite kauernde Hund, die hochbeschuhten Füsse und das kurzgeschürzte Gewand mit aller Bestimmtheit auf sie hinwiesen.

Aus der niederen Götterwelt ist namentlich hervorzuheben das Fragment einer schön gearbeiteten männlichen Figur, die mit gekreuzten Beinen, das linke über das rechte geschlagen, sich an einen zur Seite angedeuteten Stamm gelehnt zu haben scheint. Erhalten ist nur die linke Hälfte der ganzen Figur mit einem Theil des länglich rechteckigen Postaments, dem rechten Unterschenkel nebst Fuss, sowie das linke Bein bis zur Mitte des Unterschenkels. Wahrscheinlich haben wir es hier mit der Figur eines jugendlichen Satyrs zu thun. — Ebenso zeigt ein anderes Bruchstück von gelblich-braunem Thon eine gute und geschmackvolle Behandlung. Es stellt eine männliche Figur in weitem fliessendem, bis zu den Knieen reichenden Gewande und faltenreichen Beinkleidern dar, welche das linke Bein über das aufstehende rechte geschlagen hat. Die Füsse derselben sind mit hohen Stiefeln bekleidet. Zur linken Seite befindet sich ein Hund, welcher das linke Bein mit den Vorderfüssen umklammernd den Kopf zum Bisse umge-

wendet hat. Der Unterkörper des Hundes und der obere Theil der Figur, in der wir allem Anscheine nach den Attis mit dem Hunde zu erkennen haben werden, fehlen jetzt. — Endlich ist noch zu erwähnen das Bruchstück einer Victoria von gelblichem Thon, von der die untere rechte Hälfte, der Kopf und der grösste Theil des rechten Armes fehlen. Bekleidet mit einer ärmellosen, an den Füssen weit auseinander flatternden faltenreichen Tunica und einem unter der Brust von einem schmalen Gürtel zusammengehaltenen Peplum trägt sie in der rechten Hand auf einem Stabe befestigt die Bewaffnung eines erlegten Feindes als Trophäe.

Aber auch aus dem Leben des Menschen hat die Fabrik Motive für ihre Gebilde entlehnt. Ausser einer grossen Zahl von meistens weiblichen Figuren angehörenden Köpfen, die durch ihre verschiedenen Haartrachten und Kopfbedeckungen in culturhistorischer Beziehung nicht ohne Bedeutung sind, sind nur zwei Stücke besser erhalten. Das erste derselben ist in zwei Exemplaren vorhanden und stellt eine mit Chiton und Mantel bekleidete Frau dar, welche das linke Bein ein wenig vorgesetzt hat und ein Kind auf den Armen wiegt. Das Haar ist in der Mitte gescheitelt und steigt vorne in einem ziemlich hohen Wulste diademartig auf; die Züge des Gesichtes sind nur schwach angedeutet. Während bei dem einen Exemplare der untere Theil mit den Füssen und dem Postamente fehlt, hat das zweite den Kopf und den oberen Theil des Körpers einschliesslich der Brust eingebüsst. Das zweite erhaltene Stück ist der Torso einer weiblichen jetzt kopflosen Figur in Vorderansicht, welche auf dem linken Arme ein nacktes Kind trägt, das mit der Rückseite der rechten Hand ihre linke Brust berührt. Der gerade herabhängende rechte Arm, der bis in die Mitte des Unterarmes erhalten ist, liegt fest am Körper an. Ueber den entblössten vorderen Oberkörper läuft zwischen den Brüsten ein zusammengerollter Mantel hin, der von der linken Schulter über den Rücken in fächerartigen Falten nach rechts auseinandergezogen hinabfällt. Den Unterkörper bedeckt, soweit er erhalten ist, ein anliegendes faltiges Gewand. Es ist nicht unmöglich, dass dieser Torso noch der ersten Gruppe der Gottheiten zuzutheilen ist und eine Venus mit Amor in seiner vollständigen Erhaltung dargestellt hat.

Aus der Thierwelt endlich haben sich in den Schuttmassen gefunden ein laufendes Wildschwein mit aufgerichteten Borsten, auf dessen Leib ein wolliger Haarwuchs angedeutet ist und dessen linkes Hinterbein sowie das Fussgestell abgebrochen ist, sowie die rechte

Hälfte des Hinterkörpers eines Ebers, dessen Borsten bis weit in den Rücken herabfallen und dessen Schwanz nach vorne spiralförmig zurückgewendet ist. Ferner die linke Hälfte des Kopfes eines Löwen mit schöner buschiger Mähne und ebenfalls die linke Hälfte des Kopfes einer Kuh mit dem Horn und einem Theil des linken Vorderbeines. Allerliebst aber ist die rechte Hälfte eines auf den Hinterbeinen sitzenden Eichhörnchens, welches eben im Begriffe ist, mit den Vorderpfoten eine Nuss zum Munde zu führen, um sie zu zernagen.

Die eigenthümliche Erscheinung, dass einzelne der Götterfiguren, namentlich aber die Thierfiguren sammt und sonders so zerbrochen sind, dass jedes Mal dabei nur die eine Hälfte erhalten geblieben ist, bestätigt die auch schon anderwärts bei antiken Thonfabrikaten gemachte Beobachtung, dass dieselben ebenso wie die Lampen[1]) in zwei Theilen verfertigt worden sind, welche beide zuerst in Modeln geformt und dann zusammengefügt wurden. Zum Ueberfluss wird eine solche Zusammenfügung beider Theile auch durch die bei vielen der gefundenen Thongegenstände noch deutlich erkennbaren Fugen bewiesen.

Bei fast allen bisher beschriebenen Thonfiguren springt die ausserordentliche Kleinheit in auffälliger Weise in die Augen. Wenn schon sie darauf hinweist, dass wir in ihnen Nippsachen, ja höchst wahrscheinlich sogar Spielzeug für Kinder vor uns haben, so wird diese an und für sich naheliegende Vermuthung einigermassen zur Gewissheit erhoben durch den Umstand, dass mit diesen Figuren zusammen eine ganze Menge kleiner Gegenstände von Thon gefunden worden sind, welche ganz und gar keine andere Bestimmung gehabt haben können, als den lieben Kleinen der damaligen Zeit zum Spielen in die Hände gegeben zu werden. Dahin gehören zunächst eine ganze Reihe kleiner Portraitbüsten auf theils runden, theils viereckigen Postamenten, alle leider ohne die zugehörigen Köpfe, mehrere mit Amuleten geschmückt, die an einem um den Hals laufenden Bande befestigt sind. Unter ihnen ist besonders interessant die 7 cm hohe Büste eines Mannes mit einem über den Kopf gezogenen Cucullus, der zu beiden Seiten in kleine Flügel ausläuft und dessen Saum ebenso wie das Gesicht des Mannes noch deutliche Spuren von rother und schwarzer Bemalung zeigt. Auch die Brust dieses Portraits zeigt eine an einem Bande um den Hals hängende Bulle. Die Flügel des Cucullus sind mit kleinen Oesen

1) Brunet, Revue archéol. X, 1853, p. 279. Braun, Bonner Jahrb. XII, 1848, p. 193.

versehen, wahrscheinlich zur Aufnahme von dünnen Schnüren zum Aufhängen. Neben diesen Büsten fanden sich kleine Rädchen von 5 und 6 cm Durchmesser, auf deren Vorderseite die Speichen angedeutet sind, während die Rückseite glatt ist, zahllose winzig kleine Thongefässe der verschiedensten Art und was nicht ohne Bedeutung ist, sogar zwei Kinderrasseln, die eine in Gestalt eines netten bausbackigen Kinderkopfes, die andere, leider etwas stark im Ofen verbrannte, in Form eines Wickelkindes.

Von Metall kam wenig Besonderes zum Vorschein, wenn man absieht von einem fragmentirten Bronzegriffel, einem chirurgischen sondenartigen Instrument, welches den von L. v. Urlichs in diesen Jahrbüchern (XIV, 1849, S. 33 f. Taf. I, 8. II, 5) beschriebenen sehr ähnlich ist, und einer schlecht erhaltenen glatten Spangenfibel mit Federring, wie sie allenthalben, wo römisches Leben am Rhein pulsirt hat, uns entgegentreten. Dagegen wurde eine stark abgenutzte Silbermünze der Julia Aquilia Severa, einer der Gemahlinnen des Kaisers Elagabalus mit der stehenden Concordia auf dem Revers zu Tage gefördert, was für die Datirung des ganzen Fundes nicht unwichtig erscheinen mag.

Das Interesse, welches sich an denselben knüpft, ist ein doppeltes, ein lokales und ein allgemein antiquarisches. Das lokale Interesse besteht in dem durch die oben erwähnte Entdeckung jetzt gelieferten Nachweis, dass solche technische Anlagen in der nächsten Nähe von Köln vorhanden waren, was bisher nicht bekannt war. Allerdings hätte man längst die Existenz derselben bei Köln und zwar um so mehr vermuthen dürfen, als in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt bei Frechen die schönste weisse Thonerde in Hülle und Fülle gewonnen wird, einem Orte, dessen Töpferwaaren ja noch heutzutage ein gewisses Ansehen geniessen.

Für weitere Kreise aber empfängt die Kölner Thonwaarenfabrik erst eine Bedeutung durch den Umstand, dass wir auch noch den Namen des Besitzers derselben kennen lernen. Derselbe hat nämlich auf der Rückseite von mehreren seiner Fabrikate den Stempel seiner Firma aufgedrückt. Derselbe lautet in seiner vollständigsten Fassung folgendermassen:

VINDEX F//////
C·C·A·A·ADCA
N T/// VNAS
NOVAS

Derselbe kehrt noch auf zwei anderen Postamenten von Figuren in der nachstehenden verkürzten Redaktion wieder:

VINDEX·FE
AD·CANTVN
A C NOV A C

und

VINDEX·FE
\D·CANT

Also:

Vindex f[e(cit) C(oloniae) C(laudiae) A(ugustae) A(grippinensium)
ad cantunas novas

oder verkürzt:

Vindex fe(cit) ad cantunas novas.

Vindex hiess demnach der Eigenthümer der Fabrik und er betrieb sein Geschäft, wie er selbst uns sagt, zu Köln an einem Orte, der *ad cantunas novas* genannt wurde. Das Wort *cantuna* ist meines Wissens bis jetzt noch aus keinem lateinischen Aktenstücke nachgewiesen. Vielleicht haben wir es hier mit einer dem Munde des Volkes entnommenen Bezeichnung zu thun. Und es darf uns gar nicht wundern, dass dasselbe im Laufe der Jahrhunderte gänzlich verschollen ist. Denn gerade die neueren Forschungen auf diesem Gebiete haben ergeben, dass es in dem Volksjargon so manches Wort gegeben hat, von dem entweder gar keine Kunde oder günstigeren Falles nur eine ganz schwache Spur seines vormaligen Lebens auf uns gekommen ist. Welche Bedeutung dasselbe indess gehabt hat, vermag ich vor der Hand nicht zu ermitteln. Nahe liegt es, dasselbe in eine Beziehung zu dem französischen *cantine* und dem italienischen *cantina* zu bringen, wodurch alsdann die lateinische Stammform für jene beiden neueren Ausdrücke gefunden wäre. Mag nun diese Vermuthung richtig sein oder nicht, interessant jedenfalls ist die Thatsache, dass es im alten römischen Köln eine Lokalität gegeben hat, welche den oben bezeichneten Namen geführt hat.

Während somit der Name der Lokalität noch seiner Deutung entgegensieht, sind wir dagegen glücklicher, wenn es gilt, die Zeit zu bestimmen, in welcher unser Thonwaarenfabrikant zu Köln sein Geschäft betrieben hat. Zunächst gewinnen wir als Zeitpunkt, über den hinauf wir denselben nicht rücken dürfen, die Regierung des Caracalla. Denn die Auffassung wie sie sich in des Vindex Darstellungen des Mars Gradivus ausspricht, erscheint im römischen Alterthum, so viel ich die hier in Betracht kommenden monumentalen Darstellungen kenne, zuerst auf dem Schlussstein des Triumphbogens des Septimius Severus zu

Rom und erhält ihre allgemeinere Verbreitung erst seit Caracalla durch die Münzen. Wenn es demgemäss schon an und für sich wahrscheinlich ist, dass es noch einige Zeit gedauert hat, ehe diese Darstellungsweise in den Provinzen Aufnahme gefunden hat, so giebt es andere Momente, welche mit aller Entschiedenheit für eine spätere Entstehungszeit dieser Thonfabrikate sprechen. Vorerst nenne ich die Schriftzüge der Firmenstempel. Wenngleich ich mir nicht verhehle, dass Schlüsse, aus dem Charakter der Buchstabenzüge gezogen, stets nur einen sehr relativen Werth haben, so gewinnen dieselben doch nicht wenig an Beweiskraft, wenn andere ausschlaggebende Momente sich ihnen zugesellen. Der Charakter der Buchstaben, wie er uns auf den den Fabrikaten eingebrannten Firmenstempeln entgegentritt, weist unzweideutig auf den Ausgang des 3. beziehungsweise Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. hin. Mit diesem Zeitansatz verträgt es sich ferner sehr wohl, dass die auf der Fabrikstelle gefundene Silbermünze mit dem Bildniss der Gemahlin des Kaisers Elagabalus starke Spuren längeren Cursirens an sich trägt. Den Ausschlag in der ganzen Frage gibt aber der Name, den Köln auf den angeführten Fabrikstempeln führt. Denn der Name Koelns ist keineswegs zu allen Zeiten der Römerherrschaft derselbe geblieben, sondern er hat vielmehr mehrfache Wandelungen [1]) erfahren. In den besten Zeiten des römischen Kaiserreiches hiess Köln *Claudia Ara* oder *Claudia Ara Agrippinensium* oder, wo kein Zweifel obwalten kann, wie z. B. auf rheinischen Inschriften, auch einfach *Ara*. In der späteren Zeit, ungefähr seit der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., wird sie mit Weglassung von Ara genannt *Colonia Claudia Augusta Agrippinensium*, abgekürzt *C. C. A. A.* oder *colonia Claudia Agrippinensium*, das vielleicht sehr bald nachher in die kürzere Bezeichnung *colonia Agrippinensis* oder *colonia Agrippina* übergegangen sein mag. Wenigstens begegnet uns die an erster Stelle angeführte Benennung in der oben gegebenen Abkürzung zuerst jetzt auf dem Bogen des sogenannten Pfaffenthores in Köln, dessen Erbauung unter Gallienus kürzlich Dr. Joseph Kamp nachgewiesen hat (vgl. Bonn. Jahrb. LXXVII S. 222 f.), und dann auf den Münzen des Postumus, während dieselbe ausgeschrieben auf einer wahrscheinlich derselben Zeit angehörenden Inschrift von Benevent (Corp. inscr. Lat. IX, 1584) sich wiederfindet. Allein auch die Herrlichkeit dieses

1) Vgl. die Belege bei Mommsen, Ephemeris epigraphica Bd. V S. 173 Anm. 1.

Namens war nicht von langer Dauer. Denn im fünften Jahrhundert bereits hat er dem Namen *Colonia* Platz machen müssen, wie dies uns die fränkischen Geschichtschreiber wie die Gesta regum Francorum c. 8, Gregor von Tours hist. VI, 24 und Hincmar vita S. Remigii bei Duchesne I, 524 bestätigen. Zieht man aus den eben berührten Einzelnheiten die Summe, dann ergibt sich als die Zeit, in welcher höchst wahrscheinlich die Fabrik des Vindex in Köln in Betrieb war, die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr.

Wie der Zufall nicht selten recht launig sein Spiel treibt, so hat die Bauthätigkeit desselben Jahres 1883, welche uns mit dem Fabrikanten Vindex und seinen Erzeugnissen bekannt gemacht hat, ihm kurze Zeit nachher den Ruhm des alleinigen Bekanntwerdens wieder genommen, indem sie in grausamer Weise auch die Werkstätte eines anderen Thonwaarenfabrikanten ans Tageslicht gezogen hat. Auch dieses Fabrikanten Officin hat in der Nähe von Köln gestanden; auch sie bezeichnet auf ihren Fabrikmarken Köln mit demselben Namen wie Vindex. Wofern nun die für diesen gegebene Argumentation zu Recht besteht, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass Beide in einer sich sehr nahe berührenden Zeit, wenn nicht sogar zu gleicher Zeit ihr Geschäft in Köln ausgeübt haben. War das Letztere wirklich der Fall, was ja nicht unmöglich ist, so hat Vindex jedenfalls seinem Geschäftsgenossen gegenüber einen ziemlich harten Stand gehabt. Denn wer einmal die beiderseitigen Fabrikate mit einander vergleicht, der kann nicht anders als eingestehen, dass die Erzeugnisse dieser zweiten Fabrik gegenüber denen des Vindex wie in den dargestellten Objecten gewählter, so auch in der Form vollendeter sind. Es hat sich nämlich im Herbste desselben Jahres nicht weit von dem Etablissement des Vindex entfernt auf der gegenüberliegenden Seite der Aachener Strasse bei den Erdarbeiten für die jetzt dort entstandenen Neubauten ebenfalls eine Thonwaarenfabrik mit nicht minder bedeutungsvollem Namen gefunden. Leider sind die Oefen, wie mir der Besitzer des Grundstückes auf Befragen mitgetheilt hat, nicht weiter untersucht und nur die zu Tage getretenen Thongegenstände, wenn auch diese nicht einmal alle und mit gehöriger Sorgfalt, gesammelt worden. Die Oefen waren aber nach der Beschreibung des eben erwähnten Besitzers zu urtheilen, ganz so eingerichtet wie die des Vindex. Auch diese Fabrik hat für den Bedarf des alltäglichen Lebens gearbeitet, wozu ihren Inhaber wahrscheinlich die dira necessitas zwang, auch sie hat Masken, Nippsachen und Spielzeug für die Kölner Jugend jener Zeit verfertigt. Allein sie

hat sich doch im Allgemeinen, so weit sich dies aus den vorgefundenen Fabrikaten schliessen lässt, die Herstellung der feineren und eleganteren Waaren angelegen sein lassen. Freilich lassen auch manche der aus ihr hervorgegangenen Götterbilder Vieles noch zu wünschen übrig, wie z. B. eine in Vorderansicht stehende nackte Venus und der Kopf einer weiblichen Figur mit dem unschönen Vollmondgesicht, in der wir wegen ihrer übermässig grossen Haube, welche dem den Matronen eigenthümlichen, nach Art eines hohen und dicken Wulstes gebildeten Kopfputze [1]) sehr ähnlich sieht, eine solche Muttergottheit zu erkennen haben werden. Im Ganzen und Grossen jedoch übertreffen sie die Fabrikate des Vindex um ein Beträchtliches. Denn die übrigen Figuren, wie vor Allem die sitzende Fortuna mit dem überaus edlen Gesichtsausdruck, welche das Füllhorn in der Linken, die Rechte auf das zur Seite stehende Steuerruder gestützt hat, sowie die zierlichen Trinkbecher, unter denen diejenigen in Form von Doppelurnen eine besondere Erwähnung verdienen, verrathen eine nicht gewöhnliche Technik. Nicht minder zeichnen sich die Medaillons dieser Fabrik durch gute und schöne Arbeit aus. Das grössere Medaillon, eine kreisrunde, von einem vertieften Rande umgebene Platte von weissem Thon von $12^1/_2$ cm Durchmesser, scheint beim Brennen misslungen zu sein; denn die Schärfe der Umrisse hat sehr gelitten. Es enthält die Darstellung eines Triumphzuges. Im Vordergrunde steht der Sieger auf einem von zwei Pferden gezogenen Wagen, deren Zügel von einem davorstehenden Manne erfasst werden; hinter demselben die herbeieilende Nike, in der erhobenen Rechten einen Lorbeerkranz, um den Triumphator zu bekränzen. Zur Seite der Pferde läuft ein dieselben anbellender Hund einher und im Hintergrunde wird über den Köpfen der Pferde ein Triumphbogen sichtbar, der wahrscheinlich die via triumphalis andeuten soll. Ganz besonders beachtenswerth aber ist die Form eines kleinen Medaillons mit der Darstellung eines Medusenhauptes, das eine in jeder Beziehung vortreffliche Arbeit aufweist. Kleine Flügel erheben sich von der Mitte der Stirne. Je ein Schlangenleib umsäumt die Wangen und zieht sich von dort bis zum Kinn herab, unter dem sie in einen Knoten sich verschlingen. Die Haare sind in einzelne, die Gestalt von Schlangen nachahmende Parthieen gegliedert und stehen wie in Todesschrecken gesträubt an allen Seiten vom Kopfe weit ab.

1) Vgl. die Thonfiguren aus Uelmen (Bonn. Jahrb. XVIII, 1852 S. 97 ff. Taf. IV) und die Abbildungen auf Monumenten Jahrb. XII, 1848, Taf. I—III.

Wenn man diese Form mit der Form eines aus dem Atelier des Vindex stammenden Genius zusammenhält, welcher, den Ellenbogen des rechten Armes auf einen nebenstehenden Baumstamm gestützt, in der Rechten ein Füllhorn, in der Linken anscheinend eine Schaale hält, dann wird man keinen Augenblick anstehen, den Erzeugnissen dieser zweiten Fabrik vor denen des Vindex den Vorrang einzuräumen, ja sogar unwillkürlich im Innern den Wunsch empfinden, dass uns von denselben doch mehr erhalten geblieben wäre als diese wenigen Stücke, ganz im Einklang mit dem Namen des Besitzers dieser Thonfabrik. Denn derselbe führte den bedeutungsvollen Namen *Servandus*. Diesen lernen wir ebenfalls aus den Firmenstempeln kennen, die er ebenso wie sein Geschäftsgenosse Vindex auf der Rückseite der Postamente seiner Götterfiguren angebracht hat. Derselbe liegt auf den bis jetzt bekannt gewordenen Stücken in dreifacher Fassung vor. Am vollständigsten steht er auf der viereckigen, innen hohlen Basis einer Statuette, von der bloss die beiden Füsse noch erhalten sind:

SERVAN
DVS CCA[1])
AD FORVM
HORDIAR

Also:

Servandus C(oloniae) C(laudiae) A(grippinensium) ad forum hordiar(ium).

Daneben erscheint folgende abgekürzte Form ebenfalls auf einer viereckigen innen hohlen Basis einer jetzt bis auf die gekreuzten Beine und die Reste eines nebenstehenden viereckigen Pfeilers zerstörten Figur

E RVAN
DVS CCAA
FECIT

Endlich kehrt dieselbe noch einmal auf dem Postamente der oben erwähnten Figur der Fortuna mit der nachstehenden Variante wieder:

S E R V
A N D V S
F'E C I T
C C A A

---

1) Diese kürzere Bezeichnung von Köln mit Auslassung von *Augusta* haben auch einzelne Münzen des Kaisers Postumus. Vgl. De Witte, Empereurs de Gaule p. 9 n. 17.

Abgesehen von dem Namen Kölns, der, wie wir oben gesehen haben, für die Zeitbestimmung von Bedeutung ist, erregen auf diesen Fabrikmarken des Servandus und des Vindex insbesondere die Zusätze *ad forum hordiarium* und *ad cantunas novas* unser Interesse. Bekanntlich war im ganzen römischen Alterthum bis in die späteste Zeit des Kaiserthums hinein die Benennung der Strassen eine schlecht organisirte und deshalb durchaus unzureichende. Da es demgemäss in grossen volkreichen Städten äusserst schwer fiel, ein bestimmtes Haus sogleich zu finden, so war in der Geschäftswelt nicht bloss in Rom, sondern auch in den Provinzen seit Augustus die Sitte aufgekommen, die Lage eines Geschäftslokals durch Angabe der Stadtgegend oder eines in der Nähe befindlichen Allen bekannten öffentlichen Gebäudes oder Monumentes oder Platzes näher zu bezeichnen. Und wir kennen aus den römischen Inschriften noch eine ganze Reihe von Bezeichnungen von Lokalitäten, welche solchen Umständen ihren Ursprung verdanken, wie z. B. *ad Ninfas* [1]), *ad tres Fortunas* [2]), *ad Nixas* [3]), *post aedem Castoris* [4]), *a quattuor scaris* [5]) u. a. m. Wir werden also in diesen Zusätzen eine Angabe des Geschäftslokals der beiden Kölner Thonwaarenfabrikanten zu sehen haben. Allein es fragt sich, wo wir die so bezeichneten Lokalitäten suchen müssen, ob an der Stelle vor dem Hahnenthor an der nach Melaten führenden Strasse, wo die beiden Fabriketablissements ausgegraben worden sind, oder innerhalb der Ringmauern des heutigen Kölns. Dass das Erstere nicht gut möglich ist, ergibt sich schon aus der heute hinlänglich festgestellten Thatsache, dass das alte Köln zu keiner Zeit der römischen Herrschaft, selbst nicht einmal in seiner grössten Ausdehnung, sich bis zu der eben genannten Stelle [6]) erstreckt hat. Ist dies aber der Fall, dann ist es viel wahrscheinlicher, dass durch die in jenen beiden Zusätzen enthaltenen Angaben nicht sowohl eine Bezeichnung der Stelle, wo die Fabrikation als vielmehr wo der Verkauf der Gegenstände in der Stadt

1) Marini, Atti degli Arvali p. 347a.

2) Vitruv. III. 2, 2. Crinagoras Anthol. Planud. IV, 40. Vgl. Zangemeister, Hermes II, 469.

3) Calendarium des Philocalus z. 15. Oct. Corp. inscr. lat. I p. 352. 404.

4) Orelli 4195.

5) Henzen 5087: *negotiator penoris et vinorum de Velabro a IIII scaris.* Vgl. Jordan, Archäol. Zeitung XXIX, 1871, p. 65 ff.

6) Mertz, Beitrag zur Feststellung der Lage und der jetzigen Beschaffenheit der Römermauern zu Köln. Köln 1883 S. 5 ff.

selbst betrieben wurde, gegeben ist. Wo aber im römischen Köln der Gerstenmarkt und die cantunae novae gelegen haben, das freilich sind wir bei unserer mangelhaften Kenntniss des hier einschlägigen Details einstweilen zu bestimmen nicht im Stande. Allein auch so müssen wir zufrieden sein, indem wenigstens unsere Kenntniss der so wie so noch ziemlich dunkelen Topographie des römischen Köln[1]) um ein paar, wenn auch noch nicht direkt verwerthbare Notizen bereichert worden ist.

Unwillkürlich fragt man sich, ob diese beiden Firmen auch über das Weichbild des damaligen Köln hinaus eine Absatzquelle für ihre Elaborate gefunden haben. Es liegt diese Frage um so näher, als sie nicht die einzigen gewesen sind, welche Thonwaaren herstellten, sondern auch noch an anderen Orten des Niederrheins solche Fabriken bestanden haben, von denen einzelne sogar nicht weit von Köln selbst entfernt lagen, und als wir wissen, dass andere Fabriken ausgedehnte Geschäftsverbindungen mit entfernten Gegenden hatten. In der That scheint es, als wenn der Betrieb der beiden Fabriken nicht bloss auf den Bedarf der Umgegend beschränkt geblieben ist, sondern dass sie ein ziemlich ausgedehntes Absatzgebiet für ihre Waaren gehabt haben. Denn zu Nymwegen hat sich eine zierlich gearbeitete Lampe mit dem Bacchuskopfe gefunden, die den Stempel *VINDEX FE* trägt (Schuermans, Sigles figulins n. 5762). Vgl. den Brief von Smetius an Heinsius de lucernis veterum reconditis, Nymwegen 1783, p. 17. Ebenso kehrt der Name des anderen Fabrikanten Servandus[2]) auf einem Teller wieder mit dem Stempel *SERVANDO(f)* (Schuermans l. c. n. 5135), der bei dem Städtchen Wimpfen auf der Grenze zwischen Baden und Würtemberg aufgefunden worden ist. Vor der Hand möchte es indess sich empfehlen, so lange nicht andere Indicien hinzukommen, nicht allzu voreilig auf die blosse Uebereinstimmung der Namen hin die beiden Kölner Thonwaarenfabrikanten mit den auf dem Nymwegener und

1) Nur noch eine einzige örtliche Bezeichnung ist uns ausserdem aus dem alten Köln bis jetzt bekannt geworden, nämlich der *vicus Lucretius* auf einem bei Gereon gefundenen Weihesteine (Corp. inscr. Rhen. 348), von dem Düntzer (Verzeichniss der röm. Alterth. des Museums Wallraf-Richartz in Köln S. 42) vermuthet, dass er sich an der Stelle, wo der Stein gefunden worden ist, nordöstlich in nächster Nähe der römischen Stadt befunden habe.

2) Die Stempel *SERVA · F* zu Nymwegen (Schuermans n. 5133) und *SERVA(O)F* aus der Sammlung von Ebele (ebenda n. 5134) übergehe ich als nicht in der Deutung sicher.

Wimpfener Stempel genannten Personen zu identificiren. Ich wenigstens halte einen solchen Schritt für höchst gewagt. Denn wenngleich keine anderen Töpfer, welche diesen Namen geführt haben, bis jetzt nachgewiesen sind, so ist doch stets im Auge zu behalten, dass die Namen Beider keineswegs zu den selteneren gehören.

Kaum waren die Fabrikate jener beiden Töpfereien genauer bekannt geworden, als ungefähr einen Monat nachher unweit der Stelle, wo die Oefen des Servandus entdeckt worden waren, auf derselben Seite der Strasse abermals Oefen aufgefunden wurden und ebenso Fragmente von Thonsachen der verschiedensten Art. Da der dort zu errichtende Neubau noch vor Einbruch der schlechten Jahreszeit unter Dach gebracht werden musste, so wurde den Einzelnheiten des Fundes gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, die Oefen anstatt untersucht zu werden, einfach, so weit es für die Fundamente erforderlich war, ausgebrochen und im Uebrigen zugeschüttet. Auf diese Weise ist es denn auch gekommen, dass von den vorgefundenen Thongegenständen wenig erhalten worden ist. Ins hiesige Provinzial-Museum wenigstens sind bloss zwei Figuren gelangt. Nämlich die Büste eines Kindes von gelblichem Thon, deren Kopf abgebrochen ist, inwendig hohl und an beiden Seiten offen. Um den Hals ist ein Band geschlungen, an dem ein Schmuck in Form eines Halbmondes hängt. Ferner das Fragment einer Statuette von feinem weissem Thon auf viereckiger Basis. Erhalten sind ein kleiner Theil der Beine oberhalb der Knöchel mit den beiden hochbeschuhten Füssen und einem zur Seite sitzenden Thier, dessen Kopf abgeschlagen ist, wahrscheinlich einem Hunde. Beides lässt unschwer hierin eine Darstellung der Diana erkennen. Hierzu kommen noch ein vollständig erhaltener Eber, sowie ausser einigen Frauenköpfen drei Figuren, welche sämmtlich in den Besitz des Herrn Merkens in Köln übergegangen sind. Zunächst eine Venus, der jetzt der Kopf fehlt. Die bis an die Hüften bekleidete Liebesgöttin, über deren Schultern zu beiden Seiten Haarlocken herabfallen, steht in Vorderansicht da, das linke aus dem Gewande sich stark abhebende Bein etwas vorgesetzt. In der rechten Hand hält sie ein Lotosblatt vor den Unterleib, während die linke herabhängt. Links neben ihr steht ein ziemlich roh gearbeiteter Priapus, welcher durch einen grossen Phallus charakterisirt ist. Das zweite Stück ist der wohlerhaltene Kopf einer Matrone mit hohem Kopfputz, wie er auf Thonbildern dieser Gottheiten häufig gefunden wird. Endlich der ziemlich gut gearbeitete Torso einer nackten männlichen Figur, welche mit überschlagenen Bei-

nen und auf die Brust gelegter Rechte sich an einen nicht mehr vorhandenen Gegenstand angelehnt zu haben scheint. Der Kopf, der linke Arm, sowie der untere Theil der Figur von der Mitte der Unterschenkel ab fehlen jetzt.

Was aber diesem Funde ein besonderes Interesse noch verleiht, ist der Umstand, dass wir auch den Namen des Verfertigers dieser Gegenstände erfahren. Denn auf der Rückseite des zur Statuette der Diana gehörenden Postamentes hat auch er seinen Namen in einem Fabrikstempel verewigt. Er lautet:

A L L I V
S F E

Also: *Allius fe(cit)*.

Auch dieser Name begegnet uns anderwärts auf Töpferstempeln, so zu Allier, Tours und London (Schuermans a. a. O. n. 226. Corp. inscr. Lat. VII n. 1336, 51). Ob sein Träger an jenen Orten mit dem Verfertiger der oben beschriebenen Dianastatuette identisch gewesen ist, wage ich weder zu behaupten noch zu läugnen.

So hat denn die aus dem längst vergessenen Schutte früherer Zeiten hervorgezogene todte Thonmasse wieder einiges Leben empfangen und zugleich uns einen Einblick eröffnet in die Werkstätten friedlichen Gewerbefleisses, wie sie sich im alten Köln neben der Militärstation am Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. angesiedelt hatten. Je weiter der Ausbau der neuen Stadttheile in Köln voranschreitet, desto mehr wächst die Aussicht, allmälig auch über die übrige gewerbliche Thätigkeit unter der Civilbevölkerung der alten Ubierstadt, von der uns aus den Steinmonumenten bisher eine so verhältnissmässig spärliche Kunde zu Theil geworden ist, ein helleres Licht verbreitet zu sehen.

Bonn. Josef Klein.

5. Der Onyx von St. Castor in Coblenz.

Hierzu Taf. III und IV.

Die St. Castorkirche zu Coblenz gehört zu den ältesten Kirchen des Rheinlands. Die Urkunden über ihre Geschichte hat in neuerer Zeit Richter zusammengestellt[1]). Aus dessen Buche sei hier das Folgende mitgetheilt. Der heilige Castor, von Herkunft ein Aquitanier, kam nach Trier, um sich wie der h. Lubentius von Maximinus, dem zweiten Bischofe dieses Namens (332—349), in den geistlichen Wissenschaften unterrichten zu lassen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. gründete er eine Kirche in Carden; hier wirkte er im Verein mit dem h. Lubentius, den Maximinus um 340 der Kirche zu Cobern vorgesetzt hatte. Nachdem er am 13. Februar in hohem Alter gestorben war, wurde er in der von ihm erbauten Kirche in Carden bestattet. Erst zur Zeit des Trierischen Erzbischofs Weomadus (753—791) wurden die Gebeine des Heiligen durch den frommen Priester Marcius wieder aufgefunden. Zwei Handschriften aus dem 13. und 14. Jahrh., in der Coblenzer Gymnasialbibliothek unter Nr. 5 und 6 aufbewahrt, erzählen, dass ihm in einer Vision der Ort kundgegeben worden sei, wo die Reste des Heiligen verborgen waren. Die aus dem Grabe erhobenen Reliquien wurden in der damals dem h. Paulinus geweihten Kirche in Carden beigesetzt, aber bald getheilt, indem die eine Hälfte in der Kirche zu Carden blieb, die andere aber im Jahre 836 durch Hetti, Abt zu Mettlach, den damaligen Erzbischof von Trier, mit grosser Feier nach Coblenz gebracht und in der Kirche niedergelegt wurde, welche er gebaut hatte. Die Ueberbringung geschah am 11. November. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde das neue Gotteshaus zu Ehren des h. Castor eingeweiht. Hetti stand bei Ludwig dem Frommen in besonderm Ansehen. Auch ist noch ein Brief vorhanden, mit dem Eginhard dem Erzbischof

1) Sanct Castor zu Coblenz, als Münster, Stift und Pfarrkirche, von Dr. A. J. Richter, Coblenz 1868, 3. Aufl.

Hetti Reliquien übersendet, welche dieser zur Weihe einer neuen Basilika sich erbeten hatte. Eine zuverlässige Nachricht über die Einweihung von St. Castor giebt der Trierische Chorbischof Thegan in seiner Lebensbeschreibung Kaiser Ludwigs des Frommen, dessen Zeitgenosse er war. Diese ist uns in einer Wiener Handschrift erhalten, die Pertz in seine Monumenta Germaniae historica, Tom. I, p. 603 aufgenommen hat. Die bezügliche Stelle lautet in deutscher Uebersetzung[1]): „In demselben Jahre brachte der Erzbischof Hetti von Trier, einer göttlichen Eingebung folgend, den Leib des heiligen Castor von Carden (Caradona), dem Orte, wo er früher ruhte, nach Coblenz, wo die Mosel sich in den Rhein ergiesst, in die Klosterkirche, die der oben genannte Erzbischof von Grund aus gebaut hatte, wie es ihm in einem Traume der h. Maternus, welcher der dritte Trierer Erzbischof war, befohlen hatte. Am Festtage des h. Martinus kam der heilige Leib mit grossen Ehrenbezeugungen nach Coblenz und am nächsten Tage, einem Sonntage, weihte der Erzbischof die Kirche zu Ehren des h. Castor und aller heiligen Bekenner. Nach dieser Einweihung, am 14. Tage vor den Kalenden des Dezember, einem Sonntage, kam der kaiserliche Herr mit seiner Gattin und seinen Kindern und brachte daselbst nach dem feierlichen Hochamte reiche Geschenke in Gold und Silber dar und blieb dort zwei Tage und zwei Nächte. Der Erzbischof ehrte ihn mit seiner Gattin, seinen Kindern und seiner ganzen Familie durch zahlreiche Geschenke. Der Kaiser kehrte dann zurück zu seinem Hoflager in Aachen und blieb dort den ganzen Winter.“

Unter den Schätzen der Kirche befand sich ein auf Pergament geschriebener, reich mit Edelsteinen verzierter Codex der vier Evangelien, welcher der Sage nach ein Geschenk Ludwig des Frommen an die Kirche war. Richter erzählt von ihm das Folgende: „Nur an hohen Festtagen in Gebrauch prangte er als eine altehrwürdige Zierde auf dem Hochaltar. Für den kaiserlichen Spender sprach dessen werthvolle Ausstattung, insbesondere der dem Deckel des ursprünglichen Einbandes eingefügt gewesene handgrosse Onyx, das Bild eines Heroen, wenn nicht des deutschen Kaisers darstellend. St. Castors Münster trauert um beide Gegenstände. Nachdem nämlich die Ungunst der Zeit das alterthümliche Manuskript seines Schmuckes bis auf diesen letzten kostbaren Edelstein entkleidet hatte, ist in den ersten Jahren unseres Säkulums nicht allein dieser, dessen Form, Grösse und

1) Richter, a. a. O. S. 47, wo der lateinische Text abgedruckt ist.

besagte bildliche Darstellung uns die Neuzeit in einer der Handschrift angefügten Abbildung aufbewahrt hat, zuerst versatzweise um die Summe von 1500 Gulden nach Frankfurt am Main und dann auf dem Wege förmlichen Verkaufs um 1500 Franken nach Paris in die schachernde Hand der Spekulanten gewandert, sondern auch das historisch merkwürdige Schriftdenkmal selbst dem Behalte der Sakristei von St. Castor ganz und gar entzogen worden. Der General Marceau, welcher zur Zeit der französischen Invasion nach dieser carolingischen Seltenheit fahndete, dieselbe aber nicht vorfand, liess fünf der Stiftsherren von St. Castor, darunter Ludwig von Hommer greifen und einthürmen. Die Pforte des Ochsenthurms zu öffnen, aus ihrer Haft sie zu erlösen, that ihr Mitbruder, der bei dem Gebieter beliebte Johann Milz, der spätere Weihbischof von Trier, Fürsprache. Doch erst der achte Tag gab denselben die Freiheit zurück. Canonicus Hommer ist aller Wahrscheinlichkeit nach derjenige, welcher, das heilige Kleinod vor den Nachstellungen der Fremdlinge sicher zu stellen, zumeist bemüht gewesen. Als Ersatz für dieses Verdienst, sowie dafür, dass er einer von den festgenommenen Geisseln gewesen, soll ihm, dem damaligen Pfarrer an der h. Kreuzkirche zu Ehrenbreitstein, die fast in Vergessenheit gerathene Handschrift von Freundes Hand geschenkt worden sein. Durch ihn wurde der Einband des Buches in rothen Sammt bewirkt und auf dessen vorderen Deckel in der Mitte an der vertieften Stelle, wo früher die Camee zu sehen war, ein altes Elfenbeinschnitzwerk, Christi Kreuzigung, umgeben von vier Emailmedaillons, welche Darstellungen aus dem neuen Testamente zeigen, eingefügt. Mit dieser neuen Ausstattung verehrte derselbe dann später als Generalvikar der Diöcese Trier das werthvolle Schriftstück der Pfarrkirche zum h. Kreuze in Ehrenbreitstein. Der Generalvikar von Hommer, welcher als nachmaliger Bischof von Trier 1836 starb, hat dem Buche einen Bericht über dessen jüngstes Schicksal vorgesetzt, welcher, von ihm eigenhändig unterschrieben, das Datum vom 19. März 1819 und sein Familien-, Pfarr- und bischöfliches Siegel trägt.“ Derselbe lautet in deutscher Uebersetzung [1]): „Wiewohl die alten handschriftlichen Codices schon ihres Alters wegen eine besondere Beachtung verdienen, so wird ihr Werth doch dadurch sehr erhöht, wenn angegeben werden kann, welcher Corporation sie angehörten, welchem Gebrauche sie gedient haben, welche Ueberlieferung sich an dieselben knüpft und wel-

1) Vgl. den lateinischen Text bei Richter a. a. O. S. 283.

ches ihre späteren Schicksale waren. Der vorliegende, die vier Evangelien enthaltende Codex gehörte seit alter Zeit der Collegiatstiftskirche zum h. Castor in Coblenz an und wurde an Festtagen während der h. Messe, nachdem das Evangelium gesungen war und beim Friedenskusse, vom Subdiakonus den Canonikern und den Vikaren zum Kusse gereicht. Die rechte Seite des Deckels war mit Sammt überzogen und um den Rand mit feinstem geflochtenen Golde und vielen ungeschliffenen Edelsteinen verziert. In der Mitte befand sich ein Onyx von seltener Grösse, auf dem der Kopf irgend eines Helden dargestellt ist. Es war unter den Canonikern eine alte Ueberlieferung, dass Ludwig der Fromme, der für den Gründer der Kirche gehalten wurde, dieses prachtvolle Buch geschenkt habe, was sowohl die kunstvolle Arbeit des Deckels, als die Form der Buchstaben, die der des neunten Jahrhunderts entspricht, zu bestätigen schienen. Die Kirche bediente sich dieses Codex beim Gottesdienste, bis zur Zeit der französischen Revolution die siegreichen Franzosen im Jahre 1794 im October das ganze rechte Rheinufer besetzten. Um diese Zeit flüchteten die Canonici das Buch, damit es nicht eine Beute der Feinde werde, ebenso wie die andern Kirchenschätze an sichere Orte. Die Sorge war nicht überflüssig, denn die Franzosen waren kaum drei Monate im Lande, da wurde nach dem ihnen schon vorher bekannten Codex geforscht und, da er nicht abgeliefert werden konnte, wurden fünf Canoniker, deren einer ich selbst war, als Geisseln in das Gefängniss abgeführt, aus dem sie, als die Franzosen die Unmöglichkeit sahen, das Buch herbeizuschaffen, erst am achten Tage befreit wurden. Es ereignete sich nun, dass die Canonici, die mehrere Jahre ihre Einkünfte entbehrt hatten und an der Aufhebung des Collegiatstiftes nicht mehr zweifeln konnten, um ihr Leben zu fristen, mehrere Kostbarkeiten verkauften und die obengenannte Gemme gegen 1500 Gulden an Frankfurter Kaufleute verpfändeten. Diese liessen dieselbe in Kupfer stechen, so dass der Kupferstich sowohl die Grösse des Edelsteins als das Bild darauf genau wiedergiebt. Ein Exemplar desselben ist am Schlusse dieses Vorworts beigefügt.

Die Handschrift hielten unterdessen die Canonici zurück und es dauerte lange, bis dieselbe durch die Gefälligkeit eines Freundes in meine Hände kam. Ich freute mich des so werthvollen Schatzes und glaubte ein Recht zu haben, mir ihn anzueignen, weil ich einst ein Mitglied jener Kirche war, aber von dem Erlöse der verkauften Sachen keinen Theil erhalten hatte. Den Codex liess ich, nicht, wie es der Werth

des Gegenstandes verlangte, sondern, wie es meinen Mitteln entsprach, neu binden und den Deckel mit Verzierungen schmücken. Dann machte ich denselben der Pfarrkirche zum h. Kreuz in Ehrenbreitstein zum Geschenke, damit er, wie er ehedem dem Gottesdienste bestimmt war, so auch in Zukunft an festlichen Tagen den übrigen Reliquien beigesellt und als ein Buch des Lebens auf den Altar gestellt werden könne. Dieses ist die wahre Geschichte des Buches, die ich miterlebt, gesehen und erfahren habe, deren Wahrheit ich durch eigenhändige Unterschrift zum ewigen Gedächtniss habe bezeugen und mit meinen verschiedenen Amtssiegeln, dem der Familie, der Pfarre und des Vikariates habe bekräftigen wollen, um damit der Nachwelt nützlich zu sein.

Ehrenbreitstein, am Tage des h. Joseph, 1819.

Josephus Ludovicus ab Hommer."

Durch einen glücklichen Zufall bin ich im Stande, über die Schicksale und den Verbleib des werthvollen Onyx von St. Castor einige Aufklärungen zu geben. In dem Nachlasse meines am 24. November 1840 in Coblenz verstorbenen Grossoheims Anselm Goblet, der früher Ordensgeistlicher der Abtei Rommersdorf bei Neuwied gewesen war, fand sich die geäzte Kupferplatte, die jenen Onyx in natürlicher Grösse darstellt und von der die diesem Aufsatze auf Taf. III beigegebene Abbildung abgedruckt ist. Bei dieser Kupferplatte lag eine Quittung des Herrn Johann Joseph Goblet, der ein Bruder des Anselm Goblet und Vikar an der Kirche St. Castor in Coblenz war. Er ist als solcher von Richter, S. 302, im Personalbestand des Collegiatstiftes von St. Castor vor der Säcularisation nach dem letzten Kurfürstlich Trier'schen Hof- und Staats-Kalender von 1794, aufgeführt. Er starb in Coblenz am 26. März 1820.

Diese Quittung lautet:

Unterzogener bescheinigt, dass ihm von seinem Konfrater Milz der Drittheil des Preises eines gemeinschaftlich um 1448 f. 4 Xr. angekauften Edelsteins mit vier hundert achtzig zwei Gulden 41$^1/_3$ Xr. baar gezahlt worden seyn, worüber er eigenhändig quittiret.

Coblenz d. 9. Merz 1809

= 482 f. 41$^1/_3$ Xr. Johan Joseph Goblet

ex Vicaire zu St. Castor.

Hiernach sind jene früheren Angaben zu berichtigen. Ich konnte

noch das Folgende in Erfahrung bringen. Nach einer Mittheilung des Herrn Domprobst Holzer in Trier, der früher Pfarrer an der Liebfrauenkirche in Coblenz war, wurde der Onyx erst nach Limburg, dann nach Augsburg gebracht. Nachdem General Marceau die Canonici in Coblenz hatte einsetzen lassen, forderte Milz eine Audienz bei ihm, als er gerade bei Tafel sass. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt. Marceau betrachtete die lange Gestalt des Milz und sagte ihm, er habe seinen Beruf verfehlt, er hätte Kutscher werden müssen, dann hätte er vom Bocke aus vierspännig fahren können. Die Canonici wurden indessen frei gelassen, indem sie versprachen, nach den geflüchteten Kirchenschätzen auf der rechten Rheinseite Nachforschung anstellen zu lassen. Die drei Personen, welche sich in den Preis des Onyx theilten, waren die Canonici Milz und von Düsseldorf und der Vikar Goblet. Nachdem ich jene Kupferplatte aufgefunden hatte, gelang es mir bald aus dem Munde eines angesehenen, im Jahre 1868 in hohem Alter gestorbenen Kaufmannes in Coblenz zu vernehmen, dass er selbst von den Canonici zu St. Castor mit dem Verkauf des Onyx beauftragt worden sei und dass er die Abbildung desselben, die der Goldarbeiter Schultes besorgt, in Frankfurt a. M. habe machen lassen. Das Bild sei, mitunter auch der Stein selbst, durch alle Welt gewandert, bis er den letzteren endlich in Paris an einen Händler für etwa 3000 Francs verkauft habe. Er erzählte noch, dass er den in einem Futteral wohlverwahrten Stein auf der Reise durch Frankreich einmal in einem Wagen habe liegen lassen, nach einem halben Tage aber wiedergefunden habe. Dass der Onyx einmal in Frankfurt verpfändet war, sagte er nicht. Auf dem Kupferstiche steht unten: Neubauer sculp:. Unter fünf Kupferstechern dieses Namens, die Nagler[1]) anführt, scheint F. L. Neubauer die Platte gestochen zu haben, weil von ihm Portraitbilder, von den andern nur Landschaften erwähnt werden. Unter den von ihm gestochenen Bildnissen wird das eines Senators Brönner genannt. Diese Familie lebt noch in Frankfurt.

Im Jahre 1868 legte ich den in Bonn versammelten Archaeologen die Kupferplatte vor und theilte mit, was mir über den Onyx bekannt war[2]). Ich bezeichnete den darauf geschnittenen Kopf als das Bild des Kaisers Constantin des Grossen, weil ich, als Münzsammler mit den

1) G. K. Nagler, Künstler-Lexikon, Bd. X, 1841, S. 200.

2) Verhandlungen des internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn im September 1868, herausgegeben von Prof. Dr. E. aus'm Weerth, Bonn 1871.

Gesichtszügen der römischen Kaiser vertraut, nur eine Aehnlichkeit mit diesem Kaiser erkennen zu können glaubte. Auch theilte ich mit, dass Archivrath Eltester, mit dem ich in Ehrenbreitstein das Evangelienbuch angesehen hatte, die Schriftzüge desselben nicht wie von Hommer in das 9., sondern in das 12. oder 13. Jahrhundert gesetzt habe. Der ursprüngliche Codex soll nach v. Stramberg[1]) in die Sammlung des Grafen von Renesse gekommen sein. Ich hatte Nachforschungen über den möglichen Verbleib der Camee in Paris, Wien und Berlin angestellt, aber vergeblich. Man deutete auf die Möglichkeit, dass er nach St. Petersburg gekommen sein könne. Ich vertheilte deshalb in jener Versammlung Abzüge der Platte an die Anwesenden mit der Bitte um Nachforschungen über das werthvolle Kleinod, das einst dem Rheinlande angehört hat und ihm auf so traurige Weise verloren gegangen ist. In Folge dieser Aufforderung ersuchte Prof. aus'm Weerth, der erste Generalsekretär jenes Congresses, Herrn A. de Longpérier, damals Conservator der kaiserl. Museen im Louvre, sich über diesen und über den auf der Congressausstellung befindlichen, auf dem Titelblatt des Congressberichtes abgebildeten Onyx eines Vortragkreuzes aus dem Dom zu Minden zu äussern. Herr de Longpérier willfahrte diesem Wunsche und schrieb über unsern Onyx das Folgende[2]):

Quant à la grande pierre, qui d'après l'estampe de M. Neubauer, aurait orné autrefois un évangelière de Saint Castor de Coblentz, elle existe au Cabinet des médailles de la Bibliothèque impériale, où elle a été achetée comme étant trouvée à Bavay dans le siècle dernier. (Voyez: Chabouillet, Catalogue général et raisoné des camées et pierres gravées de la Bibliothèque impériale 1858, p. 20, Nr. 122.)

Quand on compare la gravure de M. Neubauer avec l'original, on trouve des différences notables, principalement dans le nez et dans l'oeil. Cela suffit pour dérouter ceux, qui ont cherché le camée dans les collections (!). La gravure tend à faire du camée un portrait de Constantin, ce que la forme du menton rend impossible. Tandis que dans la pierre, dont le nez est plus droit, l'oeil plus ouvert, on ne voit qu'un type idéal de Minerve-Rome, avec des cheveux longs, qui conviennent parfaitement à un personage féminin. Du reste on ne peut douter de l'identité de la pierre; M. Neubauer ayant exprimé avec le plus grand soin les petites taches opaques semées en divers

1) Rhein. Antiquarius II, 1, S. 89.

2) Vgl. Verhandlungen u. s. w. S. 98.

endroits. Je dois aussi faire remarquer, que sur le camée le gorgonium, placé au centre de l'égide, n'est pas entouré d'un bourrelet en torsade, comme on le voit dans l'estampe. On a trop régularisé la chevelure serpentueuse de Méduse. Il est évident, que le camée a été exécuté à une époque basse et peut-être du temps de Constantin. Par son travail, il n'est pas sans analogie avec les médaillons de bronce, portant la légende Urbs Roma autour d'une tête casquée.

Ici se présenterait naturellement une question intéressante, celle de savoir, si dans ces bustes de l'Urbs Roma et de Constantinopolis les graveurs de médailles n'ont pas voulu rappeler en les idéalisant les traits des personnages de la famille impériale, d'Hélène ou de Fausta par exemple. La ressemblance, qu'on observe sur les monuments numismatiques de cette époque entre les têtes attribuées aux deux villes et celles des personnages féminins et même masculins, appartenant à la famille régnante, peut tenir a une certaine habitude de main. Alors même, qu'on pourrait constater un certain rapport entre la tête du grand camée et celles des impératrices constantiniennes, il serait peut-être imprudent de chercher un nom special. Pour ma part, d'accord avec les conservateurs du cabinet des médailles, je n'y vois qu'une image de divinité. Mais ce sont là des sujets, que vous pouvez, Monsieur, examiner et traiter à nouveau, et que votre expérience des monuments antiques vous permettra de présenter sous leur véritable jour. En vous les signalant, j'ai voulu simplement répondre à la confiance bienveillante, que vous m'avez fait l'honneur de me témoigner.

Paris, 22. Décembre 1869.

Longpérier.

Trotz gewisser Verschiedenheiten erkennt Herr de Longpérier die Uebereinstimmung des Stiches mit dem Onyx an, die sich aus der genauen Wiedergabe der kleinen Flecken des Steines schon mit grosser Sicherheit ergiebt. Als ich im April 1877 den Onyx auf der Bibliothek in Paris sah, konnte ich die Identität bestätigen. Wenn de Longpérier sagt, dass gewisse Abweichungen in der Nase und dem Auge hinreichend seien, um die zu täuschen, welche den geschnittenen Stein in den Sammlungen gesucht hätten, so bezieht sich diese Bemerkung vielleicht darauf, dass man das Vorhandensein des Steines bei meiner ersten Anfrage in Paris in Abrede gestellt hatte. Wenn er aber weiter bemerkt, dass der Stich das Bestreben erkennen lasse, ein Porträtbild Constantins herzustellen, so beruht diese Annahme wohl

auf der falschen Unterstellung, als hätte der Kupferstecher schon die Ansicht gekannt, der dargestellte Kopf sei der des Constantinus magnus. Ich selbst habe dies zuerst ausgesprochen und habe den Abzügen, die 1868 von der Platte gemacht wurden, die Bezeichnung beidrucken lassen: „Geschnittener Onyx mit dem Bilde des Constantinus magnus, welcher ein Evangelienbuch der St. Castorkirche in Coblenz geschmückt hatte und ein Geschenk Ludwig des Frommen an diese Kirche gewesen sein soll.“ In dem Schreiben des Bischofs von Hommer heisst es, dass das Bild irgend einen Heroen vorstelle, Richter meint, es könne das Bild des deutschen Kaisers sein. Die Annahme, der Kupferstecher habe den Constantinus magnus darstellen wollen, ist gar nicht zulässig, ebensowenig, dass derselbe absichtlich die Gesichtszüge des Kopfes geändert habe. De Longpérier sagt, dass auf dem Bilde des Onyx die Nase mehr gerade, das Auge offener sei und der gedrehte Ring um den Kopf der Medusa fehle. In Bezug auf den Mindener Onyx mit dem Kopfe des Kaisers Domitian macht er in jenem Schreiben eine Bemerkung, die gewiss auch auf den Coblenzer Onyx Anwendung findet. Er sagt: zwischen den Cameen und den Münzen, welche dieselben Personen darstellen, giebt es fast immer eine leichte Abweichung der Linien, die den geschnittenen Steinen nicht zum Vortheil gereicht, während die Marmorarbeiten sich mehr den Medaillen annähern. Dies kommt von der Schwierigkeit der technischen Ausführung. Der Steinschneider, so gross auch seine Geschicklichkeit sei, ist nicht vollständig Herr seiner Arbeit, wie der Künstler, der den Stempel einer Münze schneidet, oder eine Büste in Marmor ausführt. Wenn aber Julius Friedländer in seinem Urtheil über den Mindener Stein sich dahin äussert, dass, während auf den römischen Münzen die Bildnisse immer charakteristisch seien und selbst kunstlose Münzen aus späteren Zeiten die Kaiser fast immer zweifellos erkennen liessen, seien die Bildnisse selbst auf grossen Cameen oft unbestimmt, nicht etwa idealisirt sondern verflacht, so kann man dies von dem Bilde auf dem Onyx von St. Castor, da der Stich doch im Wesentlichen zuverlässig ist, nicht sagen, der Kopf ist charakteristisch und idealisirt. Herr de Longpérier hält die Identität des Steines und des Stiches für unzweifelhaft und schreibt die Arbeit einer späteren Zeit, vielleicht der des Constantinus magnus zu. Er vergleicht dieselbe und zwar mit Recht mit den Bronze-Medaillons, welche um einen behelmten Kopf die Umschrift Urbs Roma tragen. Er wirft hierbei die Frage auf, ob in jenen Brustbildern, welche die

Bezeichnung Urbs Roma oder Constantinopolis tragen, die Künstler nicht die idealisirten Züge von Personen der kaiserlichen Familie darzustellen gesucht hätten, z. B. die der Helena oder Fausta. Er meint, die Aehnlichkeit, welche man auf den Münzen dieser Epoche zwischen den Köpfen der beiden Städte und gewissen weiblichen und selbst männlichen Personen der regierenden Familie beobachte, deute auf eine gewisse Gewohnheit der Künstler. Wenn man auch eine gewisse Beziehung zwischen dem Kopfe des grossen Onyx und denen der Constantinischen Kaiserinnen zugeben könne, so sei es doch unvorsichtig, einen bestimmten Namen zu nennen. Er sehe in Uebereinstimmung mit den Conservatoren des Cabinets der Medaillen in jenem Kopfe nur das Bild einer göttlichen Person. Es ist schwer, mit diesem Urtheil die frühere Bemerkung de Longpérier's zu vereinigen, dass der Künstler auf der Kupferplatte die Züge des Constantinus magnus habe darstellen wollen. Mit den Münzen Urbs Roma und Constantinopolis hat der Helm und das wallende Haar des Kopfes auf dem Onyx die grösste Aehnlichkeit, der Helm ist auf den Münzen des Constantinus magnus ein ganz anderer. Dagegen kommt der Brustpanzer mit dem Medusenkopf nicht auf jenen beiden Münzen, wohl aber auf den Kaisermünzen dieser Zeit vor. Nach Cohen[1]) kommt er unter 569 von ihm angeführten Münzen des Constantinus I. 3 mal, bei Nr. 26, 167 und 207, bei Constantinus II. unter 210 Münzen 2 mal, bei Nr. 56[2]) und 60, bei Constans unter 167 und bei Constantius unter 277 Münzen nur 1 mal vor. Cohen bemerkt, dass die Münzen Urbs Roma und Constantinopolis dem Constantinus magnus und seinen Söhnen zugeschrieben würden[3]), er glaubt aber, dass die Mehrzahl dieser Münzen erst am Ende der Regierung des Constantinus magnus und des Constantinus II. geprägt seien. Wenn er als Grund dafür anführt, dass sie viel weniger schön geprägt seien als die Medaillen Constantins des Grossen, so muss man dagegen anführen, dass diese am Rhein in Kleinerz sehr häufigen Münzen sich oft durch die Schönheit ihres Gepräges auszeichnen. Die Köpfe auf den Münzen Urbs Roma sind immer weibliche und tragen meist die typischen Züge der Minerva. Cohen bildet, Tom. VII, Pl. IV, eine Urbs Roma und eine Münze mit dem Kopfe der Kaiserin Fausta ab, die in ihren schönen Zügen eine unverkennbare Aehnlichkeit haben.

---

1) Description histor. des monnaies 1862, T. VI p. 86 u. f.

2) Cohen a. a. O. Pl. VI, 56.

3) Cohen a. a. O. p. 176.

Ich finde, dass mit keinem der römischen Kaiser das Bild auf dem Onyx eine so grosse Aehnlichkeit hat, als mit dem Constantinus magnus. Dasselbe ist eine Verherrlichung dieses Kaisers, dem die Helmzier und das wallende Haar der als Göttin gedachten Urbs Roma beigelegt sind. Darum ist seinen Gesichtszügen auch eine feinere Zeichnung gegeben. Das Bild des Stiches kommt dem Kopfe dieses Kaisers auf mehreren Münzen meiner Sammlung sehr nahe. Wenn Herr de Longpérier sagt, schon das vorspringende Kinn passe nicht zum Gesichte Constantins, so ist dies unrichtig. Viele Münzen zeigen dasselbe, zumal die schön geprägten, wie das Silbermedaillon der Trierer Sammlung[1]), es hat eine gebogene, unten spitze Nase und ein vorgeschobenes Kinn. Auch nach Wieseler findet sich das letztere mehrfach bei Constantinus I. Ich habe früher geglaubt, dass das Gorgonium in der Mitte des Schuppenpanzers, der den oberen Theil der Brust des Onyxbildes bedeckt und ein bekanntes Schutzmittel ist, dessen sich auch die christlichen Kaiser noch bedienten, vielleicht ein Sonnenbild sei, das sich auf den Mithrasdienst, dem der Kaiser anhing, beziehe[2]). Julian spricht vom Sonnendienst des Constantin. Auf den Münzen desselben kommt häufig als Revers das Soli invicto comiti vor und der Stempel zu diesem Gepräge scheint bis zum Tode des Kaisers beibehalten worden zu sein[3]). Der Sonnengott der Römer wird aber stets als eine männliche wenn auch jugendliche Person dargestellt, das runde weibliche Gesicht mit gleichgiltigem Ausdruck auf dem Onyx entspricht der gewöhnlichen Darstellung der Medusa in jener Zeit[4]). Man kann einen Umstand für die Annahme, dass das Onyxbild den Constantin vorstelle, nicht verwerthen, so nahe auch der Gedanke liegt, dass Ludwig der Fromme desshalb gerade diesen Onyx der Kirche von St. Castor geschenkt habe, weil er das Bild des ersten christlichen römischen Kaisers trägt, denn die Benutzung antiker Gemmen zur Ausschmückung christlicher Kirchengeräthe ist sehr häufig und, wie schon Göthe in Bezug auf den Schrein der h. drei Könige in Köln bemerkte, ohne Rücksicht auf die dargestellten Bilder der geschnittenen Steine geschehen. Das Vortragkreuz im Dome zu Minden ist geziert mit dem Onyxbilde des grausamen Domitian. In Trier befindet sich ein 10 cm breiter und $7^3/_4$ cm hoher Onyx auf dem be-

1) Jahrb. IV, Taf. III, 1.
2) Jahrb. LIII 1873, S. 127.
3) J. Burckhardt, die Zeit Constantin's des Grossen. Basel 1853, S. 263.
4) Jahrb. XLVI 1869, S. 39.

rühmten Codex aureus der Stadtbibliothek, von dem man glaubte, dass er die Familie des Augustus darstelle, vor welcher zwei Adler die Flügel ausbreiten. Nach Fr. Wieseler[1]) stellt er den Kaiser Constantinus magnus, seine Gemahlin Fausta und ihre drei Söhne dar. Das Kleinod soll von Ada, einer Schwester Karl's des Grossen nach Trier geschenkt worden sein. So sehr auch die Zahl der dargestellten Personen zu der Familie des Constantinus magnus zu passen scheint, ist diese Deutung doch fraglich. In so weit man nach der von Fr. Lintz herausgegebenen Photographie urtheilen kann, scheint die an eine bessere Kunst erinnernde Zeichnung der Köpfe des Kaisers und der Kaiserin der Constantinischen Zeit nicht wohl anzugehören. Auch kann man in dem ersten die Züge Constantin's nicht erkennen. Wyttenbach bemerkt auf der ersten Blattseite des Buches, dass es von den Franzosen geraubt, nach Paris geschleppt und später beim zweiten Pariser Friedensschluss von der preussischen Spezial-Kommission in Paris nach langem Suchen glücklich aufgefunden und der Trier'schen Stadtbibliothek zurückgegeben worden ist, wo der Onyx noch jetzt aufbewahrt wird. Der frühere Kurfürst von Hessen soll 90,000 Gulden dafür geboten haben. Wäre der Coblenzer Onyx damals als Kriegsbeute nach Paris gewandert, so würde auch er längst der Kirche zurückerstattet worden sein.

Schon Caylus[2]) bemerkt, dass der Onyx durch die Römer vorzugsweise bearbeitet worden sei, ohne dass man wisse, woher sie diesen Stein bezogen. Nach einer Mittheilung von Dr. Gurlt stammen die berühmten Onyxe der Römer aus Lydien und Carien in Kleinasien, wo sie als Flussgeschiebe gefunden werden, wie in Epirus und in Aegypten. Die kopfgrossen Nieren des braun und weiss gestreiften Ciottolo d'Egitto stammen aus dem Melaphyr nicht weit von Cairo. Kugler[3]) sagt: die Arbeit der geschnittenen Steine erfreute sich in den Zeiten der römischen Kunstblüthe einer ausserordentlichen Theilnahme. Unter Augustus glänzt der Name des Steinschneiders Dioscorides, er hatte den Kopf des Augustus geschnitten, mit welchem der Kaiser siegelte. Vorzüglich interessant sind einige Cameen der Augustischen und nächstfolgenden Zeit, deren grosse Dimension und glanzvolle Ausführung sie zu würdigen Seitenstücken jener grossen Cameen der Ptolemäer und anderer Nachfolger Alexanders macht. Es seien namentlich zwei zu

1) Nachrichten v. d. K. Gesellsch. d. W. zu Göttingen, 1884, Nr. 12, S. 474.
2) Recueil d'antiquités IV, 1761, p. 291.
3) Handbuch der Kunstgeschichte, 1842, S. 317.

nennen: der des K. K. Cabinets zu Wien, 9 Zoll breit, 8 Zoll hoch[1]), auf dem Augustus dargestellt ist als irdischer Jupiter gemeinsam mit der Göttin Roma thronend, auf der einen Seite die Gestalten des Ueberflusses, des Meeres und der Erde, auf der andern Seite Tiberius von dem Thriumphwagen herabsteigend und Germanicus. Der andere Cameo des Cabinets zu Paris[2]), 13 Zoll hoch und 11 breit, zeigt den Tiberius auf dem Throne, neben ihm seine Mutter Livia als Ceres, zu den Seiten Figuren der Familie, unter ihnen Germanicus und zwei Musen. Oberwärts wird Augustus von einem Flügelrosse zu den himmlischen Regionen emporgetragen, wo ihn die Gestalten des Aeneas, des Julius Cäsar und der ältere Drusus empfangen. Es ist sicher, dass die Alten zu diesen Arbeiten schon die Diamantspitze gebrauchten und wahrscheinlich, dass sie die Vorrichtung des Rades kannten, wodurch die Instrumente in Bewegung gesetzt werden. J. Arneth[3]) ordnet die berühmtesten Cameen nach der Grösse wie folgt: 1) der Agath des Cardinal Carpegna[4]), 1' 3$^1/_8$" breit, 10$^3/_4$" hoch, mit Bacchus und Ceres auf dem Triumphwagen. Er kam aus dem Vatikan in das Musée Napoleon und war noch 1848 in der K. Sammlung der Tuillerien, 2) der der St. Chapelle, jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris, 9$^1/_2$" breit, 11$^1/_4$" hoch, den Tiberius und die Apotheose des August vorstellend, 3) der Sardonyx mit der Apotheose des Augustus in Wien[5]), 8$^1/_2$" breit, 7$^1/_8$" hoch. Auf demselben sind 20 Figuren dargestellt, er wurde von Kaiser Rudolph II. um 12000 Ducaten angekauft, 4) der Onyx mit dem Adler zu Wien[6]), er ist rund und hat 8$^1/_2$" Durchmesser, 5) die Onyxschale in Neapel, 8$^1/_2$" gross mit 7 allegorischen Figuren, darunter Nil und Isis, und dem Kopf der Medusa, früher in der Sammlung von Capo di Monte, von Maffei[7]) beschrieben. Den ebengenannten grössten Cameen reiht sich der sechste an Grösse, der in der Königlichen Bibliothek im Haag bewahrt wird[8]), an, er ist

1) Vgl. Eckhel, Choix des pierres gravées etc. Vienne 1788, I.

2) Millin, Mythol. Gallerie, Berlin 1802, II pl. 179, Nr. 677.

3) Die antiken Cameen d. K. K. Münz- u. Antik.-Cab., Wien 1849, S. 9.

4) Fil. Buonarroti, Osserv. istor. sopra alcuni medagl. ant. Roma, 1698, vgl. Millin a. a. O. II, pl. 48, Nr. 275.

5) Arneth, a. a. O. I und Millin a. a. O. pl. 181, Nr. 676.

6) Arneth, a. a. O. II.

7) Osserv. letterarie II, p. 339 und Millingen, Ancient unedited monum. Ser. II, London 1826, Pl. XVII.

8) Notice sur le cabinet des médailles et des pièrres gravées de Sa. Maj. le Roi des Pays-bas par J. C. de Jonge, à la Haye, 1823.

10" $3\frac{1}{2}$''' hoch und $6\frac{1}{2}$" breit oder nach meiner Messung 223 mm hoch und 178 breit. Er stellt die Apotheose des Kaisers Claudius und seiner Familie dar und ist etwas verkleinert abgebildet von Millin[1]). Dieser Onyx wurde schon von Rubens hochgeschätzt. Er war im vorigen Jahrhundert schon nach Indien geschickt worden, um bei einem Handelsvertrage dem Grossmogul geschenkt zu werden, er kam aber zurück nach Amsterdam und wurde vom Magistrat der Stadt angekauft. Er wurde später Napoleon I. angeboten, aber der König von Holland kaufte ihn. Die erste Nachricht von ihm giebt Cuperus, Explicatio gemmae Augusteae, 1683. Die Herkunft des Steines soll nach Einigen Bactrien, nach Andern Africa sein. Die Bibliothek im Haag enthält gute Nachbildungen der grossen Onyxe von Wien, Paris und St. Petersburg. Hier befinden sich 2 grosse Onyxe, der eine ist 7" hoch und 5" breit und stellt Trajan dar, der von Cybele(?) gekrönt wird, der andere, $5\frac{3}{4}$" hoch und $4\frac{1}{3}$" breit, kam aus dem Museum Odescalchi in die Sammlung der Eremitage und zeigt wahrscheinlich die Bilder des Hadrian und der Sabina[2]). Erwähnt seien noch der $4\frac{1}{4}$" hohe und $5\frac{1}{2}$" lange Onyx des Wiener Cabinets[3]), welcher den Kaiser Claudius und seine Familie darstellt, der 4" 5''' hohe und 4" 10''' breite Stein mit dem Bacchanale aus dem Schatze von St. Denis, jetzt im Louvre und der $5\frac{1}{8}$" hohe, im Umfang $7\frac{1}{8}$" messende Becher, früher dem Herzog von Mantua, später dem Herzog Carl von Braunschweig gehörig. Der Onyx von St. Castor ist nahe 3" oder 80 mm breit und fast 5" oder 132 mm hoch, der von Minden nur 69 mm breit und 73 hoch.

Während die geschnittenen Steine älterer Zeit in Bezug auf die Aehnlichkeit der Bildnisse eine grössere Vollendung zeigen und z. B. die 78 mm grosse Gemme im Lotharkreuze des Aachener Münsters[4]) die Züge des Augustus vortrefflich wiedergiebt, und auch auf dem 85 mm langen und 68 mm breiten Cameo der Pariser Nationalbibliothek[5]) die Köpfe des Septimius Severus, der Julia Domna, des Caracalla und Geta sehr ähnlich sind, ist man für die Constantinische Zeit stets in Verlegenheit. Auch die Münzkenner wiesen auf die ähnliche Ge-

1) Mytholog. Gallerie, T. II pl. 177, Nr. 678.

2) Museum Odescalchum, Roma 1751, Tab. XV und Visconti, Iconogr. grecque, Milan 1826, Pl. XII, 3.

3) Eckhel und Arneth a. a. O. VII.

4) Jahrb. IV, Taf. IV, 1.

5) Millin, Monum. antiqu. inédits I. Paris, 1802, p. 178, Pl. XIX.

sichtsbildung Constantin's des Grossen und seines Sohnes, Constantinus II. hin und suchten nach unterscheidenden Merkmalen, um Verwechslung zu vermeiden. So sagte Senckler schon 1851[1]), der Kopf Constantin's des Grossen sei rund, habe eine Adlernase und starkes Kinn, kurzen und gedrungnen Hals, der des Sohnes sei länglicher mit gerader, an der Spitze wenig aufgebogener Nase und habe längeren Hals. Die allgemeine Gültigkeit dieser Bemerkung bestreitet Wieseler und sagt, dass einige Münzen des Constantinus magnus eine gerade Nase hätten, wodurch er sich auch von Constantius unterscheide, doch giebt er zu, dass jener einen kurzen Hals und untersetzte Gestalt habe und einen runden und breiten Kopf, der bei diesem lang und schmal sei. Wie schwierig es ist, die Gesichtszüge römischer Kaiser auf geschnittenen Steinen zu bestimmen, zeigt seine Untersuchung einiger hervorragenden Kunstwerke dieser Art. Der 15 cm breite und 11 cm hohe Cameo[2]) des Ritters T. Biehler zu Baden, der den Constantinus magnus als Triumphator nach dem Siege über Maxentius darstellen soll, ist in der ganzen Anordnung des figurenreichen Bildes dem des triumphirenden Titus auf dem Titusbogen in Rom sehr ähnlich. Der Kopf zeigt indessen nicht die geringste Aehnlichkeit mit Constantin dem Grossen, sondern gleicht mehr dem Trajan oder Probus. Wegen des Labarum mit dem Monogramme des Namens Christi, sagt Wieseler, kann der Stein nicht älter sein als Constantin. Aber könnte das Labarum nicht ursprünglich ein Tropaeum gewesen und das Monogramm, welches sich an der Spitze des Labarum befindet und nicht, wie es meist der Fall ist, auf dem Fahnentuch, nachträglich auf den Stein geschnitten sein? Auch die Schriftzeichen selbst bezeichnet Wieseler als ungewöhnlich. Sodann bespricht er einen dem Hawkins'schen Cameo[3]) sehr ähnlichen geschnittenen Stein, der sich im Wiener Münz- und Antiken-Cabinet befindet[4]). Es ist ein weisslicher Chalcedon, 83 mm lang und 53 mm hoch, der ebenfalls in der Darstellung dem Triumphzuge auf dem Titusbogen ähnlich ist und danach gearbeitet scheint. Kenner will in dem Triumphator Constantin den Grossen erkennen, aber der Kopf desselben gleicht eher dem Titus

---

1) Jahrb. XVII, S. 96.

2) Wieseler, Ueber einige beachtenswerthe geschnittene Steine des 4. Jahrh. n. Chr., Abhandl. der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, B. XXX, 1883, Taf. Fig. 1.

3) Vgl. Conze, Archaeolog. Zeit. 1864. S. 167.

4) Wieseler, a. a. O. Taf. Fig. 2.

oder Trajan als dem Constantin. Ein schön gearbeiteter, 110 mm hoher und 79 mm breiter Cameo[1]), der früher in Florenz war und mit der Strozzi'schen Sammlung in das britische Museum gekommen ist, zeigt das bartlose Brustbild eines Kaisers. Die edlen Züge haben einen freundlichen Ausdruck, das Gesicht hat eine gebogene Nase, ein vorspringendes Kinn, doch sind alle Züge mehr abgerundet als es bei Constantinus magnus der Fall ist. Der Kopf trägt die Stirnbinde und die Aegis mit dem Gorgoneion auf der linken Schulter. Wieseler setzt das Werk aus vielen Gründen in die Constantinische Zeit und möchte am ehesten mit Gori Constantinus II. darin erkennen, Dütschke sieht darin Constantinus den Grossen, King Constantius II., Lenormant, Raspe und Newton aber den Augustus. Gegen letztere Annahme spricht nach Wieseler das Diadem, welches auf die Zeit von Constantinus I. an deutet. Aber auch mit Constantinus II., wie er auf Münzen dargestellt ist, hat die Camée nur eine entfernte Aehnlichkeit und es ist auffallend bei einem so vorzüglich gearbeiteten Steine, dass er die Person, welche er darstellt, so wenig erkennen lässt. Wieseler bildet auch den berühmten Sardonyx des Herrn Bromilow ab[2]), der früher dem Herzog von Marlborough angehörte, er ist 8 Zoll lang und 6 Zoll hoch, in dem etwas verkleinerten Bilde ist er 170 mm lang und 131 mm hoch, er stellt ein vergöttertes Herrscherpaar und, wie Wieseler überzeugend nachweist, den Kaiser Julian und seine Gemahlin Helena dar, welche mit den Attributen des Serapis und der Isis bekleidet sind. Vergleicht man das Bild auf dem Onyx von St. Castor mit der von Wieseler abgebildeten Bronzemünze Constantins des Grossen im K. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien[3]), so zeigt dasselbe die Züge des letzteren deutlicher als irgend eine andere Camee, die sein Bild tragen soll. Nur sind auf dem Onyx einzelne Theile wie die Augen, Nasenflügel und Lippen feiner gezeichnet als auf dem Stempel der Münzen. Da ich eine genaue Erinnerung an meinen im Jahre 1877 in Paris angestellten Vergleich des Kupferstiches mit dem Onyx nicht mehr hatte, von dem ich aber wusste, dass er einen wesentlichen Unterschied der Gesichtszüge nicht ergab, so ersuchte ich Herrn Professor Kerckhoffs in Paris diesen Vergleich zu wiederholen. Er schrieb mir unter dem 4. Februar dieses Jahres: „Eine merkliche Verschiedenheit in der

1) Wieseler, a. a. O. Taf. Fig. 4.

2) Wieseler, a. a. O. B XXXI 1884, S. 62, Taf.

3) Wieseler, a. a. O. B. XXX 1883, Taf. Fig. 3.

Physiognomie des Kopfes auf dem Stiche und dem Stein habe ich gar nicht erkennen können. Der Ausdruck des Kopfes ist eher männlich als weiblich, das Weibliche am Kopfe ist durch das wallende Haar hervorgebracht. Ich habe die Gesichtszüge auf dem Onyx mit denen einer kleinen Büste des Constantinus (Nr. 287 der Sammlung) von ähnlicher Grösse verglichen und es kam mir vor, als bestehe zwischen beiden eine gewisse Aehnlichkeit."

Nach dieser Mittheilung gestattete mir auf mein Ersuchen der Conservator des Antiken-Cabinets, Herr Babelon, mit rühmenswerther Bereitwilligkeit, nicht nur eine Photographie des Onyx in Paris anfertigen zu lassen, sondern auch, dieselbe zu veröffentlichen. Dieselbe ist auf Taf. IV durch Lichtdruck dargestellt und lässt die grosse Uebereinstimmung mit dem Kupferstiche und die Geringfügigkeit der von de Longpérier bemerkten Abweichungen erkennen. Auch die Oberlippe und das Kinn sind etwas mehr vorspringend als im Stiche. Da seit 1858 kein neuerer Katalog des Antiken-Cabinets der National-Bibliothek als der von Chabouillet herausgegeben worden ist, so ist der betreffende Onyx noch auf p. 20, unter Nr. 122 wie folgt angeführt:

Rome divinisée. Buste de Rome avec les attributs de Pallas, l'ègide et le casque; une branche de laurier est sculptée sur le casque. Agathe saphirine à 2 couleurs. Hauteur 13 cm, largeur 8 cm.

Als Fundort ist Bavay angegeben, wo er im vorigen Jahrhundert gefunden sein soll. Dieser Ort, das Baganum Nerviorum des Ptolemaeus, war schon unter Augustus eine bedeutende Stadt und es sind seit dem vorigen Jahrhundert dort römische Bauten und Alterthümer in Menge aufgefunden worden. Dass der Verkäufer des Onyx von St. Castor die Herkunft verschwieg, ist leicht erklärlich und dass der Antiquitätenhändler, der den Onyx an das Pariser Cabinet verkaufte, ihn als einen in Frankreich gemachten Fund ausgab, das lag in seinem Vortheil. Ich bemerke noch, dass die Sammlung der Pariser Bibliothek 40 grössere antike Onyxe von mehr als 5 und 14 von mehr als 8 cm Höhe besitzt.

Die schöne St. Castorkirche in Coblenz, ursprünglich eine Basilika, ward in der Mitte des 11. Jahrhunderts durch Krieg und Brand fast zerstört und wurde am Ende des 12. Jahrhunderts wieder aufgerichtet. Sie gilt als ein Muster der romanischen Baukunst. Erst im Jahre 1498 wurde die flache Holzdecke des Mittelschiffs durch ein reich verziertes Rippengewölbe ersetzt. Seit dem Jahre 1838 wurde sie unter Leitung des bewährten K. Bauinspektors Lassaulx einer gründlichen Restauration unterworfen und die Chornische durch Freskobilder

von Jos. Settegast geschmückt. Lange Zeit war die Facade der Kirche durch einen Säulenportikus im Styl der Renaissance verunziert, bis es durch ein Vermächtniss des am 9. September 1859 gestorbenen Herrn R. Sch. möglich wurde, auch die ganze Vorderseite der Kirche stylmässig wiederherzustellen.

Wenn man erwägt, dass in der Noth des Krieges auf eine Weise, die man entschuldigen mag, die aber doch widerrechtlich war, der Kirche in dem werthvollen Onyx ein kostbares Kleinod entführt worden ist, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, dass sich die Hochherzigkeit der französischen Regierung einmal bestimmen lassen möge, gegen Erstattung der Ankaufskosten dem Rheinlande einen Schatz zurückzugeben, der mit seiner ältesten Geschichte verknüpft ist und den die Kirche von St. Castor fast ein Jahrtausend lang bewahrt hat.

Vielleicht bieten die guten Beziehungen, welche gerade jetzt zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik obwalten, eine geeignete Gelegenheit, diesen Wunsch in irgend einer Weise an entsprechender Stelle laut werden zu lassen.

Bonn, im März 1885. Schaaffhausen.

6. Die gnostische Silbertafel von Badenweiler.

Im Jahre 1784 wurden bei Badenweiler im südlichen Schwarzwalde, an einer Stelle, welche noch jetzt als Badeort dient, römische Thermen entdeckt, deren Reste diese Anlage als eines der bedeutendsten Bäder diesseits der Alpen erscheinen lassen. Die hier gefundenen Münzen erstreckten sich ohne grössere Unterbrechung von Claudius bis auf Commodus; dann fanden sich mehrere Stücke von Constantin dem Grossen, und hierdurch ward die Zeit, in welcher das Bad benutzt wurde, mit ziemlicher Sicherheit umgrenzt. Sonst waren es fast nur Fundamente und Mauerreste, die aufgedeckt wurden, Topfscherben und die gewöhnlichen Kleinigkeiten fanden sich verhältnissmässig sehr wenige und beschriebene Stücke fehlten fast ganz. Nur eine etwas längere Inschrift ward entdeckt und auf diese möchten wir hier die Aufmerksamkeit der Leser dieser Jahrbücher lenken, da sie einer sonst diesseits der Alpen nur vereinzelt erwähnten und durch Funde bekannten Religionsgenossenschaft angehört, welche mit dem Christenthume, bez. Judenthume in enger Beziehung gestanden hat.

Es war dies eine Silberplatte von jetzt 1" 8''' Höhe und 2" 3''' Breite, deren Anfangsstück abgebrochen war. Die Platte war so dünn, dass die auf ihr auf der Vorderseite eingegrabenen Buchstaben auf der Rückwand erkennbar sind. Dieses Dokument befindet sich jetzt in dem Museum zu Karlsruhe und ist bereits mehrfach behandelt worden. Zuerst von Preuschen (Denkmäler von alten phisischen und politischen Revoluzionen in Deutschland, Frankfurt a/M. 1787, S. 209—238) in einer langen Abhandlung. Nach ihm enthielt dasselbe einen Brief, den ein gewisser Nathan von Alba Akra an seinen Freund, der sich im Bad zu Badenweiler befand, in jüdisch-lateinischer Sprache, aber mit alten griechischen Charakteren schrieb. Diese Erklärung ist vollkommen phantastisch und ebenso werthlos, wie die Schlüsse, die Preuschen aus dem falsch gelesenen und interpretirten Dokumente auf die Stellung der Juden und Christen in Badenweiler u. s. f. zog. Nicht viel besser, als der Versuch Preuschen's, das Denkmal zu erklären, gelang der, welchen Gmelin anstellte, dessen Abhandlung sich als Manuskript im Karlsruher Museum befindet. Auch er liess sich durch

missverstandene Stellen zu vollkommen verfehlten Hypothesen hinreissen. Weit hervorragender ist die Erklärung, welche Kopp (Palaeographia critica. Mannheim 1829. IV. p. 388 ff.) von der Inschrift gegeben hat. Seine Publikation ist weit treuer als die Preuschen's und dann hat er den gnostischen Charakter der Inschrift, welchen bereits Oberlin[1]) im vorigen Jahrhundert erkannt hatte, mit Bestimmtheit nachgewiesen. Trotzdem, dass wir uns in den Grundzügen seiner Erklärung anschliessen zu können glauben, leidet dieselbe doch noch an manchen zweifelhaften Punkten, welche wir jetzt, wo uns der Gnosticismus weit besser bekannt geworden ist, als er es ihm sein konnte, auch besser klarlegen können; dann sind eine Reihe seiner Bemerkungen zu verbessern, so dass es nicht überflüssig erscheinen wird, an dieser Stelle auf die Inschrift zurückzukommen und dieselbe etwas genauer in's Auge zu fassen.

Der Text selbst lautet nach einer mehrfach verglichenen Copie nach dem Originale folgendermassen — da die Kopp'sche Publikation einem Facsimile gleichkommt, so begnügen wir uns mit einer Wiedergabe desselben in Uncialbuchstaben:

....◇ΘCΑΓϒΛFΟΖλ
....CΙΝ̄ΙΙΑΙΑΙΑΙCΑΒΑωΘ
.....λΑΝΑΘΑΝΑλΒΑΑΚΡΑ
......ЄΜЄCΙΛΑΜCΗCΗΝΓЄΜ
..... ΝΓΗCΙΟΙΟΙΟCЄΡΟΥΑΤЄ
......ΥΜΚΟΥЄΜΙ·ΙЄΠЄΡΙΤλЄΙΒ
......ΑΒΟΜΝΙΠЄΡЄΚΟΥλω
.......ΑΧЄΙλΟΝΟCЄΡ.ΟΥΑ
∴..... λΟΥΚΙΟλΟΥΜCЄΙ
.... ΟΥЄΜЄΡΚΟΥCCΑΜ

In Zeile 3 finden sich am Anfange Reste eines B, in Zeile 4 von der oberen Spitze eines C, in 5 von der unteren eines A, in 6 von einem O, in 7 von der oberen Spitze eines P.

Auf Grund dieser Reste möchten wir annehmen, dass am Anfange jeder Zeile etwa acht Buchstaben abgebrochen sind und reconstruiren demnach die Inschrift auf folgende Weise, wobei wir L. 1, welche, wie wir gleich sehen werden, unklar ist, einstweilen ausser Acht lassen:

1) Vgl. Preuschen, l. c. S. 212 Anm. e.

l. 2. . . . . . ia ia ia i Sabaoth
l. 3. adonai Ab]lanathanalba Acra-
l. 4. machamari S]emesilam Sesengem
l. 5. Barphara]nges io io io Servate
l. 6. Luciol]um quem peperit Leib-
l. 7. ia mater] ab omni periculo
l. 8.] Acheilon o serva
l. 9. Luciolum si-
l. 10. ve Mercussam

Die Inschrift ist zwar mit griechischen Buchstaben geschrieben, aber von l. 5 Ende an in lateinischer Sprache. Dabei wird das lateinische u und v durch *ου* ausgedrückt und das q durch ϰ. Von Fehlern findet sich nur, dass statt periculo vielmehr pereculo geschrieben worden ist. Sonst ist weder in der Schrift noch in der Sprache irgend ein Irrthum bemerkbar, aus dem man schliessen könnte, der Schreiber des Textes sei nicht des Lateinischen vollkommen mächtig gewesen. Auch die Anwendung der griechischen Zeichen bietet für eine solche Vermuthung keinen Anlass. Da fast alle gnostischen[1]) Amulette in griechischen Zeichen niedergeschrieben waren, so galten wohl diese Buchstaben für ebenso unentbehrlich wie die mystischen Götter- und Dämonennamen, mit denen auch unser Text beginnt, wenn man ein wirklich wirksames Zaubermittel herzustellen hoffte. Eher könnte man daraus, dass nur die Schrift und nicht auch die Sprache die griechische ist, schliessen, der Verfasser unserer Platte habe nicht genug Griechisch gekonnt, um seiner Anrufung den richtigen Ausdruck in dieser Sprache zu verleihen.

Die erste Zeile ist nicht zu entziffern. Vermuthlich enthält sie eine Reihe von Zahlzeichen, doch wird ein Urtheil über deren Bedeutung durch das Fehlen der ersten Buchstaben unmöglich gemacht. Die Erklärung von Preuschen, der die Zeichen, ohne zu beachten, dass am Anfange mehrere fehlen, als ad Ba(l) Fagel f. o. sl. = ad dominum Fagel fratrem optimum salutem liest, ist unmöglich. Ebenso wenig kann man, wie dies Kolb (Lexicon Badense I 96) thut, aus der Zeile herauslesen, dass das Amulet von einem Lucius Gellius geweiht sei. Kopp verzichtet

1) Wir verwenden im Folgenden den Namen „gnostisch“ in dem jetzt gebräuchlichen allgemeinen Sinne, wenn dieser auch, wie besonders Harnack, Zur Quellenkritik der Gesch. des Gnosticismus. Leipzig. S. 12 ff., 28 ff., 87 f. (vgl. dagegen Lipsius, Die Quellen der ältesten Ketzergeschichte, S. 14 f., 191 ff.) nachgewiesen hat, dem älteren Sprachgebrauche nicht entspricht.

überhaupt auf eine Lesung. Die Zeichen ΛFO gegen Ende der Zeile sind vermuthlich Abkürzungen für Luciolo filio optimo, doch ist das ZΛ ganz unverständlich und nicht für eine Abkürzung für solvit zu halten, da die Inschrift das lateinische s sonst regelmässig mit σ wiedergibt.

Auch die ersten Buchstaben von Z. 2 sind nicht erklärbar. Das Orginal gibt sie als σινι wieder und der Strich darüber deutet auf eine Abreviatur hin. Preuschen und Kopp hielten das CI für ein U; ersterer erklärte dann das ganze Wort für das Lateinische unius; letzterer glaubte darin das hebräische עֲנֵנִי „erhöre" erkennen zu müssen. Beide Hypothesen werden, wie bemerkt, durch das Original, welches si und nicht u als Lesung darbietet, ohne Weiteres widerlegt.

Nun folgen in Z. 2 bis 5 eine Reihe gnostischer Götter- und Dämonennamen, welche mannichfaches Interesse darzubieten scheinen. Zuerst lesen wir dreimal wiederholt ia und das entspricht dem hebr. יָה Gott, welcher hier in der heiligen Dreizahl angerufen wird. Dem dritten ia ist ein i angehängt (יהי) und so erhalten wir das Suffix der ersten Person Singularis und als letzte Anrufung „o mein Gott". Das folgende Sabaoth ist einer der gewöhnlichsten Beinamen der Gottheit auf diesen gnostischen Gemmen. Von den zahllosen vorliegenden Beispielen führen wir hier nur eines an, weil die auf ihm sonst genannten Gottesnamen zu den auf unserem Monument auftretenden zahlreiche Analogien darbieten. Es ist dies ein Stein im Museum zu Arolsen, welcher aus den Ruinen von Herculanum stammen soll. Die Inschrift des Steins hat zuerst Kopp (Palaeographia critica IV p. 215) publicirt und als gnostisch erkannt. Dann hat sie Ph. Ed. Huschke (Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler. 1856. S. 268 ff.) neu herausgegeben, den Text einem italischen oder verwandten Dialekte zugesprochen und mit Hilfe des Griechischen und italischer Mundarten gedeutet. Dieser Interpretation ist mit vollem Recht von Haupt (Monatsber. der Berl. Akad. 1855 S. 70 f.) und Otto Jahn (Rhein. Mus. N. F. X [1856] S. 617 ff.) entgegengetreten worden. Der Text selbst lautet: Jao, Analba, Ablanath, Sabatho (l. Sabaoth), Adonaion, Eloeion, Lakiob, Belblaan, αεηιουω (die 7 Vokale [1]), Sesengen, Barpharangen.

1) Für deren Beziehung zu den 7 Planeten vgl. die Inschrift aus Milet C. I. Gr. Nr. 2895, die Bemerkungen von Boeckh zu derselben und Baudissin, Studien zur sem. Religionsgesch. I S. 248 f.

Die meisten dieser Namen begegnen uns auf unserer Platte wieder. Auffallend ist es, dass auf dieser, wie sie uns jetzt vorliegt, der Name des Jao fehlt, obwohl gerade diese Gottesgestalt, deren Namen uns zurückführt auf das rein israelitische Tetragramm יהוה und aus diesem, wie besonders Baudissin[1]) in einer grundlegenden Untersuchung nachgewiesen hat, entstanden ist, sonst auf derartigen Denkmälern fast regelmässig wiederkehrt. Die nahe liegende Vermuthung, dass der Name sich am Anfange einer der Zeilen, z. B. Z. 4 gefunden habe, wird dadurch ausgeschlossen, dass derselbe als wichtigster Gottesname meist den Anfang der Götteraufzählung bildet und kaum zwischen zwei unbedeutende Nebennamen gesetzt werden konnte. Vermuthlich ward er in dem dreifachen ia angerufen und hielt der Schreiber des Amulettes diese Bezeichnung der Gottheit für genügend, so dass er nicht den mystischen Namen *Ἰαω* anführen zu brauchen glaubte. Das Adonaion und Eloaion sind bekannte Gottesnamen (אדני, אלוהי), welche sich in der Form *Ἀδωναιός* und *Αἰλωαιος* z. B. auch bei Origenes (contra Celsum VI 31—2) als Archontennamen[2]) finden, in dem *ον* steckt vielleicht das Suffix der ersten Person Pluralis verborgen. Der Gottesname Lakiob findet sich sonst nicht und die Erklärung des Satzes von Kopp mit לְךָ איוב „zu Dir Hiob" ist ebenso unwahrscheinlich, wie die Wiedergabe des nächsten Namens Belblaan mit באבלא חן „in luctu miserere". Bei letzterer Form ist am ansprechendsten der Vorschlag von Baudissin[3]), eine Umstellung der Zeichen vorzunehmen und zu lesen *Βηλβαλαν*[4]), d. h. Bel, unser Herr! ein sich freilich sonst nicht findender, aber sehr leicht erklärlicher Beiname. Lakiob seinerseits ist vielleicht nur ein Schreibfehler für Jakob, was sich neben Jao, Abraham und Isak auf einer gnostischen Gemme[5]) findet.

Sabaoth selbst, um auf dieses zurückzukommen, entspricht dem

---

1) Zeitschrift für die hist. Theologie 1875 S. 309—54; weiter ausgeführt in seinen Studien zur semitischen Religionsgeschichte I S. 181—254. — Vgl. auch Bellermann, Gemmen der Alten II 38 ff.

2) Dieselben Namen gibt Irenaeus I 30, 5 ed. Mass. neben Jao, Sabaoth, u. a. als die der 7 Planetengeister der Ophiten an. Auch bei den Phibioniten gehörten dieselben, nach Epiphanius, Haeres. 26, 10 zu den Archonten.

3) l. c. S. 315.

4) Vgl. auch den Gottesnamen *Βηλβαλσουμηϑ* bei Kopp § 742 und den Basilidianischen Dämonennamen Balsamus oder *Βεελσάμης*.

5) Bourville, Rev. arch. I Ser. V 1 (1848) p. 153; vgl. Letronne, l. c. p. 280 f.

hebräischen Beinamen Gottes צבאות (אֱלֹהֵי oder יְהוָֹה) „Gott der [Himmels]-Heere, bez. Gott des Himmels". Schon Origenes (c. Celsum I p. 19—20) hebt hervor, dieser von den Juden mit grosser Sorgfalt überlieferte Name enthielte eine geheimnissvolle Gottesweisheit; und fügt (l. l. V p. 262) hinzu, das Wort Sabaoth finde sich oft in Beschwörungen. Wenn man dafür die Bezeichnung „Herr der Mächte" oder Herr der Heere" einsetze, so verliere das Wort seine Kraft. Es ist dies eine der vielen Stellen, welche es erklären, warum die Gnostiker die Götternamen der verschiedensten Völker in ihre Beschwörungen aufgenommen und sie nicht ihrer Wortbedeutung nach in das Griechische übertragen haben. Wie in anderen Religionen und wie fast in der gesammten Magie suchte man die Kraft einer Beschwörung nicht in dem Sinne, den dieselbe ausdrückte, sondern einzig und allein in ihrem Wortlaute[1]). Rief man die Gottheit nicht mit dem für jede Gelegenheit vorgeschriebenen ganz bestimmten Namen und genau in dem richtigen Zusammenhange an, dann war die ganze Beschwörung wirkungslos, bez. für den Beschwörer gefährlich. Da dergestalt der ganze Werth der Formeln auf ihrem Wortlaute beruhte, so wagte man es auch nicht, die Formeln aus fremden Sprachen in die eigene zu übertragen, da bei dieser Aenderung der Worte auch ihr Werth verloren gehen konnte. Und wie bei den Formeln, so verfuhr man bei den Gottes- und Dämonennamen. Diese Gedankengänge erklären das bunte Sprachengemenge, welches sich in allen mystisch-magischen Sekten und vor allem in der Gnosis vorfindet; sie erklären es, woher wir hier in den Inschriften neben lateinischen Worten griechische, ägyptische und vor allem hebräische finden. Von diesen Völkern stammten die einzelnen Formeln und Namen, und bewahrten bis in späte Zeit ihre ursprüngliche unverfälschte Form. Sehr selten haben die Gnostiker einem fremdsprachigen Worte selbst einen mystischen Sinn beigelegt, meist hat es denselben schon bei dem Volke, dem es entlehnt ward, besessen. Bei den meisten hebräischen Gottesnamen können wir nachweisen, dass dieselben schon bei den Juden zu abergläubischen Zwecken verwendet worden sind, u. s. f. Die Gnosis hat hier nicht erfunden, sie hat nur altes mystisches Material zusammengetragen und bunt durcheinandergewürfelt, was sich von Aberglauben bei den verschiedensten Völkern des Orients vorfand.

---

1) Vgl. hierzu Psellus in Clerici op. phil. II p. m. 241, 5; Stanlei L. 1 s. 2 c. 29 f.; Nicephorus Gregoras in Synes. de insomniis p. 362.

Speciell bei dem Namen Sabaoth lässt sich dies nachweisen. Dass die Gnostiker gerade ihm eine grosse mystische Gewalt beilegten, zeigt seine Nennung auf zahllosen gnostischen Gemmen; auch wird dies ausdrücklich von Theodoretus und Epiphanius hervorgehoben. Ebenso ward er aber auch von den Juden verwendet. Wir hören[1]), dass, wenn bei einem Sturme die Fluth das Schiff bedecke, dass man dann auf ihr gleichsam Funken von weissem Feuer (d. h. nach dem Glossator „einen schrecklichen Engel") erblicke. Schlage man nun auf diese mit einem Stabe, auf welchem die Worte ständen: אהיה אשר אהיה יה הצבאות אמן אמן סלה „ich werde sein der ich sein werde Ja Sabaoth, Amen, Amen, Sola", dann werde sich die Fluth beruhigen. Die Verwendung dieser Formel durch die Juden zeigt den Werth, den auch ihre Mystik dem Namen Sabaoth beigelegt hat.

Die Gestalt des Sabaoth[2]) war nach Epiphanius (haer. 26, 10) nach einigen Gnostikern die eines Esels, nach andern die eines Schweines. Diese Darstellung einer Gottheit durch die Gnostiker in Eselsgestalt[3]) ist wohl der Grund gewesen, aus dem man den Christen, welche man mit den Gnostikern zusammenwarf, so häufig vorwarf, einen Esel zu verehren. Nach Celsus (bei Origenes VI p. 295) wird erzählt, der Siebte der von den Christen verehrten Dämonen habe einen Eselskopf; nach Tertullian (Apologie cap. 16) behauptete man, der Christengott hiesse *Ὀνοκοιτης* und nach Minucius Felix (IX 4) beschuldigten die Römer die Christen, einem Eselskopfe zu opfern. Im Zusammenhang hiermit steht das bekannte in den Ruinen des Palatin gefundene, jetzt im Museo Kircheriano in Rom aufbewahrte Grafito[4]), welches einen gekreuzigten Esel und davor einen adorirenden Mann darstellt. Aehnliche Darstellungen eines Dämonen mit dem Eselskopf sind wohl auch bei Vorläufern der Gnostiker im Kreise des Judenthumes[5]) vor-

1) Buxtorf, Lex. Chald. p. 1898.

2) Auch in der Pistis Sophia spielt Sabaoth eine grosse Rolle. Vgl. Koestlin in Theol. Jahrb. ed. Baur und Zeller XIII (1854) S. 10, 50, 56, 76 f., 141, 168.

3) Nach Origenes c. Cels. VI 30 stellten die Ophiten den Onoel oder Tharthasaoth, einen der Genossen des Ophiomorphos, eselsförmig dar.

4) Publ. z. B. bei King, The Gnostics p. 90, der das Bild jedoch fälschlich für das eines anubisartigen Gottes erklärt.

5) Ueber die vorchristliche, philosophirende Gnosis vgl. Lipsius, Gnosticismus in Ersch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie I 71 S. 238; über die von den Gnostikern bereits ausgebildet vorgefundene Engellehre Lipsius, l. c. S. 237.

gekommen. Wenigstens lässt es sich wohl nur so erklären, dass so zahlreiche antike Autoren[1]), die doch entschieden die Absicht hatten, Richtiges zu berichten, behaupten, der Gott der Juden habe die Gestalt eines Esels. Es liegt hier wohl nicht der Zweck vor, das Judenthum dadurch herabzusetzen, — für orientalische Anschauungen, wie sie damals auch in Hellas und Rom Boden zu finden begannen, lag im Thierkulte an und für sich ja nichts Schändendes — sondern nur eine Verwechselung einer mystischen Sekte mit dem Judenthume überhaupt. Die Art und Weise, wie der Eselskopf in dem jüdischen Tempel aufbewahrt sein sollte, beruht dann freilich auf anekdotischer Ausschmückung dieses Grundgedankens, wobei man ägyptische Analogien bei der Berichterstattung benutzt haben wird.

Auf gnostischen Gemmen findet sich ein Esel oder ein Eselskopf nur sehr selten dargestellt[2]) und, soweit bisher bekannt, wird der Name Sabaoth auf keiner dieser Gemmen dem Esel gegeben oder auch nur genannt. Dagegen findet sich in einem der ältesten gnostischen Texte, in dem Leydener demotisch-griechischen Papyrus I 383 das Bild eines Mannes mit Eselskopf, welcher in jeder Hand eine Lanze hält und als CHΘ bezeichnet wird. In Uebereinstimmung hiermit nennt ein Amulett desselben Museums[3]) eine Gestalt mit Eselskopf Set. So auffallend dies ist, so darf man doch aus diesem argumentum a silentio nicht schliessen, dass die Angaben über den Zusammenhang des Esels und des gnostischen Sabaoth auf Irrthum beruhten; dazu sind die antiken Notizen zu entschieden. Wohl aber scheint dieser Gedanke in den gnostischen Kreisen keinen sehr grossen Anklang gefunden zu haben und ist wohl mehr gelegentlich aufgetreten, als dass er geradezu ein allgemein gültiges Glaubensdogma geworden wäre.

Auf den Namen des Sabaoth folgt auf unserer Tafel eine Lücke, welche auszufüllen sein wird mit dem bereits erwähnten Beinamen der Gottheit Adonai „Herr“. Der Schluss der Lücke ist auszufüllen mit dem Anfangsbuchstaben des in seinem weitern Theile vollkommen erhaltenen nächsten Dämonennamens.

Ablanathanalba. Auch dieser Name tritt in verschiedenen Schreib-

---

1) Tacitus, Hist. V 4; Apion bei Joseph. c. Ap. II 7; Plutarch, Sympos. 4. 5.

2) Ein Beispiel citirt von Kopp § 709; eines publ. l. c. § 834.

3) Publ. Pleyte, La religion des Pré-Israélites pl. 9 Nr. 7.

weisen[1]) auf den gnostischen Gemmen[2]) ungemein häufig auf; als die richtige Form ergibt sich die auf unserer Platte sich findende. Das Wort ist dadurch merkwürdig, dass man es von hinten und von vorn lesen kann, ohne seine Gestalt zu verändern. Hergeleitet wird dasselbe aus dem Hebräischen, bez. Chaldäischen, wo es etwa אב לָן את geschrieben werden müsste. Kopp (§ 581) und Jahn übersetzen dies „Vater, komme zu uns“, während Bellermann (Ueber die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde II p. 34 f.), Gesenius (Allgem. Lit. Zeit. Halle 1818 II Nr. 192 p. 703), Matter (Hist. du Gnosticisme Planches p. 17), Lipsius, Baudissin (Zeitschr. f. hist. Theol. 1875 p. 315, vgl. Studien zur sem. Religionsgesch. I S. 192) und King (The Gnostics p. 81) es mit „Vater bist Du uns“ wiedergeben. Wer dieser Vater dann war, darüber schwanken die Erklärer; Baudissin ergänzt Jao, während Kopp unter dem Vater Sol oder Priapus verstehen will. Letztere Erklärung ist jedoch sehr unwahrscheinlich. Der Vater, der hier angerufen wird, ist dieselbe Gestalt, der die Titel Herr u. s. f. zukommen, d. h. das höchste göttliche Wesen, welches auch als Jao bezeichnet wird. Doch kann man nicht ohne Weiteres regelmässig für den Vater Jao einsetzen, wenn derselbe nicht, wie auf dem Steine von Arolsen ausdrücklich genannt ist, denn andere Gemmen nennen den Jao in diesem Zusammenhange gar nicht, sondern andere Gestalten, so schreibt z. B. eine Gemme bei Kopp § 582 (Bellermann II p. 34): *Σαβαω Ἀβλαναθαναλβα Ἀβρασαξ*. Aus diesem Beispiele geht hervor, dass den späteren Gnostikern das Wort Ablanathanalba zu einem vollkommen selbständigen Begriffe geworden war, dessen ursprünglicher Sinn unbeachtet blieb oder vergessen war. Es dient denselben Zwecken und in demselben Sinne, wie Sabaoth oder Abraxas, bei denen man sich auch nicht mehr um ihren Ursprung aus dem Hebräischen (wie bei Sabaoth) oder aus einer Zahlenspielerei (wie bei Abraxas, dessen Quersumme, wie bereits die Kirchenväter Irenaeus, adv. haer. I 23; Hieronymus, zum Amos cap. III[3]); Theodoret, Haeret. fab. I 4 u. a. hervorhoben 365, die Zahl der Tage des Jahres ergibt)

1) Eine sehr vollständige Variantenzusammenstellung gab Kopp § 580.

2) Auch in einem gnostischen Papyrus zu Leyden mit dem Beisatze „der Herr der Himmel“. Vgl. Reuvens, Lettres à M. Letronne p. 24.

3) Nach diesem zeigt der Name des Mithras dieselbe Eigenthümlichkeit, doch ist dies nur richtig, wenn wir das Wort im Gegensatz zu seiner gewöhnlichen Form *Μειθρας* schreiben. Letztere kommt übrigens auf Münzen vor. Vgl. Fabri, De Mitrae cultu. Elberfeld, 1883. S. 103 ff.

kümmerte. Wie wenig man später an den Sinn des Wortes dachte, das zeigen Gemmen, wie die bei Kopp § 583, auf welchen man, ähnlich wie dies sonst bei dem Worte Abracadabra geschah[1]), auch Ablanathalba fortwährend unter Weglassung des jeweiligen letzten Buchstabens wiederholte und doch hoffte, eine mystische Wirkung zu erzielen. — Diese späteren Spielereien mit dem Worte widerlegen die ursprüngliche Ableitung desselben aus einer hebräischen Redensart nicht ohne Weiteres, dazu waren die Gnostiker über den Sinn ihrer mystischen Worte zu wenig genau unterrichtet, wie dies schon die verschiedenartigen Schreibweisen ein und desselben Wortes zeigen; aber andererseits dürfen wir nicht vergessen, dass auch die Etymologie aus dem Hebräischen nicht auf einer alten Ueberlieferung, sondern nur auf neuerer Combination beruht. Es wäre demnach wohl möglich, dass der Ursprung von Ablanathanalba ein anderer wäre, als der bisher angenommene, es könnte dem Worte irgend eine Zahlenspielerei zu Grunde liegen; oder, und dies erscheint uns eigentlich als das Wahrscheinlichste, das ganze Wort könnte nichts sein, als eine einfache Buchstabencombination, ähnlich wie das analog gebrauchte Abacadabra, in deren vollem Klange man mystische Kraft suchte. In dieser Meinung bestärkt es uns, dass man das Wort von vorwärts wie von rückwärts lesen kann, ein Umstand, der sich bei anderen sicher dem Hebräischen entlehnten gnostischen Namen nicht nachweisen lässt, und die grosse Consequenz, mit der nur der Vokal a angewendet wird. Jedenfalls wäre bei einer Ableitung aus dem Hebräischen es sehr auffallend, dass das ϑ, wie man doch eigentlich erwarten müsste, um die Redensart wirklich zu verdoppeln, niemals doppelt gesetzt wird.

Bis hierher haben wir die Möglichkeit einer Zusammenstellung des Wortes Ablanathanalba mit einem ganzen Satze vorausgesetzt. Allein eine solche ist nicht so feststehend, wie man gerne annimmt. Es ist im Gegentheil von vornherein immer sehr bedenklich, die gnostischen Engel- und Dämonennamen auf Grund hebräischer Sätze zu deuten. Wo eine Erklärung der Namen mit Sicherheit möglich ist, da geschieht dieselbe regelmässig durch hebräische selbständige Beinamen Gottes oder vermittelst der Namen heidnischer Gottheiten der verschiedenen orientalischen Religionen. Wo diese Deutungsmethode zu versagen schien, da hat man dann hebräische Sätze zu Hülfe genommen, aber nur sehr selten eine wirklich treffende Parallele gefunden. Fast alle

1) Vgl. **Macarius**, Abraxas ed. Chifletius, Antwerpen 1657 p. 64.

beigebrachten Beispiele leiden an schweren Bedenken und so erscheint diese Heranziehung immer als ein Auskunftsmittel von sehr zweifelhaftem Werthe. In den meisten oder fast allen derartigen Fällen scheint es vom kritischen Standpunkte aus empfehlenswerther, auf eine Erklärung überhaupt zu verzichten, bis uns etwa eine genauere Kenntniss der antiken vorder-asiatischen Religionen, welche den Gnosticismus beeinflusst haben, für den Dämonennamen eine ansprechende Parallele ergiebt, als dass wir, um überhaupt eine Erklärung zu geben, zu einer rein hypothetischen und unbeweisbaren unsere Zuflucht nehmen. Denn das erscheint unzweifelhaft, dass, wenn wir die Deutung der gnostischen Dämonennamen vermittelst ganzer Sätze prinzipiell als berechtigt anerkennen, und dann alle die Sprachen, die für die Inschriften in Betracht kommen können, Hebräisch, Koptisch, Syrisch, Assyrisch [1]), Chaldäisch u. s. f. berücksichtigen, dass sich dann zahllose Deutungen für jeden Namen ergeben werden, ohne dass dieselben darum wahrscheinlicher würden. So scheint man denn auf derartige Deutungsmethoden ihrer grossen Unzuverlässigkeit wegen verzichten und auch die Erklärungen des Namens Ablanathanalba, welche wir oben besprachen, als zu fraglich verwerfen zu müssen, wenn es auch bislang unmöglich erscheint, eine bessere Erklärung des Namens zu geben. Wie bei zahlreichen anderen Dämonennamen und anderen Punkten des Gnosticismus ist bei unserer geringen Kenntniss der demselben im Kreise des Judenthumes wie des Heidenthumes vorhergegangenen geistigen Bewegungen ein non liquet jedenfalls besser am Platze, als eine einstweilen unbeweisbare Hypothese.

Ebenso unklar, wie der Name Ablanathanalba ist der nun folgende Dämonenname, von dem nur der Anfang erhalten ist, der sich aber auf Grund mehrfacher Varianten leicht und sicher ergänzen lässt zu

Acramachamari[2]). Kopp (§ 681) erklärte das Wort durch den Satz קרם החמרי „liga amuletum meum", wobei er das erste a wegliess und auch sonst die Orthographie ziemlich willkürlich behan-

1) Dass auch aus der assyrisch-babylonischen Religion einige Dämonennamen in die Gnosis übergegangen sind, ist sehr wahrscheinlich, darum darf man aber doch nicht, wie dies Kessler in den Verh. des internat. Orientalistencongresses. Berlin 1881. II, 1. S. 288—305 thut, die ganze Gnosis aus der babylonischen Religion stammen lassen.

2) Die Varianten des Namens finden sich bei Kopp § 680. — Der Name findet sich in einem gnostischen Papyrus zu Leyden (vgl. Reuvens, Lettres p. 24) mit dem Zusatze „der die Wahrheit hält".

delte. Baudissin (l. c. p. 323, Beiträge p. 206) schlug eine andere Deutung vor, nämlich die als אקרא עמק מרי, „ich rufe an *τὸ βάθος τοῦ κυρίου μου*", wobei freilich auch keine ganz genaue Uebereinstimmung des gnostischen Namens und des hebräischen Satzes erzielt wird. Auch bei diesem Namen lässt sich eine sichere Erklärung einstweilen nicht geben und verzichten wir daher am Besten auf eine solche. Bei der sehr verschiedenen Schreibart des Wortes, bald mit einem, bald mit zwei *μ* u. s. f. ist hier kaum an eine Zahlenspielerei zu denken, eher liegt eine einfache phantastische Buchstabencombination vor, auf eine solche scheint wenigstens die auch hier häufige Verwendung des vollen Vokales a hinzudeuten.

Auf diesen mystischen Namen folgt ein weiterer in der anders gearteten und gebildeten Form

Semesilam[1]). Hier hat Kopp (§ 567, ebenso King, The Gnostics p. 81) unzweifelhaft richtig gesehen, wenn er das Wort mit dem hebräischen שמש עולם „die ewige Sonne" [2]) zusammenstellt und der älteren Erklärung [3]) entgegentritt, welche den letzten Theil des Wortes gegen den Text aller Gemmen Mesiaam lesen und hierin eine Erwähnung des Mesias finden wollte. In der That findet sich das Wort auch auf Gemmen (z. B. Kopp § 566, Matter, Hist. du Gnost. pl. I F Nr. 5; pl. VII Nr. 2), welche das Bild des Sonnengottes auf seinem von vier Pferden gezogenen Wagen zeigen. Es wird also hier eine Form des Sonnengottes angerufen, des Gottes, welcher in allen mystischen Religionen eine so hervorragende Rolle spielt und welcher gerade zur Zeit der höchsten Blüthe des Gnosticismus, um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. anfing, in der römischen Staatsreligion hohe Bedeutung zu gewinnen. Auch im Gnosticismus war seine Stellung eine wichtige und in seiner Verehrung berührt sich der Gnosticismus mit dem Mithraskult, der zweiten grossen mystischen Religion, welche in der nachchristlichen Zeit mit dem Heidenthume kämpfte und welche, wie zahlreiche Denkmälerfunde zeigen, auch in den Rheinlanden einen dankbaren Boden gefunden hat. Beide Religionen vereint mit dem Isiskulte, der in letzter Zeit häufiger besprochen worden ist, sind es gewesen,

---

1) Varianten bei Kopp § 561.

2) Auch Epiphanius, Haeres. 16. 2 p. 34 gibt שמש mit *σεμεσ* wieder.

3) So noch Bellermann, l. c. III, 11 f., 17 f. — Ebensowenig haltbar ist die Erklärung des Wortes durch Matter, Hist. du Gnost. Planches p. 17 u. 29 mit שמש *ἔλαμ(ψε)* „die Sonne hat geleuchtet".

welche die Stämme an den Ufern des Rheines allmälig vorbereitet haben für das Christenthum. Kann man auch die Anhänger keiner dieser Religionen für christliche Sektirer halten — auch der Gnosticismus entfernt sich dafür zu weit von der christlichen Lehre, wenn er auch z. Th. von ihr ausgegangen ist[1]) und seine Anhänger sich gerne als Christen bezeichneten[2]) — so sind ihre Morallehren doch den christlichen analog gewesen und haben die Gemüther der Heiden in Jahrzehnte langem Wirken allmälig befähigt, an Stelle der alten Naturreligion, wie sie sich bei den germanischen und keltischen Stämmen vorfand, die tief durchdachten Lehren des Christenthums aufzunehmen. In dieser vorbereitenden Thätigkeit dieser Lehren liegt für die Rheinlande ihr Hauptinteresse. Die auf sie bezüglichen Denkmäler sind zu selten, als dass wir annehmen könnten, dass je ausgedehnte Gemeinden von Anhängern der Gnosis, der Isis oder des Mithras in den Rheinlanden bestanden hätten. Aber die religionsentwickelnde Stellung, die ihr Auftreten überhaupt besitzt, macht es höchst wichtig, jeder Spur dieser Lehren bis in das Einzelste nachzugehen; zu verfolgen, wo sie, wenn auch nur sporadisch, auftreten, da wir ziemlich sicher sein können, an denselben Orten auch die ersten Christen zu finden. Am wenigsten besagen dabei verhältnissmässig die Mithrasmonumente. Mithras war vor Allem ein Gott der Soldaten, sein Kult blieb wohl meist auf die römischen Lager beschränkt, ohne die Landesbewohner zu beeinflussen. Ganz anders Isisdienst und Gnosticismus, sie richteten sich an Jedermann, ihr Mysticismus und ihre Magie mussten auf die abergläubischen Gemüther auch der Einheimischen Einfluss gewinnen und ohne dieselben direkt zu ihren Anhängern zu machen, doch mit ihrer Anschauungsweise durchdringen und langsam hinführen zu einer höheren philosophischen Auffassung der Gottheit, als sie die Volksreligion je besessen hatte und besitzen konnte. Mit diesen Religionen kamen Philosophie und Mystik, sie sind in den Barbarenländern des Westens bedeutungsvolle Culturträger geworden. Gerade die Religionen, welche im Oriente dem emporblühenden Christenthume entgegentraten, gegen welche hier die Kirchenväter zu eifern und zu kämpfen hatten, um ein

1) Nach der Meinung der ältesten Kirchenväter (vgl. Harnack, zur Quellenkritik der Gesch. des Gnosticismus S. 29) waren nicht christliche Theosophen, sondern heidnische Goeten die Urheber der Bewegung; doch finden sich von Anfang an bei den Gnostikern christliche und jüdische Elemente, so dass diese Lehre gleich ein Synkretismus der verschiedenartigsten Religionen war und nicht einer allein ihren Ursprung verdankte.

2) Justin, Apol. I, 26; Irenäus, adv. haer. I, 24. 4.

Zurückversinken der Völker in das Heidenthum, bez. in die Häresie der Gnosis zu verhindern, sie sind es im Occident und wohl auch im Rheinlande gewesen, welche dem Christenthume die Wege bahnten.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Erklärung unseres gnostischen Denkmales zurück, so haben wir hier zunächst den nächsten Dämonennamen zu betrachten, nämlich:

Sesengem[1]), welcher zuweilen auch Sesengen geschrieben wird. Ueber die Bedeutung desselben lassen sich nicht einmal Hypothesen aufstellen; in keiner der uns bekannten Religionen des Orientes findet sich ein nur irgendwie anklingender Göttername oder Titel. — Ebenso wenig wissen wir etwas über den folgenden Namen, dessen Anfangszeichen in der Lücke standen, welcher aber auf Grund zahlreicher Beispiele, in denen er gleichfalls mit Sesengem verbunden erscheint, mit Sicherheit zu ergänzen ist als

Barpharanges[2]). Kopp hat nicht weniger als drei Hypothesen aufgestellt, um den Namen zu erklären, welche er alle drei für unsicher zu halten geneigt ist. Einmal bringt er das Wort zusammen mit dem spätgriechischen *βαρυς βαραγγος* „der starke Wächter“, dann vergleicht er es mit dem Worte *φερεγγυος*, das Herodot für „kräftig um etwas zu leisten“ anwende, beides kaum zu vertheidigende Parallelen. Endlich weist er auf eine Stelle des Josephus (Bell. Iud. VII. 6. 3) hin, wo berichtet wird, bei der Stadt Machairus hiesse im Norden des Thales (*τῆς φάραγγος*), welches die Stadt umschliesse, ein Ort Baaras und hier wüchse eine Wurzel gleichen Namens, welche man nur schwer erlangen könne, die aber dann zur Vertreibung von Dämonen sehr werthvoll sei. Nach der Schilderung des Josephus hat die Pflanze etwa dieselbe geheimnissvolle Macht, welche sonst von den Griechen der Mandragora zugeschrieben wird. Es würde dann das Wort Barpharanges entsprechen der *βααρας* (Varianten geben *βααρ*) *φαραγγος* „die Zauberwurzel des Thales“ und dies wäre in der That eine recht gute Erklärung des Namens, wenn es nur möglich wäre festzustellen, ob der Glauben an die Kraft der Pflanze irgend weitere Verbreitung im Alterthume gefunden hat. Sonst könnte man auch an einen Zusammenhang unseres Wortes mit dem Chaldäischen und Syrischen בר der Sohn[3]) denken, doch liegt keine Möglichkeit vor, den

1) Varianten bei Kopp § 570, 576.

2) Varianten bei Kopp § 570.

3) Dieses Wort findet sich auch in dem Dämonennamen *βαρβηλω* (var. *βαλβηλ*, vgl. Reuvens, Lettres p. 47) wohl, „Sohn des Bel“ (nach Bellermann, Gemmen der Alten I, 28 „Sohn des Herrn?“) verwendet, der in gnostischen

folgenden Namen Pharanx, welcher dann wohl einen bestimmten Gott bezeichnet haben müsste, zu identificiren. So ist verhältnissmässig die Erklärung des Namens mit Hülfe der Josephus-Stelle noch die ansprechendste und wahrscheinlichste. Doch soll hier wenigstens noch darauf hingewiesen werden, dass die beiden Wörter sesengem und barpharanges (auch barpharangen geschrieben) sich dadurch auszeichnen, dass beide identische Endungen nges, bez. ngen haben, was möglicherweise auf eine Verwandtschaft des Ursprunges beider hindeuten könnte.

Den Abschluss dieser Dämonenliste bildet eine dreimalige Wiederholung der Ausrufung io, gerade so wie ein dreifach wiederholtes ia dieselbe eingeleitet hatte. Der Zweck des ganzen Textes bis hierher ist jedenfalls nur die Aufmerksamkeit all der angerufenen Gestalten auf die folgenden Worte hinzuleiten, er hat mit der eigentlichen Inschrift nichts zu thun, sondern konnte als einleitende Formel bei jeder gnostischen Beschwörung eine Rolle spielen. In Folge dessen finden sich denn auch, wie bereits bemerkt, die hier genannten Namen, wenn auch nicht genau in der gleichen Reihenfolge, sehr häufig auf gnostischen Gemmen, welche ähnlichen Zwecken, nämlich zu Amuletten, wie die Silberplatte von Badenweiler dienten, wieder.

Während sich für diesen Theil des Textes zahlreiche analoge Beispiele beibringen lassen, fehlen derartige Paralleltexte für die zweite, nun zu besprechende Abtheilung desselben, welche in griechischen Buchstaben eine lateinische Anrufung enthält[1]). Durch dieselbe werden die eben genannten Gottheiten ermahnt, einen gewissen Luciolus, wohl den Inhaber unseres Amulettes, zu bewahren. Die anzubringenden Ergänzungen sind sehr einfach; Z. 6 ist von dem Namen Luciolus nur der Schluss erhalten. Der Name seiner Mutter war wohl Leibia, was als Eigenname z. B. auf einer Inschrift aus Arsinoe in der Cyrenaica C. I. Gr. Nr. 5312 vorkommt. Der Rest eines r am Anfange

---

Texten, wenn auch nur selten, vorkommt. Eine Barbelo spielt in der Pistis Sophia (p. 127, 359, 361, 378, 379 u. s. f.) eine grössere, aber ziemlich unklare Rolle. Ihren Namen leitet Bellermann III, 42 von ברת בעלֹר „Tochter des Herrn" ab, was sprachlich kaum möglich ist, da das ת dabei nicht berücksichtigt wird. — Weiter sind zu vergleichen die Namen Barkab und Barkoph, mit welchen nach Euseb., Hist. eccl. IV, 7 Basilides von ihm erdichtete Propheten benannte.

1) Analogen Inhaltes ist eine Gemme bei Spon (Miscellanea erud. Ant. p. 297) und Matter (Hist. du Gnost. Planch. X, 6; p. 97) mit der Inschrift: *Ιαω Αβρασας Σαβαωθ Αδωναι ἁγιον ὀνομα α[ε]ξιαι δυναμ(ε)ις φυλαξατε Ουεβιαν Παυλειναν ἀπο παντος κακου δαιμονος.*

von Z. 7 zeigt, dass hier Leibia mater zu lesen ist. Am Anfange von Z. 8 findet sich nochmals ein Fremdwort, welches nicht in dem Zusammenhange nöthig ist, es ist das Wort *Acheilon*. Hierin haben wir vielleicht wiederum einen Dämonennamen zu sehen, wiewohl es dann doch auffällig wäre, dass er sich sonst nirgends auf Gemmen erwähnt findet und seine Ableitung aus keiner Religion möglich erscheint [1]. Wahrscheinlicher aber ist es wohl, dass das Wort nichts ist als eine Umschreibung des hebräischen אַחֲלַי, der Wunschpartikel „wollte Gott“, welche auch als Eigenname verwendet wird, so dass es also eine Uebersetzung des darauf folgenden Ausrufes o in das Hebräische wäre. In der letzten Zeile erscheint ein Eigenname Mercussa, für welchen gleichfalls die Gottheit angerufen wird, ohne dass ersichtlich wäre, in welcher Verbindung er zu Luciolus steht. Der Name selbst ist vielleicht eine Ableitung von dem Namen des Marcus, der als Stifter einer gnostischen Sekte genannt wird (um 140—160) und sogar den Beinamen „der Magier“ bei Theodoret (Haer. Fal. I, 9) führt; er legte besonderen Werth auf die geheimnissvolle Bedeutung der Worte und Buchstaben [2], seine Anhänger, die Macrosier, sollen vor Allem magische Formeln verwendet haben und zu ihnen ist wohl der Inhaber, bezw. die Inhaber unseres Amulettes zu rechnen. — Anders erklärt Kopp (§ 902) den Schluss des Textes, er trennt Mercussam, was er Mercusslm liest, in zwei Worte, Mercus und slm, wobei er in dem ersten den Namen des eben erwähnten Marcus sieht, das letztere aber für das hebräische שִׁלֵּם perfecit hält. Diese Deutung übergeht jedoch vollkommen das Wort sive, welches dem Namen vorhergeht und ist daher kaum haltbar, wie sie ja schon durch die Hereinziehung eines hebräischen Verbums in den lateinischen Text von vornherein unwahrscheinlich erscheint. Die von Kopp beigezogene Bemerkung des Irenäus (I, 16. 2), dass die Macrosier das M wie zwei λ geschrieben hätten, passt auf unsere Erklärung ebenso wie auf die Kopp'sche, doch ist diese Notiz nicht in ihrem vollen Umfange richtig, da sich auf mehreren gnostischen Gemmen das μ in dieser Form geschrieben findet, ohne dass wir dieselben deshalb ohne Weiteres den Macrosiern zuschreiben könnten [3].

---

1) Mit dem Namen des Achilleus, der nach der in den sog. Clementinischen Homilien VI, 14 dargelegten allegorisirenden Lehre als der erste Mensch aus der Mischung von Erde und Wasser entstand und gleich als Erwachsener gebildet wurde, hat unser Acheilon kaum etwas zu thun.

2) Vgl. für Marcus u. a. Matter, Hist. du Gnosticisme II p. 165 ff.

3) Eine Reihe der auf den Gemmen genannten Dämonennamen spielt bei den Ophiten eine grössere Rolle. Gruber, Die Ophiten. Würzburg 1864, hat

Die Zeichen, welche den beiden letzten Zeilen vorangehen, sind wohl astrologischer Natur. Das complicirteste unter ihnen findet sich mehrfach wiederholt auf einer Gemme bei Kopp (§ 334 und 791, dieselbe publ. bei Matter, Hist. du Gnost. pl. II A Fig. 10; vgl. Matter, une excursion gnostique pl. I Fig. 4), einmal bei demselben (§ 758), und in Verbindung mit verschiedenen anderen Symbolen auf einer bei Rom gefundenen Bleitafel (Matter, Exc. gnost. pl. 12). Weiter finden sich diese Zeichen theils allein, theils in Verbindung mit anderen auf Gemmen bei King, The Gnostics pl. 8 Nr. 1 und 5. Der sechsstrahlige Stern bedeutet nach den antiken Astrologen sextilis und der Stab mit zwei Kreisen daran, bezw. zwei an einander gereihte Kreise oppositio. Da der Anfang der Darstellung auf unserem Stücke fehlt, so ist es unmöglich, über den Sinn derselben, welcher wohl in Zusammenhang steht mit den geheimnissvollen Zeichen am Anfange des Textes, eine Erklärung zu geben.

So stellt sich denn die Silbertafel von Badenweiler heraus als ein gnostisches Amulett, welches dazu bestimmt war, eine Reihe von Dämonen zu bewegen, den Inhaber desselben, einen gewissen Luciolus und eine Mercussa, vielleicht seine Schwester oder Gattin, vor allen Gefahren zu behüten. Das Stück hat mit den Badenweiler Thermen an und für sich nichts zu thun, es ist von dem Besitzer in denselben verloren und uns so erhalten worden. Das Material, auf das die Inschrift geschrieben war, zeigt den hohen Werth, der dem Amulette beigelegt wurde, denn hier hat man Silber gewählt[1]), während man sich sonst für ähnliche Texte mit Bleitafeln[2]) oder noch häufiger mit geschnitte-

freilich S. 18 ff. die Ansicht aufgestellt, diese Sekte habe nur in Syrien, Kleinasien und einigen benachbarten Ländern ihren Wohnsitz aufgeschlagen, so dass also die sich überall im römischen Reiche findenden Gemmen ihnen kaum angehören könnten. Allein diese Ansicht über die Verbreitung der Ophiten, ebenso wie der übrigen gnostischen Sekten lässt sich auf Grund des spärlichen uns vorliegenden Materiales bisher keinenfalls als mit Bestimmtheit erwiesen betrachten.

1) Ein gnostisches Silberplättchen aus dem Musée Napoléon III. besprach Froehner im Philologus XXII (1865) S. 546; ein weiteres ist im Museum Kircherianum in Rom (Matter, Une excursion gnost. p. 22), vgl. King, The Gnostics p. 147 ff.

2) Vgl. Montfaucon pl. 177 u. 178; King, The Gnostics and their remains p. 147 ff.; Matter, Une excursion gnostique en Italie p. 24 ff. pl. 3—12. Eine Plombe mit dem Namen und Bild des Abraxas und dem Namen des Jao besitzt H. van Vleuten; vgl. diese Jahrbücher LIII—IV S. 317 f. Eine magische Verwendung von Bleitafeln auch Tac. Ann. II 69.

nen Steinen begnügte. Ueber die Zeit, wann der Text abgefasst wurde, gewährt er selbst keinen Anhalt, auch ist ein solcher aus der Form der verwendeten Zeichen nicht zu gewinnen, da diese in ihrer flüchtigen, kursiven Form keinen zuverlässigen paläographischen Anhalt gewähren. Es läge nun nahe, aus der gnostischen Natur des Stückes einen Schluss auf seine Entstehungszeit zu ziehen und es dem zweiten nachchristlichen Jahrhunderte zuzuschreiben, was ja an und für sich mit den Münzfunden in Badenweiler gut übereinstimmen würde. Allein, so ansprechend diese Annahme erscheint, so ist sie doch darum nicht sicher. Wir sind zwar durch die uns vorliegenden literarischen Quellen über die Zeit der Blüthe, des Aufkommens und Untergehens des philosophisch denkenden, des, wenn man so sagen darf, wissenschaftlichen Gnosticismus recht gut unterrichtet; aber wir besitzen keinerlei chronologische Anhaltspunkte, auf Grund deren es möglich wäre, die zahllosen uns überkommenen Ueberreste des mehr mystischen Gnosticismus, zu denen vor Allem alle die sog. gnostischen Gemmen und Amulette gehören, einzuordnen.

Seit Bellermann[1]) die Behauptung von Passerius, dass die alten Abraxasgemmen nicht von christlichen Basilidianern, sondern von den alten heidnischen Wahrsagern, Zauberern, Zeichendeutern u. s. f. herrührten, wenigstens in ihrem zweiten Theile vollkommen widerlegt hat, hat man sich gewöhnt, dieselben einfach als gnostisch zu bezeichnen. In der That finden sich die auf ihnen genannten Dämonennamen, wie wir bereits gesehen haben, zum grossen Theile auch in den Literaturwerken des Alterthums als gnostische Namen von Archonten, Engeln oder auch Dämonen wieder, so dass an einem Zusammenhang der Gemmen mit den Gnostikern nicht gezweifelt werden darf. Aber mit Recht hat Passerius darauf hingewiesen, dass die eigentlich wesentlichsten Worte und Begriffe, denen wir in den gnostischen Systemen begegnen, wie Nus, Logos, Phronesis, Dynamis und Sophia auf den Gemmen vollkommen fehlen, und der Versuch von Bellermann (l. c. S. 27), diese Worte aus einer Gemme herauszudeuten, ist entschieden verfehlt gewesen. Gerade diejenigen Lehren, welche das Studium der gnostischen Werke auch für uns noch anziehend machen, die philosophische Durcharbeitung eines religiösen Welten- und Göttersystems und der Versuch einer geistigen Verschmelzung aller bis auf die damalige Zeit hin angenommenen Glaubensdogmen, gerade sie fehlen

1) Ueber die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde. Zweites Stück. Berlin 1818. S. 7—19. — Aehnlich, aber weit ausführlicher spricht sich Kopp, l. l. III p. 21—168 aus.

auf den Gemmen. Dagegen finden sich hier die Elemente, welche die gnostischen Systeme abstossend und wirr erscheinen lassen, die überall hergesuchten Götternamen, die barbarischen Worte, die Zahlenspielereien, die religiösen Mischbilder und der geheimnissvoll sein sollende Symbolismus. Behalten wir dies im Auge, so ergibt sich daraus ohne Weiteres, dass uns die Gemmen nicht die Gnosis als solche vorführen, sondern nur eine Seite derselben und zwar keine günstige. Sie geben sich uns als Produkte nicht der philosophirenden Richtung der Lehre zu erkennen, sondern als Erzeugnisse der mystischen und magischen Elemente, von denen sich die Gnosis nicht frei zu erhalten vermocht hat. Die Gedankengänge, denen die Gemmen ihren Ursprung verdankten, stehen zur wirklichen Gnosis in demselben Verhältnisse, wie die Kabbala zum Talmudischen Judenthume, die Geheimlehren der verschiedenen mittelalterlichen und modernen Sekten zum Christenthume, kurz der Mystik zur Religion.

Gerade solche Zeiten, wie die es waren, in denen die Gnosis entstand, Zeiten, in denen alte Religionssysteme und Kulturen, die sich überlebt haben, zu Grunde gehen, in welchen weite Kreise von einem religiös unbefriedigten Gefühle ergriffen werden, sie sind vor Allem angethan, um mystischen Lehren Ursprung und Blüthe zu verleihen. Die gebildeten Kreise wenden sich in einem solchen Falle gern einer spekulativen, synkretistischen Philosophie zu, während die breiteren Massen der Mystik und Magie anheimfallen. Dies war der Entwicklungsgang bei dem Auftreten der Gnosis. Die philosophische Spekulation der Basilidianer, Marcioniten, Ophiten u. a., denen die Kirchenväter entgegen zu treten hatten, repräsentiren die eine Seite der Lehre, die uns in zahllosen Exemplaren vorliegenden Gemmen, einige anderweitige Inschriften und wenige Papyri die andere, mystisch-magische. Litterarische Behandlung hat dieser letztere Glaube, wie es scheint, im Alterthume nicht gefunden und auch in der Neuzeit ist seine systematische Durchforschung, trotz des Interesses, das dieselbe darbietet, sehr vernachlässigt worden; wohl hauptsächlich wegen der Schwierigkeiten, welche das weitzerstreute Material und die zahlreichen in Betracht kommenden Religionsformen dem Forscher entgegenstellen. Und doch wird eine gründliche Durcharbeitung auch dieser Seite der Gnosis nothwendig sein, wenn man sich ein klares Bild der religiösen Zustände machen will, welche im grössten Theile des römischen Reiches dem Christenthume vorhergegangen sind.

Der Ursprung dieser Mystik fällt, wie der der Gnosis überhaupt, in die Zeit, in welcher sich das Judenthum mit dem vorderasiatischen

Heidenthume zu berühren und zu mischen begann. Ihr Heimathsland war Syrien und Mesopotamien[1]) und wie Graetz[2]) und Lipsius[3]) mit vollem Rechte hervorgehoben haben, waren es genau die gleichen geistigen Regungen, welche ihr und welche der Kabbala ihren Ursprung gegeben haben. Der bei Weitem grösste Theil der gnostischen Gemmen fand sich, soweit wir dies aus den gerade bei derartigen kleinen Denkmälern ausserordentlich dürftigen Fundberichten verfolgen können, auf orientalischem Boden, in Syrien und in dem Hauptlande aller synkretistischen Sekten in Aegypten. Von hier aus aber verbreitete sich die Lehre weiter über das römische Reich. Fast in dessen ganzen Bereiche, besonders aber in Spanien, haben sich die Denkmäler derselben, die Gemmen gefunden und es wäre eine gewiss dankenswerthe Aufgabe, die verschiedenen Fundorte zusammen zu stellen und so das Gebiet, welches sich die Lehre allmälig eroberte, zu umgrenzen. Dass zu diesem Gebiete auch das Rheinland gehörte, zeigt unsere Silbertafel. Die auf ihr auftretenden Namen gnostischer Engel und Aeonen werden hier nur benutzt als Namen von höhern, dämonischen Mächten, welche dem Menschen nützen, ebenso wie schaden konnten, und welchen man sich oder Anverwandte durch Bitten an das Herz legen konnte. Von tieferer philosophischer Gnosis zeigt das Denkmal keine Spur, sondern nur von dem Glauben an ihre magischen und mystischen Kräfte. Aber auch diese magische Richtung hat geholfen, dem Christenthume die Wege zu bahnen, und darin, dass unser Täfelchen die Existenz dieses Vorläufers des christlichen Glaubens auch für das Rheinland beweist, liegt sein hoher Werth für die Religions- und die Culturgeschichte.

Bonn. Dr. Alfred Wiedemann.

---

1) Der Versuch von King, The Gnostics and their remains. London 1864, die Lehre vor allem aus dem indischen Buddhismus herzuleiten, ist nicht als gelungen zu betrachten.

2) Gnosticismus im Judenthume. Krotoschin 1846.

3) Gnosticismus, S. 270. — Die Verwandtschaft beider Lehren bemerkten bereits früher Neander, Genet. Ent. des Gnost., S. 225 f. und Baur, Die christliche Gnosis, S. 71 ff. Vgl. auch Matter, Hist. du Gnosticisme p. 74 ff., 94 ff.

7. Auffindung und Untersuchung von vorgeschichtlichen Metallgewinnungs- oder Hüttenstätten.

Durch die eifrigen Untersuchungen der Alterthumsforscher an alten Begräbnissstätten, sowie auch durch zahlreiche zufällige Funde, sind wir zu der Erkenntniss gekommen, dass die alten Völker auch im mittleren und nördlichen Europa viel mehr von dem Gebrauche und der Verarbeitung der Metalle verstanden haben müssen, als man noch vor wenigen Decennien ahnen konnte. Diese Kenntniss der Metalle war zwar bei den uns durch die klassischen Schriftsteller näher bekannt gewordenen Völkern zu erwarten, doch zeigt sich jetzt dieselbe immer mehr auch bei solchen, von denen uns die Geschichte nichts zu sagen weiss. Ganz besonders gilt dieses von den nördlich und westlich der Alpen ansässig gewesenen keltischen und zum Theil auch germanischen Volksstämmen. Schon die Funde von Hallstadt, in dem nördlichen Böhmen, in den schweizer Pfahlbauen und im südlichen Frankreich zeigten einen überraschenden Reichthum an Metallgeräthen, welche die Kenntniss des Goldes, Silbers, Kupfers, Zinns, Bleies, Eisens, Stahls und der Bronze beweisen, woraus sich Rückschlüsse auf eine sehr frühe und verhältnissmässig hohe Culturentwicklung machen lassen. Die Annahme, dass diese Metalle bei den nach klassischen Begriffen barbarischen Völkern allein dem Handelsverkehre zu verdanken seien, den sie mit den civilisirteren Nationen des Alterthums am Becken des Mittelmeeres, namentlich mit den Phönikern, Griechen, Etruskern und Römern unterhielten, ist wohl schon längst als nicht stichhaltig aufgegeben. Zwar ist nicht zu leugnen, dass viele Erzeugnisse der südlichen Länder schon sehr früh, z. B. in dem Falle von Hallstadt um 600 bis 500 v. Chr., mittels des Handels ihren Weg über die Alpen oder durch Gallien in die nördlicheren Gegenden gefunden haben müssen. Bedenkt man jedoch die damaligen ungeheueren Schwierigkeiten des Landverkehrs, ganz besonders aber eines solchen über die Alpen, welche noch in der Kaiserzeit nur wenige und dabei schwer passirbare Uebergänge besassen, so wird die Ansicht gerechtfertigt werden können, dass der grösste Theil der aufgefundenen Metallgeräthe nicht in den südlichen Ländern, sondern in den Gegenden angefertigt wurde, wo wir

sie heute antreffen, und dass namentlich die keltischen, in geringerem Grade die germanischen Stämme eine bedeutende Geschicklichkeit in der Verarbeitung der Metalle selbst besessen haben.

Dass sie hierzu die Rohmetalle aus den Mittelmeerländern bezogen haben sollten, ist nicht wahrscheinlich, weil bei den schwierigen Handelswegen diese viel eher die fertige Waare ausgeführt haben würden, als das rohe, unverarbeitete Metall, welches einen viel geringeren Handelswerth hatte, als die ersteren. Man möge sich nur vorstellen, ob es wohl heute vortheilhaft sein würde, Roheisen, Schmiedeeisen, Kupfer und andere Metalle in Barren oder Stäben an die rohen Völker Afrika's oder Südamerika's zu verkaufen, statt der leichter transportablen, werthvolleren und verkäuflicheren Messer, Beile, Sägen, Säbel, Flinten u. s. w., damit sie sich diese Fabrikate selbst herstellen sollten, was doch nur in sehr unvollkommener Weise von ihnen geschehen könnte.

Wenn wir daher bei den keltischen, und zum Theil auch bei germanischen Völkern besonders im frühen Mittelalter, so viele unzweifelhafte Spuren der Metallverarbeitung finden, wie sie von E. v. Tröltsch [1]) für die vorrömische Metallzeit im Rheingebiete, dann von Dr. Gross, E. de Chantre, Rougemont u. A. für die Schweiz und das südliche Frankreich nachgewiesen sind, so haben wir allen Grund zu der Annahme, dass sie selbst auch die Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen mehr oder weniger vollkommen ausgeübt haben. Hierfür besitzen wir überdies, so weit keltische Völker dabei betheiligt sind, zahlreiche und nicht leicht anzufechtende Beweise, auf welche bei einer anderen Gelegenheit ausführlich zurückzukommen sein wird, und die vom Verfasser in einem Vortrage im Verein für Urgeschichte und Alterthumskunde in Siegen, im Februar 1881, bereits angedeutet wurden [2]).

Es ist aber von erheblichem culturhistorischem Interesse zur Beurtheilung der technischen Fähigkeiten, welche die nach römischen Begriffen barbarischen Völker besassen, zu erforschen, mit welchen Mitteln, in welcher Weise und wo sie die schwierige Kunst der Metallgewinnung ausgeübt haben, ohne sie von den civilisirteren Nationen des Mittelmeerbeckens gelernt zu haben; namentlich noch ehe, und dann auch

1) E. Freiherr v. Tröltsch, Fund-Statistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete, Stuttgart 1884, S. 66—73.

2) Dr. A. Gurlt, Eisen- und Stahlgewinnung bei den Römern. Blätter des Ver. f. Urgesch. u. Alterthumskunde in den Kreisen Siegen, Olpe, Wittgenstein und Altenkirchen. Siegen 1881, Nr. 8—11.

nachdem sie mit denselben, besonders den Römern, in nähere Berührung gekommen waren.

Funde von vorgeschichtlichen Metallgewinnungs-, d. h. Hüttenstätten, sind in Gallien, Britannien, Helvetien, den Alpen- und Rheinländern keineswegs sehr selten gemacht worden. Es ist nur zu bedauern, dass sie oft nicht sorgfältig oder sachverständig genug untersucht wurden, wohl deshalb, weil die Untersuchenden die Bedeutung solcher Funde meistens nicht kannten und weil ihnen überdies die technischen Kenntnisse zu ihrer Beurtheilung abgingen, daher manche Funde recht wenig zutreffende Deutungen erfahren haben. In diesen Zeilen soll deshalb versucht werden, die massgebenden Gesichtspunkte kurz zusammenzufassen, welche bei der Auffindung und Untersuchung von prähistorischen Hüttenstätten berücksichtigt werden sollten. Gleichzeitig kann es der Verfasser aber nicht unterlassen, das eifrige Studium des ausgezeichneten und in seiner Art einzig dastehenden, umfassenden Werkes von Dr. L. Beck[1]), „Die Geschichte des Eisens", auf das angelegentlichste zu empfehlen, weil dieses Buch eine Fülle von Thatsachen und Beobachtungen aus allen Theilen der Erde enthält, wie sie bisher noch niemals zusammengetragen worden sind.

Der Gebrauch der Metalle ist sehr alt, obwohl nur wenige im gediegenen, d. h. metallischen Zustande in und auf der Erde gefunden werden, wie z. B. Gold und Wismut gewöhnlich, Silber und Kupfer aber selten, wogegen das Vorkommen in Verbindung mit anderen chemisch-einfachen Körpern, wie Sauerstoff, Schwefel, Arsen, Antimon, d. h. im vererzten Zustande, als Erze, die Regel ist. Manche Erze zeichnen sich zwar durch metallischen Glanz aus, wie viele Schwefelmetalle u. a., doch haben die meisten ein erdiges Aussehen und verrathen ihren Metallgehalt und ihre Verschiedenheit von den Steinen äusserlich oft nur durch ihre grössere Schwere, d. h. durch ihr höheres spezifisches Gewicht. Es ist demnach um so wunderbarer, dass die alten Völker, die Aegypter nachweislich schon gegen 3000 Jahre v. Chr., so früh den Metallgehalt der Erze wahrnahmen und ihn, sei es durch Zufall, sei es durch Absicht geleitet, in gebrauchsfähigem Zustande auszuscheiden gelernt haben. Diese Thatsache lässt bei ihnen einen früh entwickelten Scharfsinn, eine grosse Ueberlegung, Intelligenz,

---

1) Dr. Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Erste Abtheilung, von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. Braunschweig 1884.

Erfahrung und Geschicklichkeit erkennen, welche man ihnen bis vor Kurzem nicht zuzutrauen wagte. Auf diesen Gegenstand näher einzugehen, kann hier nicht der Ort sein, doch wird durch die früheste Geschichte des Bergbaues und der Metallgewinnung die Richtigkeit der obigen Folgerung bestätigt.

Schlacken. Alle metallurgischen Schmelzarbeiten hinterlassen Schlacken, d. h. die werthlosen Rückstände, nachdem aus den Erzen das betreffende Metall abgeschieden worden ist. Die Hüttenschlacken sind fast ohne Ausnahme Silikate, Verbindungen der Kieselsäure mit den basischen Oxyden der Erd- und Schwermetalle, wie Eisenoxydul, Manganoxydul, Bleioxyd, Zinnoxyd, Kupferoxydul, Kalkerde, Magnesia und Thonerde. Die Kieselsäure beträgt 30 bis 40 Procent, daher die Schlacken hart, fest und schwer verwitterbar sind. Von den Basen herrscht in den prähistorischen Schlacken fast ohne Ausnahme das Eisenoxydul vor, daher sie schwer, schwarz gefärbt und einander oft so ähnlich sind, dass man sie äusserlich nur schwer unterscheiden kann. Zeigt jedoch die chemische Analyse, dass sie ausser Eisen noch ein anderes Metall, wie Kupfer, Blei oder Zinn enthalten, so kann man mit Sicherheit annehmen, dass sie von der Erschmelzung dieser Metalle herrühren. Findet sich nur Eisen, so sind sie unzweifelhaft Eisenschlacken. Wenn solche Schlacken Jahrhunderte lang im feuchten Erdboden gelegen haben, so büssten sie meistens ihren früheren Glasglanz oder Fettglanz ein; sie zeigen dann, auch wenn sie mit Wasser und Bürste sorgfältig gereinigt sind, stets eine matte Oberfläche, und nur, wenn man sie zerschlägt, kommt auf den Bruchflächen der frühere Glanz zum Vorschein. Sehr alte Schlacken sind aber in der Regel so stark verwittert, d. h. chemisch verändert, dass sie einem kieselhaltigen, löcherigen Brauneisenstein viel ähnlicher sehen, als künstlich dargestellten Schlacken. Durch Einfluss des atmosphärischen Wassers und der Kohlensäure tritt eine langsame Zersetzung des Eisensilikates, und unter Aufnahme von Wasser, die Bildung von Eisenoxydhydrat ein, welche Umwandlung von der Oberfläche und den Schlackenporen aus langsam von aussen nach innen fortschreitet. Nur beim Zerschlagen solcher Schlacken zeigen sich oft noch unverwandelte Kerne der ursprünglichen Substanz. Auch halten sie nicht selten Stückchen von Holzkohle oder Abdrücke ihrer Jahresringe eingeschlossen, welche sie als Kunstprodukte charakterisiren. Wie gesagt, gestattet schon die qualitative chemische Analyse, wie sie in jeder Apotheke leicht ausgeführt werden kann, zu erkennen, von der Verhüttung welchen Metalles die Schlacken

herrühren. Doch zeigen sie auch nicht selten äussere leicht kenntliche Merkmale. So pflegen die alten Bleischlacken mit einem weissen Verwitterungsbeschlage bedeckt zu sein, welcher aus kohlensauerem Bleioxyd besteht; die Kupferschlacken ebenso mit einem grünen, von kohlensauerem Kupferoxyd herrührend; oder sie sind durchzogen von rothen Adern von kieselsauerem Kupferoxydul. Beim Zerschlagen zeigen die Kupferschlacken nicht selten Einschlüsse von metallischen Kupferkörnchen und von weissem Schwefelkupfer, dem sogenannten Kupferstein, oder endlich dichte grüne Körner von kohlensauerem Kupferoxyd, entstanden aus der Oxydation des metallischen oder des Schwefelkupfers in sehr alten Schlacken. Die Zinnschlacken lassen sich äusserlich nicht von Eisenschlacken unterscheiden, sondern nur durch Analyse als solche erkennen. Dass diese verschiedenartigen Schlacken ihr Ursprungsattest bei sich tragen, kommt daher, dass immer ein Theil des zu erschmelzenden Metalles in den Schlacken verloren geht, was bei den unvollkommenen Schmelzprocessen der Alten in noch viel höherem Grade als heute der Fall war. So enthalten die alten Eisenschlacken noch 45—60 Procent Eisen, die Bleischlacken 10—15 Procent Blei, die Kupferschlacken 5—10 Procent Kupfer, die Zinnschlacken bis 20 Procent Zinn u. s. w., weshalb man solche alten Schlacken nicht nur in neuerer Zeit wieder umgeschmolzen hat, um ihnen den Metallgehalt zu entziehen, sondern sogar schon im hohen Alterthum, wie es z. B. mit den Blei und Silber enthaltenden Schlacken der Bergwerke von Laurion im südlichen Attika geschehen ist. In manchen Schlacken findet sich auch Zink, doch ist dieser Bestandtheil zufällig, weil die Alten das metallische Zink wahrscheinlich, wenigstens in grösserer Menge, nicht darzustellen verstanden haben. Doch kannten sie sehr wohl den Gebrauch des Galmei's, des kohlensaueren Zinkoxydes, um mit ihm durch Zusammenschmelzen mit Kupfer und Kohle in einem Tiegel das Messing, „aurichalcum", zu machen. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Römer auch schon verschiedene Galmeivorkommen kannten und benutzten. Sehr merkwürdig ist eine Stelle bei Strabo (lib. XIII, p. 610 ed. Casaub.), an welcher von einem Steine geredet wird, der bei Skepsis und am Tmolus in Kleinasien gefunden, wenn gebrannt, roth wie Eisen wird und aus dem, wenn er mit Erde (Mineralkohle) geglüht wird, ein Metall heraustropft, das „pseudargyros", welches dem Kupfer zugesetzt, dieses in „aurichalcum" verwandelt. Dass das Messing in der Römerzeit sehr gewöhnlich war, zeigten unter Andern schon v. Fellenberg (1860) und früher Fr. Göbel in Dorpat (1842) durch viele

Analysen. Der erste hat bis über 25 Procent Zink in solchen Legirungen nachgewiesen. Göbel fand zinkhaltige Bronze, bis 27,7 Zink enthaltend, schon in Münzen der ersten römischen Kaiserzeit [1]). Ebenso wenig wie Zink, kannten sie Nickel und Kobalt, wohl aber Wismut, „plumbum caneum", und das Schwefelantimon, „stibium". Das merkwürdige Vorkommen einer Wismutkupfer-Legirung in den Hallstadter Funden weist wohl auf einen Zusammenhang mit Wittichen auf dem Schwarzwalde hin, wo das sonst seltene Wismutkupfererz vorkommt.

Lage der Schlacken. Da die Schlacken die werthlosen Abfälle der Metallgewinnung sind, so hatte Niemand ein Interesse, sie irgendwohin zu tragen, vielmehr suchte sich der Schmelzer ihrer so rasch und so bequem wie möglich zu entledigen, indem er sie fortwarf. Daher finden wir die meisten alten Schlacken noch heute in situ, d. h. am Orte ihrer Erzeugung und höchstens um Wurfweite von den ehemaligen Schmelzeinrichtungen entfernt. Befanden sich die letzteren auf Bergen oder an Bergabhängen, so waren die Schlacken wohl immer nach abwärts und seitwärts, aber wohl nur in den seltensten Fällen nach aufwärts geworfen worden, daher man die Reste der dazu gehörenden Schmelzapparate in der Regel oberhalb der Schlacken zu suchen hat. Dieselben befinden sich heute nur noch in seltenen Fällen an der Oberfläche; meistens sind sie im Laufe der Jahrhunderte mit Erde überweht oder überspült worden, und sie liegen daher oft metertief unter einer mit Rasen oder Bäumen bewachsenen Oberfläche verschüttet. Aus diesem Grunde werden sie oft erst durch Cultur- und Forstarbeiten zufällig aufgedeckt, wie durch das Ziehen von Entwässerungsgräben, durch das Ausroden von Wurzelstöcken u. s. w. Die gewöhnlichsten Entdecker alter Schlackenhalden sind Feld- und Forstarbeiter, welche die Schlacken wohl meistens als etwas Fremdartiges erkennen, von ihrer Bedeutung aber weiter keine Notiz nehmen. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn sich die Forstbeamten für die Auffindung prähistorischer Hüttenstätten besonders interessirten, da ihnen hierzu die günstigste Gelegenheit gegeben ist. Ausnahmsweise finden sich alte Schlacken auch wohl in Bach- und Flussbetten vor; sie sind dann immer durch Fluthen aus höher gelegenen Gegenden verschwemmt worden. Wie weit solche Verschwemmungen oft gehen können, zeigt die Thatsache, dass noch vor 30 Jahren auf der Okerhütte bei Gos-

---

1) Vgl. Compte rend. du Congrès internat. d'Anthrop. Paris 1868. p. 256.

lar am Harz im Flussbette der Oker jeden Sommer regelmässig Schlacken gesammelt und bei der Verhüttung als Zuschläge benutzt wurden, welche die Frühjahrsfluthen der Oker von der $1^1/_2$ Meilen oberhalb gelegenen Altenauer Hütte mit sich gebracht hatten. Ferner hat man in Gegenden, in denen ein gutes Wegebaumaterial selten ist, sehr oft alte Schlacken als Schotter auf die Wege gefahren; doch da sich in vielen Fällen wohl ermitteln lassen wird, von woher sie genommen sind, so kann man auch hier noch den zur Untersuchung geeigneten Ort ausfindig machen.

Je grösser die Schlackenhalden sind, desto ausgedehnter und dauernder muss an dem betreffenden Orte die Verhüttung gewesen sein, und so lässt sich auf ihre ehemalige Bedeutung schliessen. So fanden sich bei Ergastiria im Lauriondistrikte in Griechenland enorme Schlackenhalden aus der Zeit vor dem peloponnesischen Kriege, also 5. Jahrhundert v. Chr., deren Inhalt auf über 20 Millionen Tonnen geschätzt und auf besonders für den Zweck errichteten grossen Hüttenwerken auf silberhaltiges Blei verschmolzen wurde. Aehnliche Massen von alten Bleischlacken aus der Zeit der Karthager und Römer fanden sich bei Iglesias an der Südwestküste von Sardinien und bei Carthagena an der Südküste von Spanien, von wo sie zum abermaligen Verschmelzen nach England und dem südlichen Frankreich verschifft wurden. Sehr grosse Mengen von römischen Kupferschlacken trifft man in Spanien zu Rio Tinto westlich von Sevilla an; von Eisenschlacken auf Elba und dem italienischen Festlande bei Populonia, Piombino und Follonica aus etrurisch-römischer Zeit; dann bei dem Kloster und Schlosse Escorial auf der Sierra de Guadarama nördlich von Madrid, das nach den Schlacken, „escoriales“, seinen Namen hat; ferner im westlichen England im Forest of Dean aus der Römerzeit, wo sie unter dem Namen „scowles“ an vielen Stellen zwischen Chepstow und Glocester, z. B. bei Lydney Park, bekannt sind. Aus gallischer und gallorömischer Zeit stammen zahlreiche Eisenschlacken in Belgien, die unter dem Namen „crayats-de-sarrasins“, Sarazenenschlacken, vorkommen, sowie im südöstlichen Frankreich in den Departements Indre, Chèr und Berry, wo viele Lokalitäten den Namen „laitiers“, Schlacken führen; im Rheingebiete bei Eisenberg in der Pfalz; am Burgberge bei Vilters in St. Gallen und am Schwarzwalde; endlich bei Altessing im Thale der Altmühl, bei Hüttenberg in Kärnthen und an anderen Orten.

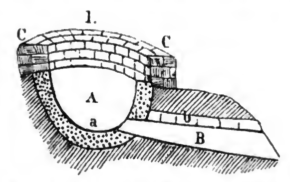
Nach ihrer relativen Höhenlage hat man bei den prähistorischen Hüttenstätten Unterschiede zu machen, welche sich auf den Grad der

Technik und damit auch indirect auf das Zeitalter ihrer Entstehung beziehen. Man findet Schmelzeinrichtungen, welche auf die Benutzung des natürlichen Windes eingerichtet waren, auf den Spitzen von Bergen und an solchen Bergabhängen, die den herrschenden Winden ausgesetzt waren, oder auch am Seestrande, wo ein regelmässig wiederkehrender Abendwind von der See auf das Land blies. Bei Anwendung von künstlichem Gebläse durch Handblasbälge war man unabhängiger in der Wahl der Hüttenstätte und man errichtete sie am liebsten in den Wäldern, wo man das Holz und das Erz am bequemsten zur Hand hatte, also meist in der Nähe der Erzgruben. Mit dem 12. und 13. Jahrhundert begann aber der Gebrauch der Wasserkraft zum Betriebe der Blasbälge und Hämmer allgemeiner zu werden, weshalb man die Hütten in die Thäler an aushaltende Wasserläufe legte und die Erze und Kohlen dahin führte. Hieraus ergeben sich für die allgemeine Altersbestimmung die Schlacken auf Bergen und am Seestrande als die ältesten, die in Wäldern aus der späten Römerzeit und dem frühen Mittelalter, die in den Thälern als dem späteren Mittelalter angehörig. Doch ist diese Bestimmung nicht streng durchzuführen, weil Schmelzapparate mit natürlichem Winde, z. B. für das Bleischmelzen in England, noch bis in das 17. Jahrhundert bestanden haben, und die Zigeuneröfen mit Handgebläsen im östlichen Europa noch heute angetroffen werden.

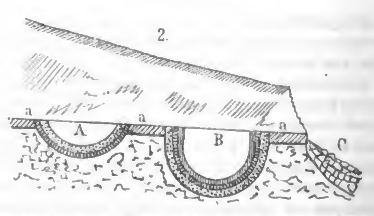
Schmelzeinrichtungen. Bei den metallurgischen Schmelzeinrichtungen unterscheidet man im Allgemeinen Herde und Oefen. Herde sind halbkugelförmige oder konische Vertiefungen, gewöhnlich in der Sohle der Hüttenstätte, welche mit einem möglichst feuerbeständigen Materiale ausgestampft sind und dazu dienen, die durch die Verbrennung des Brennstoffes entstehende Hitze zusammenzuhalten und sie dem mit ihm lagenweise geschichteten Erze mitzutheilen. Die erhaltenen Metalle und Schlacken können sich so am Boden des Herdes ansammeln, bis sie in solcher Menge vorhanden sind, dass man den Schmelzprocess unterbricht, die noch vorhandene Kohle ablöscht und entfernt, endlich die Schlacken und das Metall nach erfolgter Abkühlung herausnimmt. Die Oefen bestehen aus einem Herde, der meistens oberhalb der Oberfläche der Hüttenstätte liegt und von einem gut gefügten Mauerwerke, dem Ofenschacht, umgeben ist. In diesen werden Kohle und Erze lagenweise von oben eingetragen; Metall und Schlacke sammeln sich auf dem Herdboden an; letztere kann aber durch eine Oeffnung, das Auge, beständig ablaufen, oder durch zeitweises Auf-

stossen einer solchen, des Stichloches, entfernt werden. Man kann auf diese Weise die Schmelzung längere Zeit ohne Unterbrechung fortsetzen und dabei eine grössere Menge von Metall in dem Herde ansammeln. Ist das Metall flüssig, so lässt man es ebenfalls durch ein Stichloch in Formen aus Lehm oder Sand auslaufen und erhält so Scheiben, Barren, Gänze oder Masseln von Metall. Ist das Metall nicht flüssig, sondern teigig, wie bei Eisen und Stahl, so heisst es eine Luppe, ein Wolf oder ein Stück und wird nach Oeffnung der Vorwand, der Brust, aus dem Herde ausgebrochen. Im Nachfolgenden soll eine kurze Beschreibung mit Skizzen von den gebräuchlichsten älteren Schmelzeinrichtungen gegeben werden; doch ist gleich zu bemerken, dass man nur wenige bisher in gut erhaltenem Zustande angetroffen hat; sie waren vielmehr meist mehr oder weniger defect und bei ihrerer Reconstruirung hat die Conjectur nach der Analogie für ähnliche Zwecke vorhandener Einrichtungen zu Hülfe genommen werden müssen.

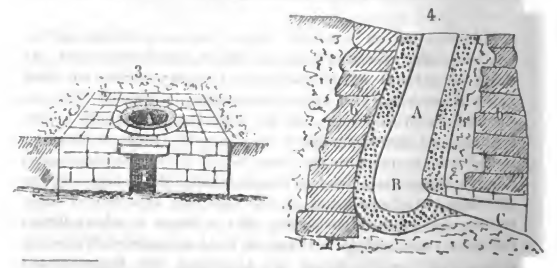
1.



In Fig. 1 ist ein Windherd skizzirt, wie sie in Belgien, namentlich bei Lustin, zwischen Dinant und Namur, vorgekommen sind. An einem Bergabhange ist eine Herdgrube A angebracht und mit einem Futter a aus feuerfestem Thone ausgestampft; in denselben führt von der Seite ein Windcanal B, der mit einer Lage von Steinen b überdeckt ist und dem Winde bis in das Feuer des Herdes zu blasen gestattet, der überdies noch mit einem Kranze C von lose übereinander gelegten Steinen, zum besseren Zusammenhalten des Feuers, umgeben ist. Solche Windherde hatten bis 1 m Tiefe, und wenn sie oval waren, bis über 2 m grössten Durchmesser. Das in Belgien in solchen Herden auf Eisen verschmolzene Erz war ein leicht reducirbarer Brauneisenstein in den Provinzen Namur und Luxemburg oder Raseneisenstein zu Nieuwe Rhode in Brabant und zu Tessenderloo in der Provinz Antwerpen. Fig. 2 ist eine 1870 bei Hüttenberg in Kärnthen aufgefundene römische Eisenhüttenstätte mit Gebläseherden. Hier lag ein aus

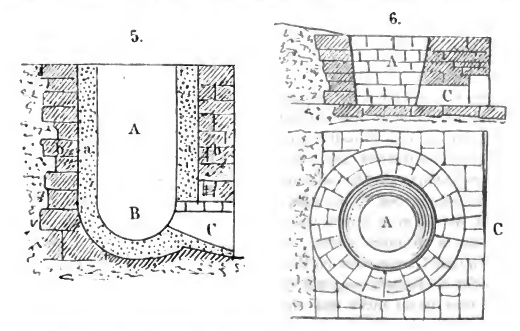


Mörtelmauerwerk gelegtes Pflaster a, und in ihm befanden sich zwei Herdgruben. Die obere A hatte bei etwa 1,60 m Durchmesser 60 cm Tiefe und scheint zum Rösten des Eisenerzes gedient zu haben; die untere B war der Schmelzherd, 1 m tief und 1,30 m weit, unten mit einer 16 cm dicken Lage von rothgebranntem Thon ausgefüttert. Auf sie folgte eine mit Quarzbrocken gemengte Thonschicht von 32 cm, die bis auf 8 cm völlig verschlackt war; 6 m davon lag die Schlackenhalde C, deren sehr verwitterte Schlacke 50—60 Procent Eisen enthielt. Dieser Herd wurde mit Gebläse betrieben, wie seine Construction, d. h. die Abwesenheit eines Windcanals und die vielfach gefundenen zerbrochenen Thonröhren zeigen. Diese wurden über den oberen Rand als Gebläseformen[1]) in den Herd eingesteckt und zeigten sich am Ende, dem Auge, auch meist abgeschmolzen, während oben die Düse des



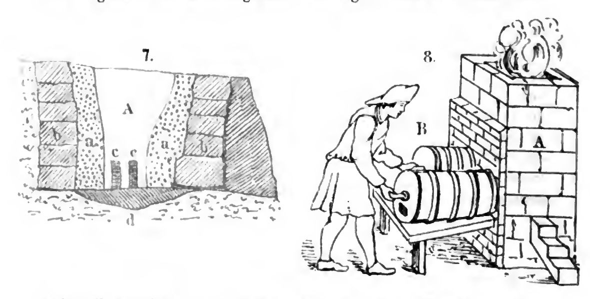
1) Form nennt der Hüttenmann eine meist conische Röhre aus Thon, Eisen oder Kupfer, welche möglichst feuerbeständig ist und den Gebläsewind aus den Blasbälgen bis in das Innere der Oefen leitet. Der Name stammt wahrscheinlich von dem lateinischen „foramen“ ab.

Blasbalges hineingeschoben wurde. Solche Thonformen hatten 2,5 cm Durchmesser, 11 cm Länge und 1 cm Wandstärke. Die Skizze Fig. 3 zeigt einen aus Steinen, in einen Hügelabhang hineingebauten Windherd, wie sie in den Thälern des Berner Jura von Dr. Quiquerez u. A. wiederholt gefunden wurden und die wohl vorrömisch sind. Dieselben zeigen schon eine vollkommenere Construction, bei welcher A den Herd und B das Windloch darstellt, das auch gleichzeitig zum Ablaufen der Schlacke und zum Auflüften der Eisenluppe mittelst einer Brechstange dienen konnte. Fig. 4 ist der Durchschnitt von vielen ebenfalls im Jura gefundenen Windöfen, die in einen Bergabhang hineingebaut, aus dem Ofenschacht A, dem Herde B und dem mit Steinen überdeckten Windcanale C bestehen. Diese von Dr. Quiquerez untersuchten Oefen, deren Zahl über 60 betrug, hatten 2,50—2,70 m Höhe; der Schacht hatte ein 30—45 cm, der Herd ein 15—20 cm dickes Futter a aus feuerfestem Thon, das durch ein, aus unbehauenen Steinen trocken aufgeführtes Rauhgemäuer b zusammengehalten wurde. Auch hier diente der Windcanal C zum Ablaufen der Schlacke und zum Ausbrechen der Eisenluppe, doch ist die geneigte Lage des Ofenschachtes eigenthümlich, so dass die Erze und Kohlen auf der Vorderseite dichter lagen und dem Winde an der Rückseite einen leichteren Durchzug gestatten mussten. Fig. 5 zeigt gleichfalls die Skizze eines Windofens



vom Erzberge in Kärnthen, wie sie dort vielfach vorgekommen sind. Dieselben haben einen senkrechten Schacht A mit Herd B und Wind-

canal C, umgeben von einem Ofenfutter a, aus mit Quarzbrocken gemengtem Thon, und von einem Rauhgemäuer b. Die Höhe des Schachtes von der Herdsohle bis zur oberen Oeffnung, der Gicht, betrug 1,70—2 m und der grösste Durchmesser 1 m. Eine dritte Art von Windöfen, ganz aus Steinen erbaut, ist in Fig. 6 zu sehen. Es ist eine in England häufiger, namentlich zu Wandsford in Northamptonshire, vorgekommene Construction eines Bleiofens, der aus der Römerzeit herrührt und bei der A den niedrigen Ofenschacht von etwa 1 m Höhe und Gichtweite, C das Windloch und Stichloch ist; er hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Windofen Fig. 3 aus dem Jura, nur ist er grösser und solider gebaut. In Fig. 7 sehen wir einen römi-



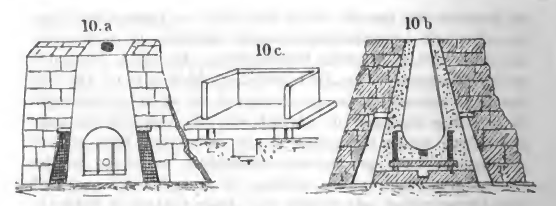
schen Eisenofen mit Gebläse, wie er von Dr. Beck am Dreimühlenborn unter dem römischen Castelle der Salburg am Taunus aufgefunden ist. Derselbe fand dort 1878 vier römische Eisenöfen gleicher Construction mit 5 Schlackenhalden und einer Meilerstätte, wahrscheinlich aus der späteren Kaiserzeit herrührend, und so den Uebergang zu den Wolfs- oder Stücköfen des frühen Mittelalters bildend, die schon in dem 8. Jahrhundert in Steyermark, Kärnthen und Nassau in Gebrauch waren. Die Oefen waren etwas über 1 m hoch, mit 50 cm Durchmesser im Herde und trichterförmig erweitertem Ofenschacht A. Derselbe war mit einem gut durchgearbeiteten Thonfutter a von über 10 cm Dicke und einem Rauhgemäuer b versehen. In der Rückwand befanden sich zwei Formöffnungen cc zum Einführen des Gebläsewindes, während in der Vorwand eine verschliessbare Oeffnung war, die als Stichloch und für das Luppenausbrechen dienen konnte.

In den Oefen war eine 60—80 cm dicke Sohle von Eisenschlacke d aufgewachsen; die verschmolzenen Eisenerze bestanden aus einem zarten, bis 60 Procent enthaltenden Rotheisensteine. In seinem berühmten, 1550 erschienenen Werke „De re metallica" bildet Georg Agricola den Fig. 8 skizzirten Zinnschmelzofen ab, wie er im 16. Jahrhundert in Lusitanien (Portugal) in Gebrauch war. Es ergibt sich aus dieser Darstellung, wie die Handgebläse B von cylindrischer Form und mit eingefalteten Seiten zum Betriebe des niedrigen, viereckigen Schachtofens A gehandhabt wurden, welcher, wie er ausdrücklich sagt, auch zum Eisenschmelzen sehr dienlich sei[1]). Einen deutschen Schmelz-



ofen des 15. und 16. Jahrhunderts, wie ihn Agricola abbildet, zeigt Fig. 9. Derselbe steht an einer Rückwand, hinter welcher die Blasbälge angebracht sind. Am unteren Theile der Vorwand hat er die Ofenbrust C mit dem Stichloche und dem davor liegenden Stichtiegel B. Die Skizze zeigt den Schmelzer, wie er nach erfolgtem Abstiche das Stichloch mit einem Thonpfropfen und dem Stopfholze wieder verschliesst. Dieser Ofen hat etwa 2 m Höhe und 0,60 cm lichten Durchmesser und arbeitete mit Blasbälgen, die von einem Wasserrade getrieben wurden. Die Fig. 10 zeigt endlich nach F. v. Hochstetter einen türkischen Wolfsofen, wie sie noch um 1868 zu Samakov in

1) Georg Agricola, Vom Bergwerk XII Bücher, edit. Froben 1557 S. 342: „Aber eisen ärtz das sehr gut ist, soll in eim schmeltzofen, der dem andern gar nach gleich seyn, geschmeltzet werden".



Bulgarien in Gebrauch waren. Es wird daselbst ein sehr reiner Magneteisensand in solchen Wolfsöfen direct auf ein sehr festes Schmiedeeisen verschmolzen. Der Ofen ist 2 m hoch, unten 79 cm, oben 32 cm weit, vorn mit einer Brust versehen, in der sich auch die Gebläseform befindet. Fig. 10a zeigt den Ofen von vorn, in eine starke Mauer eingebaut; sein Gestell, Fig. 10c, ist aus einer Sohlplatte und drei Seitenplatten aus Sandstein gebildet und dann der Herd und Schacht mit einem Futter aus feuerfestem Thon ausgestampft, wie Fig. 10b veranschaulicht. Ein mit Wasserkraft und zwei primitiven Blasbälgen betriebener Ofen lieferte in 8 Stunden eine Rohluppe von etwa 50 kg Gewicht, die nach dem Zängen und Ausschmieden noch 33 kg sehr zähes Schmiedeeisen ergab.

Die vorstehende Beschreibung einiger Schmelzherde und Oefen zeigt, dass überall das Princip dasselbe ist, indem die Erze in Berührung mit den Holzkohlen, während diese verbrennen, reducirt und das reducirte Metall nebst den Schlacken geschmolzen werden. Flammöfen, bei denen nur die Flamme des Brennstoffes wirksam ist, haben die Alten noch nicht gekannt. Es fand nur ein Unterschied insofern statt, ob in Herden oder Oefen und mit oder ohne künstlichen Gebläsewind geschmolzen wurde. Auf Grund dieser Darstellung wird es nun leicht sein, einen neuen Fund einer Hüttenstätte zu beurtheilen. Hat man Schlacken aufgefunden und aus ihrer Zusammensetzung das Metall erkannt, um dessen Darstellung es sich gehandelt hat, sowie aus der Lage und sonstigen Umständen die Zeit, aus welcher sie herrühren, so wird man die Schmelzapparate selbst aufzufinden suchen müssen und dabei etwa in folgender Weise zu verfahren haben.

Die Grösse der Schlackenhalde ermittelt man durch Ziehen von mehreren parallel laufenden und sich kreuzenden Schurfgräben, die an geeigneten Stellen bis auf den gewachsenen Boden vertieft werden. Auf

solche Weise ermittelt man den Umfang und Cubikinhalt und kann schon daraus einen Schluss auf die Wichtigkeit des Fundes machen. Die Schlacken selbst, nachdem sie gewaschen sind, können auf den Metallgehalt quantitativ geprüft werden, ferner auf die vollkommenere oder schlechtere Schmelzung, welche einen Rückschluss auf die Erfahrung der alten Hüttenleute gestattet. Finden sich zwischen den Schlacken angeschmolzene oder zerbrochene Thonröhren, so haben diese als Formen gedient und der Betrieb fand mit Gebläse statt. Immer trifft man aber Trümmer von Herd- oder Ofentheilen, rothgebrannte, verschlackte oder verglaste Steine und Brocken von Ofenfutter, die bei Erneuerung der Schmelzapparate fortgeworfen wurden und aus ihnen kann man oft schon die Art derselben erkennen. Liegt die Schlackenhalde an einem Bergabhange, so wird man die alten Oefen oberhalb mit einem Schurfgraben aufzusuchen haben; liegt sie jedoch eben, so kann man die Oefen immer an der Seite der Halde vermuthen, wo die Lage der Schlacken am mächtigsten ist. Bei dem Wegräumen der Dammerde verräth sich die Nähe der Schmelzapparate durch das Vorkommen von rothgebrannter Erde, von Holzkohlenstückchen, Metallbrocken u. s. w. Alsdann ist es rathsam, die weitere Aufdeckung nicht nur nach unten, sondern mehr in horizontaler Richtung zu betreiben, um die noch vorhandenen Ofenreste nicht zu zerstören. Selten werden die Schmelzeinrichtungen noch intact, in der Regel in sich zusammengebrochen sein, daher man grössere Steine, welche zur Construction dienten, so lange unverrückt liegen lassen soll, bis man ihre Lage zu dem eigentlichen Mittelpunkte, dem Herde, bestimmt hat, der natürlich immer am tiefsten liegt und am meisten mit Trümmern erfüllt ist. Deshalb muss man bei seiner Aufgrabung besondere Vorsicht anwenden. Die Anfertigung einer Zeichnung oder Photographie solcher Funde wird immer erwünscht sein, da sie sich nach ihrer Aufdeckung meist nicht mehr lange erhalten lassen. Ferner wird die besondere Construction zu berücksichtigen sein, das etwaige Vorhandensein von Metallresten im Herde, von ungeschmolzenen, rohen oder gerösteten Erzen, von etwa angewendeten Zuschlägen oder Flussmitteln, wie Kalkstein, Quarz, Flussspath u. s. w. in der Nähe. Für die Altersbestimmung wäre es von Wichtigkeit, an diesen Hüttenstätten auch andere Gegenstände, wie z. B. Münzen, Geräthe, Scherben von Gefässen (terra sigillata bei Eisenberg) aufzufinden, welche dazu ein Anhalten bieten könnten. Doch ist immer daran zu erinnern, dass die Schmelzer meist recht arme Leute, oft Sklaven waren, welche sicherlich keine grossen Schätze zu verlieren hatten.

Gebläse. Von Gebläsen wird wohl nur höchst selten noch etwas erhalten sein, höchstens die metallenen Spitzen oder Düsen aus Eisen oder Kupfer, während der Blasbalg entweder ganz aus Leder oder aus Leder an den Seiten und aus Holz im Boden uud Deckel bestand. Der Gebrauch der Blasbälge ist uralt. So findet sich bei Rossellini[1]) eine Abbildung aus einem Grabe in Theben aus der Zeit von Thutmes III., im 16. Jahrhundert v. Chr., welche zeigt, wie zu zwei Seiten eines Schmelzherdes je ein Doppelblasbalg getreten wird. Auch den Griechen waren Blasbälge, φῦσαι, wohl bekannt; sie kommen bei Homer in der Ilias, bei Herodot und Thucydides vor[2]). Virgil erwähnt sie in den Georgica (IV, 170): „aliis taurinis follibus auras — accipiunt, redduntque", und schon Plautus sagt in seinen Fragmenten von den Skythen: „folles taurinos habent, quum liquescunt petras, ferrum ubi fit." Strabo schreibt ihre Erfindung dem skythischen Philosophen Anacharsis zu, der zu Solons Zeit lebte, und ausserdem den Anker und die Töpferscheibe erfunden habe; und Ausonius spricht in seinem Gedichte Mosella (v. 267—269) von Blasbälgen mit hölzernem Boden und Deckel, deren Ventile mit Schafwolle gedichtet waren: „sic ubi fabriles exercet spiritus ignes — accipit alterno cohibetque foramine ventos — lanea fagineis adludens parma cavernis." Solche Blasbälge waren auch noch zu Agricola's Zeit in Gebrauch und die ganz aus Holz erbauten Spitzbalgen wurden erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Franken erfunden. Nur aus Leder bestehende, sackartige Blasbälge finden sich noch bis auf den heutigen Tag bei den Zigeunern in Gebrauch. Wenn man dennoch am liebsten den Wind die Rolle des Gebläses spielen liess, so geschah das wohl mehr, um sich die anstrengende Arbeit der Handhabung zu ersparen, als weil man Blasbälge nicht kannte.

Brennmaterial. Das einzige Brennmaterial, welches die Alten für ihre Hüttenarbeiten zu benutzen verstanden, waren die Holzkohlen, welche sie sich aus getrocknetem Holze in Gruben oder Meilern brannten. Solche Köhler- oder Meilerstätten sind in der Nähe alter Schmelzstätten häufiger gefunden worden. Sie zeigen sich leicht durch die Menge von Kohlenlösche an und den Gehalt an Theer, welcher bei der Verkohlung in den Boden eingedrungen ist. Holz gab für die metallurgischen Arbeiten nicht die erforderliche Hitze, da man es noch

1) Rossellini, I monumenti dell Egitto. Mon. civ. pl. L. fig. 2a.

2) Homer, Ilias XVIII., 372, 409, 412, 468, 470. Herodot I. 68. Thucydides IV. 100.

nicht verstand, seine Flamme allein in oben geschlossenen Oefen anzuwenden. Ebenso wenig verstanden die Alten zu gleichem Zwecke die Verwendung der Steinkohle. Die Römer wussten zwar schon zur Zeit des Augustus, dass sich in Britannien Steinkohle, „gagates", in grosser Menge finde, und dass sie von den dortigen Schmieden bei der Verarbeitung des Eisens benutzt werde, was übrigens auch Pausanias von den Schmieden zu Elis im Peloponnes sagt; doch gelang ihre Anwendung als Coke zu Schmelzprocessen erst zur Zeit Jacob I. von England, zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Das zu Kohlen gebrannte Holz war in den nördlichen Gegenden meist Nadel-, Buchen- oder Eichenholz, bei den Etruskern Eiche und Kastanie, bei den Aegyptern Akazie und bei den Bulgaren dient dazu heute noch mit Vorliebe der Haselstrauch. Aus den an den Hüttenstätten gefundenen Kohlenresten, sowie aus Abdrücken auf gut geflossenen Schlacken lässt sich häufig noch die Natur der angewendeten Holzkohlen feststellen.

Hüttenprodukte. Ueber die ursprüngliche Beschaffenheit der Hüttenprodukte geben nicht selten gemachte Funde von Eisenluppen und Eisenbarren, von Bleibarren, von Kupferscheiben und Zinnstangen oder Zinnzainen Auskunft. Bei dem Eisen ist zwischen Luppen und Barren zu unterscheiden; erstere sind schwammige Klumpen von reducirtem Eisen, das noch innig, manchmal bis zur Hälfte, mit Schlacke vermengt ist. Durch Erhitzen bis zur Schmelzung der Schlacke und durch starkes Hämmern, das sogenannte Zängen, werden die Schlacken ausgepresst und die Eisentheilchen zu einem dichten Eisenklumpen zusammengeschweisst, den man noch warm in Stücke, Schirbel, zerschrotet. Diese Schirbel werden dann unter wiederholtem Glühendmachen zu Barren oder Stäben mit dem Hammer ausgereckt. Solche Eisenluppen werden von Diodorus und Strabo beschrieben, wie sie dieselben bei der Eisenbereitung zu Populonia sahen und bei Lustin in Belgien hat man noch welche in den Windherden aufgefunden, ebenso am Dreimühlenborn auf dem Taunus. Viel häufiger sind die Funde von ausgeschmiedeten, namentlich römischen Eisenbarren, welche Dr. C. Mehlis wohl mit Recht für die „taleae ferreae ad certum pondus examinatae" des Caesar (Bell. Gall. V. 12) hält. Von ihnen befinden sich über 30 Stück im Museum zu Mainz und in vielen anderen rheinischen Alterthumssammlungen. Sie sind etwa 5 kg (10 römische Pfund) schwere und quadratisch geschmiedete Barren von 5 cm Dicke; nach beiden Enden sind sie zu langen dünnen Spitzen ausgeschmiedet, welche als Qualitätsbeweis dienten, so dass der ganze Barren etwa

50 cm lang ist. Sie sind bei Monzenheim in Rheinhessen, bei Eisenberg, Dürckheim, Coblenz und vielen anderen Orten gefunden, wo sie entweder selbst gemacht, oder wohin sie transportirt sein können. Neben dieser Form kommen auch würfelförmige und plattenartige Barren vor. Bleibarren, „plumbum nigrum“, sind in England zahlreich, besonders in Derbyshire und Yorkshire, gefunden worden, welche die Namen der römischen Kaiser und Eroberer Britannicus, Claudius, Nero, Vespasian, Domitian, Hadrian, Antoninus und Verus (also von 44—169) tragen. Viele davon befinden sich im British Museum in London; ihr Gewicht ist 70—75 kg und ihre Form der heute gebräuchlichen ähnlich. Manche tragen noch die Aufschrift „ex. arg.“, was Dr. Percy mit ex argento oder exargentatum, entsilbert, erklärt, d. h. es ist Blei, welches durch Reduction der bei dem Abtreiben oder Cupelliren des Bleies zur Silbergewinnung entstandenen Bleiglätte erhalten wurde. Auch im südlichen Spanien sind Bleibarren häufig gefunden und verschiedene befinden sich im Museum des Escuela de minas in Madrid. Ein bei Carthagena zu Roche gefundener römischer Bleibarren ist bei de Botella[1]) abgebildet. Er wog 34 kg und hat die Aufschrift M. P. ROSCIEIS. M. F. M. A. IC (interpretirt als Marco et Publio Roscieis. Marci filii. Maicia). Ein bei den alten Bleihüttenbetrieben sehr häufig vorkommendes Product ist die Bleiglätte, „spuma argentea“ des Plinius, die mit den Schlacken fortgeworfen wurde, wenn der Bleipreis zu niedrig war, als dass sich ihre Reduction, das Frischen, zu metallischem Blei gelohnt haben würde. Sie ist im Laufe der Zeit aber meist ganz in kohlensaures Blei umgewandelt worden. Von Kupfer sind wiederholt Kuchen, d. h. dicke runde Scheiben aus der Römerzeit gefunden worden. So beschreibt schon 1784 Thomas Pennant[2]) einen solchen, der auf der Insel Anglesea, dem alten Mona, am Parrys Mountain zu Llanvaethlle gefunden wurde und sich jetzt im British Museum befindet; er wog 50 römische Pfund und hat als Aufschrift ein undeutliches L. Eine andere Kupferscheibe fand sich zu Caerhên bei Conway in Nordwales, welche von Pennant abgebildet ist; sie trägt an der oberen Seite den Stempel Socio Romae eingedrückt, sie wiegt 42 englische Pfund, ist $2^{3}/_{4}$ englische Zoll dick, hat 11 Zoll oberen Durchmesser und befindet sich im Besitze von

1) D. Frederico de Botella y de Hornos. Descripcion geologia-minera de las provincias de Murcia y Albacete. Madrid, 1868, fol. Tab. XXII.

2) Thomas Pennant. Tour in Wales. London, 1784. Vol. I p. 65. Vol. II p. 276.

Lord Mostyn. Aehnliche Vorkommen sind aus dem südlichen Spanien von Rio Tinto und aus Toskana von Campiglia und Fucinaja bekannt geworden. Was endlich das Zinn betrifft, so findet es sich an vielen prähistorischen Bronze-Gussstätten in dünnen, zu Ringen gebogenen Stäben. Bei den Römern hiess es „plumbum candidum", während bis zum 4. oder 5. Jahrhundert „stannum" nicht Zinn, sondern silberhaltigen Bleistein bedeutete [1]), welcher auf dem silberhaltigen Werkblei obenauf schwimmt. Die Alten schrieben die bedeutendste Zinngewinnung den Britanniern und Lusitaniern zu, doch hat sie ohne Zweifel gleichzeitig auch in der Bretagne und dem mittleren Gallien, wahrscheinlich auch schon am Fichtelgebirge stattgefunden. Denn Zinnerze kommen zwischen den Alpen und Skandinavien, in dem Gebiete, in welchem zinnhaltige Bronzen so sehr verbreitet sind, ausser ganz unbedeutend bei Gehren in Schlesien, in grösserer Menge nur in der Gebirgsgruppe des Fichtelgebirges, Böhmerwaldes und Erzgebirges vor. Die Handelsform des Zinns war die kleiner Barren oder Zaine von wenigen Pfund Gewicht; zu Agricola's Zeit wurde das reine Zinn auf einer Kupfertafel zu einer 5 bis 6 kg schweren Platte gegossen und diese zu Rollzinn aufgerollt; das unreine aber in kleine Blöckchen von gleichem Gewichte, „Wölfel" genannt, gegossen. Heute kommt das Zinn meist in qnadratischen oder oblongen vierkantigen Blöcken von 25 bis 30 kg als Blockzinn in den Handel.

Zu Untersuchungen geeignete Gegenden des Rheingebietes. Schliesslich möge noch kurz in Erwägung gezogen werden, an was für Lokalitäten und in welchen Gegenden neue Nachforschungen nach vorhistorischen Hüttenstätten von Erfolg sein könnten. Oft bieten Ortsnamen schon ein erstes Anhalten. Namen wie Schmiedefeld, Schmiedeberg, Schmiedhausen, Schmiedgaden, Schmiedheim, Schmiedegrund, Schmidten u. s. w. weisen auf eine alte Eisengewinnung hin, ebenso wie Eisenärz, Eisenbach, Eisenberg, Eisenborn, Eisenbrod, Eisenbühl, Eisenburg, Eisendorf, Eiserfeld, Eisenhammer, Eisenhüttel, Eisenmarkt, Eisenschmelz, Eisenschmitt, Eisenspalterei, Eisenstadt, Eiserfei, Eiserfeld, Eisern u. a. m. Orte wie Bleialf, Bleibach, Bleiberg, Bleibuir, Bleiburg, Bleistadt, Bleifeld lassen auf Gewinnung von Blei, solche wie Kupferberg, Kupferhammer, Kupfersuhl, Kupferzell von Kupfer, endlich solche wie Zinnberg, Zinnwald auf die einstige Production von

1) Plinius, hist. nat. lib. XXXV sagt: plumbi nigri origo duplex est — aut sua provenit vena — — aut cum argento nascitur. Ejus qui primus fluit in fornacibus liquor, stannum appellatur, qui secundus, argentum.

Zinn schliessen. Viele Flurnamen und Forstrevier-Benennungen deuten auch auf ältere Hüttenbetriebe hin und sind geeiget, die Aufmerksamkeit zu erregen.

Demnächst sind solche Lokalitäten zu berücksichtigen, in denen ehemals ein Bergbau bestanden hat; denn wir sahen, dass die Alten keine Veranlassung hatten, die gewonnenen Erze weit von den Gruben fort zu transportiren, wenn sich in ihrer Nähe eine passende Gelegenheit zu ihrer Verschmelzung fand. Die betreffenden Hüttenstätten sind daher fast immer in der Nähe der alten Bergbaue zu suchen. Eine einigermassen vollständige Aufzählung solcher Gegenden des Rheingebietes, deren Untersuchung wünschenswerth wäre, lässt sich hier nicht ausführen, doch mögen einige Andeutungen genügen, und zwar für die folgenden Metalle.

Eisen. In dem niederländisch-westfälischen Flachlande finden sich dicht unter der Oberfläche Raseneisensteine (engl. bogore, schwed. myrmalm) weit verbreitet und es ist nicht zweifelhaft, dass sie sehr früh zur Eisengewinnung benutzt wurden, daher sich bei ihnen in den Wäldern auch noch manche alte Hüttenstätten auffinden lassen werden. Solche Gegenden sind in Westfalen, in den Kreisen Halle und Bielefeld, in der Grafschaft Rietberg, an der Ems und ihren Zuflüssen im Kreise Wiedenbrück; in den Thälern der Ems und Aa bei Steinfurt und Tecklenburg; in denen der Emscher und Lippe im Kreise Recklinghausen; an der Berkel und Dinkel bei Coesfeld; an Rhein und Issel in den Kreisen Rees und Duisburg. Ferner auf der linken Rheinseite in den Kreisen Neuss und Cleve; an der Niers in den Kreisen Gladbach, Crefeld, Kempen und Geldern bis weit nach Holland hinein; endlich in Belgien in der Provinz Antwerpen bei Tessenderloo; in der Provinz Brabant bei Aerschat, Louvain, Niewe, Rhode u. s. w. Doch kommt der Raseneisenstein auch im Oberlande vor. So im Saarthale bei Bückenheim und Herbertsheim; an der Lauter in der Pfalz und im Elsass, im Breusch- und im Giesenthale, bei Jägerthal, Mitschdorf und Keffenach; ferner im Thale des Main, in der Niederung des Bulauwaldes bei Hanau u. a. O. Sonst dienten zur Eisengewinnung andere Erze, die z. Th. durch wirklichen Bergbau erhalten wurden. Das Maassthal von Namur bis Dinant bietet solche Beispiele, bei Mossée, Halloy und Lustin, das Bocqthal bei Dinant, Vodeue zwischen Sambre und Maass; dann Luxemburg bei Keulen und die Ardennen. In der Eifel finden sich grosse Mengen alter Schlacken mit Windherden bei Gressenich und Stolberg, von Eiserfei und dem Schleidener Thal bis

über Jünkerath, meist in der Nachbarschaft der alten Römerstrassen bis an die Mosel; im Coblenzer Walde; im Hunsrück, Soonwald und Hochwald bis an die Nahe und Saar. In der Rheinpfalz bei Ramsen, im Stumpfwald, bei Petronell und Bergzabern, Schlettenbach, Nothweiler, Eisenberg und Limburg bei Dürckheim; im Elsass bei Niederbronn; im Berner Jura bei Delsberg; im Canton St. Gallen am Gonzen bei Sargans, am Burgberg bei Vilters, zu Mädris bei Mels. Dann am östlichen Schwarzwalde am Wurmflusse und im Hagenschiesswalde; in Oberhessen bei Friedberg; in Nassau auf dem Taunus an der Saalburg, an den Thälern der Lahn und Dill; endlich in Westfalen an der Heller, Sieg, Lenne und Ruhr.

Für die Untersuchung auf Blei empfehlen sich in der Eifel die Gegend von Gressenich und Stolberg, von Commern, Mechernich und Keldenich, der Tanzberg, Bleialf an der Schneifel, Bleiberg bei Monzen, die mittlere Mosel bei Berncastel. In den Vogesen die Gegend von Giromagny, Plombières und Remiremont; am Schwarzwalde Baden-Baden, das Münsterthal und Wiesloch; am Niederrhein die Gegend von Engelskirchen und Bensberg.

Alte Gewinnung von Kupfer fand statt am Virneberg bei Rheinbreitbach; bei Marsberg in Westfalen; an der Nahe bei Kreuznach, Thalböckelheim und dem Rheingrafenstein; an der Saar bei Wallerfangen, Limberg und zwischen Dillingen und Mettlach im Porphyr; endlich am Spessart.

Auf Zinn würden das Fichtelgebirge, der Böhmerwald, das Voigtland und das sächsisch-böhmische Erzgebirge zu untersuchen sein. Die nächsten Zinnfunde kommen erst in Frankreich zu La Lizolle im Departement Allier, Montebras im Departement Creuse und Vaubry im Departement Haute Vienne vor.

Galmei endlich scheint den Römern schon von Gressenich bei Stolberg und vielleicht auch vom Altenberg, dem Kelmisberg, „mons calaminaris, bei Aachen bekannt gewesen zu sein."

Es ist zu erwarten, dass sich bei genauerer Nachforschung bald noch viel mehr andere, geeignete Lokalitäten finden werden und es wäre dann eine kartographische Zusammenstellung, wenigstens für das Rheingebiet, sehr erwünscht.

Bonn. Dr. Ad. Gurlt.

8. Früh-mittelalterliche Leinen-Stickereien.

Hierzu Taf. V—VII.

Mit besonderer Vorliebe wurde in den Frauenklöstern des Mittelalters die Stickkunst gepflegt. Entwurf und Ausführung der oft figurenreichen Darstellungen lagen wohl meist in einer Hand. Während die Stickerin die fast immer der h. Geschichte und frommen Legenden entlehnten Scenen kunstvoll auf den Stoff übertrug, konnte ihr Geist in sinnigem Beschauen sich ergehen und darin das Entzücken finden, dessen auch in klösterlicher Abgeschiedenheit das Menschenherz nicht ganz entrathen mag. So sind jene hervorragenden und farbenprächtigen Werke der Nadelmalerei entstanden, die noch heute unsere Bewunderung herausfordern [1]), obgleich bei der leichten Zerstörbarkeit des Materials angenommen werden muss, dass der grössere und wohl auch bessere und kunstvollere Theil derartiger Arbeiten dem sog. Zahn der Zeit und der Rohheit in der Benutzung zum Opfer gefallen und nicht auf uns gekommen ist. Fast noch bewundernswerther und in Ansehung der Composition meist reicher als die wirkungsvollen Buntstickereien sind die auf grobem Linnen mit gezwirntem Leinenfaden ausgeführten Arbeiten, die für das Auge wenig Bestechendes hatten und in die Ferne nicht zu wirken vermochten. Sie wurden von jenen frommen Frauen meist lediglich zum Schmuck des Altars bestimmt, weil ihnen das Bewusstsein genügte, durch ihren Aufwand an Zeit und Mühe des Psalmisten Wort (25, 8): Domine dilexi decorem domus tuae wenn auch in unscheinbarer Weise zur Wahrheit gemacht zu haben.

Eine Würdigung noch erhaltener Kunstschätze letzterer Art nach ihrer technischen Seite, nach welcher sie unstreitig anregend und fördernd auf das moderne Kunstgewerbe einzuwirken berufen sind, muss naturgemäss den betreffenden Fachzeitschriften überlassen bleiben. Uns interessiren sie hier nur in archäologischer, speciell in ikonographischer

1) Aufzählung derartiger, meist in niedersächsischen ehemaligen Nonnenklöstern erhaltenen Arbeiten bei Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie. 5. Aufl. Leipzig 1883—85. I, 385.

Beziehung, und es mag angezeigt erscheinen, einige, die erst in den letzten Jahren öffentlich bekannt wurden, nach dieser Seite hin hier eingehender zu besprechen.

Wohl eines der grossartigsten Werke dieser Art, das ganz mit Stickereien bedeckte, 3,74 m lange und 1,30 m breite Altartuch[1]) aus der Wiesenkirche in Soest, habe ich vor beiläufig zehn Jahren veröffentlicht[2]). Mit Resten ganz ähnlicher Altartücher machte die Ausstellung westfälischer Alterthümer und Kunsterzeugnisse zu Münster 1879 die Kunstfreunde bekannt. Der eine Rest aus Paderborner Privatbesitz (Taf. Va)[3]) ist ikonographisch sehr belangreich durch die in ihm völlig unversehrt erhaltene Darstellung des Randes der rechten Schmalseite des Altartuches. In der linken Ecke sitzt in einer Art von Nische eine durch die zweispitzige Mitra als Bischof gekennzeichnete Gestalt. Mit der Rechten ergreift sie einen Vorderfuss, mit der Linken den Hals eines in ihren Schooss fliehenden rehartigen Thieres, das von Jägern verfolgt wird. Doch diese sind von eigener Art. Während ein anscheinend barhäuptiger Bogenschütze von einem nahen Baume auf das Thier anlegt, knieen weiter nach rechts ein Bischof und ein König mit flehend gegen das Thier hin erhobenen Händen. Es folgt dann ein Diener, der ein faltiges Gewand an einem Stocke über der Schulter trägt, ein Bischof und ein König, beide hoch zu Ross, bis in der äussersten rechten Ecke den Schluss dieser eigenthümlichen Jagdgesellschaft ein Diener macht, der einen erlegten Hasen auf dem Rücken trägt.

Die Deutung dieser Scene wird nur möglich durch einen Vergleich mit dem linken Schmalrande des erwähnten Altartuches aus der Wiesenkirche in Soest (Taf. Vb), das auch, soweit der vom Haupttuch in unserem Rest erhaltene kleine Theil erkennen lässt, für die übrige Stickerei desselben selbst bis in die kleinsten Einzelheiten als Vorlage gedient hat. Der entsprechende Rand des Soester Altartuches zeigt bei absolut gleicher Raumdisposition und zwischen gleichem (den hortus conclusus andeutendem?) Laubornament in der linken Ecke eine mit

---

1) Nicht Antependium, wie Otte, a. a. O. I, 137 meint.

2) Aldenkirchen, Die mittelalterliche Kunst in Soest. Fest-Programm des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1875. S. 25 ff. Taf. V.

3) Katalog der Ausstellung in Münster, 3. Aufl. No. 1768. Abbildung in den Photographien der Ausstellung, Münster, H. Schöningh. No. 319, wovon wir mit freundlicher Erlaubniss des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens auf Taf. V verkleinerte Ansicht bringen können.

dem Nimbus versehene weibliche Gestalt, in deren Schooss ein Thier Schutz sucht. Auch hier sind dann, weiter nach rechts, der Bogenschütze, ein knieender Bischof und König und ganz rechts dieselben noch einmal zu Pferde dargestellt. Der Unterschied im Bildwerk beider Altartücher besteht, abgesehen von der Hauptfigur in der linken Ecke, darin, dass auf dem Soester Tuche die Rosse der beiden Knieenden hinter denselben von einem Diener am Zügel gehalten werden und dass hier drei Hunde die Jagd mitmachen, die auf dem uns beschäftigenden Rest fehlen. Bei Veröffentlichung des Soester Altartuches habe ich nachgewiesen [1]), dass es sich bei dieser Scene um eine freilich vom hergebrachten Typus [2]) abweichende Darstellung der Einhorn-Legende handele, und zwar speciell um jene Form der Legende, die Conrad von Megenberg [3]) aufgezeichnet hat und wonach das Thier (einhürn), das nur von einer keuschen Jungfrau im Walde gefangen werden kann, ein Sinnbild Christi ist, der in dem reinen Schooss der Jungfrau Maria empfangen wurde. Von dieser Legende haben die Anfertiger der in unserem Rest erhaltenen Nachahmung des Soester Tuches keine Kenntniss gehabt, sie gaben daher die unverstandene Darstellung der Jagd in ihrer Weise wieder. Sie liessen die drei Hunde, die auf anderen Darstellungen der Legende [4]) als caritas, veritas, humilitas oder auch [5]) als veritas, misericordia, iusticia bezeichnet werden, einfach fort, ersetzten die Jungfrau durch einen bischöflichen Jagdgenossen, fügten, um über ihre Auffassung der Scene als einer profanen Jagd keinen Zweifel zu lassen, den Träger mit dem erlegten Hasen bei, verzichteten aber merkwürdiger Weise nicht auf das hier ganz unmotivirte Knieen des jagenden Bischofs und Königs. Durch den Vergleich mit der Stickerei des Soester Altartuches wird es also möglich, diejenige des Paderborner Altartuch-Restes auf ein Missverständniss zurückzuführen, wie solches wohl noch bei mancher ikonographischen Schöpfung des Mittelalters unterlaufen sein mag, an deren Deutung die Alterthumsfreunde sich vergeblich abmühen. Ein beachtenswerthes Gegenstück zu diesen beiden Darstellungen der Einhorn-Legende besitzt das königl. bayerische

---

1) Aldenkirchen a. a. O. S. 29 ff.

2) Kraus in den Jahrb. des V. v. Alterthumsfr. im Rheinl. Heft XLIX. S. 128 ff., Taf. III.

3) C. von Megenberg, Buch der Natur, herausgegeben von Pfeiffer. Stuttgart 1860. S. 161 ff.

4) So bei Kraus a. a. O. S. 128.

5) So bei Bergau, Altpreuss. Monatsschr. IV, 723 ff.

Nationalmuseum zu München in einer aus der Propstei Pfaffenhofen bei Sauer-Schwabenheim in Rheinhessen stammenden, der Mitte des XIV. Jahrhunderts angehörenden emaillirten Silberplatte von 6 cm Durchmesser[1]). Von der Linken eilt das Einhorn auf eine jugendliche Frauengestalt zu und legt sich mit Kopf und Vorderleib auf deren Schooss. Hinter dem Einhorn erhebt sich ein Baum, von welchem eine männliche Gestalt von rückwärts mit der Lanze gegen das Thier ausholt und ihm eine Verwundung beibringt, die durch einen Blutfleck gekennzeichnet ist. Die Jungfrau legt schützend ihre Linke auf das Thier und erhebt mit der Rechten hoch empor eine flache, tellerartige Schale. Aus dieser a. a. O. sich findenden Beschreibung gehen die Aehnlichkeiten wie die Abweichungen von der Darstellung des Soester Altartuches klar hervor. Das Moment der Tödtung des Einhorns, welches die Pfaffenhofener Platte so prägnant und gewiss mit typischer Beziehung auf Christi Tod heraushebt und welches auf sonstigen Darstellungen der Einhorn-Legende fehlt, ist auch in dem Soester Altartuch und in dem Paderborner Stickereirest schon verwerthet. Hier wie dort geschieht die Tödtung vom Baume her, aber in den beiden letzterwähnten Darstellungen mit einem Pfeilbogen statt der im Typus werthvolleren Lanze. Der Bogenschütze war, auch ohne dass man an den heidnischen Gott Amor zu denken braucht, der bildenden Kunst des Mittelalters als Minnejäger geläufig. Sie nahm ihn daher auch als Repräsentant der Liebe Gottes zu den Menschen, welche die Menschwerdung des Sohnes und seinen Opfertod ebenso herbeigeführt hat, wie hier der Bogenschütze das Einhorn in den Schoss der Jungfrau jagt und zu tödten versucht, und zwar vom Baume aus, worin ein Hinweis auf den Baum des Paradieses und den Baum des Kreuzes gefunden werden darf. Die Umwandelung des Bogenschützen in den Mann mit der Lanze muss als eine sinnige Entwickelung des typischen Vorganges betrachtet werden, dem ein neues und belangreiches Moment dadurch beigefügt wird, dass die Jungfrau mit der tellerartigen Schale das Blut des Einhorns auffängt, gerade so, wie auf Darstellungen der Kreuzigung Christi die Kirche dessen Blut in einen Kelch sammelt.

Noch auf eine andere, freilich weit jüngere Nachbildung des Soester Tuches in der Pfarrkirche zu Laer in Westfalen sei hier auf-

---

1) Friedr. Schneider und A. Essenwein im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit. Nürnberg 1883. S. 133 ff.

merksam gemacht (Taf. Vc und d)[1]. Dieselbe zeigt in den Mittelfeldern der drei Vierpässe des Hauptuches den Besuch Mariä bei Elisabeth, die Krönung Mariä und die Darbringung Jesu im Tempel, wo das Soester Tuch die Scenen der Verkündigung, bezw. der Krönung und die Erscheinung des Auferstandenen als Gärtner hat. Im rechten Schmalrande ist hier wie dort die Anbetung des Jesusknaben durch die Weisen aus dem Morgenland, im linken aber statt der symbolischen Jagd auf das Einhorn das alttestamentliche Bild des Urtheils Salomo's dargestellt. Der Zustand des 2,14 m langen und 0,81 m breiten Tuches ist, wie unsere Abbildung zeigt, ein sehr defekter.

Wichtiger und in mehrfacher Beziehung interessanter als die vorstehend besprochenen Stickerei-Reste aus Paderborn und Laer sind drei im Ganzen prächtig erhaltene Leinen-Stickereien im Besitz Seiner Durchlaucht des Fürsten von Solms-Braunfels, der die Erlaubniss zu deren Veröffentlichung bereitwilligst ertheilte, wofür ihm hier öffentlich der schuldige Dank ausgesprochen sei. Alle drei Stickereien waren von dem Fürsten s. Z. zur Ausstellung der kunstgewerblichen Alterthümer in Düsseldorf 1880 uns freundlichst überlassen, wo sie aber wegen ihres späten Eintreffens und bei ihrer ansehnlichen Grösse nur mehrfach zusammengelegt ausgestellt und blos zeitweilig einem verhältnissmässig kleinen Kreis von Kennern in ihrem ganzen Umfang zugänglich gemacht werden konnten. Es dürfte darum die im Folgenden gebotene Beschreibung sammt den Abbildungen (Taf. VI und VII) willkommen sein.

In den Besitz des Fürsten von Solms-Braunfels gelangten diese drei gestickten Linnentücher mit anderen Alterthümern, als im Jahre 1806 das Kloster Altenberg a. d. Lahn durch Napoleon I. aufgehoben und dem Fürsten zu Solms-Braunfels zur Entschädigung für dessen in Lothringen gelegene Besitzungen übertragen wurde[2]. Das Kloster Altenberg war durch Abt Engelbrecht von Rommersdorf 1180 als adeliges Prämonstratenser Nonnenkloster gestiftet und der Abtissin Laodamia unterstellt. Die h. Elisabeth von Thüringen brachte selbst, wie es heisst barfuss, ihre Tochter Gertrud von Marburg nach

---

1) Katalog der Ausstellung westf. Alterthümer in Münster 1879. 3. Aufl. No. 1760. Abbildung in den Photographien der Ausstellung. Münster, H. Schöningh. No. 320 und 322.

2) Gefällige briefliche Mittheilung des fürstlichen Hofmarschalls Freiherrn C. von Hammerstein, der sich um Ordnung und Aufstellung der Alterthümer in Braunfels höchst anerkennenswerthe Verdienste erworben hat.

Altenberg. Dort weilte dieselbe von 1248 bis zu ihrem 1297 erfolgten Tode als Abtissin und wurde in der von ihr mit dem ihr zugefallenen Erbgut ihres Onkels, des Markgrafen von Meissen, erbauten und 1267 eingeweihten frühgothischen Klosterkirche bestattet [1]).

Wahrscheinlich der Zeit der h. Gertrud gehört die prächtige und figurenreiche Leinenstickerei von 3,81 m Länge und 1,59 m Breite an, von welcher wir auf Taf. VI eine wesentlich verkleinerte Abbildung geben.

Das umfangreiche Tuch ist in seiner ganzen Ausdehnung mit theils figuralem, theils ornamentalem Schmuck bedeckt, der in einer ungemein geschickten Weise gruppirt ist und dem Ganzen ein wirkungsvolles, schon auf den ersten Blick bestechendes Aussehen gibt. Abgesehen von einem selbständig behandelten Rande an den beiden Schmalseiten, der unter von Säulen getragenen Rundbogen phantastische Thierfiguren zeigt, ist die Raumeintheilung des Tuches in Kürze folgende. In mässigen, nicht ganz gleichen Abständen ist dasselbe in seiner Längenausdehnung mit drei Reihen von je fünf übereinander stehenden Vierpässen bedeckt, die untereinander durch reich mit Blattwerk ornamentirte Streifen verbunden sind. Mit Ausnahme des in der Mitte des Tuches befindlichen und bedeutend umfangreicheren sind alle übrigen Vierpässe von annähernd gleicher Grösse. Alle zeigen ein grosses Innenfeld zur Aufnahme figürlicher, theilweise noch von einer Beischrift durchzogener Darstellungen und sind von einem breiten, originell und abwechslungreich eingefassten Inschriftrande umgeben. In die vier Flächen, welche zwischen dem grossen Vierpass der Mitte und den ihn rings umgebenden acht kleineren Vierpässen entstehen, sind mit geschickter Benutzung des Raumes biblische Vorgänge componirt. Die entsprechenden Felder zwischen den übrigen Vierpässen und die nach den vier Aussenseiten hin vorhandenen Hälften dieser Flächen sind durch die mannigfachsten geometrischen Figuren belebt, in welchen die verschiedensten Fabelthiere angebracht sind, mit Ausnahme von zweien derselben, welche das symbolische Lamm Gottes mit der Siegesfahne zeigen. Auch die Halbfelder in der Mitte des vorderen Randes sind noch durch figuralen Schmuck besonders ausgezeichnet.

Der grössere Vierpass in der Mitte des Tuches zeigt Christus an einem eigenartig stilisirten Kreuz. Er steht mit beiden nebeneinander angebrachten Füssen auf einem Suppedaneum und ist von den Hüften abwärts mit einem bis zu den Knieen reichenden Lendentuch bekleidet.

---

1) Kugler, Kleine Schriften und Studien. Stuttgart 1854. II, 179 ff.

Hand-, Fuss- und Seitenwundmale sind nicht erkennbar, obgleich an der rechten Seite ein Kelch angebracht ist, in welchen auf anderen gleichzeitigen Darstellungen ein Blutstrahl aus der Seitenwunde sich zu ergiessen pflegt. Unter dem Kreuze stehen links und rechts, mit dem Heiland fast in gleicher Fusshöhe, Maria und Johannes mit der, wie alle Schriften des Tuches, in frühgothischen Majuskeln hergestellten Beischrift (Joh. 19, 26, 27): ECCE MATER TVA auf der einen und ECCE FILIVS TVVS auf der anderen Seite. Die Inschrift des breiten Vierpassrandes lautet: + AGNVS DEI QVI TOLLIS PECCATA MVNDI M(iserere nobis). Dieser Kreuzigungsscene zunächst sehen wir in den sie umgebenden, durch kleinere Vierpässe begrenzten Feldern vier Scenen aus dem Leben des Heilandes nach dem biblischen Bericht. Oben links die drei zum Grabe des Erlösers eilenden Frauen (Marc. 16, 1) mit Salbgefässen an kurzer Kette und den Beischriften MARIA IACOB', MARIA SALOME und MARIA MADALENA. Neben ihnen steht ohne jede Trennung der durch die Schaufel als der Auferstandene charakterisirte Heiland, den Maria Magdalena für den Gärtner hielt und erst erkannte, als er sie mit dem einzigen Worte MARIA anredete, das sich in der Stickerei als Beischrift vor ihr findet, die anbetend niederknieend dargestellt ist (Joh. 20, 14—17). Auf der anderen Seite verkündet der Erzengel Gabriel der Jungfrau Maria ihre Erwählung zur Gottesmutter, darunter ist das Gotteslamm mit Siegesfahne und Kelch dargestellt. Charakteristisch und von der Anbringung der Aussprüche des Heilandes bei der Kreuzigungsscene abweichend finden wir die Anrede des Engels an Maria: AVE GRACIA PLENA D(ominus tecum) hinter deren Rücken und die Antwort derselben ECCE ANCYLLA DAMI (für domini) hinter dem Engel sich herabziehend. Unten links ist die Auferstehungsscene angebracht. Der Heiland steigt als Sieger über den Tod mit der Siegesfahne in der Linken aus dem Grabe hervor, die erschrockenen Wächter stürzen zu Boden und die zwei Wache haltenden Engel, deren einer auf dem weggewälzten Steine zu sitzen scheint, verkünden in der Beischrift: SVRREXIT. In dem correspondirenden Felde rechts sitzt der Heiland als Weltrichter mit segnend erhobener Rechten auf einfachem Throne, das Buch des Lebens in der Linken haltend. Das grosse A und ω zu beiden Seiten wird noch erläutert durch die Beischrift: EGO SVM ALPHA ET O EGO SVM VIA VERITAS ET (vit)A. In den vier diesen frei und leicht componirten Darstellungen oben und unten zunächst stehenden Vierpässen sind die bekannten mit Nimben und Flügeln versehenen Symbole der Evangelisten (Adler und

Mensch[1]), als leiblich bezw. geistig nach oben strebende Wesen oben, Löwe und Ochse, als auf der Erde lebende unten) angebracht. Die Beischriften lauten: + SANCTVS · IOHANNES · EW + SANCTVS MATTEVS EWAN + SANCTVS · MARCVS EW + SANCTS LVCAS EWANCE. Der Vierpass zu Häupten des Gekreuzigten zeigt die Gestalt einer weiblichen Heiligen und die Randinschrift SANCTA · DORATEA · VI, womit wahrscheinlich die unter Kaiser Nero zu Aquileja gemarterte h. Dorothea gemeint ist. In dem entsprechenden Vierpass zu Füssen des Gekreuzigten ist der Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen (Apoc. 12, 7) dargestellt mit der Umschrift: SANCTVS MICHAEL A(rchangelus). In den beiden Vierpässen rechts und links von der Kreuzigung sehen wir im ersteren den Heiland mit erhobener Rechten, in dessen Seitenwunde Thomas seine Hand legt. + SANCTVS · THOMAS · APOS sagt die Randinschrift. Die der Scene beigegebenen Buchstaben G M A vermögen wir nicht zu deuten. Höchst interessant ist das Bild im gegenüberstehenden Vierpass. Einer auf hohem Bett gelagerten Kranken naht eine Frau, ihr mit Napf und Löffel Speise zu reichen. LANCGRAVIN sagt die sich zwischendurch ziehende Beischrift, und dass es sich um eine Scene aus dem Leben der 1231 gestorbenen und schon 1235 seliggesprochenen edlen Landgräfin von Thüringen handelt, darüber belehrt uns die Randinschrift: + SANCTAS · ELIZABIT · LANC(gravin).

Es erübrigt noch die Erklärung der Darstellungen, welche wir in den Vierpässen finden, die sich zu je drei übereinander an der äusseren linken und rechten Seite des Tuches finden. Diejenigen links zeigen von oben nach unten die Umschriften: + SANCTVS · ERASMVS · M(artyr) + SANCTVS · IACOB' · APOS · und + SANCTVS · AVGVSTIVNS (sic!). Erasmus und Augustinus sind durch eine eigenartige Mitra und den einfachen Stab als Bischöfe gekennzeichnet. Die Gestalt in dem obersten Vierpass rechts in der Ecke hält in der Rechten eine runde Scheibe mit dem Lamme Gottes, hat hinter sich noch einmal das Lamm mit der Siegesfahne des Auferstandenen, den es symbolisirt, und mit der Beischrift ECCE AGNVS und wird in der Randschrift genannt als

1) Nicht Engel, wie man so häufig liest, selbst wenn in den Belegstellen für das Entstehen dieser Symbole auf Ezech. 1, 10 und Apoc. 4, 6, 7 verwiesen wird, wo ausdrücklich facies hominis bezw. facies quasi hominis gesagt ist. Die irrthümliche Benennung Engel ist wohl dadurch entstanden, dass auch der menschlichen Gestalt wie dem Adler, dem Ochsen und Löwen stets Flügel gegeben sind, die ja bei Engeldarstellungen das charakteristische Merkmal bilden.

+ SANCTVS IOHANNES B(aptista). Es folgen in den beiden Vierpässen nach unten der h. Petrus mit nur einem Schlüssel in der Rechten, den Buchstaben A und M (für ω?) zu beiden Seiten und der Bezeichnung + SANCTVS · PETRVS · APO · im Rande, endlich der h. Nicolaus mit Mitra, Bischofsstab und der Umschrift SANCTVS · NICOLAVS · EP ·

Den Schluss des reichen Bilderkreises machen die am vorderen Rande links und rechts von der unter dem Kreuzigungsbilde befindlichen Darstellung des Erzengels Michael angebrachten Gestalten: links der durch die Beischrift CRISTOFORIS (ohne Sanctus) bezeichnete h. Christophorus mit mächtigem Stabe, wie er das Jesuskind trägt[1]), rechts dagegen zwei weibliche Heilige. Die eine wäre auch ohne die Beischrift SANCTA KATERINA durch Rad und Schwert als die h. Catharina von Alexandrien erkennbar, die andere wird als S DOROTHEA bezeichnet. Das Körbchen in ihrer Hand deutet darauf, dass hier im Unterschied von der oben bereits erwähnten diejenige h. Dorothea dargestellt sei, die 304 durch Statthalter Sapritius (andere Märtyrer-Akten haben Fabritius) zu Caesarea in Kappadocien zum Martertod verurtheilt wurde. Dieselbe wird gewöhnlich mit einem Blumenkörbchen abgebildet, weil sie dem ihren Glauben verspottenden Rhetor Theophilus mitten im Winter Blumen gesandt haben soll[2]). Bemerkenswerth ist, dass auf dem mehrerwähnten Altartuch von Soest[3]) ebenfalls wie hier die h. Catharina von Alexandrien und die h. Dorothea von Caesarea in einem Bilde vereinigt dargestellt werden, was auf eine öfter vorkommende gemeinsame Verehrung beider Heiligen gegen Ende des XIII. Jahrhunderts schliessen lässt.

Hinsichtlich der Technik, welche bei den vorgenannten Darstellungen zur Anwendung kam, ist zu bemerken, dass alle Figuren in einem wirkungsvollen Füllstich mit scharfen Contouren hergestellt sind. Die innere Umrandung der Vierpässe, sowie die geradlinigen Bänder sind abwechselnd in Zier-, Knötchen-, Tambouret- und Plattstich, die äussere Einfassung der Vierpässe aber in einem frei über der Hand gearbeiteten, meist lose aufliegenden und nur in kleinen Abständen durch den Leinenuntergrund gestickten Flechtenstich ausgeführt. Der verwendete Leinenfaden scheint von verschiedener bald hellerer, bald dunklerer Fär-

1) Die vor dem Bilde des Heiligen befindlichen Buchstaben ETTIVD (?) vermag ich nicht zu deuten.

2) Stabell, Lebensbilder der Heiligen. Schaffhausen 1865. I, 161.

3) Aldenkirchen, a. a. O. S. 27. Taf. V.

bung gewesen zu sein, die aber durch Waschen verblichen ist. Dadurch sind denn auch in den Gesichtern Augen und Nase, die wohl mit dunklerem Garn markirt waren, heute nicht mehr erkennbar.

Diese technischen Eigenthümlichkeiten, die Freiheit im Einzelnen trotz der unverkennbar symmetrischen Anlage des Ganzen, die eigenartige Behandlung mancher Details, der Mitra, der Bischofsstäbe, des Krankenbettes und der Gewandung, besonders die Form der bischöflichen Casula und des Rationale episcoporum in Gestalt eines über die Schultern gelegten breiten Bandes mit viereckigem Brustschild bei S. Erasmus, Augustinus und Nicolaus, ferner die Darstellung des Gekreuzigten mit nebeneinander gestellten Füssen und endlich der Schriftcharakter lassen es nicht zweifelhaft erscheinen, dass dieses reiche und bis auf die Leinenfransen wohl erhaltene Tuch noch dem XIII. Jahrhundert angehört und also gewiss nicht mit Unrecht mit der h. Gertrud, der Tochter der h. Elisabeth, in Beziehung gebracht wird [1]).

Hohe Kunstfertigkeit und eine seltene Sorgfalt der Ausführung bewundern wir an der anderen, ebenfalls aus Kloster Altenberg stammenden Leinenstickerei, von der Taf. VII Fig. 1 verkleinerte Abbildung gibt. Das Tuch hat eine Länge von 3,97 m bei einer Breite von 1,34 m. Ein kräftig gezeichneter und charakteristisch ausgeführter Rand von Ranken-, Blumen- und Blattwerk umgibt gleichmässig die vier Seiten des Tuches und dient dem Figurencyklus desselben, der ikonographisch von hohem Interesse ist, zu wirkungsvollem Abschluss.

Den Mittelpunkt der Darstellung bildet die majestätische Gestalt des Heilandes als Weltrichter. Er sitzt in einer reich mit Sternen bedeckten Mandorla. Die nackten Füsse, an denen die Wundmale deutlich erkennbar sind, ruhen auf dem oberen Segment des doppelten Regenbogens. Ein auf der Brust durch eine Agraffe zusammengehaltener Mantel bedeckt die Schultern und fällt über Schooss und Kniee bis zu den Füssen herab. Die nackten Arme sind in leichter Biegung gleichmässig erhoben, in den mit der Innenfläche nach vorne gekehrten Händen sieht man die Wundmale, und auch die Seitenwunde ist unter dem rechten Arme auf den deutlich markirten Rippen kenntlich. Das lange, in der Mitte gescheitelte Haar wallt über den nackten Hals

---

1) Von ihm heisst es in den Altenberger Nachrichten S. 349: „Diese Altharzwell hatt S. Gertrud gestickt und ihre Mutter S. Elisabeth darin genehntt, ist bis noch auch Gott lob diese Althar Deck oder Zwell (= Twele, tobalia, touaille, towel) in brandt undt Kriegswesen erhalten worden. Prior Petrus Dietrich 1654."

bis auf die Schultern, das Haupt ist mit dem Kreuznimbus geziert. Vom Munde des Weltrichters geht nach rechts ein Lilienstengel, nach links ein Schwert aus, eine Darstellung des Weltrichters, die dem Mittelalter geläufig war und ihre biblische Grundlage in der Weissagung des Isaias [1]) vom Weltgerichte und in der Apocalypse des h. Johannes [2]) hatte.

Zur Rechten des Heilandes sind drei Heilige dargestellt, die in ungemein prächtigen und reichen gothischen Majuskeln als S. PETRVS, S. NICOLAVS und S. AVGVSTINVS bezeichnet werden. Der erstere trägt auf dem Haupte die Tiara oder das Triregnum, die päpstliche Kopfbedeckung mit der dreifachen Krone, wie sie seit Urban V. (1362—1370) üblich wurde [3]), im rechten Arme ruht der Bischofsstab, der aber anstatt in die sonst gebräuchliche Krümme in ein Kreuz endigt, und mit beiden Händen hält er einen grossen Schlüssel, das Sinnbild seiner Binde- und Lösegewalt, dem Heiland entgegen. Der h. Nicolaus ist in der üblichen Weise als Bischof dargestellt, der h. Augustinus aber hält in der Linken ein Herz, das mit einer Dornenkrone umwunden ist, wohl mit Bezug auf eine Stelle in seinen Bekenntnissen: cor caritate divina sagittatum [4]).

Höchst beachtenswerth sind die jenen drei Heiligen zur Rechten des Heilandes entsprechenden Gestalten auf dessen linker Seite. Die beiden ersten in reichen Fürstenmänteln und mit einer Krone auf dem Haupte wenden sich händeringend ab vom Heiland, die dritte aber in enganschliessendem Bussgewande richtet mit flehenden Händen den Blick zum Weltrichter, als wollte sie eine Abänderung des über sie ergangenen Verdammungsurtheils erwirken. Es würde nicht auffallen, neben der letzteren auch zwei gekrönte Gestalten auf der Linken des Heilandes unter den Verdammten zu finden. Zeigt doch das im Auftrag Kaiser Heinrich's II. (1002—1024) für den Dom in Bamberg gefertigte Pracht-Evangeliarium (jetzt in der Bibliothek zu München) unter den Verdammten einen Fürsten, welcher von einem Teufel an einer Kette

1) Isaias XI, 4: et percutiet terram virga oris sui.

2) Apoc. XIX, 15: et de ore eius procedit gladius ex utraque parte acutus: ut in ipso percutiat gentes. Et ipse reget eas in virga ferra. Vgl. auch Isaias XLIX, 12.

3) Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik. Tübingen 1864. II, 237. F. X. Kraus, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. Aufl. Trier 1882. S. 398. Müller und Mothes, Archäologisches Wörterbuch. Leipzig 1877. S. 923.

4) Confessiones IX, 2.

in den Abgrund gerissen wird [1]). Vor dem Weltrichter schwinden eben alle Standesunterschiede, und darum sehen wir ebenso unbedenklich, wie Könige und Kaiser, schon im frühen Mittelalter auch Geistliche, Bischöfe, ja Päpste unter den Verdammten dargestellt [2]). Auffallend in unserem Bilde ist aber die Beifügung der Namen bei den Gestalten der Verdammten, die in schönen Majuskeln, entsprechend den Beischriften der Heiligen auf der rechten Seite, zu ihren Häupten dicht unter dem Rande sich finden. Ueber den beiden gekrönten Gestalten lesen wir: NERO, PYLATVS, über der anderen HERODES. Eine Analogie für dieses scheinbar direkt dem Worte des Herrn: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet" [3]) widerstreitende Vorgehen ist uns in der bildenden Kunst des Mittelalters nicht bekannt. Die Verdammten werden wohl nach Ständen, aber nicht mit Namen bezeichnet, und höchstens mit dem Selbstmörder Judas wird eine Ausnahme gemacht, wie in dem grossen Weltgerichtsbilde des Benediktinerklosters S. Angelo in Formis bei Capua, wo ein in Ketten geschmiedetes Ungeheuer den Judas Iscariot unter den Armen gequetscht hält [4]). Nur in den Mysterien des Mittelalters, jenen in den Kirchen aufgeführten Schaustellungen, erlaubte man sich solche persönliche Beziehungen. So in dem aus dem XII. Jahrhundert stammenden Spiel „Adam". Dort rutscht der Teufel mit der Seele des Judas, den er verführt hat, auf einer Stange zur Hölle hinab und es werden nicht nur Kain, sondern Abel, Adam, Eva und die Propheten, sobald sie ihren Spruch gethan haben, von den Teufeln geholt und zur Hölle geführt, wobei die Bühnenanweisung den nöthigen Lärm und Rauch vorschreibt [5]). Aber gerade der Umstand, dass der fromme Abel, die Propheten sammt Adam und Eva das Loos des Brudermörders Kain theilen, beweist wohl zur Genüge, dass es sich nicht um ein Urtheil über ihr ewiges Schicksal handelt, wie dies in der Altenberger Stickerei bezüglich des Nero, Pilatus und Herodes offenbar der Fall ist. Ein direktes Gegenstück zu dieser unseres Wissens einzigen oder doch jedenfalls äusserst seltenen Erscheinung in der bildenden Kunst begegnet uns in der Lite-

1) G. Voss, Das jüngste Gericht in der bildenden Kunst des frühesten Mittelalters. Leipzig 1884. S. 42.

2) G. Schäfer, Handbuch der Malerei vom Berge Athos. Trier 1875. S. 272.

3) Matthäus VII, 1. Lucas VI, 37.

4) Crowe u. Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei. Deutsch von Dr. M. Jordan. Leipzig 1869. I, 56.

5) Voss, a. a. O. S. 80.

ratur bei Dante. Derselbe schildert[1]) die hässliche Colossalgestalt Lucifer's, der ihm mit drei Gesichtern, einem rothen, weissgelblichen und schwarzen erscheint und von dem es dann heisst:

In jedem Maul zerquetscht er einen Sünder
Mit seinen Zähnen, ähnlich wie man Flachs bricht,
So dass er drei in solcher Weise quälte . . . . . .
Judas Ischariot ist jene Seele,
Die schwerste Qual erfährt . . . . .
Von den zwei Andren, deren Kopf herabhängt,
Ist der dort links im schwarzen Rachen Brutus; . . . .
Der Andre, der so kräftig scheint, ist Cassius.

Also Judas, der Verräther an Christus, dem Stifter der Kirche, sowie Brutus und Cassius, die Verräther an Julius Caesar, dem Stifter des römischen Kaiserthums, im tiefsten Abgrund der Hölle gequält durch den, von dem aller Verrath in der Welt ausgegangen[2]).

An der rechten Schmalseite ist die gekrönte Muttergottes mit dem Jesusknaben dargestellt, welchem die h. Dreikönige, ein Greis, ein Mann und ein Jüngling, ihre Geschenke darbringen. Die Unterschrift lautet in gothischen Majuskeln: S. MARIA. CASPAR. BALTHASAR. MELCHIOR. Hinter Maria kniet eine kleine weibliche Gestalt in Nonnentracht als Donatrix. Ihr entspricht im Rande auf der linken Schmalseite über einem Wappen mit drei Kronen ein anscheinend tonsurirter Donator ebenfalls knieend mit erhobenen Händen und den Buchstaben HC als Beischrift. Letztere machen es wahrscheinlich, dass Henricus de Cronenberg der Donator war[3]). Die Mitte dieses Randes nimmt die gekrönte Gestalt der sitzenden Mutter Anna ein. Sie ist selbdritt, mettercia dargestellt, d. h. sie hält in ihrem Schoosse mit der Linken die kleine h. Maria und das Jesuskind, während die Rechte eine Weltkugel umfasst. Zu ihrer Rechten und Linken stehen, durch stilisirtes Strauchwerk von ihr getrennt, die h. Catharina von Alexandrien mit Schwert und Rad und die h. Elisabeth von Thüringen, welche einem vor ihr knieenden Armen ein Gewand darreicht. Die Unterschrift lautet: S. KATHERINA · S. ANNA · S. ELIZABETHA.

1) Inferno, XXXIV, 55. 67.

2) Hettinger, die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Freiburg 1880. S. 181.

3) Die Cronenberg führten drei Kronen im Wappen und hatten im XIV. Jahrh. Verwandte im Kloster Altenberg.

Entsprechend den bislang erwähnten Schriften dieser Stickerei zieht sich am vorderen Rande zur Rechten und Linken der Mandorla des thronenden Heilandes unter den figürlichen Darstellungen die schöne Widmungsinschrift hin. Wir lesen rechts:

SOPHIA · HADEWIGIS · LVCARDIS FECERT ME

und links:

IHESV BENIGNE OPVS NOSTRM SIT T(bi) ACCEPTABILE.

Es liegt angesichts der kunstvollen Arbeit gewiss nahe, anzunehmen, dass die drei frommen Frauen Sophia, Hadewigis und Lucardis, welche sich hier als Stickerinnen nennen und den gütigen Jesus bitten, ihr Werk wohlgefällig aufzunehmen, Nonnen des Altenberger Klosters gewesen seien. Das jetzt auf Schloss Braunfels aufbewahrte Altenberger Archiv [1]) nennt denn auch ums Jahr 1400 eine Abtissin Hadewigis. Da der Name Hadewigis in unserer Stickerei erst an zweiter Stelle genannt wird, so war bei Anfertigung derselben Hadewigis noch nicht Abtissin, weil ihr sonst der Vorrang vor Sophia gebührt hätte, die wohl ebenso wie Lucardis nur einfache Nonne geblieben ist. Damit würde die Entstehungszeit der Stickerei in das letzte Viertel des XIV. Jahrhunderts zu setzen sein. Dem entspricht auch der ganze Stilcharakter der Zeichnung und namentlich das bereits erwähnte Vorkommen des triregnum an der Papstmütze des h. Petrus, das erst durch Papst Urban V. (1362—1370) in Aufnahme kam und sicher erst im letzten Viertel bezw. gegen Ende des Jahrhunderts zur Darstellung in der bildenden Kunst gelangte.

Ungefähr der gleichen Zeit dürfte auch das Taf. VII Fig. 2 abgebildete dritte Altenberger Linnentuch angehören, welches sowohl die Gewänder als die Gesichter der Figuren, wie auch das ornamentale Beiwerk in derselben reichen und gefälligen Technik ausgeführt zeigt, und in seiner jetzigen Gestalt 4,17 m Länge bei einer Breite von 1,10 m aufweist, früher aber kürzer und breiter war. Der obere Langrand ist nämlich abgetrennt und in drei Stücke getheilt, deren eines an der linken, die beiden anderen an der rechten Schmalseite dem an beiden bereits vorhandenen Rande ohne jedes Gefühl für Symmetrie roh und ungeschickt beigefügt sind.

---

1) Gefällige Mittheilung des fürstlich Solms'schen Hofmarschalls Freiherrn C. v. Hammerstein auf Schloss Braunfels.

Das mittlere Hauptfeld zeigt unter wirkungsvoll gestickten, von schlanken Säulen getragenen Rundbogen in seiner ganzen Länge zweimal elf Gestalten, die mit den Füssen auf den beiden Rändern der Langseiten stehen und in der Mitte mit den Köpfen gegeneinander kommen. Wir sehen auf jeder Seite sechs weibliche und fünf männliche Gestalten, mit Kronen auf dem mit einem Nimbus gezierten Haupte, in prächtigen, bewundernswerth und abwechslungreich gestickten Mänteln und Untergewändern. Der erhaltene Rand der Vorderseite zeigt unter halbhohem Rundbogenfries die Brustbilder von dreizehn Heiligen, die beiden ursprünglichen Ränder der Schmalseite je vier und die drei jetzt den Schmalseiten angefügten Stücke der anderen Langseite zusammen dreizehn Brustbilder von Heiligen. Alle halten in den Händen ein breites Spruchband, das aber bei allen keine Inschrift, sondern nur ein Ornament zeigt.

Fragen wir nach der Zweckbestimmung dieser drei Altenberger Leinen-Stickereien, so liegt es nahe, bei dem zuletzt besprochenen, das mehrfach für ein Leichentuch gehalten wurde, an ein Tafeltuch zu denken. Dafür würde, abgesehen von der verhältnissmässig geringen Breite, auch namentlich die bis in den ursprünglichen Rand der beiden Schmalseiten fortgeführte zweiseitige Anordnung des ganzen figürlichen Schmuckes sprechen, welche es ermöglicht, dass die an beiden Seiten der Tafel Sitzenden sich der herrlichen Stickereien erfreuen konnten. Das Fehlen jeglicher, eine religiöse Zweckbestimmung des Tuches andeutenden Inschrift scheint ebenfalls auf einen mehr profanen Zweck hinzuweisen, zumal auch die Nimben der gekrönten Gestalten diese noch nicht nothwendig als Heilige charakterisiren, da ja bekanntlich das Mittelalter es liebte, durch den selbst noch lebenden fürstlichen Personen in der bildlichen Darstellung beigegebenen Nimbus auf deren von Gott stammende Machtvollkommenheit hinzuweisen [1]). Die beiden anderen Linnenstickereien aus Kloster Altenberg haben aber eben so gewiss kirchlichen Zwecken gedient. Der ausschliesslich religiöse Charakter der Darstellungen macht es am wahrscheinlichsten, dass sie bei festlichen Veranlassungen [2]) als Altartücher zur Bedeckung der

1) Aldenkirchen a. a. O. S. 13; J. P. Richter, Die Mosaiken von Ravenna. Wien 1878. S. 87 und S. 107.

2) In dem Schatzverzeichnisse der Kathedrale von Olmütz (XV. Jh.) wird ein Altartuch mit der Darstellung des Gekreuzigten und anderen Bildern erwähnt und ausdrücklich bemerkt, es dürfe nur aufgelegt werden „quando officiat Episcopus vel prelatus." Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder. III, 12.

Mensa Verwendung gefunden haben, wofür auch ihre trotz des hohen Alters vortreffliche Erhaltung sprechen dürfte. Ihre bedeutende Grösse widerspricht einer solchen Verwendung nicht, da nachgewiesenermassen Altarmensen von ähnlicher und noch grösserer Ausdehnung vorkamen[1]. Als Fasten- oder Hungertücher wie als Altarantependien können dieselben nicht gedient haben, denn es ist an ihnen keinerlei Vorrichtung zum Aufhängen und auch keine Spur von Verletzungen erkennbar, die doch, zumal bei der bedeutenden Länge der Tücher, ganz unvermeidlich gewesen wären. Die ganze Raumdisposition weist unseres Erachtens darauf hin, dass die Tücher bestimmt waren, eine Fläche, wie die Altarmensa, zu bedecken und seitlich herabzuhängen. Nur so erklärt sich die beiden gemeinsame Anordnung eines breiten Mittelfeldes mit Seitenrändern, deren Bildschmuck nur erkennbar ist, wenn dieselben an den Schmalseiten herabhangen und von dort aus betrachtet werden. Würde man sie als Altar-Antependien oder als Fasten- bezw. Hungertücher gestickt haben, die bekanntlich während der h. Fastenzeit vor den Altären zur Verdeckung des Schmuckes derselben herabhingen, so hätte man auf ihnen gewiss die Stickereien auch so angebracht, dass sie sämmtlich vom Beschauer erkannt werden konnten, was aber, wie erwähnt, bei dem Bildwerk in den Rändern der Schmalseiten der Altenberger Tücher unmöglich ist. Derselbe Umstand schliesst auch eine Benutzung dieser Leinenstickereien als Balkonvorhänge zum Schutz gegen Sonne und Wind aus, wie einen solchen der steierische Ritter Ulrich von Lichtenstein[2], der Minnesänger des XIII. Jahrhunderts, erwähnt:

dô ging ich von den siechen dan
gein einer line hin nâher stân.
dâ für sô was ein tepich guot
gehangen, als man ofte tuot
für line, da man viel windes niht
noch lieht: fur die zwei ez geschiht.
vor der line der tepich hie,
dar in vil kleine iht windes gie.

Das Museum in Basel[3] besitzt das dem XIV. Jahrhundert ange-

---

1) So z. B. in der Wiesenkirche zu Soest, wo die unter der späteren Altarbekleidung noch erhaltene alte Mensa eine Breite von 14, eine Tiefe von $4^1/_8$ Fuss zeigt. Aldenkirchen a. a. O. S. 125.

2) Frauendienst 331, 13 ff.

3) Moritz Heyne, Kunst im Hause. Basel 1880. S. 6. Taf. 1a.

hörende Bruchstück eines solchen Vorhanges, der in Bezug auf die Technik mit unseren Tüchern insofern Aehnlichkeit hat, als dort wie hier die Stickerei besser erkannt wird, wenn die Leinwand gegen das Licht gehangen wird. Doch wird man solchen mittelalterlichen „Marquisen" wohl schwerlich so specifisch religiöse Darstellungen eingestickt haben, wie sie uns in den Altenberger Linnenstickereien erhalten sind. Dass es sich bei den zwei Altenberger Stickereien (Taf. VI u. VII, 1) um Altartücher zur Bedeckung der Mensa handelt, die heutzutage höchstens mit eingewebtem, aber nie mit aufgesticktem Bildwerk geschmückt sind, dafür dürfte schliesslich noch das alte Inventar der Gerkammer (Sakristei) des Domes zu Brandenburg[1]) angeführt werden. Dasselbe unterscheidet zwischen Pulpettüchern (Lesepultdecken), Grab- oder Leichtüchern, Altar-Antependien und Altartüchern, deren eines (B 4) als „ein weiss gewirket (d. h. mit Stickerei in weissen Leinenfäden versehenes) Altarthuch mit der passion" aufgeführt wird, also mit eingestickten Darstellungen, wie die beiden Altenberger Linnenstickereien sie zeigen.

Viersen. Aldenkirchen.

---

1) Mitgetheilt von E. Wernicke im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nürnberg 1880. S. 336 und 373 ff.

II. Litteratur.

1. **Mensch und Eiszeit.** Von A. Penck. Archiv für Anthropologie XV. 1884 S. 211.

In den alten Moränen der Schweiz sind keine Menschenreste gefunden worden, auch nicht in den mächtigen quartären Schichten, welche darunter liegen. **Man kann deshalb nur auf einen postglacialen Menschen schliessen**, denn im Gebiete der alten Vergletscherung findet sich keine Spur des paläolithischen Menschen. Die reichen Funde in Frankreich erklären sich daraus, dass von Frankreich zur Eiszeit höchstens $^1/_{20}$ der Oberfläche mit Eis bedeckt war, von Deutschland mehr als die Hälfte (?). Dass der paläolithische Mensch sich nur ausserhalb der alten Vergletscherungen und an deren äusserstem Saume aufgehalten hat, darin dürfte ein wichtiger Grund für seine Gleichalterigkeit mit denselben liegen, sagt der Verfasser im Widerspruch mit seiner ersten Behauptung. Deutschland soll aus der älteren Steinzeit nur wenige Fundstellen besitzen, nur Thiede und Westeregeln bei Braunschweig, die Thüringer Kalktuffe bei Weimar, die Lindenthaler Höhle bei Gera, das Oefnet im Ries, Blaubeuren und Riedlingen, Thayingen und Schussenried! Hier lebte er nach dem Rückzug der Gletscher. Oft fehlen die arktischen Formen, die an der Schussenquelle vorhanden sind. Die im Löss des Rheines im Elsass und in Baden, unter dem Bimsstein am Niederrhein, tief im Lehm der Höhlen Westphalens gefundenen Spuren des Menschen, die der Verfasser nicht erwähnt, sind für ebenso alt zu halten. Vgl. Anthrop. Vers. in Breslau, S. 143. Die Schieferkohlen der Nordschweiz schalten sich zwischen zwei verschiedene Moränen. Die erste Moränenbildung in der Schweiz hatte grösseren Umfang als die zweite. Ausserhalb der typischen Erdmauern gibt es noch Grundmauern und erratische Blöcke. So ist es in allen Gletschergebieten. Die 5 oben genannten Oertlichkeiten liegen auf dem Gebiete der äusseren älteren Moränen. Im Gebiete der inneren jüngeren Moränen wurde noch keine Spur des Menschen gefunden. Er soll deshalb die jüngste Eiszeit nicht überlebt haben.

Es wollte bisher nicht gelingen, die alten Flussterrassen bis ins alte

Gletschergebiet zu verfolgen und hier mit den Moränen in Beziehung zu bringen. In den Alpenthälern gibt es unter den Moränen Schotter von 300 m Mächtigkeit, die beim Eintritt der letzten Vergletscherung angehäuft wurden. Diese Schotter setzten sich ausserhalb der Moränen als Terrassen an den Flüssen weiter fort. Die Flussterrassen sind Bildungen glacialen Alters. Es lassen sich 3 verschiedene Geröllager verfolgen, die die Donauhochebene ausserhalb der Moränen bedecken; das älteste ist deckenförmig ausgebreitet, die beiden jüngeren bilden Hoch- und Niederterrassen in den Thaleinschnitten. Die jüngsten werden rasch niedriger und verflachen sich unfern des Gletschergebietes in die Thalsohle, die beiden älteren lassen sich weithin als zwei verschiedene Terrassenzüge in den Thälern nachweisen. So begegnen wir in der Geschichte der Ströme Zeiten, in denen der Fluss anstatt sein Bett tiefer zu legen, dasselbe mit Schotter und Geröll ausfüllt. Es zeigt sich in den Terrassen der Thäler Mitteleuropa's eine durchgreifende Gleichmässigkeit, überall treten mindestens zwei Terrassenzüge uns entgegen, so noch am Zusammenfluss von Main und Rhein, wo die Mosbacher Sande eine alte Terrasse bilden, die sich 65 m über dem Rhein erhebt und unter ihnen eine niedere waldtragende Terrasse auftritt.

Der Löss steigt höher an als das Geröll! Bei Passau liegen alpine Quartärschotter bis 20 m über der Donau, der Löss bis 150, bei Mainz liegen jene 70, dieser 140 m hoch. Die Wassermengen fehlen für die Annahme, dass er ganz fluviatil sei. Der Löss entspricht in der Horizontalausbreitung der Verbreitung des Quartärgerölles. Löss gehört zu den Eigenthümlichkeiten der äusseren Moränen, die inneren Moränen sind lössfrei. Er ruht auf den Anschwemmungen der älteren Eiszeit. Der Boden, auf dem der praeglaciale oder tertiäre Mensch gehaust haben mag, liegt hoch über der jetzigen Oberfläche des Landes, in der Luft. In 10,000 Jahren wird das Land im Mittel um 1 m denudirt. Daran kann aber das Fehlen der tertiären Menschenreste nicht liegen, wie der Verfasser glaubt, denn es gibt ja tertiäre Thierreste! Penck meint, die Gletscherperioden seien nichts Anderes als Zeiten sehr beträchtlicher Klimaverschiebungen, nicht aber Kältezeiten der Erde. Waren im Norden die Länder vereist, so waren im Süden Länder bewohnbar, die heute trocken sind. Das neolithische Zeitalter setzt der Verfasser viel zu früh an das Ende der Eiszeit. Völker hoher Cultur sollen damals aus dem Süden in Europa eingewandert sein.

Schaaffhausen.

2. Geschichte des Trachirgaues und von Oberwesel. Von Th. Vuy. Mit einer Karte, 16 Holzschnitten und einem Urkunden-Anhang. Leipzig, Ernst Günther's Verlag. 1885. 8°.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die Schicksale des sogenannten Trachir- oder Trachgaues, jenes gesegneten schmalen Landstrichs

zwischen dem Rhein und dem Hunsrück, den im Norden die Mosel vom Maienfeldgau und im Süden der Heimbach vom Nahegau trennt, und insbesondere der Stadt Oberwesel von den ältesten Zeiten bis auf die neueste Zeit ausführlicher zu schildern. Dass dabei die Stadt Oberwesel eine Hauptrolle spielt, das liegt vollkommen in der Natur der Sache. Nachdem der Verfasser die vor der Occupation des Rheingebietes durch die Römer im Lande herrschenden Zustände kurz berührt hat, behandelt er die Segnungen, welche die römische Herrschaft durch Strassenanlagen und Befestigungen für die Kultur des Landes und seine Einwohner gebracht hat bis zu dem Punkte, wo dasselbe den Franken in die Hände fiel. Leider ist die Darstellung dieses Abschnittes, des zweiten unter den zehn Abschnitten, in welche das ganze Buch eingetheilt ist, etwas sehr knapp ausgefallen. Wenngleich mir nicht unbekannt ist, dass gerade solche diese Zeit betreffenden lokalgeschichtlichen Untersuchungen durch die Dürftigkeit und die Zersplitterung des Materials ungemein erschwert werden, so hätte doch nach unserer Ansicht durch eine genauere Verwerthung der in demselben versteckten Einzelheiten manche Lücke unserer Tradition zu ergänzen und aufzuhellen versucht werden können. Es wird diese Kürze um so mehr empfunden, als man vom Verf. erfährt, dass derselbe sowohl in der Stadt Oberwesel selbst als auch in deren Nachbarschaft Ausgrabungen mit interessanten Resultaten veranstaltet hat, für deren Mittheilung man sehr gerne auf die Aufzählung einiger Statthalter Ober- und Niedergermaniens verzichten könnte. Bei der Umsicht und Besonnenheit des Urtheils, welche der Verf. sonst allenthalben an den Tag legt, können wir geradezu unser Erstaunen nicht unterdrücken, dass derselbe jene von Bergk (Beiträge zur Gesch., S. 72) und Müller (zu Ptolemaeus I, 1, p. 225) bereits zurückgewiesene Idee von Mehlis (Studien I, 25), der vielumstrittene Grenzfluss zwischen beiden germanischen Provinzen sei die Pfrimm bei Worms gewesen, trotz den neuesten überzeugenden Ausführungen Zangemeister's (Westdeutsche Zeitschrift III, 1884, S. 314 ff.) wieder vorgetragen hat. Nach dem Falle der Römerherrschaft kam das Land in den Besitz der Franken, unter denen zwar das Christenthum Eingang fand, aber doch der Wohlstand manche Einbusse erlitt. Sowohl unter ihnen als auch unter den Karolingern und in seiner Vereinigung mit Lothringen ist die Geschichte des Landes wenig aufgehellt. Dagegen seit der Theilung Lothringens im J. 959 tritt Oberwesel stark in den Vordergrund. Hier und für die Folgezeit fliessen die Quellen reichlicher und so ist auch die Darstellung eingehender und breiter geworden. In einer lichten und klaren Weise, welche das Wichtigere von dem Unbedeutenden sich gut abheben lässt, führt der Verf. uns vor, wie die Stadt durch wiederholtes Ueberweisen an das Erzstift Magdeburg und ihren Heimfall an's Reich manchen Wechselfällen ausgesetzt war. Dann seit 1152 reichsunmittelbare Stadt geworden, erlebte sie glück-

lichere Zeiten, wie sich das namentlich in den im achten Abschnitt geschilderten sozialen, wirthschaftlichen und kirchlichen Zuständen Oberwesels deutlich ausspricht. Endlich ging ihre Selbstständigkeit für immer verloren, indem Heinrich VII. die Stadt im J. 1312 in den Besitz und die Gerichtsbarkeit seines Bruders, des Erzbischofs Baldewin von Trier, übergehen liess. Von da ab steht Oberwesel unter Kurtrier, dessen Geschicke es durch beinahe volle fünf Jahrhunderte getheilt hat. Zuletzt gelangte es, nachdem es auch ebenso wie die übrigen Rheinstädte die Bedrückung der französischen Occupation erfahren hatte, im J. 1814 wieder an Deutschland und wurde im folgenden Jahre mit der Krone Preussen vereinigt. Ein reichhaltiges Register und 25 Urkunden beschliessen das Buch, welches von der Verlagshandlung sehr hübsch ausgestattet ist, was alle Anerkennung verdient. Diese muss ich auch im Uebrigen dem Verf. zu Theil werden lassen und die rücksichtlich der römischen Periode gemachten Ausstellungen mögen ihm ein Beweis sein, mit welchem Interesse Ref. das Buch gelesen hat. Möge es einen ausgedehnteren Leserkreis finden als es lokalgeschichtlichen Arbeiten im Allgemeinen vergönnt ist. Klein.

8. **Mars Thincsus.** Bijdrage van W. Pleyte. Amsterdam, Joh. Müller. 1884. 8°. (Separat-Abdruck aus den Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. van Wetenschappen Afd. Letterkunde. 3de Reeks, Deel II.) Mit 6 Tafeln.

Unser auswärtiger Sekretär, Herr Conservator Pleyte, hat in dieser kleinen Abhandlung zwei im J. 1883 in Britannien bei Housesteads am Hadrianswall gefundene, von W. Thompson Watkin und Anderen veröffentlichte lateinische Inschriften einer eingehenden Besprechung unterworfen, die er nach einer ihm übermittelten Photographie auf den beiden ersten der der Abhandlung beigegebenen Tafeln hat abbilden lassen. Da dieselben nur wenigen unserer Mitglieder bekannt sein werden, so erlauben wir uns dieselben nach der Lesung von Pleyte hier zu wiederholen: *Deo | Marti | Thincso | et duabus | Alaesiagis | Bede et Fimmilene | et n(umini) Aug(usti) Ger|m(ani) cives Tuihanti | v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito).* Ferner: *Deo | Marti et duabus | Alaisiagis et n(umini) Aug(usti) | Ger(mani) cives Tuihanti | cunei Frisiorum | Ver. ser. Alexandriani votum | solverunt libent[es]* ...... Nachdem der Verf. den in mehr als einer Beziehung ebenso interessanten als schwierigen Wortlaut derselben festgestellt und übersetzt hat, schreitet er zu der Erklärung desselben im Einzelnen. Den auf ihnen genannten bisher unbekannten *Mars Thincsus* hält er nach einer ihm von Cosijn mitgetheilten Vermuthung für *Dies Martis*, während Scherer das Wort *Thincsus* hat mit *Thingsa*, *Thinga*, *Volksversammlung* in Verbindung bringen und demnach in *Thingsus* den Volksversammlungsgott sehen wollen. Die beiden anderen Gottheiten, die auf den zwei In-

schriften mit *duabus Alaisiagis Bede et Fimmilene* bezeichnet werden, haben ebenfalls verschiedene Deutungen erfahren. Watkin sah sie als Lokalgottheiten des festen Landes an, Scherer nahm *Alaesiagae* für die Allgeehrten von *aisja Ehre* und erklärte *Beda* für das personificirte Gebot, *Fimmilene* für „die Geschickte", während Heinzel beide Bezeichnungen mit dem *Bodthing* und *Fimelthing* der Friesen in Verbindung gebracht hat. Dieser letzteren Erklärung schliesst sich Herr Pleyte an und will demgemäss den Namen *Alaesiagae* ebenfalls als einen friesischen Rechtsterminus betrachtet wissen, den er auf *Asege* oder *Aysige* „der Rechtsprechende" zurückführen möchte. *Alaesiagae* wären demzufolge „die Allrechtsprechenden". In Uebereinstimmung mit Scherer sieht der Verf. in den Namen der Dedikanten *cives Tuihanti* mit grosser Wahrscheinlichkeit die alte Bezeichnung für die Bewohner von *Twente*, was durch anklingende Benennungen aus dem frühen Mittelalter wie *Thuchenti*, *North-tuiantin* gewissermassen eine Bestätigung findet. Der erste der beiden Altäre hatte noch auf beiden Seiten zwei weibliche Figuren, von denen jedoch jetzt eine weggemeisselt sein soll. Eine derselben hat Scherer für eine der auf den Inschriften genannten *Alaesiagae* erklärt, welche er auch noch in einem gleichzeitig gefundenen zu einem Giebel gehörenden Bildwerk hat wiederzuerkennen geglaubt. Dort sind dieselben indessen nackt sowie mit einem Kranze und einem nicht ganz deutlichen Gegenstande in den Händen dargestellt, den Scherer für einen Stab resp. ein Schwert, Pleyte meines Erachtens mit Six van Hillegom richtiger für einen Palmzweig und die beiden Figuren dort für Eroten erklärt hat. Auf demselben Giebel ist in der Mitte Mars abgebildet mit einem Speer in der Rechten, mit der Linken einen auf dem Boden stehenden Schild erfassend. Rechts vom Gotte sitzt ein Vogel, den man bei der rohen Arbeit verschiedentlich erklären kann. Huebner und Scherer haben ihn eher für einen Schwan denn einen Adler gehalten. Indem der Verf. sich der Auffassung der beiden eben genannten Gelehrten anschliesst und zugleich mit Recht darauf aufmerksam macht, dass wir es zwar mit einem römischen Denkmal aber von ächt germanischem Charakter zu thun haben, hat er die auf demselben vertretenen Vorstellungen in sinniger Weise mit der in jenen Gegenden, denen die in den Inschriften erwähnten Dedikanten angehören, heimischen Sage vom Schwanenritter in Verbindung zu bringen versucht. Möge die anregend geschriebene Abhandlung zahlreiche Leser sich erwerben; es ist ihr sehr zu wünschen. Klein.

4. Bulletin mensuel de numismatique et d'archéologie publié par R. Serrure. Rédaction: Paris, rue Cadet 20. Expédition: Bruxelles, rue aux Laines 48.

Obgleich mir von dieser Zeitschrift nur der dritte Band, 1883—84, vorliegt, will ich doch nicht unterlassen, deutsche Sammler und Forscher

auf dieses gut redigirte Organ aufmerksam zu machen. Neben einzelnen wissenschaftlich gehaltenen Abhandlungen liegt der Hauptschwerpunkt dieser monatlich erscheinenden Zeitschrift in den nach Ländern geordneten kleineren Mittheilungen, welche alles dasjenige bringen, was den Sammler und Fachmann interessiren kann. Auf die Numismatik ist hierbei ganz besonders Rücksicht genommen, auch zeichnet sich das Bulletin mensuel dadurch vortheilhaft vor anderen nicht deutschen Zeitschriften aus, dass die in weniger allgemein verbreiteten deutschen Organen abgedruckten Arbeiten auch berücksichtigt werden. Die zahlreich beigegebenen Abbildungen sind meist klar und gut ausgeführt.

Auf S. 62 finden wir in einer Besprechung der am 19. Nov. 1883 versteigerten Sammlung Eugène Chaix unter Nr. 507 eine gegossene Medaille, deren Beschreibung hier eine Stelle finden möge, da dieselbe, obgleich in Strassburg hergestellt, doch für unsere Lokalgeschichte von grossem Interesse ist. Eine Abbildung wird auf Pl. III Nr. 507 gegeben.

R. S.(errure), der Schreiber jener Besprechung nennt dieselbe mit Recht: Medaille du tir au mousquet; es ist also eine der ältesten Schützenfest-Medaillen. Der Av. hat die Umschrift: PRO . LVD . MOSQVETAR . PRINCIPVM . EVANG . CAPITVLAR . ARGENTOR . A . MDXC.

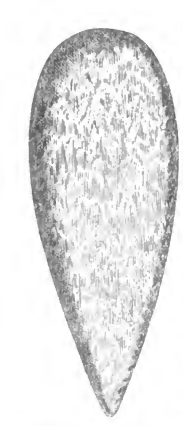
In kreisförmiger Gruppirung 9 Wappenschilde (wahrscheinlich der Domherren, deren Namen durch die beigeschriebenen Anfangsbuchstaben noch näher gekennzeichnet sind); in einem inneren Kreise 3 Wappenschilde, deren oberster das Wappen des Bisthums oder der Stadt Strassburg (die Farben sind nicht angedeutet) zeigt, mit der beigefügten Legende: AR-GENT; unten ist die Jahreszahl 1590 wiederholt. Um die einzelnen Wappen zu bestimmen, fehlt mir hier das litterarische Material, und habe ich auf umständliche Nachforschungen um so mehr verzichten können, als für uns die Darstellungen des Rv. allein von Interesse sind. Derselbe zeigt uns auf einer Wiese, auf welcher im Hintergrunde zwei Zelte und Bäume sichtbar sind, neben einem Kegelschieber, der gerade im Begriff ist, eine Kugel nach den aufgestellten Kegeln zu werfen, einen Musketenschützen im Anschlage, das Gewehr auf die Gabel stützend. In einem im Hintergrunde vor einer Mauer anscheinend auf einer Leiste als Untersatz angebrachten Reiter mit Lanze, glaube ich eine bewegliche Scheibe zu erkennen. Ueber der Landschaft, theilweise in dieselbe hineinragend, sind 4 Wappen $\frac{1}{3}$ angebracht. Oben Landgrafschaft Elsass (nicht Stadt Strassburg wie R. S. angibt); unten links das erzbischöflich kölnische Wappen, mit dem Mittelschilde der Truchsess von Waldburg; in der Mitte das markgräflich brandenburgische und rechts das herzoglich braunschweigische Wappen.

Es ist bekannt, dass Gebhard II., Erzbischof von Köln, nachdem er 1583 seiner Aemter und Würden verlustig erklärt worden, nach kurzem Aufenthalt in Holland, sich nach Strassburg zurückzog, um dort als Domherr (es war

dies die einzige Pfründe die ihm geblieben) bis zu seinem Tode 1601 zu verbleiben. Dass er trotz allem Missgeschick 1590 noch nicht aufgehört hatte auf seine Wiedereinsetzung als Kölner Erzbischof zu hoffen, noch weniger auf seine Ansprüche zu verzichten gesonnen war, ersehen wir aus der besprochenen Medaille, welche auch durch die Stelle, welche dem brandenburgischen Wappen eingeräumt wurde, beachtenswerthe Lichtblicke auf die Zustände in Strassburg im Jahre 1590 gestattet, wo bekanntlich 1592 Johann Georg, Markgraf von Brandenburg, von den Protestanten auf den erzbischöflichen Stuhl berufen wurde, während die Katholiken Karl von Lothringen erwählten.

Bonn. F. van Vleuten.

III. Miscellen.



1. Bonn. Das Steinbeil von Marthas Hof. Dieses ausgezeichnet schöne und grosse Flachbeil, das ich in der Sitzung der Niederrh. Gesellschaft vom 5. Mai 1884 als ein nephritähnliches Gestein vorlegte, vgl. Jahrb. LXXVII S. 216, und dann in der Anthropologen-Versammlung im August 1884 zu Breslau besprach, vgl. Bericht S. 148, ist von Herrn Prof. von Lasaulx einer mikroskopischen Untersuchung unterworfen worden, welche die mineralogische Natur des Gesteins in bestimmtester Weise sicher gestellt hat. Herr von Lasaulx berichtet darüber, wie folgt: „Das Gestein ist ein feinkörniges, stellenweise radialstengliches und fast dichtes Aggregat von lichtgrünem, im Dünnschliff fast farblos erscheinendem Pyroxen (Diopsid). Die Leistchen ergeben eine Maximalauslöschung von 42°. Beigemengt sind die Aggregate von Pyroxen, wenige rundlich contourirte Körner von Titanit, kleine Körnchen von Magneteisen (wahrscheinlich titanhaltig) und vereinzelte kleine grasgrüne blätterige Parthieen von Chlorit, deutlichen Dichroismus aufweisend. Nach diesem mikroskopischen Befunde muss das Gestein als ein Jadeit bezeichnet werden, womit auch die grosse Zähigkeit und Härte, sowie das specifische Gewicht, welches an dem ausgeschnittenen Splitter genau auf 3,27 bestimmt wurde, in Uebereinstimmung steht." Eine von mir mitgetheilte vorläufige Bestimmung hatte einmal 3,05, das andere mal 3,20 ergeben. So reiht sich also das Jadeitbeil von Bonn den grossen Flachbeilen aus demselben Gestein aus dem Elsass, der Pfalz und vom Niederrhein an. Doch ist bei diesen die Bestimmung nur nach der Farbe, dem gröberen Gefüge und dem specifischen Gewichte gemacht. Nebenstehende Abbildung stellt das Jadeitbeil von Bonn in 1/3 der natürlichen Grösse dar. Dasselbe ist von dem Bonner Provinzial-Museum erworben und mit Nr. 3306 bezeichnet. Schaaffhausen.

2. Ein römischer Tempel zu Enkirch an der Mosel. Am Moselufer bei Enkirch, etwa 60 Fuss über dem Flusse, liegt eine Wiese „im Tempel" genannt, aus deren Boden wiederholt Säulenreste gegraben wurden; oberhalb des Weges, der parallel der Mosel läuft, liegt noch eine etwa 4 Fuss lange Säule. E. Böcking berichtete 1845 im Jahrb. VII S. 87, dass dort 4 Säulen von 7 bis 9 Fuss Länge lägen, die 3 parallel liegenden seien nach Noeggerath von Syenit, das vierte kürzere aber dickere Stück bestehe aus weissem Marmor, der von Auerbach an der Bergstrasse herrühre. Simrock sagt in seinem „Rheinland" 2. Aufl. S. 300: „Wo vor Enkirch die Odenwälder Syenitsäulenschäfte des Römertempels zerschlagen am Ufer liegen, sieht man an der Kuppe des Trabener Berges noch Trümmer der Festung Montroyal." Vier Säulen von hier, die 5 Fuss hoch und $2^1/_2$ Fuss im Durchmesser dick sind, tragen jetzt das Kellergewölbe im Hause des Herrn Hüsgen in Trarbach. Im Jahre 1879 lag nur noch jener Säulenrest aus weissem Marmor im Wiesenboden. Es sollen demnächst für das Provinzial-Museum in Bonn daselbst Ausgrabungen vorgenommen werden. Schaaffhausen.

3. Römischer Bergbau bei Kruft. In der Nähe von Kruft, dessen ganze Umgebung von Höhlungen unter der Oberfläche des Bodens durchzogen ist, die dem Orte wohl den Namen gegeben haben und von den Stollen eines alten Bergbaues auf Tuffstein herrühren, sind in letzter Zeit auf der Besitzung des Herrn Julius Rensch wieder solche unterirdische Gänge freigelegt worden, die durch eine zwischen ihnen angelegte Strasse leicht zugänglich, aber in ihrer weiteren Verbreitung noch verschüttet sind. Die daselbst gefundenen Thonscherben und Werkzeuge aus Eisen stellen das römische Alter ausser Zweifel. Auch ist die Verwendung dieses Tuffes zu Särgen und Votivsteinen bekannt. Die Stollen sind 8 bis 9 Fuss hoch und etwa 12 Fuss breit, man hat zur Sicherheit Pfeiler aus lose geschichteten Steinen bis zur Decke aufgebaut und zwischen denselben einen schmalen Gang gelassen. Die Wände zeigen die Arbeit eines Spitzhammers. Die Decke wird von einer Schicht sogenannter Tauchasche gebildet, die eine gewisse Härte hat und etwa 8 Zoll dick ist. Die Höhe der Stollen entspricht der Mächtigkeit des brauchbaren Tuffes, der in den tieferen Lagen mürbe ist. Man sieht bei Kruft grosse Strecken, die etwa 15 Fuss tiefer liegen als die angrenzenden Felder, es sind solche, wo die Reste der alten Bergstollen gänzlich weggebrochen und das Feld wieder geebnet worden ist. Beim Bau der Eisenbahn wurde an mehreren Stellen in der Richtung der Baulinie der Boden so durchklüftet gefunden, dass kostspielige Arbeiten zur Fundamentirung der Bahn nöthig wurden, die Kosten derselben beliefen sich auf c. 43,000 Mk. Auch damals wurden römische Alterthümer gefunden, auch Münzen, darunter ein Magnentius; von Interesse waren 2 eiserne

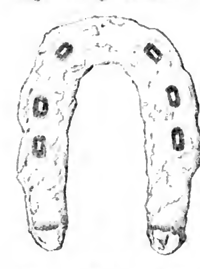
Werkzeuge, eine 1 Fuss lange Haue, die in der Form einem Gartenmesser mit gekrümmter Spitze glich und ein Pickel, an dessen stumpfem Ende sich als Marke ein Neptunsdreizack befand. Man sah an den Wänden der Gänge noch den Russ der Lampen und die Nägel steckten noch darin, an denen die Lampen hingen. Eine Treppe von etwa 20 steinernen Stufen war erhalten, die aus den Stollen an die Oberfläche führte. Herr Ingenieur de Witt, dem ich diese Mittheilung verdanke, leitete als Baumeister dieser Bahnstrecke die Arbeiten und wird über diese Funde einen Bericht für die Jahrbücher abfassen. Ueber die in der Tuffsteingrube des Herrn Jacob Meurin in Kretz gefundenen römischen Alterthümer wurde 1869 und 1871 in den Jahrb. XLVII S. 199 und L S. 193 berichtet. Nicht erwähnt ist die Auffindung eines Brunnens, der von der Sohle eines Stollens 44 Fuss Tiefe und einen Durchmesser von 1 Meter hatte. Eine einhenkelige kupferne Kanne wurde darin gefunden, die wohl zum Hinaufziehen des Wassers diente. Im September 1883 wurden hier 12 Meter von der Actienstrasse, in 3 Meter Tiefe in einem Stollen 4 kleine Hufeisen und ein eisernes Beil von gestreckter Form gefunden, die Herr Meurin der Vereins - Sammlung zum Geschenk gemacht hat. Schaaffhausen.

4. Ein römisches Hufeisen in der Lava bei Kruft gefunden. Auf eine Anzeige des Herrn Fussbahn, dass in einem Krotzenbruche an den Wanneköpfen bei Ochtendung durch Herrn Ph. Münch daselbst ein Hufeisen in der Tiefe des Berges ca. 50 Fuss unter der Oberfläche gefunden worden und damit ein weiterer Beweis für die Existenz des Menschen und einer schon vorgeschrittenen Cultur desselben zur Zeit der vulkanischen Eruptionen in der Rheingegend erbracht sei, begab sich der Unterzeichnete am 16. März in Begleitung des Herrn Professor Klein an Ort und Stelle zur Prüfung dieser auffallenden Mittheilung. Herr Ph. Münch führte uns in den ihm gehörigen und $^1/_4$ Stunde von Ochtendung im Innern eines der Wannenköpfe gelegenen Krotzensteinbruch. Das Hufeisen war nahe der Sohle des Bruches Anfang Februar dieses Jahres gefunden. Die Fundstelle lag 2 Meter vor der jetzigen, etwa 40 Fuss hohen Lavawand und war von etwa 50 Fuss Lava überragt. Vor 2 Jahren stand die Vorderseite des Bruches noch 16 Schritte vor dem jetzigen Bruche, so viel war seitdem weggebrochen. Das ganze Innere des Berges besteht aus einem dichten Conglomerate kleiner poröser schwärzlicher Lavastückchen verschiedener Grösse, in dem grössere, 4 bis 5 Fuss lange und 8 bis 10 Zoll hohe Bänke einer dichteren grauen Lava eingebettet sind, diese Stücke sind mit röthlicher sehr poröser Lava umrindet. Dieselbe Struktur zeigt sich in anderen Brüchen des Berges sowie auch in dem Bruche des Herrn Jacob Meurin im Weinberg bei Nickenich, nur dass hier auch grosse runde Lavabomben in dem Conglomerate eingeschlossen liegen. Es ist nicht an-

zunehmen, dass das Hufeisen von der Oberfläche des Berges sollte durch einen Spalt so tief hinabgefallen sein, es lag in das dichte Gemenge der kleinen Lavastücke eingebettet, und Lavakörner sind mit dem Eisenoxyd der Oberfläche des Hufeisens fest zusammengekittet. Die 40 Fuss hoch aufstehende Lavawand zeigt nicht die Spur eines Spaltes oder eines Risses. Wohl findet sich in etwa 80 Schritt Entfernung an einer gegenüberliegenden Wand des Steinbruches ein von oben herabgehender Spalt, der aber so unregelmässig verläuft und stellenweise mit Lavaschutt wieder gefüllt ist, dass ein Herabfallen eines Gegenstandes durch denselben nicht denkbar ist. Wiewohl die Lavawand gerade über der Fundstelle des Hufeisens verschwunden ist, so versichern doch die Grubenbesitzer Münch und Ohligschläger, dass die Lavawand an dieser Stelle so dicht gewesen sei, wie die jetzt dort anstehende. Diese vulkanische Masse wird allerdings wie die Lavaströme im Anfang stark zerklüftet und von tiefgehenden Spalten durchsetzt gewesen sein, so dass wohl ein Gegenstand von der Oberfläche hinunterfallen konnte. Diese Spalten werden sich aber durch die in dem bröcklichen, meist aus kleinen Lapilli bestehenden Gesteine niedergehenden Gewässer im Laufe der Zeit wieder ausgefüllt haben. Auch ist nicht annehmbar, dass vielleicht ein alter, jetzt verschütteter Stollen von aussen in den Berg geführt habe und so das Hufeisen hineingelangt sein könne. In keinem Krotzensteinbruch sind Spuren alten Bergbaues entdeckt worden, auch würden sich die Stollen erhalten haben, da der in dem Bruche des Herrn Ohligschläger angelegte Tunnel die Tragkraft des Gesteines beweist. Wohl aber ist es denkbar, dass vor langer Zeit an der Aussenseite des Berges ein Bruch sich befand, vielleicht zur leichtern Gewinnung der zwischen den Krotzensteinen liegenden Bänke festerer Lava und dass solche Brüche durch Nachstürzen des höher liegenden Gesteins so vollständig verschüttet worden sind, dass Gegenstände, die ursprünglich vor dem Berge lagen, in sein Inneres gelangen konnten. Die Fundstelle des von dem Arbeiter Jacob Zänk mit der Spitzhacke aus dem festen Berge herausgegrabenen Hufeisens liegt ca. 25 m vom äusseren Fusse des Berges entfernt. Eine Benutzung des Krotzensteines selbst in römischer Zeit ist nirgends beobachtet, während die der Niedermendiger Lava ausser Zweifel ist. Das kleine Hufeisen ist auch nach dem Urtheile eines Hufschmiedes für das eines Maulthieres zu halten. Es sind solche wiederholt in unserer Gegend in der Nähe römischer Alterthümer aufgefunden worden, so in einem Schacht der Tuffsteingrube des Herrn Meurin bei Kretz, auf der Bergfläche vor dem Kupferwerke Virneburg bei Rheinbreitbach, bei Wassenach 5 Fuss tief in einem auf altem Torfe liegenden Wiesenboden. Unter denen auf der Saalburg gefundenen und im Homburger Museum aufgestellten Alterthümern befindet sich ein Stempel der XXII. Legion mit einem Hufeisen von elliptischer Form mit viereckigen Löchern für die Nägel. Das Hufeisen von Ochtendung trägt indessen keine

Merkmale an sich, aus denen man auf eine Einwirkung der glühenden vulkanischen Lava schliessen könnte. Die Oberfläche ist fast ganz oxydirt und mit dem Eisenoxydhydrat sind Lavabröckchen verkittet, was sich durch die Feuchtigkeit des Gesteins allein erklärt, an einigen Stellen ist das scharfkantige Eisen ganz metallisch geblieben. Die Hitze der feurigen Lava des Vesuvs ist so gering, wie ich selbst beobachtet habe, dass nicht einmal ein in dieselbe eingedrückter Silberthaler an den Rändern abschmilzt. Ich habe Herrn Dr. Gurlt das Hufeisen vorgelegt. Derselbe machte darauf aufmerksam, dass an einer Stelle des Randes der lamellöse Bau des Eisens die unvollkommene Herstellung desselben durch Schmieden der rohen Luppen beweise, die einzelnen Theile des Eisens seien nicht vollkommen zusammengeschweisst. Doch zeichne das Eisen sich durch ziemliche Härte aus, auch seien Stückchen Lava daran festgekittet, was durch deren grössere Härte sich erkennen lasse. Vielleicht hätten sie sich in das weich gewordene Eisen eingedrückt, aber das Eisenoxyd allein könne den festen Kitt zwischen Lava und Eisen hervorgebracht haben. Die Geologen sind nicht geneigt, zuzugeben, dass in so später Zeit noch glühende Lavamassen aus dem Innern der Erde sollen emporgestiegen sein, welche die Gegenstände des römischen Alterthums, die auf der Oberfläche lagen, umhüllt und in sich eingeschlossen haben könnten. Die Funde der vorgeschichtlichen Ansiedelung in Andernach liegen über der Lava und unter dem Bimsstein, sie gehören der postglacialen Zeit an. Wenn ein römisches oder gallisches Hufeisen sich in einer Lava eingeschlossen findet, so müsste diese viel jünger sein als der Bimsstein. Wenn man die spätere Einmengung eines eisernen Geräthes in ein Krotzensteingerölle auch zugeben will, so ist damit nicht der Fall erklärt, wo ein solches nicht zwischen den Krotzensteinen, sondern innerhalb eines solchen gefunden worden ist. So verhält es sich mit dem schon im Jahre 1852 in einem Krotzensteinbruche am Plaidter Hummerich gefundenen Eisennagel, über den ich in der General-Versammlung vom 26. Mai 1874 in Andernach berichtet habe. Seit jener Zeit war ich eifrig bemüht, von ähnlichen Funden Kenntniss zu erhalten. Es wurde mir auch über solche Mittheilung gemacht, doch waren sie der wissenschaftlichen Prüfung und Untersuchung nicht mehr zugänglich. Ich kann für die Wahrheit derselben nicht einstehen und führe sie an, wie mir darüber berichtigt worden ist. Im Jahre 1854 wurde nach Aussage des Herrn Rud. Esser in Andernach in einem Lavabruche am Carmelenberg in 40 Fuss Tiefe ein Hufeisen gefunden, welches aus dem Besitze des Herrn Kalt in Saffig in das Eigenthum des Herrn Baumeisters Bormann, damals in Coblenz, übergegangen ist. In den 60er Jahren wurde in einem Bruche zu Eich bei Andernach von dem Steinbrecher Andreas Johannes in einem Krotzenstein von 4 Fuss Länge und 3 Fuss Breite beim Zerschlagen in der Mitte ein grosser etwa 5 Zoll langer eiserner Nagel mit dickem

Kopfe gefunden. Er stak fest in der Lava und musste mit dem Meissel herausgehauen werden. Ich selbst sprach 1872 mit der Wittwe des Johannes, sie erinnerte sich des Fndes, wusste aber nicht, wohin der Nagel gekommen sei. Im Jahre 1872 brachte mir der Steinbrecher Becker einen eisernen Nagel mit achteckigem dickem Kopfe, der im Lavabruche bei Alkerhof, nordwestlich von Andernach, 10 Fuss tief zwischen Blöcken des Krotzensteins gefunden war. Auch im Jahre 1880 soll ein Schreiner in Eich einen Eisennagel mitten im Krotzenstein gefunden haben, der zu einem Spülstein verarbeitet wurde, er sei 6 Zoll lang gewesen, die Kinder hätten ihn verschleudert. Solche Funde werden sich wiederholen und es ist zu wünschen, dass sie sofort zur Anzeige gebracht werden, weil an die sorgfältige Prüfung derselben sich die wichtigsten Folgerungen knüpfen.



Das Hufeisen von Ochtendung ist 110 mm lang, 85 mm breit und 6 mm dick, es ist in nebenstehendem Bilde in halber Grösse dargestellt.

Zur Bestimmung des Alters gewisser Lavaströme dieser Gegend ist die von Herrn Geh.-Rath v. Dechen in der Sitzung der Niederrh. Gesellsch. vom 6. Februar 1862 mitgetheilte Beobachtung wichtig. Bei Saffig wurden beim Abteufen eines Brunnens unter 8 Fuss Dammerde, 4 Fuss Bimsstein, 30 Fuss Löss oder kalkhaltigem Mörtel und unter 8 Fuss basaltischer Lava Zähne und ein Stück des Unterkiefers vom Pferde gefunden. Dieselben gehören dem Equus fossilis an, dessen Reste im Diluviallehm der Rheingegend so gewöhnlich sind.

Reichen die letzten vulkanischen Ereignisse in unserem Rheinland auch in eine viel jüngere Zeit, als bisher angenommen worden ist, so steht es doch durch andere Untersuchungen fest, dass die vulkanische Thätigkeit bereits in der Tertiärepoche begonnen hat, denn in den Tuffen von Manderscheid in der Eifel wie in denen von Plaidt sind die Abdrücke tertiärer Pflanzen gefunden worden; vgl. Bericht über die Generalvers. des naturhistorischen Vereins in Siegen, 1862 S. 64. Schaaffhausen.

5. Troisdorf. Im Frühjahr 1884 wurde beim Ausbaggern des sog. Leienweihers in den Troisdorfer Waldungen, am Fusse des Fliegenberges, der Boden eines praehistorischen Topfes gefunden. Derselbe besteht aus gebranntem oder besser gebackenem Thon, mit beigemischten ziemlich zahlreichen, meist milchweissen Quarzstückchen bis zur Erbsengrösse. Der Thon ist beim Brennen aussen röthlichgrau, im Innern der

Wandungen schwärzlich geworden. Die Form des Bodens ist etwa die eines Blumentopfes, unten kreisrund und dann in einem scharfen Winkel nach oben sich verbreiternd; auf allen Seiten ist derselbe sorgfältig geglättet. Die Unterseite ist flach, das Innere rundlich ausgehöhlt. Die Dimensionen sind: Durchmesser der Basis 11 cm, Dicke der Wandungen $1\frac{1}{2}$ cm, Höhe der Wandungsreste 5 cm, Durchmesser oben 14 cm. Da ein ähnlicher Fund, so weit mir bekannt, in den Rheinlanden bisher nicht gemacht worden ist, so schien seine Erwähnung an dieser Stelle von Interesse.

Einige hundert Schritt von dem Leienweiher, am Fliegenberg selbst, hat sich ein germanischer Grabhügel in der Art der Altenrather Gräber gefunden, der nur eine Urne enthielt, von schlankerer Form, als die Altenrather. Die Zusammensetzung des Thons ist dabei nicht die des besprochenen Stückes, sondern die der gewöhnlichen germanischen Graburnen.

H. Finkelnburg.

6. Das Alterthümer-Museum in Wiesbaden. Aus dem Jahresbericht des Conservators Herrn Oberst von Cohausen sei hier das Folgende mitgetheilt. In Heddernheim wurden zwei Töpferöfen und ein dem Jupiter geweihter Altar ausgegraben mit der Inschrift:

I O M
I V N O N I
L V C I V S
V A L E N S
V S L L M

Unter der Günthersburg bei Frankfurt und in den Kelleräckern bei Bergen wurden durch den Frankfurter Museumsverein und durch Private römische Bauwerke blossgelegt. In der Saalburg wurden Sandalen und andere Anticaglien gefunden. Ein Fund römischer Silbermünzen von der Hammermühle, die jüngste von Antoninus pius, wurde grösstentheils erworben. Der Conservator beklagt die Entführung von Alterthümern aus dem Rheingebiet durch die Andernacher, Emser und Bopparder Händler. Bei Besichtigung des Schlosses Montabaur wurden mehrere Bilder aus kurfürstlicher Zeit der Restauration werth gefunden, sie sollen zum Theil in das Museum, zum Theil in die dortige Schlosskapelle kommen. Die begonnene Canalisation des Mains zwischen Frankfurt und Mainz hat verschiedene Funde neuerer Zeit zu Tage gefördert, aber auch den Schädel eines Bos primigenius und den Unterkiefer eines Torfschweines. In den Schlackenhalden bei Strassebersbach haben sich Thongefässe, Werkzeuge und ungare Eisenstücke gefunden, die auf die Carolingerzeit deuten. Auf dem Eichelberg bei Holzhausen im Kreise Biedenkopf wurden 3 nur aus aufgeworfenen Steinen bestehende Grabhügel untersucht, aber nicht einmal Kohle oder Thonscherben gefunden. Im Amte Herborn bei Erdbach wurden 2 Höhlen, die grosse

und kleine Steinkammer untersucht, der nächste Band der Annalen wird darüber berichten. Die zu einem formlosen Schutt- und Erdhügel zusammengesunkene Burg Dernbach im Wiesenthal der Aar wurde untersucht, sowie eine Stelle bei Burg, wo früher ein fränkisches Grab gefunden wurde. Vom Schlackenwall von St. Medard bei Meisenheim, den von Cohausen besucht hat, vgl. Anthrop. Correspbl. Mai 1884, wurden lehrreiche Stücke mitgebracht. Bemerkenswerth sind die Anfangs November bei Heddernheim gemachten Funde. In der Nähe der erwähnten Töpferöfen stiess man auf einen über 9 m tiefen Brunnen. Es wurden in demselben der Kopf und der Torso eines Jupiter gefunden und in grösserer Tiefe ein viereckiger 1,04 m hoher, 47 zu 48 breiter Sandstein, auf dessen 3 Seiten sich die Bilder des Hercules, der Minerva und Juno befanden. Die vordere hat eine elfzeilige Inschrift [1]). Wir erfahren daraus, dass ausser einem Decurio der taunensischen Civitas zur Zeit der Errichtung des Monumentes die Consuln Sabinus und Venustus fungierten, die nach Klein, Fasti consulares in das Jahr 240 n. Chr. zu setzen sind. Auf diesen Stein passt ein 42 cm hoher und 70 zu 78 breiter Aufsatz und auf diesen ein sechsseitiges Postament von 50 cm Durchmesser, welches auf seinen 6 Seiten gleichfalls Reliefs von noch zu deutenden Figuren trägt. Darauf stand ein sechsseitiger Aufsatz mit den Inschriften Maximus Maximinus Maximina Festa Honorata Crescentina. Ferner wurden 3 Säulen, eine 65 cm hohe Statuette eines Reiters, 2 Brustbilder Sol und Luna und ein kleiner I. O. M. geweihter Altar gefunden.

Aus dem Rheinischen Kurier, 14. Dez. 1884. III.

7. Notiz über fränkische und römische Bauten. Es ist merkwürdig, dass der Verfasser des interessanten Aufsatzes über den Palast Carl's des Grossen zu Nymwegen in den Bonner Jahrbüchern LXXVII S. 88 nicht auch den „alten Thurm" in Mettlach in den Kreis seiner Untersuchung gezogen hat, obschon in dem von ihm citirten Otte, Geschichte der deutschen Baukunst S. 89. 218 und 739 ausser einer hübschen Abbildung manches von demselben zu lesen ist. Es scheint ihm auch die Monographie von Oberst von Cohausen in der Erbkam'schen Bauzeitung 1871 unbekannt geblieben zu sein. Er würde darin, ausser einem allerdings schlechteren Plan von Valkenhof, auch mehrfache Bestätigung seiner Ansichten über Treppen, Zugänge und Anderes gefunden haben.

Was aber seine über die dortigen Römerbauten ausgesprochenen Meinungen betrifft, so hat des Verfassers Irrthümer weniger er, als Krieg von Hochfelden verschuldet. Keineswegs liebten die Römer für ihre Castelle hohe, von mehreren Seiten unzugängliche Lagen. In keinem Castell befindet sich ein festes Praetorium wie eine Citadelle in einer Festung, das Praetorium ist nichts als eine nach dem Muster der bürgerlichen Woh-

1) Vgl. Correspbl. d. westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst. Jan. 1885, S. 3.

nung geordnete Anlage inmitten des Castells, nicht auf einer Ecke gelegen und ohne jegliche vertheidigungsfähige Ummauerung. Nie ist in Römercastellen weder in Deutschland, noch Frankreich, noch England der Wehrgang hinter den Zinnen auf Mauerbogen gelegen, wie an der Aurelianischen Mauer von Rom. Nie haben die Römer diesseits der Alpen so gewaltige Thürme gebaut wie den Riesenthurm, am wenigsten oblonge, oder gar solche, die als Thore dienten. Dieser Thurm, sowie das als Praetorium bezeichnete Viereck kann nur eine hohenstaufische Burg sein oder zu ihr gehören. Im Mittelalter nannte man auch die Zinnenöffnungen Fenster, die zwischen ihnen stehenden Mauern Windberge. Man benutzte die Fenster wie die Zinnenöffnungen zur Vertheidigung und versah beide mit Fallladen. Die fraglichen, später zugemauerten Fenster können nicht einst römische Zinnen gewesen sein. Max Heckmann.

8. Numismatisches. In einer brieflichen Mittheilung des Herrn Prof. Dr. A. von Sallet, Berlin, erwähnt derselbe auch den von uns im 78. Hefte S. 139 gebrachten Aufsatz über die Statuette Karl's d. Gr. von Herrn Prof. aus'm Weerth. Nachdem A. v. S. dem Aufsatze im Allgemeinen volle Anerkennung gezollt, kommt er in Bezug auf die numismatischen Erörterungen theilweise zu anderen Resultaten, als E. a. W. Er schreibt: „Die meisten oder wohl alle Denare Karl's d. Gr., auch der von H. a. W. citirte unseres (des Berliner) Museums, welche ein Portrait haben, zeigen den König schnurrbärtig, genau wie die Statuette. Einzelne von guter Arbeit zeigen sogar in Ausdruck und Proportion eine ganz schlagende Uebereinstimmung mit der Statuette, so namentlich ein Exemplar in Herrn Dannenberg's Besitz, welches dieser in einer der letzten Sitzungen der numismatischen Gesellschaft besprochen. Auch alle besser gearbeiteten Denare Ludwig's des Frommen tragen den Schnurrbart. Die Ansicht, jene Portraitdenare der ersten Karolinger seien nur rohe Nachbildungen beliebiger römischer Kaiser, ist nicht haltbar, man sieht ein deutliches Streben, ein wirkliches, z. Th. gar nicht unkünstlerisches Bildniss der Herrscher zu liefern. — Die Bleibulle Karl's hat schwerlich etwas mit Münzen des Caesar zu thun, am wenigsten mit den Goldmünzen, welche so selten sind, dass der Verfertiger wohl nie eine gesehen haben wird.“ Soweit Herr v. Sallet. Dasselbe Bedenken, welches H. v. S. in Bezug auf die Goldmünzen Caesar's ausspricht, möchte ich auf die Grosserze Caesar's ausdehnen; ich habe diese Ansicht schon vor dem Druck der besagten Arbeit geltend gemacht. Das Grosserz von Augustus mit dem Kopfe Caesar's auf dem Revers, auf welches Prof. aus'm Weerth sich in der Note auf S. 149 bezieht, ist nach Cohen 2. Aufl. (J. César et Octave Nr. 3): „*frappée hors de Rome*“. Cohen kennt keine in Rom geschlagenen Erzmünzen Caesar's mit dem Kopfe. Die kupfernen Colonialmünzen hatten aber immer nur einen kleinen Bezirk, in welchem der Umlauf gestattet war; es ist also kaum denkbar, dass gerade eines dieser immer noch seltenen Stücke dem karolingischen Stempelschneider als Muster soll gedient haben; zudem kann ich auch in dem Holzschnitte auf S. 149 keine Nachahmung des meistens etwas schmalen und langgezogenen Caesarkopfes erkennen.

F. v. Vleuten.

IV. Bericht über das Winckelmanns-Fest in Bonn

am 9. Dezember 1884.

Eine grössere Zahl von Mitgliedern und Freunden des Vereins als gewöhnlich versammelte sich um 7 Uhr Abends in dem mit der Büste Winckelmann's gezierten grossen Saale des Hôtel Kley. Auch die Damen fehlten nicht. Der Vorsitzende des Vereins, Professor Schaaffhausen, eröffnete die Feier mit folgendem Vortrage:

Unsere Versammlung gilt wie alljährig dem ehrenvollen Gedächtniss an Winckelmann, den berühmten Erklärer der Kunst des klassischen Alterthums. Es liegt bei dieser Gelegenheit nahe, einen Blick auf die Alterthumswissenschaft der Gegenwart zu werfen, die ihr Gebiet und ihre Methode erweitert hat. Was unsere Zeit in der letzteren Beziehung kennzeichnet, ist das Zusammenwirken der verschiedensten menschlichen Kenntnisse bei Lösung einer wissenschaftlichen Frage. Bei vielen archäologischen Untersuchungen wird heute die Naturwissenschaft, zumal die Anthropologie, die Chemie, das Mikroskop zu Rathe gezogen. Jedes Jahr beschenkt uns mit neuen Schätzen der alten Kunst, aber auch die Forscher mehren sich, die sich mit ihrer Erklärung beschäftigen und neue und überraschende Ansichten machen sich geltend, auch solche, die mit unseren gewohnten Anschauungen in Widerspruch gerathen und das in Frage stellen, was wir für ausgemacht gehalten haben. Niemand wird widersprechen, wenn Winckelmann sagt, der höchste Vorwurf der Kunst für den denkenden Menschen ist der Mensch, oder wenn Lessing behauptet, dass die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst bei den Griechen gewesen sei. Aber was ist Schönheit? Ist sie eine Erfindung des Künstlers oder ist sie der Natur abgesehen? Wiewohl die Alten, Aegypter und Griechen, nach bestimmten Modellen, nach einer vorgeschriebenen Norm die menschliche Körpergestalt darstellten, so hat doch Winckelmann Recht, wenn er sagt, „die Schönheit fällt nicht unter Zahl und Maass."

Die Symmetrie ist zwar eine Bedingung für das vollkommen Schöne, aber der entsprechende Ausdruck muss hinzukommen, um das Kunstwerk zu schaffen. Sehr fein ist die Bemerkung Winckelmann's, dass die Linie, die das Schöne beschreibt, elliptisch ist, sie verändert

in allen Punkten ihre Richtung. Sogar im Umriss der Gefässe der Alten wurde sie angewendet. Winckelmann behauptet, in der Natur ebenso schöne Gesichter gefunden zu haben, wie die, welche als höchste Muster in der Kunst gelten und Quetelet weist auf die Uebereinstimmung in den Maassen der griechischen Statuen mit den Verhältnissen der heute lebenden Menschen hin. Der Künstler kann in der That nichts Schöneres erfinden, als was in seltenen Beispielen die Natur bietet, aber die Kunst übertrifft darin die Natur, dass sie alles Schöne ververeinigt, was sich in der Natur meist nur vereinzelt findet. Die ideale Schönheit entsteht durch Vereinigung der schönsten Theile zu einem Ganzen. So wird von Phidias erzählt, dass er von 20 Modellen das Schönste herausgesucht habe. Von Zeuxis berichtet Plinius, dass er um eine Helena zu malen, fünf schöne Jungfrauen seiner Stadt ausgewählt habe. Wenn Bernini dies für ungereimt hält, weil ein jeder bestimmte Theil sich zu keinem andern Körper reime als zu dem, dem er eigen ist, so mag dies für die gewöhnliche und individuelle Bildung wahr sein, aber zum vollkommen Schönen passt Alles, was schön ist. Raphael schrieb an Castiglione: Ich muss viele Frauen gesehen haben, die schön sind, daraus bildet sich dann in mir das Bild einer einzigen. Wenn er, als er die Galathea malte, schrieb: Da die Schönheiten so selten sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee in meiner Einbildungskraft und wenn Cicero in ganz ähnlicher Weise in seiner Schrift de oratore von Phidias sagt: als er den Jupiter oder die Minerva machte, fand er nicht irgend einen Menschen, von dem er die ähnlichen Züge nachbildete, sondern in seinem Geiste schuf er das Bild der hohen Schönheit, das seine künstlerische Hand leitete, so widerspricht dem nicht, dass diese Idee sich aus den Bildern des Schönen in der Natur zusammensetzte. Das Ideale in der griechischen Kunst ist aber kein allgemein menschliches, es behält den Typus des griechischen Volkes. Der Anthropologe Nicolucci hat nachgewiesen, dass die Schädelbildung der in Pompeji Verschütteten den Köpfen auf den dortigen Malereien gleichen und dass die Modelle der griechischen Künstler sich noch dort in der lebenden Bevölkerung der Gegend finden. Mit Recht behauptet er, dass die Künstler aller Zeiten sich ihre Ideale aus dem Volke genommen haben, in dem sie lebten. Das zeigen auch die spanischen, die niederländischen und holländischen Maler. Das griechische Profil, bei dem Stirn und Nase eine beinahe gerade Linie bilden, ist, wie schon Winckelmann erkannte, nur eine weibliche Bildung, die eine allgemeine Schönheitsregel nicht sein kann.

Die Griechen, welche wie kein anderes Volk auf harmonische Ausbildung des Menschen bedacht waren und in ihren Gymnasien dem Auge des Künstlers die schönsten Modelle darboten, waren Meister in der Darstellung der schönen Form. Es ergänzen sich die beiden Arten der bildenden Kunst darin, dass die Skulptur nur die schöne Körperform ohne den Reiz der Farbe und die Malerei ein farbiges Bild ohne Körper darstellt. So sind sie beide Abstraktionen von der Wirklichkeit und das erhöht ihre ideale Wirkung.

Die gemalte Wachsfigur macht uns keinen künstlerischen Eindruck, sie steht der Wirklichkeit so nahe, dass sie uns erschreckt, weil ihr die Bewegung fehlt, sie hat den täuschenden Schein des Lebens, aber sie lebt nicht. Recht auffallend erscheint uns die neuerdings in allem Ernste aufgestellte Ansicht, die Griechen hätten ihre Marmorwerke mit Farben bemalt, und wir sollten es wieder thun. Dass wir die weissen Marmorbilder schön finden und dass ein Raphael und Michelangelo ebenso dachten, das soll sich nur aus der Gewohnheit erklären, aus dem Vorurtheil, das sich daran knüpfte, dass die antiken Statuen, als man sie auffand, farblos waren. Die spärlichen Farbenreste, die man gefunden, beweisen doch nur, dass man einzelne Theile der Skulpturwerke gemalt hat. Dass man Schnitzwerke in Holz und in Thon gebrannte Figuren gemalt hat, ist begreiflich, dass man aber den fleckenlosen Parischen Marmor mit Farbe bedeckt haben soll, ist gar nicht annehmbar. Weiss doch der Bildhauer die durchscheinende Oberfläche des edlen Marmors zu schätzen, die ihn von dem kalten Gypse unterscheidet. Neuerdings hat man wiederholt Farbespuren an Marmorwerken entdeckt. Daraus aber auf einen allgemeinen Gebrauch zu schliessen, ist nicht gestattet. Und wenn es einmal bewiesen werden könnte, dass die Alten ihre Marmorstatuen gemalt hätten, so würde die Kunstarbeit im weissen Marmor, die nur den Formensinn befriedigt, doch ihre Berechtigung haben und als ein Fortschritt der neueren Zeit in der Darstellung des Idealen betrachtet werden müssen. Dass Phidias den Zeus und die Minerva aus Gold und Elfenbein fertigte, ist doch etwas Anderes, als ein farbiges Bemalen der Marmorstatuen! Nach einer Stelle des Plinius[1]) wird man nur eine Behandlung des Marmors mit Lasurfarbe oder einem Firniss zugeben dürfen und es ist durchaus nicht wahrscheinlich, dass diese allgemein in Anwendung kam. Schon Winckelmann führt eine bemalte Diana an.

Professor R. Kekulé hielt hierauf einen Vortrag über die Kunst

1) Vergl. Jahrb. LXXVIII S. 212.

des Praxiteles. Er begann mit dem, was sich aus den Nachrichten der alten Schriftsteller und aus Inschriften über die Persönlichkeit, die Familie und über die Werke des Künstlers feststellen lässt. Winckelmann liess mit Praxiteles den zweiten und anmuthigen Stil der griechischen Kunst beginnen; er suchte sich den Unterschied zwischen Phidias und Praxiteles durch den Unterschied von Raphael, Andrea del Sarto und Lionardo auf der einen, von Correggio, Guido und Albano, den „Vätern der Grazie“ auf der anderen Seite klar zu machen. Der Redner wies darauf hin, dass, während gegen 50 Werke des Praxiteles erwähnt werden, wir nur von 7 eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung haben. Die wichtigste Grundlage unserer Kenntniss ist das einzige noch vorhandene Original: der in Olympia gefundene Hermes, dessen Kunstwerth der Redner ausführlich schilderte. Im Uebrigen sind wir auf Copieen, Nachbildungen, Umbildungen, Reminiscenzen angewiesen. Dabei kamen zur Besprechung der Apollo Sauroktonos, die knidische Venus, der ausruhende und der eingiessende Satyr, die Gewandknüpfende Artemis und der Eros von Parion. Von allen diesen Werken waren Gypsabgüsse, Photographieen und Abbildungen aufgestellt, um den Zuhörern die Anschauung zu erleichtern.

Prof. Klein lenkte zuletzt die Aufmerksamkeit der Versammlung auf zwei im Laufe des vorigen Jahres in der Nähe von Köln aufgefundene Thonwaarenfabriken, von deren Erzeugnissen eine grössere Zahl von Fundstücken, die das Provinzial-Museum erworben hat, zur Ansicht ausgelegt waren. Die hieran sich knüpfende ausführliche Erörterung ist in dem Aufsatze dieses Jahrbuchs: „Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn“ enthalten.

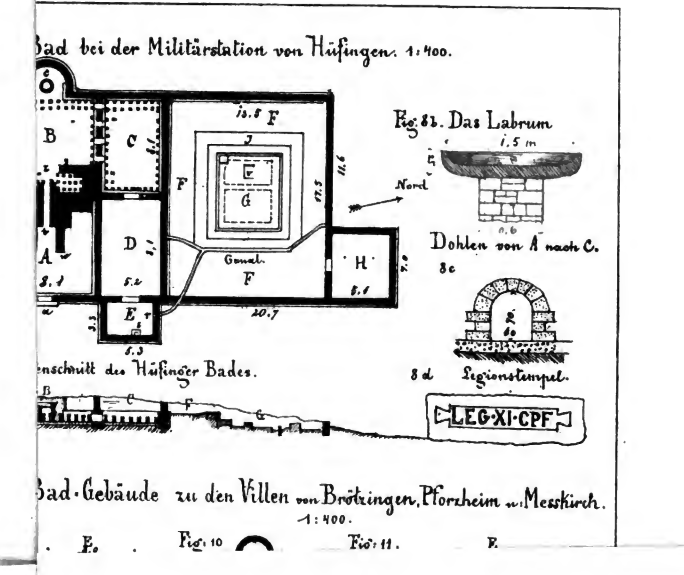
Ausserdem war eine Reihe von Zeichnungen und Photographieen der neuesten Funde in Neumagen an der Mosel aufgelegt, die Herr Direktor Dr. Hettner für diesen Zweck freundlichst überlassen hatte.

Das der Versammlung folgende Festessen war zahlreich besucht. Es wurde bei dieser Gelegenheit von den anwesenden Mitgliedern dem Vorstande des Vereins in erfreulicher Weise die Anerkennung für seine Thätigkeit ausgesprochen. Der Vorstand selbst sprach die dringende Bitte aus, dass ihn die Mitglieder in seinem Bemühen, den Wirkungskreis des Vereins stets weiter auszubreiten, nach Kräften unterstützen möchten.

Der Vorstand.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Tafel II.



Bad bei der Militärstation von Hüfingen. 1:400.
Fig. 8b. Das Labrum
1.5 m
Nord
Dohlen von A nach C.
8c
Canal
20.7
nschnitt des Hüfinger Bades.
8d
Legionstempel.
LEG·XI·CPF
Bad-Gebäude zu den Villen von Brötzingen, Pforzheim u. Messkirch.
1:400.
Fig. 10
Fig. 11.



Der Onyx von St. Castor

in Coblenz,

nach dem Stiche von Neubauer.



In Paris gefertigte Photographie

des Onyx von St. Castor.

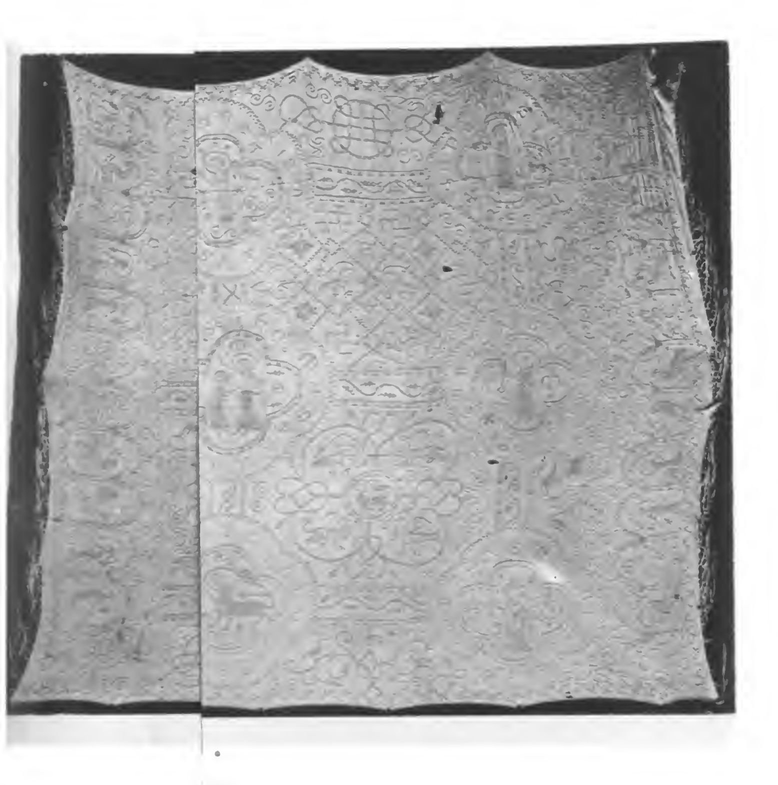


d.

c.

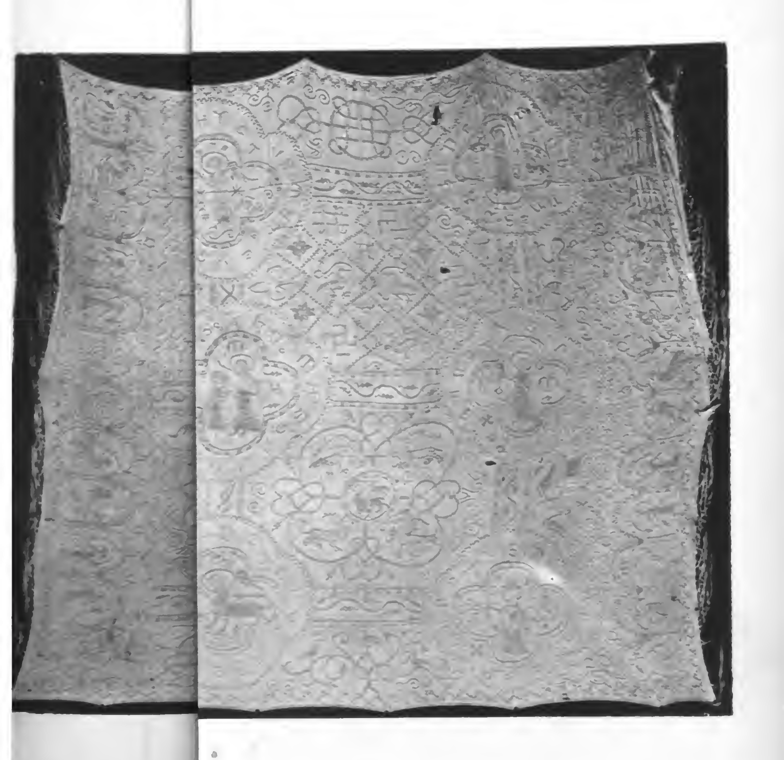
b.

a.



ın.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.



nn.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

